











Allgemeine  
**Missions-Zeitschrift.**

Monatshefte

für

geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

**D. Buchner,**

Missionsdirektor in Berthelsdorf

und

**D. R. Grundemann,**

Pastor in Mörz bei Belzig

herausgegeben

von

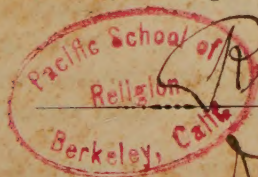
**D. Gustav Warneck,**

Professor in Halle a. S., Gürtchenstrasse 20.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.

Matth. 24, 14.

Neunundzwanzigster Band.



*Rudolf Steiner*  
*Don'taishwan am.*

Berlin 1902.

Verlag von Martin Warneck.

Abtheilung

# Missions-Zeitschrift.

Monatshefte

174

Geschichte und geographische Missionen

v. 29

1902

H. R. Grundmann

und

H. R. Grundmann

O. Guellin Witten

Missionen und Missionen

Missionen

Missionen und Missionen



# Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

In der modernen Mission, welche ihr Ziel in der Christianisierung (χρηματίζουσαι Χριστιανοὺς act. 11, 26) oder wie es andere fassen, in der Evangelisierung aller Völker der Erde hat (εὐαγγελίζεσθαι τὸν κύριον Ἰησοῦν act. 11, 20), ist der Kirche eine Lebensbethätigung und Kraftentfaltung erwachsen, die in dem Masse ihrer Anspannung ebenso wie in dem Masse ihrer Ausbreitung die Bedeutung innerkirchlicher Kämpfe, Entwicklungen und Wandlungen überragt. Ein neues, weit ausgebreitetes Arbeits- und Kampfesgebiet ist der Kirche geworden, welches, ohne dass sich die Meinungen des Tages dieses Bewusstseins bisher völlig bemächtigt haben, in verhältnismässiger Stille die höchsten und rückhaltlosesten Forderungen an den Lebensertrag, an den Lebensernst, an die Lebenshoffnung der Kirche stellt. Wie die Lebenskraft eines Volkes in einem Kampf um seine Existenz offenbar wird, so sind die Aufgaben der Mission eine bis an die Wurzel dringende Prüfung des Lebensgehalts kirchlicher Überzeugungen, aller geistlicher Erkenntnisse und jeder geistlichen Kraft. Die göttliche Leitung hat die Kirche zu einer Epoche geführt, in der sie ihren innern Bestand und ihr Wesen gefährdet und vernichtet sieht, wenn sie ihre Heilsüberzeugung nicht zu einem Zeugnis für alle Völker zu machen anhebt. Was in der Geschichte sich hie und da als Wahrheit erwiesen hat, dass ein Volk eine Stufe politischer und sozialer Entwicklung erlangt haben kann, auf der es nur durch Expansion seine Existenz zu behaupten und zu retten vermag<sup>1)</sup>, das ist die Lage der Kirche an der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Nachdem sie in der jahrhundertelangen Entwicklung ihres von Gott geschenkten Besitzes an Wahrheit und Kraft ebenso in

1) Vergl. z. B. das Argument, mit dem bei Thucydides von Alcibiades die Sicilische Expedition empfohlen wird: Thucydides Lib. VI cap. 18 νομίζατε . . . τὴν πόλιν εἰάν μὲν ἡσυχάζῃ, τρίψεσθαι τε αὐτὴν περὶ αὐτὴν ὥσπερ καὶ ἄλλο τι, καὶ πάντων τὴν ἐπιστήμην ἐγγράσσειν, ἀγωνιζομένην δὲ αἰεὶ προσλήψεσθαι τε τὴν ἐμπειρίαν καὶ τὸ ἀμύνεσθαι οὐ λόγῳ ἀλλ' ἔργῳ μᾶλλον ἐβύνηδας ἔξειν.

allseitiger und eindringender Erkenntnis als durch die Erfahrung der Praxis sich hat bewusst werden können, steht sie in Gefahr, sich an sich selbst zu zerreiben und an der Fülle ihres Reichtums, dessen sie überdrüssig wird, zu Grunde zu gehen, wenn sie nicht, mit ihrem Besitze wuchernd, ein über sie selbst hinausgehendes Ziel mit Anspannung aller ihrer Kraft zu erreichen strebt. Die göttliche Providenz hat ihr dies Ziel gestellt. Die Mission hat sich schon jetzt in dem Masse als sie mit Ernst getrieben wurde, als eine Segens- und Lebensmacht, als Korrektiv und Läuterung für die missionierende Gemeinde erwiesen. Wir dürfen hoffen, dass das weiter und in noch grösserem Umfange geschehen wird.

Es ist wohl allgemein zugestanden, dass die Theologische Wissenschaft an dieser grössten Lebensäusserung der Kirche und des in ihr waltenden Gottesgeistes nicht achtlos vorübergehen darf. Sieht die Theologie in dem Verständnis und der Beurteilung kirchlicher Lebenserfahrungen einen Teil ihrer Aufgabe, so kann sie ein Gebiet nicht ausser Betracht lassen, auf dem die Kirche ihre wesentlichsten und vielleicht folgenschwersten Erfahrungen macht. Nicht in den engen Kammern der Spekulation, nicht in dem engen Raume eines alternden Kirchenwesens, nicht in überlebten Formen, nicht in Gedankengängen, die sich in müden Zirkelbahnen bewegen oder in solchen, die mit kühnem Wagemut eine vielleicht nur illusorische Ferne und Weite suchen, liegen heute die wahrsten und wertvollsten Erfahrungen der Kirche Christi, sondern in dem Geisteskampfe mit Geistesmächten, welche in langen und immer mehr sich verdüsternden Jahrhunderten ferne Völker knechteten und sie in einer Schule nicht zum Leben, sondern zum Tode gefangen halten.

Vieles und nicht Geringes ist es, das der wissenschaftlichen Theologie die Orientierung auf diesem Gebiete und die Beurteilung und Wertung der dort hervortretenden Erscheinungen und Aufgaben erschwert. Die Berichte der Missionare sind meist nur populären Gepräges. Dinge von prinzipieller Wichtigkeit werden verschwiegen und Nebensachen hervorgehoben. Manches erscheint den Fernstehenden wie Übertreibung, obwohl Eingeweihte wissen, dass gerade die besten Berichte eher zu wenig als zu viel sagen. Mit Recht wünscht die Wissenschaft von keinem romantischen Lichte geblendet zu werden, auch wenn dies Licht einer aufrichtigen Begeisterung und Hingabe entstammt. Der nüchterne Beurteiler fühlt, dass ihm für die Erfolge



der Mission im Einzelnen und vielleicht auch im Ganzen der Massstab fehlt; die Würdigung durchaus fremdartiger und für ihn undurchschaubarer Hinderungen und Förderungen erscheint ihm unmöglich. In der That bietet die Missionsarbeit selbst dem nahen Beobachter und dem an ihr Beteiligten Rätsel auf Rätsel. Mancher gross scheinende Erfolg ist, auf das Wesen angesehen, nicht so gross, wie er scheint, dagegen giebt es unscheinbare und verborgene Erfolge, die auf der Wage der Wahrheit schwer wiegen. Das auf den verschiedensten Gebieten von verschieden gearteten Denominationen und Gesellschaften begonnene und weitergeführte Missionswerk ist für den fernen und späten Beobachter in raschem Fluge der nun erst einsetzenden wissenschaftlichen Registrierung und Kontrollierung vorausgeeilt — um Jahrzehnte, ja um mehr denn ein Jahrhundert. Wie soll das rückständig gebliebene und das sich von Jahr zu Jahr in steigender Fülle mehrende Material wissenschaftlich bewältigt werden?

Und doch ist die wissenschaftliche Behandlung der Mission ein dringendes Bedürfnis, zunächst für die Mission selbst. Sie bedarf in ihren Einzelarbeiten den Überblick über das Ganze der Arbeit. Sie bedarf der Ermutigung und Stärkung durch tiefere Erfassung des Missionsgedankens in seinem Wesen und seiner Hoffnung. Der wissenschaftlichen Rechtfertigung bedarf sie allerdings nicht, als habe sie von ihr erst ihr Recht zu erlangen, aber doch in dem Sinne, dass jede echte Lebenserscheinung sich vor dem nüchternen Denken zu legitimieren das Verlangen und die Pflicht hat. Sie bedarf auch der gerechten Kritik einer von prinzipiellen Gesichtspunkten ausgehenden Erwägung und Durchdringung ihrer Methode und ihrer Methoden. Nur die wissenschaftliche Forschung und Darstellung ist imstande, die Missionserfahrungen nach ihrer negativen und ihrer positiven Seite für die weitere Entwicklung der Mission in grösserem und umfassendem Massstabe zu werten. Die Mission bedarf des Forums der Öffentlichkeit. Vor dem Verdikt missgünstiger und verständnisloser Urtheile soll sie das sachkundige Urtheil der Wissenschaft schützen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass missionstheoretische Arbeit in grösserem Umfange nach Mass des vorhandenen Bedürfnisses je und je von den Missionsleitungen und auf den Konferenzen der Fachmänner geleistet worden ist. Aber auch das hier Vorliegende bedarf der Zusammenstellung, der Sichtung, der prinzipiellen Kritik, also der wissenschaftlichen Behandlung.

Männer wie D. Graul, D. Plath<sup>1)</sup> und namentlich D. Warneck<sup>2)</sup>, dessen Verdienst um die Fundamentierung und prinzipielle Abgrenzung der wissenschaftlichen Missionslehre nicht hoch genug angeschlagen werden kann, haben mit überzeugenden Gründen betont, dass der Missionswissenschaft im Organismus der theologischen Disziplinen Raum geschaffen werden müsse.

War doch schon Schleiermacher dieser Überzeugung. Da er in der Ethik der christlichen Religion die Kraft ihrer Einwirkung auf Andersgläubige sah, so fand er in der Behandlung der „christlichen Sitte“ die der Missionstheorie entsprechende Stelle<sup>3)</sup>. Sofern es sich aber bei der Mission um Pflanzung einer neuen Überzeugung handelt, wollte er sie, allerdings nur „bedingter Weise“, der Katechetik zuweisen<sup>4)</sup>. Der beherrschenden Stellung entsprechend, welche die Ethik in dem theologischen System Rothes einnimmt, entfällt auch hier die Behandlung der Mission in die Ethik<sup>5)</sup>. Wenn Marheineke zwischen theoretischer Theologie unterschied, die es mit einem Wissen rein um des Wissens willen, und der praktischen, welche es mit einem Wissen um des Handelns willen zu thun habe, so musste er notwendig die Mission der praktischen Theologie zuweisen, welche durch ihn ihre erste eigentliche Systematisierung erfahren hat<sup>6)</sup>. Auf diesem Wege sind ihm weitaus die meisten derjenigen Theologen gefolgt, welche die praktische Theologie prinzipiell und systematisch behandelt haben. Ich nenne nur Ehrenfeuchter<sup>7)</sup>, v. Zezschwitz<sup>8)</sup>, Ch. Harnack<sup>9)</sup>, Kleinert<sup>10)</sup>, Achelis<sup>11)</sup>.

So hat denn in der That die Mission in dem Betrieb der theologischen Wissenschaft das Heimatsrecht erlangt. Schon das formelle und prinzipielle Heimatsrecht ist von grossem Wert. Dass an der Stätte der Wissenschaft der Name der Mission mit Achtung und Verständnis genannt wird, dass den Studierenden eine wenn auch nur summarische Orientierung über die prinzipielle und faktische Bedeutung

1) Drei neue Missionsfragen (Berlin 1868) und Missionsstudien (Berlin 1870).

2) Das Studium der Mission auf der Universität (Gütersloh 1877). — Vergl. auch Evang. Missionslehre (Gotha 1897) I. Kap. 5: Stellung der Missionskunde im Ganzen der Theologie. — Das Bürgerrecht der Mission im Organismus der theologischen Wissenschaft (Berlin 1897).

3) Die christliche Sitte. Berlin 1843; 378—382. 419—433.

4) Kurze Darstellung des theologischen Studiums. Berlin 1840. S. 298.

5) Theol. Ethik. Wittenberg 1871. 2. Aufl. V, S. 1178.

6) Entwurf der Prakt. Theologie. Berlin 1837.

7) Die praktische Theologie. Göttingen 1859. S. 207.

8) System der Prakt. Theologie. Leipzig 1876. S. 153.

9) Prakt. Theologie. I. Teil. Erlangen 1877. S. 54.

10) Theol. Stud. u. Krit. 1880. S. 306: Zur Prakt. Theologie. I. Probleme der Grundlegung und des Aufbaus.

11) Lehrbuch der Praktischen Theologie II. Aufl. Leipzig 1898. II. S. 452.



der Mission nicht nur gelegentlich, sondern in systematischer Verbindung mit dem Ganzen der theologischen Wissenschaft gegeben wird, kann nicht ohne Wirkung und Segen bleiben. Aber es fragt sich, ob darin schon die wesentliche, die der Wirklichkeit und dem Wesen der Sache entsprechende Heimatsberechtigung der Missionstheorie im Organismus der theologischen Disziplinen verwirklicht ist.

Die Missionswissenschaft steht nicht nur zu der praktischen Theologie in Beziehung, mag man auch etwa mit Schleiermacher die praktische Theologie die „Krone des theologischen Studiums“ nennen, oder mag man dieser Disziplin eine so ideale und umfassende Aufgabe zuweisen, dass in ihr die Aufgabe der Mission nach ihrem ganzen Wesen mit umfasst ist, wie von Zezschwitz thut, wenn er erklärt, die praktische Theologie habe „die Theorie aufzustellen von der fortgehenden Selbstverwirklichung der Kirche in der Welt nach Massgabe der Wesensidee der Kirche und nach dem Ideale der original ersten Verwirklichung derselben in der Welt für das Ziel der vollendeten Erscheinung des Reiches Gottes.“ Sie hat eine unmittelbare und aktuelle Beziehung zu der Exegese des alten und neuen Testaments, die andersartig und viel mannigfaltiger erscheint, als das etwa bei der Homiletik und Katechetik der Fall ist. Die Missionswissenschaft ist mehr als eine Kunstlehre. Sie gewinnt dank des produktiven Lebensgebietes, mit dem sie es zu thun hat, Erkenntnisse, die auf das Verständnis der Schrift lebensvoll zurückwirken. Es giebt wichtige Fragen, in denen sie die Schrifterklärung zu fördern vermag. Die Geschichte der modernen Mission, deren wissenschaftliche Behandlung freilich erst in den ersten Anfängen steht, bietet nicht nur reichliche Handhaben für das Verständnis früherer Missionsperioden, sondern wäre auch im Stande, wenn sie die ihr gebührende Darstellung fände, die Auffassung der Kirchengeschichte überhaupt zu befruchten und den Lebensprozess der kirchlichen Entwicklung zu beleuchten. Denn das treibende Prinzip ist hier wie dort dasselbe; man vermag es in den Vorgängen der Missionsgeschichte gleichsam bei frischer Arbeit zu beobachten. Dass Dogmatik und Ethik ein Interesse daran haben, in begründeter Weise zu erfahren, ob und inwiefern sich ihre Grundgedanken im Kampfe mit den Gedankensystemen fremder Religionen bewähren, erleidet keinen Zweifel.

Wir dürfen es aussprechen, dass es kein theologisches Wissens- und Forschungsgebiet giebt, das nicht irgendwelche, durch eigenes Interesse gebotene Berührung mit Missionsfragen hätte.

Andererseits aber würde die Mission der lebendigen Beziehung zu den Problemen und Resultaten der theologischen Wissenschaft nur unter wesentlicher Schädigung ihrer selbst entraten können. Es ist keine Übertreibung, wenn wir behaupten, dass die Mission zur Vollbringung ihrer Aufgaben des geistigen Gesamtbesitzes der Theologie bedarf, ja dass die durch geistliche Forschungen und Erfahrungen von Jahrhunderten reich gewordene theologische Wissenschaft nicht reich genug ist, um alle geistigen Bedürfnisse des vielverzweigten und vor immer neue Probleme

gestellten Missionsbetriebes zu befriedigen. Selbst die einzelnen, auf einsamen verantwortungsvollen Posten stehenden Missionare werden das inne. Es giebt kein Amt in der Kirche, welches so sehr alles das in Aktion ruft, was der Träger an geistigem und theologischem Besitz zu sammeln vermochte, als das Amt eines Missionars. Nirgends werden verschuldete oder unverschuldete Schranken des Wissens und Könnens so peinlich empfunden, als in dem Bewusstsein eines Mannes, der mit ernstem Wollen den ernsten und dringenden Anforderungen eines Berufs gegenüber steht, bei dem es sich fast jeden Tag um Sein und Nichtsein der Wahrheit handelt. Die Wahrheit erleidet Angriffe, wie sie die kühnste Phantasie nicht erdenken könnte. Die Waffen dagegen müssen aus der Tiefe eines durch die Wahrheit in umfassendem Masse geschulten Geistes hervorgebracht werden.

Übersetzungsarbeiten, litterarische Thätigkeit in fremder Sprache und zu Gunsten eines für uns fremdgearteten Intellekts fordern theologische Durchbildung. Flachheit des Denkens und Wissens ist nirgends verhängnisvoller als in der Mission.

Wenn die Mission der theologischen Wissenschaft somit ohnehin verpflichtet und verbunden ist, so würde das Gefühl der Uerpflchtung noch zu einem stärkeren Dankesbewusstsein sich vertiefen, wenn es geschehen könnte, dass in der Behandlung der einzelnen Disciplinen das Interesse der Mission grössere Beachtung fände. Die Exegese und biblische Theologie, die geschichtlichen Disciplinen, die dogmatische und ethische Forschung kann der Mission noch erheblichere Dienste leisten als bisher. Indem die Wissenschaft sich den grossen Geistesfragen zu Dienst stellte, in denen sich der Fortschritt des Reiches Gottes in unsrer Zeit wesentlich vollzieht, würde sie sich selbst dienen; indem sie befruchtete, würde sie selbst befruchtet werden. Eine lebendige Wechselbeziehung zwischen Mission und Theologie würde beiden Teilen zum Segen gereichen. Für die Mission und ihre wissenschaftliche Behandlung wäre dann das volle und wirkliche Heimatsrecht in der theologischen Wissenschaft erlangt. Sie stünde, wie die übrigen Disciplinen, in einem Verhältnis des Nehmens und Gebens zu dem Ganzen der Theologie und zu deren einzelnen Gebieten.

Aber vermag wirklich die junge Missionswissenschaft, die noch auf lange hinaus das bescheidene Wort D. Warnecks in dem Vorwort seiner Missionslehre sich wird aneignen müssen und dürfen: in magnis voluisse sat est, der theologischen Gesamtforschung etwas zu bieten?



Wir haben die Frage im voraus bejaht, weniger im Hinblick auf bereits vorliegende missionstheoretische Arbeiten, auch nicht im Vertrauen auf die Weiterführung solcher Arbeiten, da wir davon überzeugt sind, dass nur ein universal begabter Geist ersten Ranges die einer völligen Lösung der missionstheoretischen Aufgaben gegenüberstehenden Schwierigkeiten zu bewältigen vermöchte, sondern im Hinblick auf das unerschöpfliche Lebensgebiet der Mission selbst, welches um seiner Fülle und geistlichen Tiefe willen zwar der menschlichen Systematisierung spottet, aber in sich selbst soviel Zeugniskraft besitzt, dass auch eine unvollkommene und stückweise Darstellung den wissenschaftlichen Wert der hier vorliegenden theologischen Momente zu erweisen vermag.

So wage ich im Folgenden näher auf die Frage einzugehen:

Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

### I.

Den Gang für meine Untersuchung sehe ich in der herkömmlichen Ordnung der theologischen Disciplinen mir vorgezeichnet.

1. D. Warneck schreibt<sup>1)</sup>: „Man wird getrost behaupten können, dass seitens der mit den biblischen Grundsprachen bekannten Missionare der Grundtext viel fleissiger benutzt wird als seitens der Majorität der heimatlichen Pastoren.“ Das ist im Allgemeinen völlig richtig. Die Missionsarbeit nötigt oft genug dazu, den genauen Wortverstand biblischer Texte mit allen verfügbaren Mitteln festzustellen. Denn im eingehenden Gespräche mit Heiden und neugewonnenen Christen zeigt es sich, dass durch ungenaue und nicht völlig sinngetreue Übersetzung dem nach der zu Grunde liegenden Wahrheit verlangenden Geiste des Lernenden und Forschenden das Verständnis eines biblischen Wortes oder Zusammenhangs völlig unmöglich gemacht wird. An die christliche Lehre von Jugend auf Gewöhnte geben sich leichter mit einer Scheinerklärung oder mit einer herkömmlichen Auskunft zufrieden, als solche, die weil ihnen alles neu ist, nach thatsächlichem Verständnis ringen. Ich habe das Evangelium Johannis in Indien zweimal lernend und lehrend gelesen, das erste mal mit einem an der Schwelle christlicher Überzeugung stehenden aber noch ungetauften jungen Gelehrten aus hoher Kaste, der als Lehrer der Mathematik an der Centralschule

---

1) Missionslehre II. S. 190. Anm. 1.

in Trankebar wirkte, das andre mal mit einem heidnischen Brahminen. Manche neue Fragestellung hat sich mir in beiden Fällen aufgedrängt und ich bin zu intensiverem Studium des Evangeliums getrieben worden, als durch das Lesen irgend eines wissenschaftlichen Kommentars<sup>1)</sup>. Es wird kaum einen ernstlich arbeitenden Missionar geben, der nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat.

Noch unbedingter wird ein eingehendes und bis an die Wurzel dringendes Schriftstudium von dem die Bibel übersetzenden Missionar gefordert. Handelt es sich um die Übertragung eines biblischen Buches in eine der weniger ausgebildeten und weniger von geistigen Motiven gestalteten Sprachen, so wird sich der Übersetzer oft mit einer notdürftigen Wiedergabe der biblischen Urkunde zufrieden geben müssen, obwohl auch hier ein hohes Mass von Versenkung in den Sinn des heiligen Originals und ein ernstes Ringen mit dem Geist der fremden Sprache, entweder mit ihrer Unzulänglichkeit und Armut, oder mit ihrer überwuchernden Üppigkeit und Wortfülle erforderlich ist. Die Übersetzung der Schrift aber in eine reich ausgebildete Kultursprache stellt noch höhere Anforderungen an den Übersetzer.

Ich habe die beiden vornehmsten tamulischen Übersetzungen der Schrift, die von dem deutschen Missionar Fabricius und die neuere jene benutzende von Dr. Bower, einem Theologen aus englischer Schule, in wesentlichen Parteen auch des alten Testaments genau studiert und mit einander verglichen und mich davon überzeugt, eine wie eindringende wissenschaftliche Arbeit hier vorliegt. Der Deutsche übertrifft den Engländer an Tiefe und Wurzelhaftigkeit der Auffassung, der Engländer den Deutschen an Gewandtheit und unmittelbarer Verständlichkeit. Eine schier unermessliche Fülle von biblisch theologischen, von dogmatischen, von psychologischen, vor allem von philologischen Erwägungen mussten angestellt werden, um diese Übersetzungen zu ermöglichen. Was gehört dazu, den Propheten Jesajas zu zwingen, zu den Tamulen tamulisch zu reden, oder paulinischen Gedankenreichtum in ganz anders geartete Denkformen umzugießen! Der westleyanische Missionar Dr. Monahan berichtet: „Vor einigen Jahren hatte ich das Glück, die tamulische Sprache unter Anleitung eines der besten tamulischen Sprachgelehrten in Madras zu studieren. Es war mir dabei unter andern die Aufgabe gestellt, die Übersetzung des Briefes an die Kolosser mit dem griechischen Grundtexte zu vergleichen. Mein Lehrer hatte eine sehr geringe Meinung von Dr. Bowers Übersetzung. Als ich ihm nun sagte, dass es für mich eine nützliche Übung sein werde, wenn ich mit seiner Hilfe den Brief an die Kolosser ganz selbständig zu übersetzen versuchte, war er ganz Feuer und Flamme für diesen Gedanken und sagte, wir würden eine Übersetzung zu Tage fördern, die zum wenigsten tamulisch

1) Vergl. Stosch: „Gottes und Marien Sohn“ S. 99.



sein würde. Mit solchen Gedanken machte er sich ans Werk. Aber als ich ihm nun in der Arbeit alle die Feinheiten des Inhalts klar zu machen suchte, die der Grundtext enthält, und welche nun in seiner Muttersprache wiedergegeben werden sollten, da hörte er bald auf, unsere tamulische Bibel herabzusetzen und ging sogar manchmal so weit, dass er zugab, die Verfasser dieser Übersetzung seien besser in der tamulischen Sprache bewandert als er selbst. Das war für diesen Mann ein grosses Zugeständnis<sup>1)</sup>.

Wenn wir fragen, ob alles dies intensive Schriftstudium, welches die Missionsaufgabe von ihren Arbeitern fordert, der theologischen Wissenschaft irgendwie zugute kommen könne, so würde eine Verneinung dieser Frage nicht befremdend sein. Alle jene ehrenhaften Männer, welche keine Mühe scheuten, die heilige Schrift ohne Fälschung in fremden Idiomen zu fremden Völkern reden zu lassen, hatten kein andres Verlangen, als diesen Völkern zu dienen. Von dem wissenschaftlichen Ertrag ihrer Arbeit dachten sie vielleicht allzu gering, weil das hochgesteckte und beinahe unerreichbar scheinende Ideal sie lebhaft die Unvollkommenheit ihrer Arbeit empfinden liess. Zum Höchsten haben sie gemeint, dass ihre Übersetzungsarbeit die Grundlage für eine sich anbahnende theologische Entwicklung und Weiterbildung innerhalb der Missionskirche ihres Arbeitsfeldes bieten werde. Aber ich glaube, dass alle, die an solchen Arbeiten entweder selbst beteiligt waren oder doch einen tieferen Einblick in die Schwierigkeiten und Erfolge solcher Arbeit gewinnen konnten, in dem Urteil übereinstimmen werden, dass die Möglichkeit der Übersetzung der Schrift in so viele und so ausserordentlich verschiedene Sprachen und ihr unleugbares, wenn auch natürlich nicht vollkommenes Gelingen ein leuchtender Beweis für den ökumenischen Charakter der Schrift sei. Wenn die Erfahrungen der Mission es zweifellos darthun, dass die heilige Schrift nach Inhalt und Form so geartet ist, dass sie in die Denk- und Sprachformen jedes Volkes, ja in dessen innerstes Empfinden sich den Weg zu bahnen vermag mit einer ihr selbst innewohnenden siegreichen Kraft, welche die fremde Sprache ebenso umgestaltet, veredelt und vergeistigt, wie das heidnische Denken und Empfinden, so ist daraus auf einen in der Schrift waltenden Geist zu schliessen, der mächtiger ist als die Geister der Menschen. Das ist in der That ein Ertrag, den die wissenschaftliche Theologie nicht übersehen darf.

Wir vergegenwärtigen uns, was dazu gehört, dass ein Buch von solcher geistigen Tiefe und so rückhaltlos wirkender Hoheit unter rohen

1) Ev. Luth. Missionsblatt 1901. Nr. 18, S. 406.

wie gebildeten Völkern zwar in verschiedenem, aber doch überall thatsächlichem Masse volkstümlich werden konnte. Es ist dadurch mehr bewiesen, als die Superiorität der Schrift über das Geistesleben der verschiedensten Völker. Eine spröde Geistesgrösse würde diesen Erfolg nicht haben. Der Geist der Schrift erweist sich als der eines väterlichen Lehrers, Erziehers und Trösters. Er lässt sich zu den verschiedensten Geistern herab, sie anziehend und abstossend. Er gewinnt ein persönliches Verhältniss zu den verschiedensten Individualitäten.

Keine menschliche Poesie hat eine so ökumenische Humanität wie die Poesie der Psalmen. Es bedarf keiner Gewalt und Kunst, um aufrichtige Gemüther unter allem Volk die Gebetssprache der Psalmen zu lehren. Die schlichten Berichte der Genesis wirken auf die Kinder eines fremden Volkes mit derselben Überzeugungskraft, wie sie unser Denken beeinflussen. Ich kenne in Indien Männer, welche auf den geheimnisvollen und düstern Gedankenpfaden des Buches Hiob das Licht suchen. Dass die Argumente des Römerbriefs für fremde, unter ganz andern Bedingungen erzogene und in ganz andern Gedankensphären lebende Denker Überzeugungskraft haben, hat sich vielfach bestätigt. Das erscheint um so wunderbarer, weil sich beobachten lässt, dass Gedankenstoff, der einer andern Eigenart des Geistes entstammt, für die in ihrem Denken verhärteten und versteinerten Hindu oder Chinesen fast völlig unzugänglich ist. Für die philosophischen Systeme des Abendlandes wird man in Indien trotz aller Bemühung und trotz der philosophischen Anlage des Volkes kein wirkliches Verständniss erzielen können. Welche ungeheure und doch schliesslich verschwendete Mühe kostet es, auf indischen Hochschulen auch nur ein minimales Verständniss einer Ciceronianischen Rede erreichen zu wollen. Die Gedankengänge der Apostel aber tragen ein Licht in sich selber, welches alle die spüren, die sich ihrer Führung anvertrauen. Das Wort der Schrift ist ein Hephata für die schlummernden und träumenden Geister. Es lehrt denken, wie es lieben und hoffen lehrt.

Ich frage mich, ob es möglich wäre, Göthes Faust in das Samulische zu übersetzen, so dass diese Dichtung irgendwie verstanden würde, und antworte mit einem unbedingten Nein. Selbst Bücher religiösen und christlich theologischen Inhalts haben sich als nahezu unübertragbar erwiesen. Die heilige Schrift aber mit ihrem jedes menschliche und natürliche Denken hoch überragenden Gedankeninhalt, mit ihrem auch den sublimsten Menscheng Geist weit unter sich lassenden erhabenen Geiste vermag in allen Zungen der Erde verständlich und wirkungsvoll zu reden. Das ist ohne Zweifel ein Beweis für ihre ökumenische Canonicität, für die allgemeine Geltung ihres im weitesten Sinne humanen und im schöpferischen Sinne göttlichen Charakters, ein testimonium Spiritus sancti für das Wort der Propheten und Apostel über dem weiten Chaos des Völkerlebens. Übersetzer der Schrift in



fremde Sprachen, Apologeten der Schriftgedanken unter fremden Völkern könnten, wenn wissenschaftliches Interesse und Verständnis sie eingehend befragte, manches echte und beweiskräftige Zeugnis für die eigentümliche Genialität des Schriftgeistes erbringen, mit der er das Fremde und Ferne sich dienstbar macht. Die rohen und vom Geiste einer höheren Wahrheit unberührten Bausteine heidnischer Begriffe erbauen sich zu einer Wohnung des Geistes und werden Organe für Gedanken, die die Sprache selbst von dem auf ihr lastenden Bann der Ohnmacht erlösen. Wir werden solchen Zeugnissen ihren wissenschaftlichen Wert nicht bestreiten dürfen.

Diesem hier lediglich in andeutenden Linien ausgeführten Gedanken gegenüber, dessen prinzipielle Bedeutung nicht geleugnet werden kann, erscheint es als etwas Geringses und Nebensächliches aber immerhin nicht Wertloses, dass dem im fernen Osten und Süden wirkenden Missionar manche Bilder und Gleichnisse der Schrift unmittelbarer verständlich sind, als dem abendländischen Gelehrten. *ὁ ὁσος ὁ δὲ τὸν ἀπὸ τοῦ τὸν ἡγεμονιστὴν* heisst es Apok. 2, 28. Ein Abendländer vermag die Lieblichkeit dieser Verheissung kaum völlig zu empfinden. Wer aber im Morgenlande auf lichtgrünem Grunde des Himmels, welchen der nahende Tag leise rötet, den silbern funkelnden Morgenstern sah, unbeschreiblich mild und klar, der weiss, dass der Herr den Überwindern ein gar süßes Licht nach langer, banger Nacht verheisst<sup>1)</sup>. Wenn Hiob 3, 8 von Zauberern redet, die es verstehen, „den Drachen zu erregen“, *הַעֲרִידִים עֶרֶר לְוִיתָן*, so erinnert das nicht nur an baby-

lonische Mythen<sup>2)</sup>, sondern Hiob bedient sich einer weithin in Asien verbreiteten uralten Volksanschauung. Noch heute meinen in Indien nicht nur die Ungelehrten, sondern auch die Gelehrten, die Sonnenfinsternis sei aus einer zeitweiligen Verschlingung der Sonne durch einen gigantischen Drachen zu erklären. So setzt denn dort eine Verfinsternung der Sonne nicht nur die Astrologen, sondern auch jetzt noch die Zauberer in Bewegung<sup>3)</sup>. Da wo Hiob die ihm bekannten Sternbilder der nördlichen Hemisphäre nennt (9, 9), fügt er hinzu: *וְחִדְרֵי תִמָּן*, et pene-

tralia (Uulg. interiora) austri, die Kammern des Südens. Es ist, da dieser Ausdruck in Parallele zu der Nennung von Sternbildern tritt, anzunehmen, Hiob wolle damit auf die ihm unbekannten Sternbilder des Südens hindeuten. Er thut es so, dass er von geheimnisvollen Kammern des südlichen Himmels redet, die ihm verborgen sind, die aber, wie er gehört hat, sich dem nach dem Süden Reisenden aufthun. Der eigenartige Ausdruck giebt genau das wieder, was diejenigen empfinden, die zum ersten Male die Sternbilder des Südens, namentlich das in seiner Erscheinung

1) Stosch: „Briefe über die Offenbarung“ S. 44.

2) Vergl. Zimmermann: Bibl. und babyl. Urgesch. Der alte Orient II 3.

3) Nach Delitzsch: Buch Hiob S. 69 herrscht derselbe Aberglaube in China und Algier.

ergreifend wirkende Kreuz des Südens wie aus fernen Räumen hervortreten sehen. Man kann von anderen Reisenden nicht erwarten, dass sie solche Eindrücke zur Apologie und Beleuchtung geheimnisvoller und schwerverständlicher Schriftausdrücke verwenden werden. Aber schriftkundige Missionare sind zweifellos imstande, der Schrifterklärung mit mancher ihrer Beobachtungen einen Dienst zu erweisen. Die Welt des Orients ist mit ihrer Natur, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Charakteren ein reichausgestatteter Kommentar der Schrift alten und neuen Testaments. Das Auge schärft sich am Anblick des Fremden und manche Szene der heiligen Schrift tritt in plastischer Anschaulichkeit vor unsere Augen, wenn wir die Kinder eines fremden Volkes beobachten. Namentlich ist das alte Testament nicht nur in seinem Gewande, sondern auch in seinem innern Denken und Fühlen dem Orient verwandter als dem Abendlande. Das hat die Exegese längst anerkannt. Aber es fehlen ihr vielfach die dem Leben und der Wirklichkeit entstammenden Motive, um diesem Bewusstsein praktische Folge zu geben. Das Leben unter einem fremden Volke, dessen ganzes Sein und Handeln von religiösen Gedanken und Zeremonien beherrscht ist, dem die Religion zur anderen Natur wurde, giebt ungesucht manches Motiv zum Verständnis der Geschichte Israels.

Es sei mir noch erlaubt, auf zwei alttestamentliche Stellen kurz einzugehen, deren Verständnis mir durch südindische Parallelen erleichtert und ermöglicht wurde. Im Exodus werden bei der Erwähnung der Bretter für die Wände des Bundeszeltes die Himmelsrichtungen des Westens und des Südens so benannt, wie es nur einem Palästinenser verständlich sein konnte. Denn der Westen wird nach dem Meer benannt (36, 27; vergl. 26, 22) und der Süden nach dem heißen Mittagslande südlich von Palästina (36, 23; vergl. 26, 18). Es ist aus diesem Grunde bezweifelt worden, dass eben sowohl der Bericht über das, was der Herr dem Mose auf dem Berge sagte, als der Bericht über die Ausführung der heiligen Arbeit auf der Sinaihalbinsel niedergeschrieben sein könne. Aber die Benennungen entsprechen dem, was wir in den von Abraham handelnden Urkunden der Genesis lesen (12, 8. 9). Es sind also alte Bezeichnungen, welche in die Sprache übergegangen sind und die auch dann noch gebraucht wurden, als Israel ausserhalb Palästinas weilte. Das illustriert eine südindische Parallele. Die Camulen nennen in ihrer Sprache den Osten „die untere Gegend“, den Westen die „obere Gegend“, weil in ihrer Heimat das Gebirge im Westen liegt und sämtliche Flüsse ihre Richtung zu dem Meer im Osten nehmen. Diese Benennung behalten die Camulen auch dann bei, wenn sie etwa nach Ceylon oder Rangun ausgewandert sind, also sich in Landschaften befinden, in welchen diese Benennungen nach ihrer eigentlichen Bedeutung nicht passen. Übrigens lag doch auch für die auf der Sinaihalbinsel befindlichen Israeliten das Meer im Westen. Das Meer im Osten der Halbinsel, den ätanitischen Busen, mag vielleicht ausser Mose selbst niemand von den Israeliten gekannt haben. Die Meerseite für die am Sinai Befindlichen war zweifellos der Westen. Anders verhält es sich mit der Bezeichnung des Südens. Die Sinaihalbinsel selbst gehörte in den Begriff des heißen Steppenlandes, nach welchem die südliche Himmelsgegend benannt wurde. Aber eben um deswillen fügte der Erzähler beide Male eine andere Benennung für die südliche Richtung erklärend hinzu. Er schreibt (v. 23): „Zwanzig Bretter für die Seite des Mittaglandes —



nach Süden —.“ Er selbst fühlte, dass die Bezeichnung „heisse Steppe“ für den Süden da nicht passte, wo man sich eben befand<sup>1)</sup>).

2. Sam. 9, 11 lesen wir, dass der Hausvoigt Mephiboseths, Ziba, zu David sagte: וּמִפִּיבֶשֶׁת אָכַל עַל שְׁלַחְנִי בְּאַחַד מִבְּנֵי הַמֶּלֶךְ. Selbst ein so konservativer Ausleger wie Keil meint hier eine Verderbnis des Textes annehmen zu sollen. Es erscheint unmöglich, dass Ziba von der königlichen Tafel als von „seinem Tische“ rede. Und doch darf an einen orientalischen Gebrauch erinnert werden, da in grosser Devotion der Anredende von den Angelegenheiten des Angeredeten als von seiner eignen spricht. Ich habe es einige Male gehört, dass Untergebene oder auch Fremde in Indien von meinen Zugochsen oder meinen Reisewagen als von den ibrigen sprachen, ja man erkundigte sich nach dem Wohlergehen „unsrer Kinder“ und meinte damit meine und meiner Frau Kinder. Diese Art zu reden geht nicht aus einer Vertraulichkeit hervor, die etwa sagen will was Dein ist, das ist mein, sondern sie ist ein Ausdruck besonderer ehrerbietiger Höflichkeit. Der Anredende redet in der Form wie der Angeredete von den Dingen sprechen würde. So meine ich, drückt sich Ziba in einer besondern Devotion gegen den König so aus, als rede nicht er, sondern der König selbst. Ist diese Auffassung berechtigt, so liegt zu einer Korrektur der betreffenden Textstelle kein Grund vor.

Sollte nicht auch die intensive und im Gegensatz gegen ein lediglich litterarisches Sprachstudium lebendige Erforschung und Durchforschung fremder Sprachen, wie ihr Beruf solche von den Missionaren fordert, dem sprachlichen Verständnis der Schrift hier und da einen Dienst leisten können? Das isolierte Verständnis einzelner Sprachen wird immer den Mangel der Einseitigkeit haben. Das Studium jeder neuen Sprache wirft ein klärendes Licht auf die Eigentümlichkeiten der schon bekannten Sprache. Man wird zwar von den Missionaren in den wenigsten Fällen sprachvergleichende Studien erwarten dürfen. Ist doch dies Gebiet ohnehin voll Gefahren auch für den eigentlichen Fachmann, der vor wagemutigen Konjekturen und Selbsttäuschungen nicht immer sich zu bewahren vermag. Aber wie Missionare andern Wissenschaften Dienste geleistet haben, ich nenne Geographie und Ethnographie, Botanik und Astronomie, Geologie und Metereologie, so liegt es in der Natur der Sache, dass ihre sprachlichen Arbeiten dem grossen sprachgeschichtlichen Gesamtproblem zwar nicht ex professo, wohl aber thatsächlich dienen, also einem Problem, das mit ernstern biblischen Fragen in einem nicht nur losen Zusammenhange steht.

1) Stosch, Alttestfl. Stud. II. S. 153 fol. Vergl. dazu auch num. 13, 18, 23 und das was Palmer in seinem Buche „Der Schauplatz der vierzigjährigen Wüstenwanderung Israels“ über den Ausdruck Negeb S. 226 fol. ausführt.

Wilhelm von Humboldt hat in seiner Abhandlung über „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus“, mit der er sein Werk über die Kavisprache einleitet, die Vorzüge des semitischen Sprachbaues rückhaltlos anerkannt. Wir lesen bei ihm (S. CCCXXIV): „Der Organismus dieser Sprachen (der hebräischen und arabischen) steht an Strenge der Konsequenz, kunstvoller Einfachheit und sinnreicher Anpassung des Lautes an den Gedanken nicht nur keinem andern nach, sondern übertrifft vielleicht hierin alle.“ Das unbefangene Urteil des genialen Forschers neigt offenbar dahin, den semitischen Sprachen die zeitliche Priorität gegenüber den sanskritischen Sprachen zuzusprechen. „Wir sehen im Unterschied zu jenen in den semitischen Sprachen die Flexion in ihrer wahrsten und unverkennbarsten Gestalt und verbunden mit der feinsten Symbolisirung“ (S. CCIV). Der arabischen Sprache gegenüber hält er die hebräische für die ältere (S. C). Seit Wilhelm von Humboldt sich in dieser Weise äusserte, haben sich nicht nur die Thore des Altertums weit geöffnet, sondern auch die Weiten der Erde haben in noch lebenden Sprachen der Sprachwissenschaft neue Aufgaben gestellt. Bisher unbekannte, ja ungenannte Sprachen der ältesten Zeit, die in den Trümmern versunkener Kulturzeiten entdeckt wurden und jene Sprachen ferner Zonen, deren Entdeckung und Erforschung die Wissenschaft namentlich der Mission zu danken hat, haben das Problem der vergleichenden Sprachwissenschaft zu einem überaus schwierigen und komplizierten gemacht; die für die Wissenschaft in Frage kommenden Momente sind zu einer unübersehbaren Fülle angewachsen. Bei diesem Stande der Sache ist es nicht ohne einiges Interesse, wenn von urteilsfähigen Männern in allen Teilen der Welt das Richtmass einer einzigen Sprache an die verschiedensten Sprachen gelegt wird. Es geschieht wie von selbst, dass die hebräische Sprache dazu in Anwendung kommt. Weder die griechische, noch die lateinische noch irgend eine moderne Sprache wäre hierfür geeignet. Die hebräische Sprache ist bei aller Einfachheit reich genug und bei allem Reichtum einfach genug, um eher wie ein Normalcodex sprachlicher Erscheinungen zu dienen, als irgend eine andre Sprache. Sie vereinigt Biegsamkeit mit Stetigkeit und hat in Klang und Gesetz, in Flexion und Syntax eine eigentümliche geistige Wurzelhaftigkeit, eine originale Selbständigkeit, sodass sie wie eine Lehrerin erscheint für jede tiefere und geistigere Erfassung fremder Sprachen. Ich rede hier aus eigener Erfahrung. Bei dem Studium der tamulischen Sprache, die, dem dravidischen Sprachstamm angehörig, ursprünglich die Sprache hamitischer Einwanderer war, sind mir oft hebräische Reminiscenzen gekommen. Die Sprache ist ungemein reich, reicher selbst als die griechische, und zeigt ebenso in ihrer modernen als in ihrer älteren Gestalt, dem sogenannten Hochtamul, grosse und charaktervolle Eigentümlichkeiten. Das Eindringen in ihren inneren Organismus ist mir durch das Hebräische erleichtert worden. Ähnlich ist es andern ergangen. D. Warneck weist darauf hin<sup>1)</sup>, dass die Erlernung der meisten afrikanischen Sprachen durch die Kenntnis des Hebräischen erleichtert werde.

In dem allen liegen Fingerzeige vor, dass es vielleicht der Zukunft vorbehalten ist, dass die Versuche der alten Theologen, das überragende Alter und das originale Verhältnis der hebräischen Sprache

1) Missionslehre II. S. 191.

zu andern Sprachen zu erweisen, auf breiterer und tieferer Grundlage erneuert werden können. Ein theologisches und biblisches Interesse liegt hier zweifellos vor. Selbst Einzelbeobachtungen, die auf diesem Wege weiterführen, sind nicht ohne theologischen Wert. Es kann dem Theologen nicht gleichgiltig sein, ob die *disjecta membra* der einzelnen Sprachcharaktere erkennen lassen, dass sie ursprünglich zusammengehört haben, wie die Schrift lehrt, und ob sich diese ursprüngliche Zusammengehörigkeit irgendwie konkret nachweisen und bestimmt definieren lasse, etwa in einer Sprache, die eine mütterliche Stellung zu den andern Sprachen einnimmt, wenn auch die Tochtersprachen teils entartet, teils so selbständig entwickelt und weiter gebildet sind, dass man kaum noch einen leisen Zug der Ähnlichkeit mit der Mutter an ihnen erkennen kann. Ist die einheitliche Abstammung der Menschheit ein theologisches Interesse, so auch der einheitliche Ursprung der Sprachen.



## Die Hermannsburger Mission und der südafrikanische Krieg.

Von Missionsdirektor Haccius.

Es war eine schmerzliche Vorschule der Trübsal, welche die Hermannsburger Mission in Afrika in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durchzumachen hatte: die unaufhörlich wiederkehrenden Plagen der Heuschrecken, der Dürre, der Teuerung und des Mangels, die in das afrikanische Leben so tief und empfindlich einschneidende Rinderpest und die in den Familien der Missionare wie in ihren Gemeinden so viele Opfer fordernde Fieber-Epidemie der Jahre 1897 und 98 — und das alles in einer ununterbrochenen Kette! Aber unsere Missionare und unsere jungen unerfahrenen heidenchristlichen Gemeinden waren dadurch vorbereitet und gestählt für die grosse Trübsal, die nachkommen sollte; das war der gegenwärtige südafrikanische Krieg, die hohe Schule der Leiden, in welche sonderlich auch die Hermannsburger Mission hineingeführt worden ist.

Als der Krieg am 12. Oktober 1899 seinen Anfang nahm, waren die Weihnachtskisten und bedeutende Warensendungen der Missions-



handlung unterwegs, die dann in Afrika nicht spediert werden konnten und in den verschiedensten Hafenorten liegen geblieben, oder wenn sie dort schon spediert waren, nie in die Hände der Besteller gekommen sind, wodurch unserer Missionshandlung und damit auch unserer Mission ein bedeutender Schaden erwachsen ist. Da die Buren überall mutig und erfolgreich vordrangen, waren die Verkehrswege durch die Kap-Kolonie wie durch Natal versperrt. Infolgedessen konnten drei unserer Betschuanen-Missionare nicht wieder nach Transvaal zurück: Peters und Wickert, die sich in Deutschland befanden, und etwas später Gevers, der nach Natal gereist war, wo seine Frau sich einige Wochen ihrer Gesundheit wegen aufhielt. Wickert glückte es im Frühling 1900, über Lorenzo-Marquez nach Hause zu kommen. Peters aber, der den rechten Zeitpunkt verfehlt hatte, ist es bis heute noch nicht gelungen und muss er fern von seinen Kindern noch immer in der Fremde sein. Das waren drei Missionsarbeiter weniger in schwerer anfechtungsreicher Zeit.

Die Buren brachen in Natal herein. Dort liegen die ältesten Stationen unserer Mission. Die Missionare sind Unterthanen der englischen Kolonie und haben unter dem Schutz der Kolonial-Regierung ein ruhiges, gesegnetes Missionsleben führen können. Auch haben sich im Gebiet unserer Sulumission, das sich über Natal, Sululand und Südost-Transvaal erstreckt, grosse und blühende deutsche Gemeinden im Anschluss an unsere Mission entwickelt. Bis dahin standen diese alle in brüderlicher Gemeinschaft. Nun wurde dieselbe durch den unglückseligen Krieg, der die Leidenschaften erregt hat wie selten einer, zerrissen. Ein jeder sah die Lage von seinem Partei-Standpunkt aus an. In den englischen Kolonien bestanden Volunteer-Corps, denen viele der Missionars-söhne und der deutschen Kolonisten angehörten. In Transvaal aber musste jeder zur Waffe greifen. So standen die Söhne unserer Missionare, Freunde und Verwandte in den feindlichen Heeren einander gegenüber und manche derselben sind gefallen. Welch' tragische Konflikte in so mancher uns lieben Familie! Und welche Sorge, ob der schroffe politische Gegensatz nicht schädigend auf unsere bis dahin so einheitliche afrikanische Mission eingewirkt hat!

Die Buren gewannen Sieg auf Sieg und drangen bis Ladysmith und Zolenso vor, hielten sich jedoch fast überall hinter der Tugela. Sie kamen auch bis Helpmakaar oder bis zu unserer Station Nazareth und proklamierten dort überall die Einverleibung in die Südafrikanische Republik. Dem Missionar Dedekind und den Deutschen wurde amtlich

erklärt: „Wer zu uns gehören will, hat sich in 7 Tagen zu melden; wer nicht, hat während dieser 7 Tage freien Abzug.“ Die Lage war höchst bedrohlich. Doch gelang es einem Deutschen aus Transvaal, welcher eine hervorragende Stellung und grossen Einfluss unter den Buren hatte, für seine Landsleute in jenem Distrikt die Milderung zu erreichen, dass sie gegen Leistung des Neutralitäts-Eides im Lande bleiben konnten, und den haben sie denn auch geschworen, haben aber durch die Kriegskontributionen der Buren viel leiden müssen.

Inzwischen hatten diese Ladysmith umzingelt und den südlich gelegenen Bezirk von Estcourt durchstreift. Dort liegt unsere Station Empangweni, wo unser Direktor Egmont Harms mit seiner Familie seit kurzem wohnte. Als die Buren in der Nähe waren, hatten zwei zu ihnen gehörige Deutsche, von denen einer ein Missionarssohn war, ihn besucht. Das war alles, was er je mit dem Heer der Buren zu thun gehabt hat. Einige Wochen später aber, als General Buller diese zurückdrängte und in der Nähe sein Lager aufschlug, wurde Harms verleumdet und auf Grund eines gänzlich unbegründeten Verdachtes hin verhaftet. Sieben Wochen lang ist er in harter Weise in dem gewöhnlichen Gefängnis zu Estcourt gefangen gehalten und erst nach mehrfacher Intervention ohne Ehrenerklärung und ohne Entschädigung nach Durban und dann nach Deutschland entlassen, obwohl seine völlige Schuldlosigkeit durch die Untersuchung evident erwiesen war.

Nach langem vergeblichem Ringen gelang es dem inzwischen zum Oberbefehlshaber der englischen Truppen ernannten Lord Roberts, durch seinen erfolgreichen Angriff auf die Burenstaaten das seit Monaten hart belagerte Ladysmith zu entsetzen und die Buren zum Rückzug aus Natal zu zwingen. Dadurch wurde der Kriegsschauplatz in den Oranje-Freistaat und nach Transvaal verlegt und Natal wurde frei.

Bis dahin hatten unsere Missionare und unsere Stationen schon viel leiden müssen. Die Kriegslasten drückten hart und schwer. Enorme Leistungen mussten immer wieder gemacht werden an Proviant, an Schlachtvieh, an Zugochsen, an Pferden und Wagen. Und nicht nur mussten grosse Geldopfer gebracht werden, sondern, was noch schlimmer war, die Einnahme stockte und blieb bald ganz aus. Die Gemeinden konnten ihre Kirchen- und Schulabgaben, und die Pächter konnten ihre Pacht nicht bezahlen. Das bedeutete für die Mission einen Ausfall von mehr als 150,000 Mark. Und wie war der Ackerbau geschädigt! Es fehlte an Arbeitskräften, da alle weissen Männer bis auf die Ungesunden

und Unbrauchbaren zum Kriege einberufen waren; und wenn sie auch zeitweise beurlaubt wurden, so genügte das kaum für das Allernotwendigste. Das traf aber die Deutschen mehr als die Buren, da jene einen weit mehr ausgedehnten Ackerbau betreiben, während unter den Transvaal-Buren viele noch in der Weise ihrer Väter hauptsächlich von ihrer Viehzucht lebten.

Inzwischen waren hier und da die Schwarzen unruhig geworden. Ihre Sympatien waren im ganzen mehr auf Seiten der Engländer, obgleich sie im Grunde alle Weissen hassten. Auf beiden Seiten waren ihrer viele mit im Kriege; sie hatten alle Dienstleistungen beim Cross und in den Lagern zu besorgen, hatten Schanzarbeiten und dergleichen zu machen. So hatten besonders die Buren viele Männer aus verschiedenen von ihnen unterworfenen Stämmen mit in den Krieg genommen, die ihnen ohne Lohn jene Dienste leisten mussten, während die Engländer ihren Kaffern gute Löhne auszahlten. Unzufriedenheit und Gärung war genug unter den Eingeborenen vorhanden und es ist wohl leider kaum zu bezweifeln, dass diese von gewissenlosen englischen Heissspornen geschürt wurde; eine Erhebung der Kaffern, besonders der kriegslustigen Sulu war eine zeitlang ernstlich zu befürchten.

Aber Gott hat sie zurückgehalten einerseits durch die Furcht — denn eine solche Kriegsführung hatten sie noch nie gesehen — und andererseits durch den bedeutungsvollen Einfluss der Mission. Hat doch unser Missionar Stallbom zu Bethel in Nordsululand dem jungen König Dinisulu direkt das Versprechen abgenommen, sich ruhig zu verhalten und sich nicht in die Streitigkeiten der Weissen zu mischen, und er hat's gehalten. Jener schreibt später darüber:

„Es sind bereits 1½ Jahre verflossen und Dinisulu hält sich strikt an sein Wort und meinen Rat. Seine Feinde stellen ihn als kriegslustig hin, doch mit Unrecht. Die Eingeborenen sind roh, lügnerisch, diebisch, ungehorsam und aufständisch geworden, und selbst die Getauften sind hiervon nicht ganz freizusprechen. Ein grässlicher Mord geschah in nächster Nähe, wobei die wilden Sulu das Fett, Herz u. s. w. herausholten, um die kriegslustige Partei damit aufzureizen zu grösserem Mut und Rohheit. Dinisulu haben wir es zu danken, dass es nicht zum Aufstande kam. Er wies alle falschen Rapporteure und Aufstandsprediger zurück, ganz nach dem, was er mir im September vor einem Jahr versprochen hatte. Er liess mich damals rufen und bat um meinen Rat, den er strikt befolgte. Auch unsere Regierung (die Buren), bat mich dazumal, mit Dinisulu die Korrespondenz allzeit unterhalten zu wollen. Beide haben meinen Rat respektirt. Im Februar schrieb Dinisulu an mich: „Heute haben wir offenbar erkannt, dass



du mir und dem ganzen Suluvolk ein Vater gewesen bist.“ Und wie viele von den Vornehmsten des Suluvolks sind zu mir gekommen, indem sie mir dankend sagten: „Wärest du nicht hier gewesen, es stände mit dem Suluvolk nicht so, wie es heute steht.“ —

In einer späteren Periode des Krieges haben freilich Räuberscharen der Sulu verschiedentlich Streifzüge gemacht, um das Vieh der Farmer zu rauben, wobei sie jedoch unsere Missionsstationen unberührt gelassen haben. Das Volk aber hat sich bis heute still und ruhig gehalten. —

Höchst gefährlich aber waren die Einfälle des Bakhatla-Königs Lencoe, welcher im Nordwesten von Transvaal in Britisch-Betschuanaland wohnte. Während die Buren fern im Osten und im Süden kämpften und das Land fast ohne Schutz war, machte derselbe mehrfach Streifzüge über die Grenze, raubte, plünderte und mordete, wo er konnte, bis ein Buren-Kommando ihm den Weg verlegte und Einhalt gebot. Unser Missionar Bodenstab, welcher von seiner Station Phalane aus seine zerstreuten Gemeindeglieder aufsuchte, um sie mit Wort und Sakrament zu bedienen, geriet dabei eines Tages in Todesgefahr. Von streifenden Bakhatla wurde aus dem Hinterhalt mehrfach auf ihn geschossen; ja, ein Schuss verwundete ihn sogar am Hinterkopf, Gott sei Dank, jedoch nicht gefährlich.

Im Gebiet des Königs Lencoe liegt unsere Station Melorane, welche durch Versetzung des Missionars Fitschen vor dem Kriege vakant geworden war und noch nicht wieder besetzt werden konnte. Der dorthin bestimmte Missionar konnte die Station nicht erreichen. Dieselbe wurde zuerst von Missionar Rodewald in Mocoeli und nach dessen Tode durch den jüngeren Jensen von Linokana aus versorgt. Lencoe war das ein Dorn im Auge und er hat Jensen mit dem Tode bedroht, wenn er nach Melorane käme. Ja, er hat auch seinen Unterthanen verboten, den Missionar ihrerseits aufzusuchen, was diese aber trotzdem immer wieder versucht haben. Alle Bitten Jensens, diese Verbote zurückzunehmen, sind bis jetzt leider vergeblich gewesen.

Wir erwähnten Missionar Rodewald's Tod. Er war nicht der einzige, der uns von Gott entrissen wurde; und das war auch eine Anfechtung. Zu einer Zeit, in der nach Menschen Gedenken die Missionare am unentbehrlichsten waren, raffte das Fieber eine ganze Reihe derselben und unter ihnen einige der tüchtigsten und erfahrensten schnell dahin. Und die tödliche Krankheit trat gewiss dadurch so verheerend auf, dass die Missionare durch den Mangel entkräftet waren und dann

die ärztliche Hilfe und die nötigen Heilmittel und vor allem die so notwendige Pflege entbehren mussten. Es waren die Missionare Wilhelm Behrens sen., der bekannte Gründer der Station Bethanie in Transvaal, Georg Behrens in Harmshope mit Frau und Töchterlein, Rodewald in Mocoeli, Wickert in Mahanaim, der ein Monate langes schweres Krankenlager hatte, Rück in Empangweni, Wolff in Ekuhlengeni und Frau Missionar Schepmann in Berseba. Und mehrere der anderen Brüder haben ebenfalls lange krank gelegen und sind dem Tode nahe gewesen. Auch unter den schwarzen Christen hat das Fieber viele Opfer gefordert. Die meisten jener Codesfälle fanden im Frühling des Jahres 1900 statt (Rück und Wolff starben im Oktober desselben Jahres, Wickert im März 1901).

Inzwischen waren die Engländer in Transvaal eingedrungen, hatten die Städte besetzt und einen Teil des Landes mit ihren Truppen überzogen. Dann erklärten sie die Annexion der beiden Burenstaaten und forderten die Unterwerfung der Buren und der im Lande wohnenden deutschen Missionare und Kolonisten. Die Letzteren jedoch und fast alle Missionarssöhne standen noch mit den Buren im Felde. Von den anderen ergaben sich manche oder leisteten doch den verlangten Neutralitätseid. Aber der Kampf wogte hin und her; bald hatten die Engländer eine Gegend in ihrer Gewalt, dann kamen die Buren wieder. Den Eid, der jenen geleistet war, erkannten diese nicht an und diese wiederum verlangten auf Grund der gewalthätigen und ungerechten Annexion Unterwerfung. So gab es viele tragische Konflikte, die Gewissen wurden verwirrt und bedrückt, und mancher wurde ein Opfer dieser Verwickelungen. Sie hatten, ohne genaue Kunde von der wirklichen Sachlage zu haben, geglaubt, die Engländer seien nun die Obrigkeit des Landes, hatten sich unterworfen und mussten, als dann die Buren jene wieder aus dem betreffenden Bezirk vertrieben, vor ihren eigenen Landsleuten über die Grenze fliehen.

Die Engländer führten dann ihr berüchtigtes Verwüstungs-System ein, um die Buren dadurch immer mehr zu isolieren und durch Not und Hunger zur Übergabe zu zwingen. Besonders in den Distrikten von Rustenburg, Uetrecht und Urijheid wurde dasselbe mit schonungsloser Härte zur Ausführung gebracht. Da dort viele unserer Missionsstationen und unsere deutschen Kolonisten-Gemeinden liegen, so wurden dieselben auf das schlimmste davon betroffen.

Bei den Stationen Rustenburg, Krondal, Saron, Kana, Berseba,

Bethanie, Hebron, Jericho, Polonia, Molote, Bethel, Entombe und Lüneburg-Bergen wurden die Gärten und Äcker von den englischen Truppen abgeerntet und verwüstet. Das Getreide, welches sie nicht mitnehmen konnten, liessen sie von ihren Pferden und Ochsen zertreten. Die Scheuern und Speicher wurden geplündert und niedergebrannt. Missionar Behrens, der eine weite Strecke durchfahren hat, schildert den Anblick mit folgenden Worten:

„Wie sah es in meinem Hause aus! Chüren eingeschlagen, Fenster zerbrochen, Kommoden, Bureaux, Nähmaschine, Nähtische, Schränke aufgebrochen und alles im Hause durcheinandergewürfelt! In allen Zimmern lagen Bücher, Zeug, Papiere, Briefe, Pappschachteln, Porzellangeschirr u. s. w. in buntestem Gewirr durcheinander. Meine Leute sagten mir, es habe am Morgen nach der Ausplünderung noch bunter ausgesehen, sie hätten doch schon etwas Ordnung hineingebracht. Was des Mitnehmens wert war, haben die Soldaten mitgenommen, das Übrige beschädigt. Ja, an jenem Morgen haben sie die Leute beordert, alles hinauszutragen aus dem Hause, da sie das Haus anstecken wollten. Als alles draussen war, haben sich die Soldaten noch herausgesucht, was ihnen gefiel, und sind dann abgezogen, ohne das Haus in Brand zu stecken, und der Oberhäuptling befahl, alles wieder hineinzubringen, und stellte jemand an, das Haus zu bewachen . . . Die Welt jenseits der Magalisberge ist wie ausgestorben. Allenthalben verwüstete und abgebrannte Häuser; kein Wagen, kein Vieh, kein Mensch zu sehen, als nur wo Betschuanen wohnen! Am grossen Transportwege liegt es allenthalben voll toter Pferde und Ochsen, selbst an den Flüssen entlang und im Wasser bei den Husspannplätzen. Allenthalben halten die Hasvögel ihr Mahl. Im ganzen Land herrscht ansteckend die Lungenseuche und geht viel Vieh tot und tausende werden geschlachtet. Der Viehstand des armen Landes geht vollkommen zu Grunde, das ganze Land wird eine grosse Wüste. Armes Land!“

Die Missionare wurden, ohne etwas verschuldet zu haben, gleich den deutschen Farmern und den Buren mit ihren Familien gewaltsam fortgeführt und in die hin und her errichteten Lager gebracht. Alte würdige Missionare und ihre Frauen wurden dabei in der rücksichtslosesten Weise behandelt. In Entombe z. B. brachen die Soldaten in das Haus ein, während Missionar Wagner und Frau noch im Hause waren und ein Offizier bei ihnen in der Stube sass. Sie raubten die Bettdecken und das Leinenzeug und nahmen aus den Nebengebäuden alles, was sie gebrauchen konnten. In Berseba haben sie noch schlimmer gehaust und diese vor den Augen des Missionars niedergebrannt. Beim Wohnhause haben sie es auch versucht, doch ist ihnen die Brandstiftung dort nicht gelungen. Meistens mussten die Brüder und ihre Familien bei der Fortführung sich so schnell fertig machen, dass sie sich nur notdürftig mit Kleidung und Lebensmitteln versehen konnten und nachher



in den Lagern grossen Mangel litten. Von ihrem Hab und Gut mussten sie sich trennen; was sie in langen Jahren mit treuem Fleiss erworben und erarbeitet hatten, mussten sie in kurzen Stunden untergehen sehen. Die Stationen, die Häuser, die Kirchen hatten sie selber erbaut; die Gärten und Felder hatten sie mit saurem Schweiss urbar gemacht und kultivirt, nun mussten sie's der Verwüstung anheimfallen sehen. Bänke, Tische, Stühle, Betten und alles was von Holz war, die Kirchenbänke, sogar Kanzel und Altar wurden herausgerissen und zum Feueranzünden verwendet und ihre Bücher, die auf den einsamen Stationen ihnen besonders lieb und wert geworden waren, wurden umhergeworfen oder verbrannt. Die Stationen Krondal, Molote, Bethel, Entombe und Lüneburg, wahrscheinlich auch Jericho sind vollständig zerstört. Die Filiale haben in vielen Fällen das gleiche Schicksal erlitten. Und nach den letzten Nachrichten ist zu befürchten, dass die bisher noch verschonten Stationen in den Distrikten von Lichtenburg und Zeerrust jetzt Ähnliches werden erdulden müssen. Die meisten unserer Betschuanen-Missionare sind samt ihren Familien gleich sämtlichen deutschen Kolonisten in die Gefangenschaft geführt.

Zuerst traf dieses harte Geschick den alten mehr als 70jährigen Missionar Kaiser in Hebron und seinen Sohn, der seit einigen Monaten sein Gehilfe war, samt seinem Freunde Hermann Wenhold, der bereits die Wegnahme des Hamburger Dampfers „Bundesrat“ im Anfang des Krieges mit erlebt hatte. Die beiden jungen Missionare befanden sich als Passagiere darauf. Die Missionare Kaiser, Vater und Sohn, wurden als Kriegsgefangene in das Lager zu Greenpoint bei Kapstadt gebracht und bald wurde der junge Missionar Wenhold aus Kana ihnen zugesellt. Als die Pest in Kapstadt bedenklich zunahm, wurde dieser mit vielen Burengefangenen nach Indien transportirt, wo er sich noch jetzt in dem Lager bei Bellary befindet und trotz aller Versuche unsererseits nicht frei zu bekommen ist. Es ist weder vorher noch während seiner Gefangenschaft das Geringste vorgekommen, das solche harte Behandlung eines Missionars rechtfertigen könnte; vielmehr hat Wenhold sich stets still und ruhig verhalten und gut geführt. Seine beiden Leidensgefährten sind bald nachher nach Pretoria entlassen, wo sie die Ihrigen vorgefunden haben. Denn diese waren gleich den Missionsfamilien von Saron, Rustenburg, Berseba, Bethanie und Polonia erst in ein Lager bei Pretoria gebracht und hatten dann die Erlaubnis bekommen in Pretoria auf ihre Kosten zu leben, durften jedoch nicht nach ihren

Stationen zurück. Nur Schepmann und Meyer haben die Erlaubnis erhalten nach Berseba zurückzukehren, und Behrens aus Bethanie hat man nach Natal entlassen. Ebenso befindet der alte Missionar Wagner von Entombe, der samt allen deutschen Kolonisten von Lüneburg und Bergen und ihren Pastoren in die Lager von Volksrust und Uetrecht gebracht war, sich seit einigen Monaten in Natal und Heinrich Schulenburg von Lüneburg hat Urlaub nach Deutschland bekommen. Wilhelm Schulenburg aber von Bethel ist in Mafeking internirt, wo ansteckende Krankheiten im Lager viele Opfer fordern. So sind viele Stationen gewaltsam verwaist und die Gemeinden sind ohne Führer und Hirten.

Die Stationen Ebenezer, Mosetla und Potoane im Kreise Rustenburg sind noch besezt und in dem westlich belegenen Morikokreise die Stationen Emmaus, Pella, Manuane, Linokana, Polfontein und Ramaliane. Doch leiden die seit mehr denn Jahresfrist fast völlig von allem Verkehr abgesperrten und isolirten Missionare mit ihren Familien den grössten Mangel. Die meisten Nahrungsmittel konnten sie schon lange nicht mehr bekommen und nähren sich besonders von dem sogenannten Sauerpapp der Heiden, einem sauer gewordenen Hirsebrei. Dazu fehlt ihnen Salz, Licht, Seife und dergleichen — von Kaffee, Fleisch, Zucker und solchen Dingen gar nicht zu reden. — Und besonders klagten sie schon vor einigen Monaten über den Mangel an Kleidung, da die alte, seit 2 Jahren getragene, ihnen am Leibe zerfällt und sie nirgends neues Zeug kaufen, ja nicht einmal Flicker, Fäden und Nadeln bekommen können, um das alte zu repariren. Und freuen sie sich, dass sie bei ihren Gemeinden bleiben konnten, und erdulden sie um dieser willen gern alle Entbehrung, so ist ihr grösster Kummer, dass sie den reichsten und gewissesten Trost, den wir im Sakrament des hl. Abendmahles haben, ihren Gemeinden nicht spenden können, weil es ihnen schon seit langer Zeit an Wein gebricht und sie auf keine Weise solchen bekommen können. Doch wir haben allen Grund zu fürchten, dass auch diese Missionare noch das Geschick ihrer Brüder teilen werden, weil der Krieg sich in der letzten Zeit in ihr Gebiet hineingezogen hat. Bis dahin waren sie von demselben mehr verschont geblieben. Nur Ebenezer, der Sitz unsers Superintendenten Jordt, lag wie eine Insel unangestastet im Magalisberger Distrikt. Doch ist die Gefahr kürzlich bereits drohend an den alten Bruder herangetreten. Auf eine Verleumdung des Königs seines Stammes hin war er verhaftet und nach Pretoria abgeführt, ist aber, da sich die Beschuldigung als eine falsche

erwies, wieder nach Hause entlassen, jedoch ernstlich verwahrt worden, sich vor allem Verdacht zu hüten, da er bei abermaliger Beschuldigung so leicht nicht wieder loskommen würde. Gewiss wird der ihm feindlich gesinnte König bald wieder Anlass suchen, seinen alten Missionar in's Verderben zu stürzen. Dieser aber, der mehrfach am Fieber hart darniedergelegen und treu auf seinem Posten ausgehalten, muss nun samt den Seinen in täglicher Furcht und Sorge sitzen. Denn wenn die englischen Heerführer den Anklagen der lügnerischen Schwarzen so leicht Gehör schenken, ist alle Ruhe und Sicherheit dahin.

Die Sache ist aber um 'so trauriger, als die Ursache der Feindschaft jenes Königs eine höchst bedenkliche ist. Er ist kein Heide mehr, sondern ist Christ, hat in der Kapkolonie etwas englischen Bildungsfirnis bekommen, hat keinen Gefallen an der nüchternen ernsten Weise unserer Mission, an ihrer Ordnung und an ihrer Zucht, ist aber voll Sympathie für die sogenannte Aethiopische Kirche und die von dieser proklamirte Freiheit. Er hatte schon vor dem Kriege Sendlinge derselben nach Ebenezer gezogen, die aber kaum Erfolg hatten; nun hofft er durch Vertreibung des Missionars ihnen Raum zu machen. Und es ist überhaupt zu befürchten, dass diese rührigen und verführerischen Elemente in den verlassenen Gemeinden eine gefährliche Propaganda betreiben und die Arbeit unserer Missionare empfindlich schädigen. Es war unsern Missionaren bis dahin gelungen, unsere Mission im ganzen einheitlich und frei von sektirerischem Treiben zu erhalten. Dass das unter englischem Regimente viel schwieriger sein und unser Missionsgebiet dem Eindringen des Sektenwesens, wie auch dem der römischen Sendlinge mehr ausgesetzt sein wird, ist sehr zu befürchten.

Und wie gross ist die Gefahr der Verwilderung und des Abfalls für unsere heidenchristlichen Gemeinden, sowohl in der Sulu- als in der Betschuanen-Mission! In der letzteren namentlich war der Zuwachs überall ein überwältigend grosser gewesen. Ein starker Strom führte den Missionaren fast auf allen Stationen die Heiden zu. Die Gemeinden waren bis zu 2000, 3000 Seelen und darüber — Saron hatte etwa 5000 — angewachsen und mit ihren Filialen waren sie räumlich weit ausgedehnt. Es waren zum theil weitverzweigte Parochieen. Obschon unsere Missionare eine sehr strenge Taufpraxis hatten und erst nach möglichst gründlichem Unterricht und einer streng überwachten Katechumenenzeit die Taufe vollzogen, so mögen doch, von dem allgemeinen Lern- und Taufverlangen getragen, unreife und schwache Elemente genug in die Ge-



meinden mit hineingekommen sein. Und nun ist eine Zeit kräftiger Versuchungen über sie hereingebrochen durch die Verführung zügelloser Söldnertruppen und durch das von einer christlichen Macht gegebene grosse Ärgernis, durch das Aufhören von Zucht und Ordnung, von Gericht und Obrigkeit im Lande und durch die rücksichtslose gewaltsame Entfernung ihrer Führer und Berater, ihrer geistlichen Väter, welche fast überall den kräftigsten und heilsamsten Einfluss auf sie ausgeübt hatten. Und wie reckt der alte Wolf, das Heidentum, seine Glieder und sucht seine abtrünnigen Kinder wieder zu verschlingen. Da ist vieles geschehen, was uns jetzt noch verborgen ist. So viel aber haben wir schon vernommen, dass manche Christenseele der Verführung des Heidentums wieder erlegen ist. Die heidnischen Unsitten wie die Boguera und Bogali (Beschneidung), der Frauenkauf und Verkauf und die Polygamie haben neue Kräfte gewonnen. Unsitten und Laster, die in manchen Christengemeinden fast überwunden waren, ja, die wie die Boguera und Bogali auch in einzelnen heidnischen Stämmen nicht mehr aufkommen konnten, schiessen nun aufs neue wieder geile Triebe und die langjährige treue Arbeit unserer Missionare ist dadurch stark gefährdet.

Auch hat die alte Rauf- und Kampflust neue Nahrung gefunden. Die Stämme, die früher stets auf dem Kriegsfuss miteinander standen, die aber durch die strenge Zucht der Buren-Regierung und durch den versöhnenden Einfluss der Mission zu friedlichem Nebeneinanderwohnen und zu gegenseitiger Annäherung angeleitet waren, traten schroffer gegeneinander auf. Ja, zwischen den Bakhatla bei unserer Missionsstation Mosetla und den Bagoluba bei der Station Potoane kam es zum offenen Kriege, den Missionar Niebuhr mit folgenden Worten beschreibt:

„Der Krieg zwischen den Bakhatla und Bagoluba wäre jedenfalls nicht ausgebrochen, wenn nicht der Krieg zwischen den Buren und Engländern gewesen; es hätten wenigstens die hiesigen beiden Volksstämme ihre Fehde nicht in der Weise austragen können, wie es geschehen ist. Es fehlte die feste Hand, die ihnen wehrte.<sup>1)</sup>

„Der Krieg wurde durch Chronstreitigkeiten in Mosetla verursacht, in welche auch unser Volksstamm, die Bagoluba, mit verwickelt wurde. Dort in Mosetla floss das erste Blut und eine Anzahl Männer wurde getödet. Die Bagoluba schritten darauf zuerst zur Gewaltthat gegen die Bakhatla. Am Abend des

1) Die Bakhatla und Bagoluba sind zwei Betschuanenstämme, welche nördlich von Pretoria wohnen und deren Gebiete aneinandergrenzen. Bei jedem Stamm haben wir eine Missionsstation, bei den Bagoluba Potoane mit Br. Niebuhr, bei den Bakhatla Mosetla mit Br. H. Behrens. Diese Bakhatla sind nicht dieselben wie das vorhin erwähnte Volk Lencoe's, sind aber mit ihnen verwandt.

24. Juni, einem Sonntage, steckten sie acht abseits gelegene Häuser von Mosetta in Brand und töteten auch dabei zwei Männer. Den kommenden Morgen waren aber die Bakhatla schon vor unserer Heidenstadt, und es entspann sich ein Gefecht, in welchem die Bagoluba Sieger blieben. Sie trieben die Bakhatla bis in ihre Stadt zurück und steckten viele Häuser in Brand. Es hatte wieder Cote und Verwundete gegeben. Den Bakhatla lag aber nichts ferner, als sich für besiegt anzusehen, sie liessen den Kampf einige Tage ruhen, benutzten aber die Zeit, um sich mehr Munition zu verschaffen. Ihr Augenmerk war auf Potoane gerichtet.

Am Donnerstag den 28. Juni 1900, als am zweiten Tage des Hermannsbürger Missionsfestes, erschienen die Bakhatla frühmorgens vor Potoane. Sie überrumpelten die wachhaltende Mannschaft, welche, von panischem Schrecken ergriffen, davon eilte. Hinter ihnen waren die Bakhatla, fortwährend heftig schiessend und ein fürchterliches Siegesgebrüll ausstossend. Die Fliehenden nahmen ihre Richtung auf mein Haus zu. Ich selbst lag noch im Bett, als das Schiessen anfang; denn ich war schwer am Fieber krank. Ich fand kaum Zeit mich ankleiden zu können, bis der Spektakel zu meinem Hause kam. Die Kugeln pfliffen zu beiden Seiten meines Hauses vorbei und vor demselben standen Bakhatla, die den Fliehenden ihre Kugeln nachsandten. Es dauerte nicht allzulange, so war es wieder still bei meinem Hause, aber Grauen erregende Gestalten sah ich in Potoane zurückbleiben. Ich sah von meinem Fenster aus, wie sie mit der Brandfackel in der Hand von Haus zu Haus gingen und bald loderten die Flammen zum Himmel empor. Ja, mein ganzes Potoane ist niedergebrannt bis auf das letzte Haus; ebenso auch Bethlehem (ein Filial) an der anderen Seite des Flusses, und etwa die halbe Heidenstadt, auch alle Wohnungen meiner Gemeindeglieder in Mosetele (einem zweiten Filial) sind ein Raub der Flammen geworden an einem andern Tage. Nur eine ganz kleine Anzahl meiner Gemeindeglieder hat ihre Häuser behalten.

An dem soeben beschriebenen Schreckenstage sind auch zwei Männer von Potoane gefallen, deren einer ein Kirchenvorsteher war. Der Krieg war noch nicht zu Ende. Es sind noch andere Schreckenstage nachgefolgt. Die Bakhatla haben gebrannt, geraubt und geplündert, wo sie nur konnten, und kamen nach drei Tagen auch wieder nach Potoane. In meiner Abwesenheit haben sie sich auch an meinem Eigentum vergriffen, sind in mein Haus eingebrochen und haben viele Sachen geraubt. Die Zahl aller im Kriege Gefallenen beträgt etwa 60, darunter sind 6 aus meiner Gemeinde. Einer war schwer verwundet und ist, da er nicht fliehen konnte, samt seinem Hause von den Bakhatla verbrannt. Auch zwei, die in der Taufschule waren, sind gefallen und einer ist zum Krüppel geschossen. Meine Leute haben schwer zu leiden gehabt, ihre Häuser waren verbrannt, viele ihrer Sachen ein Raub der Flammen geworden oder die Bakhatla hatten sie als Beute weggenommen.

Br. Behrens schliesst seinen Bericht mit folgenden Worten:

„Das war schrecklich! Überall rauchende Trümmerhaufen, dazu lagen die Leichen im Felde mehrere Tage, ehe sie begraben werden konnten, und mehrere Leute sind in den Häusern verbrannt. Bei diesem Volk bricht in solchen Zeiten das alte Wesen doch zu leicht wieder hervor. Da war es schwer, Missionar zu

sein. Jetzt ist hier Ruhe — schreibt er am 13. April 1901 —, aber beendet ist die Sache noch nicht. — Persönlich geht es mir, Gottlob, bislang noch immer gut. Freilich, manches möchte man anders haben, aber ich für mein Teil klage durchaus nicht. Unsere Speise besteht aus Sauerpapp; Sie werden diesen Brei von zerstampftem Kaffernkorn wohl kennen. Brot giebt's seit August vorigen Jahres (also seit 1900!!) nicht mehr, sowie Butter, Kartoffeln, Gemüse u. s. w. Sauerpapp Morgens, Mittags und Abends! Aber wir leben dabei. Auch habe ich versucht, Heuschrecken zu essen, allein bislang schmecken sie mir nicht. Was wir anfangen, wenn Kleider und Schuhe alle werden, weiss ich nicht; müssen wohl Sandalen tragen und Kleider von Fellen. Sehr leid thut es mir, dass kein Abendmahl sein kann, da wir keinen Wein mehr haben und die Engländer nichts aus Pretoria herauslassen. Beten Sie für uns, dass wir bald erlöst werden aus dieser Trübsal.“

Und am 22. August 1901 giebt derselbe Missionar uns aus all dem Dunkel heraus ein Lichtbild, mit dem wir unsere Schilderung schliessen wollen:

„Mitten aus all den betrübenden und traurigen Nachrichten heraus, die Sie gewiss empfangen werden, möchte ich Ihnen doch auch gern einmal etwas Erfreuliches schreiben . . . Dass der Herr helfend bei uns ist, dies zu erfahren, haben wir jetzt recht oft Gelegenheit . . . Nicht allein, dass Er uns bisher so treulich behütet hat, dass wir können unsere Arbeit thun, sondern auch viel mehr darin, dass des Herrn Reich trotz Teufel und allen seinen Helfershelfern sich noch weiter ausbreitet. Das stärkt dann mächtig den Glauben, wenn wir dies sehen.

Irre ich nicht, so habe ich Ihnen bereits mitgeteilt, dass ich im Mai nach Hebron war. Zwei Sonntage hielt ich dort Gottesdienst, und konnte am zweiten Sonntag (Exaudi) Nachmittags 140 Erwachsene taufen, nachdem ich sie am Tage vorher geprüft und tüchtig befunden hatte. Am Nachmittage taufte ich noch eine Kranke daheim, die bald darauf gestorben ist, hoffen wir, selig. Alle 140 — Miss. Kaiser hatte vor seiner Gefangennahme den Taufunterricht mit ihnen fast vollendet — hatten den Katechismus gut inne. Es war ein Tag grosser Freude. (NB. Als Br. Behrens von dieser Fahrt heimkehrte, hatten unterdessen englische Soldaten sein Haus ausgeplündert). Bald darauf gedachte ich hier auf Mosetta die Taufschüler zu taufen. Sechs junge Männer habe ich in der Woche am Dienstag getauft, da sie von den Engländern auf Arbeit kommandirt waren. Sonntags darauf taufte ich hier wieder 33. Diese haben die Taufschule bei mir beendet. — Bereits hatte man mir von Jericho Nachricht geschickt, dass auch von dort Taufschüler kommen würden. (Die Station ist vakant.) Da eines Tages sehe ich einen Wagen und eine Menge Volks angezogen kommen; ich weiss im ersten Augenblick nicht, was das zu bedeuten hat. Bald aber merke ich, dass es die Jerichoer Taufschüler sind. Ganz Mosetta war erstaunt über soviel Volk. Sie kamen Vormittags. Ich schickte gleich nach Potoane, Bruder Niebuhr zu rufen. Der kam nach Mittag, und wir haben sie geprüft, Br. Niebuhr im Katechismus und ich in biblischer Geschichte. Da Kirchenvorsteher und Lehrer in Jericho bereits die Schwachen ausgeschieden hatten, so konnten diese alle getauft werden. Es waren 79 Erwachsene, die ich dann am folgenden Tage nebst 25 Kindern ge-



tauft habe. Sonntags darauf kam noch einer, der wegen Krankheit nicht hatte mitkommen können, so dass die ganze Summe 105 beträgt. Obgleich das Tauf-fest an einem Wochentage war, beteiligte sich doch die hiesige Gemeinde rege daran. Ein grosser Teil der Leute von Jericho hat hier bei meinem Hause im Freien kampiert. Abends spät höre ich einmal ein Singen, ich stehe auf und gehe hinaus, da sind es die Taufschüler, die ihre Abendandacht im Freien halten. Es trieb mir fast das Wasser in die Augen, als es durch die stille abendliche Luft von den Lippen der Heiden erscholl: Baka Morena, ea khosi e thata ea hlotlo — d. h.: Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren. Fröhlich zogen sie, wie weiland der Kämmerer, am andern Tage ihre Strasse. —

Und wieder hatte ich vor Kurzem die Freude, hier in meiner Gemeinde noch einmal 5 taufen zu können. Nicht wahr? Sie werden sich mit uns freuen und Gott danken, der uns treulich beisteht. Es scheint mir, als wenn die Kirchenvorsteher in den verwaisten Gemeinden sich alle Mühe geben, Ordnung zu halten. Die von Hebron und auch von Jericho haben angefragt und um Rat gebeten . . . In manchen Stücken haben die Leute es nicht leicht. So müssen alle, die getauft oder auch die getraut werden wollen, hierher, was bei einer Entfernung von mindestens 40 Kilometern keine Kleinigkeit ist. . . . Es sollte ein fröhlicher Brief sein zwischen all den traurigen.“



## 25 Jahre am Nyassa.

Geschichte der freischottischen Livingstoniamission.

Von P. Strümpfel-Herengosserstedt.

Das Jubiläum, welches die Livingstoniamission und ihr ausgezeichnete Führer Dr. Laws jüngst haben feiern können, giebt Veranlassung, an der Hand eines neuen trefflichen Buches<sup>1)</sup> und der letzten Berichte die Entwicklung dieses gesegneten Werkes von neuem zu schildern. Die Mission der schottischen Freikirche war die erste, welche so tief in Innerafrika eindrang und die Uferländer eines grossen afrikanischen Sees zum Arbeitsgebiete christlicher Sendboten machte, sie hat sich bei trefflicher Leitung grossartig entwickelt und überragt alle anderen am Schire und Nyassa getriebenen Missionsarbeiten; zu alledem ist sie das anziehende und lehrreiche Muster einer planmässigen Volkschristianisierung, welche mit Predigt und Schule umfassende Civilisationsbestrebungen verbindet und auch damit in den Fussstapfen des grossen Bahnbrechers wandelt, dessen Namen sie trägt.

1) Jack, Daybreak in Livingstonia 1901. Vergl. Julius Richter, Evangel. Mission im Nyassalande. 2. Aufl. 1898.

## 1. Die Gründung.

In der wogenden Begeisterung, welche Livingstone 1856 in Schottland erweckte, fasste ein junger Student der Freikirche, James Stewart, den Gedanken, die neuen Entdeckungen für die Mission zu benutzen. Es kam zur Bildung eines Komites, welches 1861 Stewart selbst in Begleitung der Frau Livingstone hinaussandte. Livingstones Freude wurde aber enttäuscht; als Stewart am Sambesi und Schire die Verwüstungen der Sklavenhändler und die Katastrophe der Universitätsmission sah, erklärte er, dass jetzt keine Mission dort möglich sei, 1866 ging er nach Kafferland und wurde Leiter der Erziehungsanstalt Lovedale.

Erst die Bewegung, die Livingstones Tod hervorrief, brachte 1874 den alten Plan zur Ausführung. Dr. Stewart von Lovedale war grade auf Urlaub in Schottland und forderte auf, nunmehr dem grossen Toten, welcher soviel auf die schottische Zähigkeit und Energie gerechnet hatte, das schönste bleibendste Denkmal durch eine Mission am Njassa zu setzen. Wohl war das Gebiet in Händen der Araber und Portugiesen, durch Fiebersümpfe gefährlich, aber fruchtbar, dicht bevölkert, tief im Herzen Afrikas gelegen und doch relativ bequem vom Meere aus durch Segefahr mit nur 60 engl. Ml. Trägerreise an den Murchisonfällen zu erreichen. Das für die neue Mission aufgestellte Programm entsprach den Gedanken Livingstones. Es umfasste auch die Einführung christlicher Civilisation und legitimen Handels, Erziehung, Industrie, medizinische Thätigkeit sollte die Predigt des Evangeliums begleiten; eine Hauptaufgabe sollte die Ausrottung des Sklavenhandels durch das Christentum sein. In ganz Schottland fand dieser Plan begeisterte Aufnahme. Alle politischen und kirchlichen Richtungen steuerten bei, in Kürze waren 200000 Mk. beisammen, Grosskaufleute wie Stevenson und Mackinnon, sowie alte Freunde Livingstones thaten freudig die Hand auf. Bedeutungsvoll war das Zusammenwirken der Kirchengemeinschaften, welches dem Werke von vornherein einen Unionscharakter gab. Die Reformed Presbyterian Church, welche bis dahin nur auf den Neuhebriden Missionare hatte, sagte sogleich die Mitwirkung zu, am 25. Mai 1876 schloss sie sich überhaupt der Freikirche an. Die United Presbyterian Church hatte alle Hände voll zu thun, namentlich durch ihre Kalabarmission, aber sie stellte einen ordinierten Missionsarzt Dr. Laws und bezahlte für ihn das Gehalt. Dieser Mann, von welchem Duff sagte, er sei „vom Missionsgeiste entflammt“, ist als der unermüdliche, umsichtige und praktische Führer die Seele der Livingstoniamission geworden

und durch Gottes Gnade ihr bei allem Personalwechsel bis heute erhalten geblieben. Nachdem er schon ein Stück Personalunion mit der Freikirche darstellte, ist durch die Vereinigung seiner Kirche mit der Freikirche 1900 das Band vollkommen geworden. Die Staatskirche wünschte ebenfalls mit der Freikirche zusammenzuwirken, schliesslich einigte man sich auf getrennte Unternehmungen in derselben Gegend und versprach sich dazu gegenseitig Rat und Hilfe. Zunächst sandte die Staatskirche den Dr. Henderson mit, um zu rekognoszieren. An die Spitze der Expedition trat, weil Stewart in Lovedale noch nicht abkömmlich war, der durch die Expedition zur Aufsuchung Livingstones und zweijährigen Verkehr mit diesem am Nyassa bekannte Marineleutnant Young. Belehrt durch frühere Misserfolge beschloss man ein zerlegbares Dampfboot mitzunehmen, welches zur Einschüchterung der Sklavenhändler, zur Verproviantierung und Verbindung, im Notfall zur Zuflucht dienen konnte. Die „Ilala“, nach Livingstones Sterbeort benannt, war 50 Fuss lang und hatte eine Maschine von 40 Pferdekraften.

Am 21. Mai 1875, etwa 13 Monate nach Livingstones Beisetzung in der Westminsterabtei, reiste die Expedition von London ab. Die Instruktion lautete dahin, im allgemeinen das Kap Maclear zum Ausgangspunkte der Erforschung zu nehmen, sofort die Absichten der Mission den Eingebornen deutlich zu machen, gegen den Sklavenhandel keine Gewalt, sondern friedliche Verhandlungen zu versuchen. Die Fahrt verlief glücklich; die Makololo, welche Livingstones Landsleute mit Freude begrüßten, stellten an 1000 Träger, welche die Ilala und ihre Ausrüstung in Lasten von 50 Pfund an den Murchisonfällen über die Berge trugen. Auf dem oberen Schire erregte das „Feuerschiff“ grosses Aufsehen, es war der erste Dampfer, der auf einen innerafrikanischen See gebracht wurde, die Araber erschrakten, sie hielten es für ein Kanonenboot. Am 12. Oktober 1875 bei Sonnenaufgang fuhr die Ilala in den See hinein, die Reisenden hielten Dankgottesdienst und sangen den 100. Psalm. Am Abend landete man auf dem weissen Sande des Kap Maclear, der kleinen Halbinsel, welcher Livingstone den Namen eines Freundes, des Astronomen in Kapstadt, beigelegt hatte. Der gute Ankerplatz, die frischen Seewinde, die schöne Vegetation schienen diesen Ort zur ersten Niederlassung zu empfehlen.

Die grossen Häuptlinge am See, welche vom Sklavenhandel lebten, erwiesen sich zwar meist wenig entgegenkommend, aber der gute Ruf des englischen Namens kam der Mission zu statten; die Umwohner



lieferten Lebensmittel und stellten Arbeiter zum Bau der ersten Gebäude, die aus Holz mit Lehmewurf bestanden. Die Eingebornen im Süden des Sees gehören zu dem gelehrigen Stamme der Nyanja, dessen Macht und Unabhängigkeit schon vor Mitte des Jahrhunderts von Sulu, Yao und Arabern gebrochen ist. Ihre bienenkorbähnlichen Hütten stehen meist in grossen Dörfern mit Hunderten und Tausenden von Einwohnern zusammen. Bald siedelten sich Eingeborne in der Nähe der Station an. Da gab es viel zu schlichten. Die Mission hatte unter dem Mangel an geordneter Rechtspflege sehr zu leiden, jeden Schein staatlicher Macht musste sie vermeiden und doch konnte sie Diebstähle und Verbrechen nicht ungerügt lassen. Die Häuptlinge versagten oft das Einschreiten. Da hat die Mission 14 Jahre lang bis zur Einrichtung der britischen Verwaltung lediglich durch ihre moralische Macht Ordnung gehalten. Noch schwieriger gestaltete sich das Verhalten zum Sklavenhandel. Es war den Missionaren schwer, ruhig zu bleiben, wenn unter ihren Augen die Greuel der Menschenjagd und die traurigen Transporte geschahen, und doch blieb ihnen kein anderes Mittel als friedliche Verhandlung. Viele den Händlern oder den Häuptlingen Entflohenen suchten Aufnahme bei den Weissen nach, und es bedurfte vieler Sorgfalt und Geduld, um ohne Konflikte auszukommen.

Leutnant Young reiste Ende 1876 mit Ablauf seines Urlaubs zurück, nachdem er noch die Ankunft der zweiten Expedition erlebt hatte. Mit dieser kam Dr. Stewart von Lovedale und brachte 4 kaffrische Gehilfen mit, von denen namentlich William Koyi später unter den Ngoni treffliche Dienste geleistet hat. Der zweiten Aussendung hatte sich auch die staatskirchliche Expedition angeschlossen, welche nach dem von Henderson gewählten Platze auf dem Schirehochland bestimmt war. Leider war sie durch Krankheit und ungenügende Ausrüstung sehr geschwächt, sodass sie schon 30 engl. Meilen vom Schire Halt machte und hier ihre Station Blantyre anlegte. Die Lage des Ortes mit seinem guten Klima hat sich später als günstig erwiesen. Die ersten Anfänge der staatskirchlichen Mission waren aber schier hoffnungslos, sodass die freikirchlichen Missionare Stewart, Laws u. a. abwechselnd zu Hilfe kommen mussten. Die Station bestand nur aus 5—6 Hütten, in der ganzen Arbeit war kein System. Schliesslich kam ein Vetter des Dr. Stewart, der Ingenieur James Stewart, welcher sein einträgliches Amt in Indien aufgab, um die Mission in Blantyre in Ordnung zu bringen. Er baute die Station auf, legte Bewässerung

an, führte einen Markt ein und brachte die Schule in Gang, sodass er im Juli 1878 ein aufblühendes Werk dem neuen staatskirchlichen Leiter Macdonald übergeben konnte.

Am Kap Maclear war man inzwischen schon voll und ganz in der eigentlichen Missionsarbeit. Der Sonntag war mit Gottesdienst in Tschinyanja, Sonntagsschule, Abendgottesdienst in Englisch und Predigten auf den nächsten Dörfern besetzt, Mittwochs war Betstunde, jeden Morgen vor der Schule Bibelklasse. Um in den mit geistigen Fragen unbekannten, unwissenden Heiden den Boden für die christliche Wahrheit zu bereiten, führte Dr. Laws originelle Stunden ein, in denen die Erwachsenen über allerlei nützliche Dinge belehrt und daran geistliche Ansprachen geknüpft wurden, z. B. wurde eine Uhr gezeigt und erklärt, wie wir unsere Zeit einteilen, daran wurde illustriert, wie die Welt einen Schöpfer haben muss; oder es wurde über Bau und Verwendung der Baumwolle vorgetragen und die Baumwolle zuletzt als Gleichnis verwandt, um die Notwendigkeit der Änderung unseres Herzens zu zeigen. Die Schule war im Anfang sehr primitiv, auch kam die Gewöhnung an regelmässigen Besuch sehr allmählig, unter ihren ersten Schülern war der Sohn und Erbe des obersten Makololo-häuptlings. Die kaffrischen Gehilfen halfen viel in der Schule, 1881 waren es bereits 2 Klassen mit 90 Schülern, Frau Dr. Laws unterrichtete die Mädchen. Mit besonderem Fleisse wurde die Industriemission betrieben. Als Konsul Elton 1877 nach Kap Maclear kam, staunte er über die Werkstätten, die Mühle, Ziegelei, Drainage, die bebauten Felder und die glatten Wege. Namentlich der Bau von Strassen anstatt der schmalen gewundenen Negerpfade wirkte civilisierend, hierbei lernten die Eingebornen zuerst arbeiten. Wichtig war es auch, dass sie von der einheimischen Weise jedes Jahr ein neues Stück Land durch Brennen zu roden und dadurch den Wald zu verwüsten, zu europäischer Ackerbereitung übergehen lernten. Dr. Laws, welcher 1879 aus Kapstadt für 300 Mark Kleingeld mitbrachte, wurde auch der Bahnbrecher für den Ersatz des Tauschverkehrs mit Kaliko und Kupferringen durch den Geldverkehr, welcher jetzt so hoch entwickelt ist, dass die Bank in Blantyre an vielen Orten Filialen unterhalten und die Regierung die Steuern in Geld erhalten kann. Die ärztliche Thätigkeit gewann besonders die Herzen und half den Aberglauben untergraben. Daneben trieb Dr. Laws sehr gründliche Sprachstudien, in 5 Jahren hatte er die Sprache der Nyanja fixiert, es erschienen Grammatik, Fibel, Liederbuch.

Die in Lovedale 1881 gedruckte erste Auflage der Übersetzung des Evangeliums Marci ging im Kriege mit Sklavenhändlern verloren und erreichte gar nicht den See, zum Glück hatte man das Manuskript aufgehoben.

Die ersten 6 Jahre vergingen ohne Taufen; am 27. März 1881 wurde der Erstling Albert Namalambe getauft, welcher bald als treuer, brauchbarer Gehilfe sich erwies. Die Schotten sind sehr vorsichtig und zurückhaltend mit der Taufe. Ihnen liegt vor allem die stille, aber sichere Durchdringung des ganzen Volkes mit dem Christentum am Herzen.

Während man ohne viel Experimentieren einfach an die Arbeit ging, bereitete man doch durch umsichtiges Erforschen des Sees und seiner Uferländer sowie durch Anknüpfung mit den verschiedensten Stämmen die weiteren Schritte vor. Man wusste vom See nichts weiter, als was Livingstone berichtet. Jetzt umfuhren ihn Young und Dr. Laws, entdeckten die Insel Likoma, das Livingstonegebirge und machten die ersten genauen kartographischen Aufnahmen. Von 1878 an leistete James Stewart Ausgezeichnetes durch Bereisung des hinter der Küste liegenden Hügellandes und der Hochebene zwischen Nyassa und Tanganika.

Als Ausgangspunkt für diese Erforschung der um den See liegenden Länder war Kap Maclear sehr vorteilhaft; dagegen stellte sich immer mehr heraus, dass es für eine weitere Ausdehnung der Mission sich nicht eignete. Es fehlte an fliessendem Wasser und an fruchtbarem Lande für eine grosse Gemeinde; vor Allem war es durch seine niedrige Lage und die Nähe eines Sumpfes so ungesund, dass die Missionsleute das Fieber nicht los wurden und schon mehrere ihm erlegen waren. Überdies hatte man nunmehr günstiger gelegene Orte genug kennen gelernt und war mit den Völkerschaften, auf die es ankam, vertraut geworden.

## 2. Die Verlegung des Schwergewichts nach dem Westufer.

Durch die vorübergehende Sorge für Blantyre war die Wahl des künftigen Missionsplatzes verschoben worden, aber 1877 begannen Stewart und Laws umfassende, sorgsame Untersuchungen. Das südliche Drittel war zu niedrig und sumpfig, der Norden zu entfernt und da die Berge oft sehr nahe an den See herantreten, ohne geeignete Rhede; dagegen war das mittlere Drittel des Westufers wohl geeignet, in Hügelreihen nach dem Inlande allmählich aufsteigend. Nach vielen Reisen und Beobachtungen entschied man sich endlich für Bandawe, 2 Tage Segelns von Kap Maclear, und traf im März 1881 Anstalten zur Verlegung. Bandawe war von den zur Wahl stehenden Plätzen nicht



der gesündeste, auch nicht der günstigste Ankerplatz, ohne fließendes Wasser zur Berieselung, aber es hatte den besten Boden am Westufer, hatte immerhin weit besseres Klima als Kap Maclear und lag im bevölkersten Bezirke, unter den friedlichen und freundlichen Tonga, aber zugleich mit leichtem Zugang zum westlichen Hochlande. Kap Maclear mit seinen Häusern und Gräbern und den Anfängen einer Christengemeinde blieb Hussenstation, Albert Namalambe erhielt allmählich die volle Leitung und evangelisierte von da aus in der Umgegend. Bekannt ist Drummonds ergreifende Schilderung seines Besuches auf der verlassenen Station 1883; sie erweckte freilich die falsche Vorstellung eines Misserfolges der Mission, als sei sie nach 6jährigen Mühen gescheitert. Das Gegenteil war der Fall. Von der neuen Station aus erfolgte bald die Ausdehnung nach festem Plane. Alle Zweige der Arbeit waren gleich nach dem Umzuge in vollem Gange.

In wenigen Jahren war Bandawe zu einer Musterstation ausgebaut. Die Kostschüler waren mit verpflanzt worden. Nun wuchs die Schülerzahl überraschend. Ausser den Schulen auf der Station entstanden einfache Elementarschulen in vielen umliegenden Dörfern, so dass schon Ende 1889 3080 Schüler gezählt wurden. Die Lehrer, anfangs selbst noch sehr bildungsbedürftig, kehrten von Zeit zu Zeit von den Dörfern nach der Hauptstation zurück, um einen neuen Kursus durchzumachen.

Die Verkündigung des Wortes geschah in immer ausgedehnterem Masse; der Missionseifer der jungen Bekehrten bot das Mittel dazu. Waren auch diese Evangelisten an Schulbildung weit zurück hinter einem zehnjährigen Schulknaben in Schottland, so waren sie doch fest im Glauben, feurig im Bekennen und konnten das Neue Testament mehr oder weniger fließend lesen. Um sie weiter zu fördern, richtete Laws 1890 in Bandawe eine „Predigerklasse“ ein. Jeden Freitag Abend wurde ein Bibelabschnitt erklärt, die Hauptpunkte an die Wandtafel geschrieben und von den jungen Männern in ihr Notizbuch abgeschrieben. Am Sonntag früh, ehe die Leute noch aus ihren Häusern kamen, waren die Evangelisten schon unterwegs nach den Ortschaften ringsumher, Fred Moir berichtet von 40 Predigern, die an einem Sonntage in den verschiedensten Dörfern denselben Text auslegten. Die Missionare unternahmen selbst mehrtägige Predigtreisen durch die Umgegend, so zogen z. B. Mac Alpine und Scott 1894 mit einem Harmonium und einer Laterna magika durch die Tongadörfer und sprachen in 9 Versamm-

lungen zu 2000 Menschen. Auch die Industriemission nahm in Bandawe einen neuen Aufschwung. Bis zur Gründung des Instituts Livingstonia war Bandawe auch in dieser Hinsicht der Mittelpunkt. Maurer- und Zimmerarbeit, Landwirtschaft, Schneiderei und andere europäische Künste wurden ebenso eifrig betrieben, wie die einheimische Flechtarbeit. Hunderte arbeiteten fast immer an der Ziegelei, denn es gab viel zu bauen, Bandawe lieferte Bausteine und Ziegel auch nach auswärts, selbst an Eingeborene. Denn diese sahen sehr bald den Vorteil eines Hauses ein, dem weder die Tropenregen noch die weissen Ameisen ein rasches Ende bereiten konnten. Das beste Haus in der Umgegend war 1895 das vom Werkmeister der Missionsziegelei für sich selbst erbaute, mit 4 Zimmern, breiten Veranden, Glasfenstern, Füllungsthüren und einer anstossenden Küche. Über die 1889 eingerichtete, jetzt nach Livingstonia verpflanzte Druckerei ist weiter unten noch zu berichten. Zum Buchbinden wurden, wenn alte Zeitungen und Kaliko nicht hinreichten, Buchdeckel und Rücken aus Nilpferdhaut verwandt. Sir Henry Johnston schrieb von Bandawe schon 1890: „Hier gibts Wohnhäuser, die in England als komfortabel gelten würden und mit ihren hübschen Bogenfenstern, Kletterrosen und Blumengärtchen aussehen, als wären alte Bauernhäuser von daheim hierher verpflanzt. Hier gibts eine Werkstatt und eine Druckerei, die immer beschäftigt ist. Hier gibts Ananas, die Dr. Laws zuerst in die Gegend eingeführt, Orangen und Linden, sowie grosse Gemüsepflanzungen. Kurz, Bandawe mit seiner kleinen Kolonie von fünf Europäern, seiner grossen Schule für eingeborene Kinder, seinen zugehörigen Dörfern, seiner Atmosphäre von Ziegelei und reizendem Komfort, ist eine der achtungswertesten und angenehmsten Früchte britischer Missionsarbeit, die je die Augen eines müden Reisenden in der eintönigen afrikanischen Wildnis erfreut haben. Man fühlt sich europäisch berührt. Die kleine Kolonie besitzt eine von Dr. Laws langsam angesammelte staunenswerte Bibliothek mit den neuesten Büchern, Revüen und Zeitschriften, die von allgemeinem Interesse sein können oder auf besondere Gebiete wie Philosophie, Technik oder Landwirtschaft sich beziehen. Dr. Laws ist ein wissenschaftlich gebildeter Arzt und geübter Chirurg. Dieser Mann, welcher 15 Jahre sein ganzes Herz dem Nyassagebiete zugewandt, mit seiner Energie, die ihn . . . zu einem Ingenieur, Zimmermann, Tischler, Drucker, Photograph, Schmied, Schiffsbauer, Apotheker gemacht hat, sodass er seine einst wilden Zöglinge in alledem unterweisen kann, die ihn ge-

trieben hat, nicht nur Medizin, sondern auch Theologie genug zu studieren, um nicht nur den Leib heilen, sondern auch den Geist der Afrikaner bilden zu können, von denen er nie ohne warme Empfindung spricht, deren Fehler und Vorzüge er mit ruhiger Verständigkeit hervorhebt — Dr. Laws mit seiner wahrhaft christlichen Frömmigkeit verdient als der grösste Mann zu gelten, welcher bis jetzt in Nyassaland aufgetreten ist.“ Ähnlich spricht sich Drummond aus, welcher Bandawe bald nach der Gründung 1882 besuchte und noch mehr auf das geistliche Leben achtete. „Die heiligste Erinnerung meines Lebens ist die an die Abendmahlsfeier in der kleinen Kirche zu Bandawe, als ich den Kelch aus der schwarzen Hand des eingeborenen Kommunikanten empfing, eines Mannes, dessen Leben ihm vielleicht mehr Recht zur Teilnahme gab, als irgend einer von uns hat, er hat den Beweis dafür nachher in mancher schweren Stunde mit mir auf der Tanganikahochebene geliefert.“

Gleich bei der Anlegung von Bandawe hatte man aber nicht bloss die friedlichen Fischer des Congastammes, sondern auch die im Hinterlande wohnenden wilden Ngoni ins Auge gefasst. Denn sie waren das hervorragendste Volk im Westen des Sees. Die Ngoni oder Mafiti gehören zu den Sulu und waren in den Unruhen zur Zeit des Sulufürsten Tschaka 1825 über den Sambesi nordwärts gezogen. Von Tschaka hatten sie die militärische Stammesorganisation gelernt. Als ihr grosser Führer Songandaba am Tanganika gestorben war, gaben sie das Wandern auf und siedelten sich unter seinen Söhnen Mombera, Mtwaro, Mperembe auf der Hochebene westlich des Nyassa an, indem sie die dortigen Stämme teils unterwarfen, teils in sich aufnahmen. Stolz, blutdürstig, vom echten Sulucharakter, wie er von Südafrika bekannt ist, waren sie durch ihre Raubzüge die Geissel ihrer Nachbarn, die sich hinter Pallisaden oder auf Felseninseln im See zusammenflüchteten. Wiederholt hatten Laws u. a. die Ngoni besucht, sofort nach der Anlegung von Bandawe begann unter ihnen die Mission. Zunächst sandte Laws im Januar 1882 den bewährten kaffrischen Gehilfen William Koyi, welcher mit der Denkweise und Sprache der Sulu vertraut war. Im folgenden April, da grade Waffenruhe zwischen Ngoni und Tonga war, kam Laws selbst mit mehreren Begleitern und verhandelte mit den Häuptlingen. Immer wieder trat die Eifersucht gegen die Tonga hervor. Man fragte, warum die Missionare nicht bei ihnen wohnen wollten. „Kannst du Fische melken, dass du am See bleibst? Komm und lebe hier, wir wollen dir Vieh geben. Wir



sind die Herrn des Landes, alle anderen sind uns unterthan.“ Am wenigsten gefiel es, dass die Mission die Räubereien verhindern und den kriegerischen Geist schwächen würde. Darum liess man wohl die Predigt zu, aber die Schule verbot Mombera. Er müsse zuerst lernen, was gelehrt werden solle. Koyi hielt tapfer aus. Er war Zeuge von Grausamkeiten, Biergelagen und Kriegszügen. Allmählich gestattete Mombera auch Predigt in seinem Kraal. Er schätzte das Dasein der Mission als eine Ehre für ihn, und als einen Vortheil, weil sie Kaliko verkaufte und Kranke heilte. Auf die immer wiederholten Bitten um Erlaubnis zur Schule gab er 1884 zur Antwort, er wolle das Volk selbst unterrichten. Koyi machte wirklich einen Versuch, ihn das Abc zu lehren, aber meist hiess es: „Hör auf, gib mir Zeug!“ Andere kaffrischen Gehilfen kamen Koyi zu Hilfe. Als 1883 wieder ein Angriff auf die Tonga drohte, ging Dr. Laws mit Dr. Scott wieder hinauf zu Verhandlungen; sie blieben noch immer vergeblich. Schutzsuchende Tonga sammelten sich bei Bandawe, sie sahen in den Missionaren ihre Beschützer. Aber auf den Bergen war die Stunde noch nicht gekommen. Ehe wir erzählen, wie hier der Umschwung eintrat, müssen wir über die Gesamtlage der christlichen Unternehmungen am See in dieser Zeit erst das wichtigste nachholen.

### 3. Die afrikanische Seeen-Gesellschaft.

Wenn der Einfluss der Araber gebrochen werden sollte, musste den Eingeborenen gezeigt werden, dass sie die begehrten Waren, namentlich Kaliko, auch ohne Sklavenhandel bekommen könnten. Von Anfang an trieb die Mission deshalb Handel und kaufte grundsätzlich alles, was die Leute brachten. Infolge des Absatzes für ihre Produkte dehnten die Eingeborenen schon in den ersten zwei Jahren ihren Ackerbau bedeutend aus. Aber die Mission musste von diesen weltlichen Geschäften befreit werden; auf der anderen Seite bedurfte sie steter Zufuhr von Gütern. Darum betrieb Dr. Stewart die Bildung einer Handelsgesellschaft, welche 1877 nach Verhandlungen mit Portugal zustande kam. In dem Komitee der Livingstonia Central Afrika Trading Company sassen neben Mitgliedern der Handelskammer von Glasgow Mitglieder des Missionskomitees, an die Spitze trat der freigebige Missionsfreund James Stevenson, die Leitung draussen übernahmen die Gebrüder Moir. In Westafrika hatte man ein abschreckendes Beispiel. Dort haben Branntwein und Pulver das Feld inne, es galt am Nyassa der Entwicklung eines verderblichen gottlosen Handels zuvorzu-

kommen. Zwar bestand die Gefahr, dass Missgriffe der Handelsgesellschaft die Mission beeinträchtigen oder dass deren Agenten nicht immer die rechten Männer für christlichen Verkehr mit den Eingeborenen sein konnten; aber die Vorteile waren doch überwiegend. Die Gesellschaft beförderte Elfenbein und andere Exportartikel billiger und besser als dies bisher durch Sklaven geschah, minderte durch rasche Fahrt auf ihren Dampfern die klimatischen Gefahren und brachte den Missionaren durch öftere Nachrichten und bequemen Bezug ihrer Bedürfnisse aus der Heimat grosse Wohlthaten. In Mandala (d. h. Brille, Spitzname, den John Moir von den Schwarzen erhielt) nahe bei Blantyre, mit dem es durch schönen Weg mit stattlicher Allee verbunden ist, entstand das Hauptquartier. Man fing mit kleinem Kapital und vorsichtig an. Ein kleiner Dampfer „Lady Nyassa“ eröffnete 1878 die Schifffahrt unterhalb der Fälle, für die Fahrt oberhalb der Fälle wurde 1882 die Ilala von der Mission erworben, 1886 kam der James Stevenson auf dem Sambesi dazu, jetzt verfügt die Gesellschaft über eine ganze Flotte. Auf den Rat eines Missionars in Blantyre nahm Duncan 1878 drei Kaffeepflanzen aus dem botanischen Garten von Edinburg mit, zwei gingen unterwegs ein, eine aber bewurzelte sich in dem reichen afrikanischen Boden, von ihr stammen viele hunderttausend Kaffeebäume auf dem Schirehochlande, die jetzt das Hauptprodukt desselben liefern. Den von grossen Häusern in Kilimane und am Sambesi betriebenen Spirituosenhandel und die Einführung von Feuerwaffen lehnte die Gesellschaft entschieden ab, auf ihr Betreiben wurde Nyassaland auf der Berliner Konferenz 1884 in die Bestimmungen der Kongoakte eingeschlossen. Bei der Auswahl ihrer Agenten sah die Gesellschaft auf christlichen Charakter, viele von ihnen sind direkte Mitarbeiter der Mission geworden wie Low Monteith Fotheringham († 1895 am Fieber in Tschinde), der nicht nur Karonga gegen die Araber gehalten und die Ronde geschützt hat, sondern auch weit und breit unter den Eingebornen beliebt war. Die Agenten der Kompagnie hielten strenge Sonntagsruhe und versäumten auch auf Reisen nicht Andachten zu halten.

Durch zweijährigen Krieg mit den Sklavenhändlern, in dem beide Moir verwundet wurden, geriet die Gesellschaft in eine ernste Krisis. Sie wurde daraus gerettet durch die südafrikanische Gesellschaft (Chartered Comp.), welcher 1891 die westlichen Gebiete, das heutige Britisch-Central-Afrika zugeteilt wurden. Die 1893 neu organisierte Gesellschaft für das Nyassagebiet nahm jetzt den Namen „African Lakes Comp.“

an. Lange war die Philanthropie ihr einziger Lohn, jetzt erntet sie auch materiell die Frucht ihrer Arbeit.

Ein besonderes Lob hat sie sich durch den Bau der Stevenson-Strasse vom Nyassa zum Tanganika erworben. Ihren Namen hat diese von dem Leiter der Seeengesellschaft, welcher 1876 den Plan entwarf und 80 000 Mark dazu hergab. Ihr Erbauer ist der oben bereits als eigentlicher Gründer von Blantyre genannte freikirchliche Ingenieur James Stewart. Er hatte am Bau des Sirhind-Kanals in Indien gearbeitet, 1877 die Strasse um die Murchisonfälle angelegt und auf längeren Reisen die Nyassaufer kartiert. Die Aufgabe aber, die er durch den Strassenbau vom Nyassa zum Tanganika lösen sollte, war schwieriger als jede frühere. Auf der Anfangsstrecke vom See hinauf auf die Hochebene, 40 bis 50 englische Meilen, mussten Felsen gesprengt und grosse Ausschachtungen vorgenommen werden und zwar mit ungeübten schwarzen Arbeitern und einheimischen Werkzeugen ohne die technischen Hilfsmittel Europas. War man erst 5000 Fuss hoch hinauf, so war das übrige leicht. James Stevenson hatte seine Gabe an drei Bedingungen geknüpft: Die Londoner Mission solle die Strasse über den Nyassa wählen, einen Dampfer auf den Tanganika schaffen und eine Station an der Strasse anlegen; die Livingstoniainmission solle ebenfalls an der Strasse eine Station anlegen, die Seeengesellschaft solle ihre Thätigkeit auf den Tanganika ausdehnen. Die Bedingungen wurden angenommen, obgleich Kapitän Hoare von der Londoner Mission nach wie vor die Landreise von Sansibar bevorzugte, und Stewart ging an die Ausführung. Ein Massakre unter seinen Trägern in Bundali und drohende kriegerische Verwickelungen veranlassten ihn, die längere Linie von Karonga durch Mweniwendas Land zu wählen. Als aber der erste schwerste Teil bewältigt war, starb Stewart 1883 am Fieber und wurde unter einem grossen Baobab bei Karonga begraben. Er hatte sich gerade darauf gefreut, die „Good News“ der Londoner Mission nach dem Tanganika schaffen zu können. Da auch sein Nachfolger Mac Evan binnen Jahresfrist neben ihm begraben wurde und bald darauf die Kämpfe mit den Arabern im Kondelande losbrachen, blieb das Werk unvollendet. Gras und Gebüsch überwucherte vielfach die 10 Fuss breite Fahrstrasse. Erst späteren Jahren blieb es vorbehalten, den Verkehr nach dem Tanganika-plateau ganz aufzuschliessen.

Wie wichtig es für die Mission war, dass die Seeengesellschaft mit Männern christlicher Gesinnung und gerechter menschlicher Behandlung



der Eingebornen sie unterstützte, bewiesen die schlimmen europäischen Elemente, welche namentlich später ins Land kamen. So tauchte 1899 ein weisser Händler im Ngonilande auf, welcher auf förmlichen Raubzügen den Heiden das Vieh ohne jede Bezahlung forttrieb und die sich seinem Raube widersetzen den niederschoss, sodass nicht viel am Ausbruch eines Aufstandes fehlte. Missionar Donald Fraser war genötigt, den englischen Beamten herbeizurufen, welcher strenges Gericht über den Unhold hielt. Beim Herausgehen aus dem Gerichtslokale rief dieser: „Die Missionare sind ein Fluch Afrikas.“

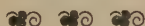
#### 4. Kritische Jahre.

Als die ersten Missionare an den Njassa kamen, herrschte grade eine gewisse Ruhe, die Eingebornen arbeiteten friedlich in Gärten und Feldern. Aber sehr bald brachen die Kriege und Stammesfehden wieder los und die Missionare hatten viel Klugheit nötig, um ihre vorsichtige, neutrale Stellung zu bewahren und wo sie konnten Frieden zu stiften. Ihre unermüdliche Verbreitung christlicher Auffassung über Krieg und Rache trug allmählich zur Verminderung der Kämpfe bei. Besonders sind die Ngoni ein Beweis für den friedienstiftenden Einfluss der Mission. Schon 1876 verhinderte sie das Auftreten Youngs am Schire die Makololo zu vernichten. Wiederholt hat später Dr. Laws in aufgeregten Versammlungen zwischen Ngoni und Conga Frieden vermittelt und der britische Kommissiönär Johnston erklärte amtlich 1894, dass die Ausrottung der Conga nur durch die Mission verhütet worden sei. Selbst der Arabersultan von Kotakota flüchtete sich 1885 nach Bandawe, während seine Leute gegen Tschitesi ausrückten. Nicht immer war es der Mission leicht, ihrem Grundsatz getreu nach Livingstones Vorbild mit Geduld, Versöhnlichkeit und Freundlichkeit die Eingebornen zu behandeln, aber selbst, als Stewarts Träger in Bundali ermordet worden waren, ging 1885 Bain zu den Mördern hin und stellte friedliche Beziehungen wieder her. Hätte England vor Beginn der Mission vom Nyassa Besitz ergreifen wollen, so hätte es dasselbe Blutvergiessen nötig gehabt wie Cecil Rhodes unter den Matabele; dass Englands Erwerbung verhältnismässig friedlich vor sich ging, verdankt es der Mission und dem mit ihr verbundenen christlichen Handel. Die Mission verfolgte zwar keine politischen Zwecke, ebnete aber unbewusst durch die Predigt des Evangeliums und friedliches Verhalten den Weg für die nachfolgende britische Verwaltung. Die einzigen Eingebornen, mit denen gekämpft werden musste, waren die von der Mission unberührten Yao im Osten und

Südosten des Sees, die Araber im Norden und gewisse alte Sklavenjäger wie Tschikusi und Mwasi im Westen.

Viel ernstere Gefahren als die Stammesfehden und Raubzüge der eingebornen Stämme brachte über die Mission die Feindschaft der Sklavenhändler. Die Mission war ihnen gegenüber in einer schwierigen Lage; Anwendung von Gewalt war für sie ausgeschlossen. Dennoch erschien die britische Flagge am Maste der Ilala als ein Symbol der Freiheit, und die Missionsstation am Kap Maclear wurde bald eine Zufluchtsstätte für entflozene Sklaven. Die allgemein verbreitete Meinung, dass das Auftreten der Engländer auf dem See das Aufhören des Sklavenhandels bedeute, suchten die Missionare möglichst zu bestärken. In Begleitung von Dr. Laws und Dr. Stewart erschien Cap. Elton, der britische Konsul von Mozambik, in der Ilala, um das Edikt Said Bargasch' vom 1. Mai 1876, welches den Sklavenhandel verbot, in Suaheli und Arabisch an die Häuptlinge am Nyassa zu verteilen und sie vor Bestrafung zu warnen. Aber die Händler erkannten bald, dass die Ilala ein Missionsdampfer ohne politische und militärische Macht sei und der britische Konsul unterstützte energisch die Forderung der Sklavenbesitzer auf Rückgabe der in den Schutz der Mission Geflohenen, schliesslich untersagte er der Mission sogar jede Aufnahme von Sklaven. So blieb der Mission nichts übrig als der moralische Einfluss und das Mittel der Belehrung. Sie musste zusehen, wie der Sklavenhandel, der sich eine zeitlang vom Seeufer ins Innere gezogen, einen neuen Aufschwung nahm und selbst Schulmädchen von Bandawe auf dem Heimwege ergriffen wurden. Die Universitätenmission in Tschitesi am Ostufer litt unter steter Beunruhigung, Cap. Hoare von der Londoner Mission am Tanganika musste seine Station verlegen. Endlich bewirkten die Vorstellungen in London, dass im Oktober 1883 ein Konsul für das Seegebiet angestellt wurde. Die Kongokonferenz in Berlin 1884, bei welcher der britische Gesandte von Dr. Laws und Moir beraten wurde, und die Brüsseler Kongoakte 1885 sicherten in ganz Zentralafrika die Freiheit des Handels und den Schutz der Missionare, der Sklavenhandel wurde für strafbar erklärt.

[Fortsetzung folgt.]



## Litteraturbericht.

**Baumgarten:** „Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund mit besonderer Berücksichtigung ihrer Heidenmissionen.“

Mit 1 Farbenbilde, 4 geogr. Karten in Schwarz- und 2 Doppelkarten in Buntdruck, 35 Kunstbeilagen in Tafelbildern, 588 Textbildern und 6 statistischen Tafeln. Vollständig in 20 Grossquartheften à 1 Mk., zusammen 430 Seiten. München. Allg. Verlagsgesellschaft. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien. 1901. 3. Band des grossen Prachtwerkes: „Die katholische Kirche unsrer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild.“ — Was Eleganz der Ausstattung, speziell Fülle und Glanz des reichen Bilderschmuckes betrifft in der That ein Prachtwerk, dem nicht viele an die Seite gestellt werden können, und in anbetracht der Höhe der Herstellungskosten, die es verursacht hat, der Preis ein mässiger. Die fast ausnahmsweis künstlerisch vollendeten Tafel- wie Textbilder, die sich vor den Illustrationen ähnlicher Werke auch dadurch auszeichnen, dass sie meist original sind, fesseln natürlich den Leser zuerst und nicht am wenigsten wird es ihnen zu danken sein, wenn das Buch, wie der Prospekt erwartet, auch in den Volkskreisen eine weite Verbreitung findet. Freilich viele, besonders von den Tafel- aber auch von den Textbildern stehen mit dem Inhalte des Buches theils in gar keinem theils nur in einem sehr losen Zusammenhange; es ist eben alles, was die Kunst an Prachtstücken sowohl aus der biblischen wie aus der kirchlichen Geschichte besitzt, mit auserlesenem Geschmack zusammengetragen, um in der Illustration etwas, man möchte sagen, Überwältigendes zu leisten. Es sind ja auch schöne Missionsbilder in Fülle da, aber zu der besonderen Berücksichtigung der Heidenmissionen die der Titel des Werkes ins Auge fasst, stehen sie nicht in einem ebenmässigen Verhältnis. Nicht ganz auf der Höhe der Illustrationen steht das theils dem Texte eingegliederte theils auf besondern Tafeln beigegebene Kartenmaterial, welches zu der katholischerseits bisher „recht stiefmütterlich behandelten kirchlichen Geographie“ einen „wertvollen Beitrag“ liefern soll; man kann nicht sagen, dass sie das missionarisch-geographische Bedürfnis in ähnlicher Weise befriedigen wie die kartographischen Arbeiten Grundemann's, mit Ausnahme der Übersichtskarte von Afrika. Dagegen ist anerkennenswerter Fleiss auf die Sammlung des statistischen Materials verwendet worden, das in so reicher Fülle, auch abgesehen von den grossen selbständigen Tafeln, durch das ganze Werk sich hindurchzieht, wie es noch niemals katholischerseits geboten worden ist. In dem Literaturberichte fehlt der Raum, auf eine Reproduktion dieser Statistik und event. auf eine Kritik derselben einzugehen, weil sie dazu viel zu umfangreich ist; ich hoffe das später in einem besonderen Aufsätze nachzuholen. Jetzt bemerke ich nur, 1) dass gelegentlich, z. B. S. 313 sehr abfällig über die Zuverlässigkeit der statistischen Angaben des amtlichen Handbuchs der Propaganda<sup>1)</sup> (vergl. Prospekt), der *Missiones Catholicae*, geredet wird; durch „zahlreiche Versehen“ werde die Glaubwürdigkeit dieser ganzen Veröffentlichung auf das schwerste in Mitleidenchaft gezogen. Und 2) dass auch das gehäufte, in dem vorliegenden Werke uns gebotene Zahlenmaterial über die katholische Heidenmissionsthätigkeit der Gegenwart keinen genügenden Aufschluss giebt, weil der katholische Missionsbegriff stets die katholische Bevölkerung, nicht die katholische Heidenchristenheit verrechnet.

Was nun die Hauptsache, den Text, betrifft, so begnüge ich mich bei dieser

---

1) Ich betone das gegen Pater Huonder (1879, 43 f.), der in seiner Polemik gegen mich behauptete; „dieser Propagandapublikation komme ein offizieller Charakter . . . absolut nicht zu.“



Anzeige mit der einfachen Angabe des Inhalts, die Besprechung mir für den in Aussicht genommenen besonderen Artikel vorbehaltend. Der Redakteur, der seine Aufgabe mit Hilfe der „hervorragendsten Fachgelehrten“ gelöst hat, verspricht nicht blos „die erste auf amtlichen Nachrichten beruhende und mit Sorgfalt und Fleiss ausgearbeitete Darstellung des Standes der Missionen der katholischen Kirche“ zu bieten, sondern „den Lesern eine sowohl inhaltlich als auch formell vollendete Schilderung des heutigen Standes der katholischen Kirche in allen zivilisierten Ländern der Erde“ zu geben. Eine „hochinteressante“ Einleitung schildert den Besitzstand der Kirche auf der ganzen Erde und gewährt einen Überblick über die Jurisdiktionsbezirke in allen 5 Weltteilen, dann beschreibt der erste allgemeine Teil „wie die Kirche diesen ihren Besitzstand im Laufe von 1900 Jahren gewonnen hat“, „alle Phasen der Missionsgeschichte in ihren wesentlichen Erscheinungen“ zusammenfassend, also die Missionsthätigkeit der Kirche, in 8 Abschnitten. Darnach behandelt der zweite eigentliche Hauptteil „die zivilisierten Länder aller 5 Weltteile, denen sich die Beschreibung der Heidenmissionen anschliesst“ und zwar der Reihe nach in 5 Abschnitten (S. 79—367) Europa, Amerika, Asien, Afrika, Australien. Von dem Anhang abgesehen bildet dann ein nicht charakteristisch genug: „Missions-thätigkeit und Missionserfolge“ überschriebener Abschnitt (S. 368—410) den Schluss des Ganzen. — Wenn auch die Reklameanzeigen mit einiger rhetorischen Überschwänglichkeit den inhaltlichen, sogar wissenschaftlichen Wert der vorliegenden Arbeit übertreiben, so liegt in ihr doch eine auch für Nichtkatholiken höchst beachtenswerte Leistung vor, der man die Anerkennung nicht versagen kann, dass viel Fleiss auf sie verwendet worden ist und dass sie endlich einmal etwas Ganzes über die katholische Missionsthätigkeit bringt, wenn sie auch weit hinter dem zurück bleibt, was man eine Geschichte und gar eine wissenschaftlich geschriebene Geschichte der katholischen Mission nennen kann.

**Chang Chih-Tung:** China's only hope. An Appeal. Ins Englische übersetzt von Missionar Woodbridge und mit einem orientierenden Vorwort versehen von Missionar Griffin John. Edinburgh. Oliphant, Anderson and Ferrier. 1901. S. 151. Geb. 3 sh. 6 d. — Der Verfasser dieser bedeutungsvollen mit Genehmigung des Kaisers Kwang-sü 1898 veröffentlichten, in einer Million von Exemplaren in China verbreiteten Schrift ist der Uizekönig der beiden Provinzen Hupeh und Hunan, nächst Li-Hung-Tschang wohl der bedeutendste unter den chinesischen Grosswürdenträgern und zugleich einer der gründlichst Gebildeten unter den chinesischen Gelehrten. Ein ebenso glühender Patriot wie begeisterter Konfuzianer beschäftigte er sich nach dem für sein Vaterland so unglücklichen japanischen Kriege mit der Frage: wie kann China geholfen werden? und das vorliegende Buch ist die Antwort auf diese Frage. Ausgerüstet mit einer relativen Kenntnis der nichtchinesischen, speziell der abendländischen Welt, sagt der eingefleischte, vom stärksten chinesischen Selbstgefühl beseelte<sup>1)</sup> Patriot seinen Landsleuten bezüglich ihres Rückstandes gegenüber dem Fortschritt der westlichen Nationen mit unerschrockenem Freimuth die

1) Nur ein Zitat zum Beweise. „Prüfet die Geschichte China's 2000 Jahre rückwärts und dann vergleicht sie mit der westlichen Geschichte von 50 Jahren! Besitzt die Regierung dieser fremden Länder eine solche Zeugnistülle von Edelsinn, Wohlthätigkeit, Loyalität und Ehrenhaftigkeit wie die unsrige?“

herbsten Wahrheiten und vertritt die Notwendigkeit einer ähnlichen Kulturreform für China wie sie Japan durchgeführt hat, in ihr die einzige Rettungshoffnung erblickend. Dabei ist er ein Mann voll Masshaltung, der die fortschrittlichen Gedanken, die er ausspricht, auf Grund der konfuzianischen Moral von innen heraus in einem chinesisch-konservativen Sinne ins Werk gesetzt haben will. Wie er das im einzelnen ausführt, das ist ganz genuin chinesisch und wer sich in die Gedankenwelt eines geistig bedeutenden chinesischen Reformers hineindenken will, der muss sein mit charakteristischen Zitaten aus den chinesischen Klassikern reich gefülltes Buch lesen.

In einer übersichtlichen Vorrede teilt der Vizekönig seine Schrift in 2 Hauptabschnitte, denen er die Überschriften: Moral und Praktikal giebt. Als den Gegenstand der Moral bezeichnet er die Wurzelpinzipien als das Mittel zur Besserung der Herzen. In sentenzenartiger Kürze führt er dann im ersten Kapitel, das die Überschrift trägt: Vereinigte Herzen, aus: wie 3 Dinge notwendig seien und alle erfüllen müssten, um China vor der Revolution zu retten: die Erhaltung des Reichs bezw. der Dynastie, der Religion und der Rasse. „Diese sind untrennbar mit einander verbunden und machen thatsächlich nur eins aus. Denn um die chinesische Rasse zu schützen, müssen wir zuerst die Religion erhalten und wenn die Religion erhalten werden soll, sind wir gebunden die Dynastie zu bewahren. Wie können wir die Rasse schützen? Wir antworten: durch Wissen, und Wissen ist Religion und die Religion wird verbreitet durch Macht und Macht liegt in den Truppen.“ Es ist, obgleich nur teilweise wahr, beschämend für Christen, wenn der Chinese diesen Passus schliesst: „Römischer Katholizismus und Protestantismus sind über Dreifünftel des Globus durch militärische Macht verbreitet worden.“ Der 2. Hauptabschnitt des Buches enthält dann allerdings ein Kapitel (II) über religiöse Duldung, in welchem der Vizekönig gegen das Christentum dieselbe Toleranz in China geübt haben will wie gegen den Buddhismus und Taoismus und in dem er die Gewaltthaten gegen Christen oder ihren kirchlichen Besitz als mit den chinesischen Gesetzen unvereinbar verurteilt; aber charakteristisch bleibt doch die zitierte Sentenz, und die immer wiederholte Proklamierung der untrennbaren Einheit von Regierung und Religion eröffnet für die Zukunft mögliche neue Katastrophen. Ich muss mich aber begnügen, um nicht zu weitläufig zu werden, im wesentlichen nun die blossen Kapitelüberschriften anzugeben. Kapitel 2 des ersten Teils handelt von der Einimpfung der Loyalität, Kapitel 3 von den 3 moralischen Verpflichtungen, nämlich gegen den Kaiser, der das Haupt der Unterthanen, gegen den Vater, der das Haupt des Sohnes und gegen den Ehemann, der das Haupt des Weibes ist; Kapitel 4 von der Anerkennung der Klasse oder wie der Autor kommentiert: „wir tragen Schmerz, damit die Chinesen, die Abkömmlinge der Götter nicht in Obskurität versinken und wir schreiben dies Kapitel zum Schutz unsrer Rasse.“ Kapitel 5 beschäftigt sich mit der den Klassikern schuldigen Ehre, Kapitel 6 mit der Konzentration der Kraft, nämlich durch Einheit zwischen Beamten und Volk, Kapitel 7 mit der Konsequenz des Bisherigen, nämlich dass eine gründliche Kenntnis des Chinesischen die Grundlage für westliche Bildung bleiben muss, Kapitel 8 mit dem, was Vital ist, nämlich herauszufinden, was an chinesischer Wissenschaft als wirklich wertvoll unter allen Umständen festgehalten werden muss. Das 9. Kapitel

bedarf keiner weiteren Erklärung: werft das Gift, das Opium, hinaus. Hiermit haben wir die inneren Grundlagen für die geplante Reform.

Worin diese Reform besteht, sagt nun der 2. Hauptteil: Praktical. Als seinen Gegenstand bezeichnet Chang Chih-Tung: den Verkehr der Nationen als ein Mittel der Erleuchtung. Kapitel 1: Wohlthätige Kenntniss; obgleich die Chinesen unvergleichlich besser etc. sind als die westlichen Leute, so muss man diese doch kennen lernen, um sie und sich selbst richtig zu schätzen. Kapitel 2: Reisen ins Ausland. Kapitel 3: Errichtung von Schulen. Kapitel 4: Studium der fremden Staatseinrichtungen. Kapitel 5: Umfassende Übersetzung von Büchern. Kapitel 6: Zeitungs-Lektüre. Kapitel 7: Reform der Methoden. Beim Kaiser müssen sie beginnen und von ihm müssen sie ausgehen und das Volk durchdringen. Was ist und was ist nicht zu reformieren? Nicht die Religion, aber die Administration der Gesetze und die Industrie. Kapitel 8: Eisenbahnen. Kapitel 9: Vergleichende Studien. Das Beste, was die Fremden besitzen, haben sie allerdings von den Chinesen, aber trotzdem besitzen sie doch in praktischen Dingen manches, was die chinesischen Klassiker nicht enthalten, und das muss man sich in verständiger Weise aneignen. „Die chinesische Wissenschaft ist moralisch, die westliche praktisch. Ob diese in unsern Klassikern erwähnt ist oder nicht, das darf uns nicht beirren, wenn sie nur nichts dem Genius unsrer Bücher Widerstrebendes enthält. Lässt dann die Regierung Gebrauch machen von dem fremden Maschinenwesen und der Eisenbahn vom Morgen bis zur Nacht und nichts Schädliches wird die Jünger des Konfuzius treffen.“ „Aber wenn die regierenden Klassen beschliessen, indolente und ignorante Grosssprecher zu bleiben, wenn sie fortfahren stolze und stupide Klageweiber zu spielen, während das Reich in Stücke geht und die heilige Religion ausgerottet wird, obgleich sie lange Citate aus den Klassikern citieren und wohl stilisierte Aufsätze über die alte Moralphilosophie verfassen — wird die Welt sie verlachen und sagen: sehet diese Karrikaturen von Mencius und Konfuzius.“ Kapitel 10: Erhaltung der Armee. Ohne sie ist China verachtet und verloren. Kapitel 11: Religiöse Toleranz. Die Chinesen, welche Aufruhr gegen die Fremden machen, sind Narren. Die unsinnigen Gerüchte gegen die Christen, z. B. dass sie den Kindern die Augen ausstechen, sind nicht wahr.

Damit schliesst das interessante Buch, das ich der Beachtung auch in Deutschland gelegentlich empfehle.

**Mirbt:** „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus.“ 2. verbesserte und wesentlich vermehrte Auflage. Tübingen und Leipzig. Mohr. 1901. Mk. —. Auf 482 Grossoktavseiten bietet uns der Verfasser in diesem bedeutenden Sammelwerke deutschen Gelehrtenfleisses eine sorgfältig ausgewählte und übersichtlich geordnete, so viel ich weiss einzigartige Fülle derjenigen Urkunden, welche charakteristisch für die Entwicklung des römischen Kirchen- und Papstwesens in ihren Hauptmomenten sind, von den Anfängen des Christentums an bis zur neusten Gegenwart. Es beginnt mit der bekannten Suetonstelle über die Vertreibung der Juden aus Rom und schliesst mit den die Besetzung von Kiautschau betreffenden Aktenstücken. Mit besonderer Ausführlichkeit ist das 19. Jahrhundert behandelt. Eine Reihe von Beilagen beschäftigt sich mit den deutschen Staatsgesetzen, der altkatholischen Kirche, der Los-von-Rom-



Bewegung in Österreich und Frankreich, den jesuitischen Moralisten und mit Quellenausügen aus dem Pontificale, Rituale und Breviarium Romanum. 2 vortreffliche Verzeichnisse: ein chronologisches und ein alphabetisches am Schlusse neben einer ausführlichen Inhaltsangabe am Anfange dienen dazu, eine Auffindung jeder einzelnen Materie sehr zu erleichtern. Für uns hat diese Quellensammlung dadurch einen besonderen Wert, dass sie auch alle wesentlichen missionarischen Urkunden, beispielsweise über Xaver, die jesuitische Missionsmethode in China und die Akkommodationsstreitigkeiten und speziell die über die Stellung Roms zur evangelischen Mission wie zu den Bibelgesellschaften enthält.

**Kunze:** „Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden.“ Schwierige Missionsanfänge auf einsamer Südsee-Insel. 2. Auflage. 1901. Gütersloh. 1,80, geb. 2,50 Mk. Dass dieses, uns in die Anfänge der Rheinischen Mission in Neuguinea einführende vortreffliche Buch erst nach 4 Jahren eine 2. Auflage erlebt, wundert mich. Ich kann nur wiederholen, was ich zur Empfehlung der ersten Auflage (1897, 541) gesagt habe.

Bei den nachfolgenden kleinen Schriften muss ich mich wieder mit der blossen Anzeige begnügen:

Aus dem Verlage der evangel.-luth. Mission in Leipzig:

- a) Von **Schwartz:** „Die Mission und die Hebung der niederen Volksschichten.“
- b) **Hofstätter:** „Aufgabe und Ziel des Missionsseminars.“
- c) **Gehring:** „Camulische Studenten der Theologie.“
- d) **Hofmann:** „Geburt, Heirat und Tod bei den Wakamba.“  
4 auf dem Lausiger Missionslehrekursus gehaltene Vorträge à 20 Pfg.

Aus dem Verlage der Hermannsburger Missionshandlung:<sup>1)</sup>

- a) **Hacius:** „Der Betschuanen-Missionar Wilhelm Behrens zu Bethanien in Südafrika.“ 50 Pfg. Diese für die Hermannsburger Mission charakteristische Biographie sei besonders empfohlen.
- b) **Derselbe:** „Dass die Hermannsburger Mission sichtlich ein Werk Gottes ist.“ 20 Pfg.
- c) **Wörrlein:** „Christian Kohlmeier, von 1880—1901 Missionar in Indien.“ 10 Pfg.
- d) **Derselbe:** „Reise von Gudur über Jerusalem nach Hermannsburg.“ 50 Pfg.
- e) **Schulz:** „Indiens Wunden und ihre Heilung.“ 10 Pfg.
- f) „Hermannsburger Volkskalender 1902. Mit wesentlich missionsgeschichtlichem Inhalt.“

---

1) Anmerungsweise sei empfehlend auch auf die schöne blecherne Missionsbüchse mit einem sammelnden Neger hingewiesen, die ebendasselbst neu auf den Markt gebracht wird.

Warneck.



# Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

## II.

Die Probleme der Religionsgeschichte und Religionsphilosophie haben neuerdings für die Theologie eine grosse Bedeutung erlangt — nicht ohne den mittelbaren oder auch unmittelbaren Einfluss der Mission. Denn diese beschäftigt sich fortgesetzt praktisch, in gewissem Masse auch theoretisch mit Fragen, die diesem Gebiete angehören. Bei dem Studium einer heidnischen Litteratur wie bei dem Verkehr mit bewussten Vertretern einer heidnischen Anschauung ist für die Missionare die Frage nach dem Ursprung, dem Entwicklungsgesetz, dem Geist und Wesen dieser Religion nicht zu umgehen. Will er tiefer wirken, so kann er sich nicht mit der Kenntnis von Bruchstücken und von Äusserlichkeiten begnügen. Die Frage nach dem Ursprung der einzelnen Religion führt mit notwendiger Konsequenz zu der Frage nach dem Ursprung der Religion überhaupt. Und die Beobachtung des gegenwärtigen Standes eines Religionswesens bedarf zu ihrer notwendigen Ergänzung den Rückblick auf Entwicklungen, die zu dem gegenwärtigen Stande geführt haben. Was man im allgemeinen als Resultat solcher positiven und auf Thatsachen gegründeten Forschung ansehen darf, das ist von D. Warneck dargelegt worden in dem 29. Kapitel seiner Missionslehre (III. 1. S. 80 ff.), das von der „religiösen Beschaffenheit des Missionsgebiets“ handelt. Den Religionen der Kulturvölker, deren Urkunden bis in ferne Jahrtausende reichen, wohnt erkennbar das Gesetz einer Entwicklung nicht zum Leben, sondern zum Tode inne. Sie bewegt sich nicht in aufsteigenden, sondern in sinkenden Linien.

Der Polytheismus der indischen Veden kann schwerlich anderes erklärt und verstanden werden, als unter der Voraussetzung eines ursprünglichen Monotheismus. Er verschleiert das Licht des absoluten Gottes, das man ursprünglich gekannt hatte, in der Vereinzelung und Personifizierung seiner Eigenschaften und Kräfte. Der Gottesbegriff der Veden steht auf der Schwelle zwischen Monotheismus und Pantheismus. Er ist ein wunderbares und oft genug phantastisches Gemisch

von Reminiszenzen reinerer Anschauungen und von Instinkten niederer Art, die die Gottheit in die Sinnlichkeit herabziehen. Bergen schon die Ueden die Keime einer werdenden pantheistischen Anschauung, so gewinnt diese im Brahmaismus ihre klassische Gestalt, der es weder an philosophischer Begründung, noch an poetischer Schmückung mit allen Reizmitteln der Phantasie gefehlt hat.

Wir haben die Lehre Buddhas zugleich als Konsequenz des Brahmaismus wie als Protest gegen denselben anzusehen, als Konsequenz, weil das Aufwachen aus dem Traum des Pantheismus notwendig Atheismus und Nihilismus bedeutete, als Protest, weil der Erwachende die früheren Träume für Täuschung und Lüge erklärte. Buddhas Atheismus ist nicht ohne Religion, ja er ist durch und durch religiös, darum bei aller Konsequenz voll inneren Widerspruchs, bei aller Nüchternheit ein Traum, ja einer der seltsamsten Träume, die je geträumt worden sind. In Indien zerrann der Erfolg der buddhistischen Propaganda an der unbeugsamen Macht der Kaste. Aber die Brahmareligion hatte ihren Nimbus verloren. Es lässt sich nachweisen, dass das jetzt in Indien herrschende Religionssystem nicht eine Weiterbildung früherer Anschauungen ist, sondern eine Protestreligion gegen die von Buddha ausgegangene und im Stillen in den Djainas weiter wirkende Geistesbewegung.<sup>1)</sup> Drastischere, sich den Menschen in menschlicher Metamorphose nähernde, mit allem Realismus niederer Art ausgestattete und doch durch den Dämmererschein der Mystik glorifizierte Göttergestalten regierten nun auf Erden. Siva ist Allaman, der „Verneiner“, das „Nein in Person“, ein Protestgott gegen buddhistische Sekten, aber auch gegen alles, was nicht er selbst ist. Über Siva und Wischnu schwebt fern in seiner Höhe in verblassendem Glanze der alte enterbte und doch noch herrschende, der entthronte und doch noch königliche Brahma mit seiner geistigeren aber auch luftigeren Götterwelt. Altes und Neues ist zusammengefügt, die grössten Widersprüche sind vereinigt durch den Zauberstab der pantheistischen Grundanschauung, nach der Ja und Nein dieselbe Wirklichkeit oder vielmehr dieselbe Wesenlosigkeit haben. Doch die Entwicklung ist noch nicht zu Ende. In älteren Zeiten hatte der Pantheismus lichtere Farben. Es war etwas von Lichtsehnsucht in ihm. Seine Färbungen sind düsterer und die Lichtsehnsucht ist, wenn noch vorhanden, hoffnungsloser geworden. Wer den in Indien heute herrschenden Pantheismus beobachtet, der sieht ihn vor der finsternen Welt der Dämonen stehen. Früher schien er mit dieser Welt nur zu spielen. Jetzt ist er in ihren Bann geraten. Man würde sehr irren, wenn man meinte, nur einige niedre Kasten seien dem Dämonendienst ergeben. Er beherrscht mehr oder minder alle religiösen Gebräuche, besonders aber den eigentlichen Götzendienst. So hat sich der indische Pantheismus in ein Grauen und Angst wirkendes Gespenst gewandelt. Tiefer kann die Dekadenz kaum gehen. Sie ist an ihrem Tiefpunkte angelangt. Wir wundern uns nicht, dass nicht wenige dem düsteren Bann zu entfliehen trachten. Sie retten sich in die lichtereren Anschauungen einer früheren Zeit. Man sucht die ursprüngliche Religion der Ueden zu idealisieren und mit Hilfe einiger europäischer Impulse von den Toten zu erwecken. Man rekonstruiert aus Ekel an der Gegenwart die Vergangenheit. Andere ergeben sich einem religiösen und philosophischen Eklektizismus, dem ein wahrheitsloser Sophismus als Anwalt

1) Vergl. Stosch: „Im fernen Indien.“ S. 158 fol.



sich bietet, dem man mit schillernder Wortpracht eine indische Färbung giebt. Oder man flieht in die Hochburgen des Moralismus, der sich gegen die religiöse Frage mit Apathie wappnet. Mit dem allen aber vermag man den Zersetzungsprozess nicht zu hindern, dem die indische Religion und damit das Volk von Indien verfallen ist.

Wenn diese Skizzierung der religiösen Entwicklung Indiens auf Wahrheit beruht — ich darf es versichern, da im wesentlichen mein Urteil nicht aus Quellen zweiter Hand geschöpft wurde, — so wird man zu schliessen haben, es handele sich hier um mehr als um einen isolierten Prozess. Die Entwicklung des am meisten für religiöse Dinge interessierten Volkes der Erde hat etwas Typisches. In ähnlicher Weise entstammt auch die Religion der Ägypter, der Chinesen reineren Höhen; auch diese Religionen sind langsam aber stetig herabgesunken und befinden sich später in einem Zustand heillosen Verwirrung. Auch die sogenannten Naturreligionen repräsentieren nicht Anfangszustände. Der tiefer forschende Missionar vermag fast überall Spuren davon zu entdecken, dass früher reinere, dem Monotheismus näher stehende Anschauungen gewaltet haben.

Aus diesem allgemeinen Bilde einer mit den Zeiten wachsenden Depravation des religiösen Gedankens tritt die Religion Israels hervor als eine Religion des Fortschritts und der Entwicklung nach oben. Mit welchen Voraussetzungen man auch an sie heranging, man hat sich dieses Urteils nicht entschlagen können. Es müssen also hier andere und höhere Faktoren wirken, als in der religiösen Entwicklung anderer Völker. Dem Begriff der Offenbarung entsteht durch diesen Vergleich ein beweiskräftiges Zeugnis. Wenn aber die Schrift auch eine, die ganze Menschheit betreffende Uroffenbarung kennt, so ist das nicht nur wichtig für die Religion Israels, sondern es löst auch allein das Rätsel des besprochenen Anfangszustandes der Religionen. Das Licht, das über ihnen lag, war der verblassende Reflex ursprünglicher Offenbarung.

Für die Konstatierung der Thatsache einer allen Völkern gemeinsamen Uroffenbarung ist die Mission nicht lediglich auf die Schlüsse gewiesen, die von dem Anfangscharakter der Religionen auf eine Manifestation des göttlichen Wesens gezogen werden müssen. Vielmehr wirken die Reflexe eines ursprünglichen Verhältnisses noch jetzt in den Gewissen der Heiden in geheimnisvoller und unerforschlicher, aber durchaus thatsächlicher Weise. Bestände diese gratia praeveniens in dem Bewusstsein der Völker nicht und käme sie nicht dem Zeugnis der

Missionare entgegen, so wäre jedes Gelingen der Missionsarbeit ausgeschlossen. Wir kommen darauf später wieder zurück. —

Wenn ich mich nun zu der Frage wende, ob das wissenschaftliche Verständnis sonderlich des neutestamentlichen Schrifttums im ganzen und im einzelnen von der Mission eine Bereicherung zu erwarten habe, so nötigt mich die Fülle des Stoffes dazu, mich lediglich auf die andeutende Hervorhebung der Hauptpunkte zu beschränken. Die Zeit, in der die neutestamentlichen Schriften entstanden sind, war eine Missionszeit von typischem und schöpferischem Gepräge. Der damals waltende Missionsgeist, wenn wir so sagen dürfen, gewann in ihnen seinen dauernden und urkundlichen Ausdruck. So müssen sie denn auch in diesem Geiste und mit dem Verständnis des der Mission eigentümlichen Interesses ausgelegt werden. Die Tendenz des Lukasevangeliums ist eine missionarische. Es bietet eine historische Darstellung der Entstehung des Christentums in dem Sinne eines Mannes, der den weltweiten Zeugnisberuf der neuen Lehre erweisen will. Auch das Johannesevangelium ist insofern desselben Sinnes, als der hier geschilderte Konflikt des Erlösers mit dem Judentum und der Ausgang dieses Konflikts als der historische Anlass für die werdende Universalität des Evangeliums Christi bezeugt wird. Der Prolog bietet für die Anlage des Christentums zur Weltreligion die aprioristische Rechtfertigung. Die Apostelgeschichte ist eine missionsgeschichtliche Urkunde in typischem Sinne. Die beiden Apostel, deren Wirken zwar längst nicht vollständig, aber doch in charakteristischen Höhepunkten dargestellt ist, bilden in prinzipieller Wahrheit zwei sich ergänzende Typen der Missionsmethode ab, Petrus den konservativen, Paulus den produktiven. In unzähligen Fällen erkennt die Mission sich selbst immer aufs neue wieder in den Bildern und Szenen, in den Niederlagen und Triumphen, in den Aufgaben und Arbeitsmethoden, die in knapper Berichterstattung hier zur Darstellung kommen. Wie wichtig für sie die wechselseitige Ergänzung konservativer und produktiver Momente ebenso in den Charakteren der Missionare, als in der Gestaltung der Arbeitsziele ist, erfährt sie immer aufs neue. Die Briefe des Paulus sind sämtlich missionarische Sendschreiben. Damit ist ihr Wesen am vollständigsten gekennzeichnet. Denn der dogmatische Inhalt dieser Briefe zielt nicht auf erkenntnismässige Darstellung der Wahrheit um ihrer selbst willen, sondern er steht nach Form und Substanz im Dienste missionarischer Seelsorge. Die ethischen Gedanken des Apostels tragen dasselbe prak-

tische, von Problemen beherrschte Gepräge, wie solche bei der geistlichen Leitung eben gesammelter und im Wachstum begriffener Gemeinden entstehen. Weder litterarische, noch philosophische oder universalhistorische Auffassung vermöchte dem Apostel völlig gerecht zu werden; das dogmatische und ethische Interesse rührt nicht an den innersten Grund seines Gedankensystems; selbst das praktisch theologische Verständnis, das seine Fragestellung dem heimischen Kirchenwesen entnimmt, wird den Charakter des Apostels und seiner Schriften nicht völlig zu erfassen vermögen. Er ist ein Meister des Stils und der Darstellungsformen, ein grosser Denker, eine welthistorische Gestalt, ein Dogmatiker und Ethiker, ein praktischer Theolog und Mann der Kirche, weil er Apostel ist. Seine glänzenden Gaben, seine in weitestem Sinne grundlegende Gedanken dienen seinem apostolischen, das ist missionarischen Beruf. Darum bietet die Mission in ihrem Wesen und ihren Gestaltungen ungezählte Impulse zu seinem Verständnis. Dasselbe gilt von Petrus und selbst von Johannes. Der Kampf, in dem sie standen, ist noch heute der Kampf der Mission. Für manche ihrer Worte hat man in der heimischen Kirche nur theoretisches Verständnis; in der Mission haben sie aktuelles Interesse. Endlich wird die Apokalypse in wesentlichen Zügen erst verstanden werden können, wenn sich die Zukunft der missionierenden Kirche noch weiter wird entfaltet haben. Schon jetzt sind tiefe Lebensinteressen der mitten in der Heidenwelt erwachsenden Gemeinden mit den Verheissungen dieses Buches der Weissagung verknüpft.

Hat es eine grosse Bedeutung für die wissenschaftliche Wertung neutestamentlicher Schriften, dass sie in ihrer Gesamtheit jedes berechnete Bedürfnis der Kirche zu erfüllen imstande sind, so vertieft und erweitert sich dieser Erfahrungsbeweis zu Gunsten einer anzunehmenden göttlichen Zielbestimmung, welche diesen Schriften Mass und organische Einheit gab, wenn sich nachweisen lässt, dass die Mission für die Lösung ihrer Aufgaben aus der neutestamentlichen Schrift alles das zu schöpfen vermag, was sie bedarf. Wenn v. Hofmann den Beweis für dieses Werturteil durch eine umfassende Untersuchung der neutestamentlichen Schriften zu führen suchte, so ist seine daraufzielende Arbeit unvollendet geblieben. Aber für die wissenschaftliche Erkenntnis sind nicht nur Entwürfe im grossen Stil von Bedeutung. Es würde nicht wertlos sein, wenn sich mit einiger Evidenz nachweisen liesse, dass es kein Bedürfnis der praktischen Missionsarbeit giebt, welches das neutesta-



mentliche Schrifttum nicht zu befriedigen vermöchte. Die Erfahrung der Praxis ist der wissenschaftlichen Wertung vorausgeeilt. Wenn die Inspirationslehre der alten Dogmatiker, welche aus der Schrifterfahrung der Reformation ihre Motive entnahm, über das Bereich der vorhandenen Erfahrung spekulierend und systematisierend hinausging, so bleibt die wissenschaftliche Darstellung und Wertung der Schrift heute nicht unerheblich hinter den Erfahrungen zurück, welche die missionierende Kirche gewonnen und in weiterem Masse gewinnt. In Beziehung auf die organische Einheit der Schrift neuen Testaments, in Hinsicht auf die hier waltenden göttlichen Triebkräfte macht die Mission Erfahrungen, welche geeignet sind, die wissenschaftlichen Aussagen zu erweitern und zu vertiefen.

2. Was die kirchengeschichtliche Forschung anlangt, so verdankt dieselbe jesuitischen Missionaren die Entdeckung des Denkmals zu Si-gan-fu in China mit seiner Inschrift in syrischer und chinesischer Sprache aus dem Jahre 781. Dieselbe enthält eine lange Liste von Namen nestorianischer Geistlicher und legt von der grossen Verbreitung und Blüthe der nestorianischen Kirche in China zur damaligen Zeit Zeugnis ab.<sup>1)</sup> Wir erinnern auch an das mit viel Detailforschung ausgestattete Werk des früheren indischen Missionars Hermann: „Die Kirche der Thomaschristen“ Gütersloh 1877. Freilich sind gegen wesentliche Schlussfolgerungen Hermanns nicht unbegründete Bedenken erhoben worden. Trotzdem kann die Verdienstlichkeit der Arbeit nicht in Frage gestellt werden.<sup>2)</sup> Es ist natürlich, dass wissenschaftlich gebildete Missionare für die früher geschehenen Versuche, das ihnen bekannte Arbeitsgebiet zu christianisieren, Interesse haben. In Indien bilden die „Thomaschristen“, die zweifellos aus alter Zeit stammen, eine in mehrfacher Hinsicht beachtungswerte Erscheinung<sup>3)</sup>. In ihrer Nähe lebende Missionare würden am ehesten ein sachgemässes Urteil über sie abgeben können. Aber derartige Beiträge sind aus Missionskreisen nur ausnahmsweise zu erwarten. So kann hier nicht der etwaige Ertrag der Mission für die kirchenhistorische Forschung gesucht werden.

Da aber die Mission selbst eine kirchengeschichtliche Bewegung und Erscheinung ersten Ranges ist, so werden Kenner ihrer Entwicklung,

1) Vergl. den Artikel „Nestorianer“ Herzogsche Realencyclopädie. II. Hfl. Band 10, S. 500.

2) Vergl. dazu auch Graul, Reise nach Ostindien. V. S. 207 fol.

3) Stosch: „Im fernen Indien“. S. 162.

namentlich genauer mit der Entwicklung einer einzelnen Mission Vertraute, ein besonders reges Verständnis für Erscheinungen früherer Perioden der Kirchengeschichte haben, die dem in dem Gange moderner Missionsergebnisse Beobachteten und Erlebten verwandt sind. Hat die Reformation Blicke tieferen Verständnisses für den Gang der Kirchengeschichte und besonders für einzelne Entwicklungen und Erscheinungen derselben eröffnet, so wird das auch von derjenigen Bewegung zu erwarten sein, die das geistliche Erbe der Reformation zu den Heiden trägt. Die treibende Macht der Entwicklung, des Wachstums, der Entfaltung ist ein Geheimnis, wie die Lebenskraft selbst ein Geheimnis ist. Das wissen die am besten, die selbst an der Pflanzung und Pflege neuer Gestaltungen geistlichen Lebens beteiligt sind. Es verhält sich mit solchen Gestaltungen, wie es Christus Marc. 4, 26—29 schildert. In dieser Missionserfahrung wird die wissenschaftliche Betrachtung der Kirchengeschichte bestätigt sehen, was gerade ihre vornehmsten Vertreter am lebhaftesten empfinden, dass die öffentlichen Dokumente der Geschichte nicht ein völliger Ausdruck des geschichtlichen Wesensprozesses sind, dass der Historiker eines divinatorischen Blickes bedarf, um die Unterströmungen zu erkennen oder vielleicht nur zu ahnen, von denen die Geschehnisse getragen wurden.

Was Paulus (Röm. 2, 15) von seinen Zeitgenossen sagt: „sie zeigen ja, wie des Gesetzes Werk ihnen ins Herz geschrieben ist, indem ihr Gewissen sein Zeugnis dazu giebt und die Gedanken hinüber und herüber teils verklagen, teils auch entschuldigen,“ das ist vielleicht der tiefste Erklärungsgrund für die ungeheueren Erfolge, die die Predigt von Christo in der apostolischen und nachapostolischen Missionsperiode hatte. Eine von Gott gewirkte Erweckung und Beunruhigung der Gewissen kam der Verkündigung der göttlichen Gnade entgegen. Zu einer solchen Auffassung wird derjenige neigen, der weiss, dass die Mission überall machtlos ist, wo nicht die leise Hand höherer Einwirkungen den geheimen Grund der Herzen bewegt und die starre Ruhe eines inneren Codes löst.

Die Methode der apostolischen und altkirchlichen Mission war im allgemeinen individualistisch. Die göttlich soziale Macht der Kirche erwuchs aus Individuen, die auf innerlichem und persönlichem Wege von der Wahrheit der christlichen Lehre sich überzeugt hatten. Als aber die Boten des Evangeliums in Deutschland einer ungebrochenen national bestimmten Macht sozialen Geistes begegneten, als sie der zähen Energie des Beharrens in Stammesordnungen und Volksgewohnheiten gegenüberstanden, die die gesonderte Beeinflussung des einzelnen oder gar seine Herauslösung aus altgewohnten Verbänden ablehnten, da vermochte die individualistische Methode nur geringer und überdem unsicherer Er-

folge sich zu rühmen. Darum betrat die mittelalterliche Mission, wie durch eine höhere Notwendigkeit gezwungen, den Weg einer sozialen oder nationalen Methode der Christianisierung. Dem Bonifatius und seinen Geistesverwandten gerecht zu werden, wird uns nicht leicht, gerade dann nicht, wenn wir erkennen, dass auch die moderne Mission sozialen Mächten gegenübersteht, ohne dass sie sich imstande sieht oder nur des Willens oder Wunsches ist, die Wege der mittelalterlichen Mission zu betreten. Wir sehen uns in China der sozialen Macht des Familiengeistes und einer sozial wirkenden Tradition gegenüber. In Japan begegnet dem Missionar ein zähes und in seiner Energie fast nervöses Nationalbewusstsein. In Indien trägt die Kaste das gesamte Geistesleben jener Millionen; die Intelligenz und Moral, das ökonomische Leben und <sup>das</sup> Interesse ist sozial 'geartet und kastenmässig bestimmt.¹) Selbst afrikanische Stämme haben ihren Sozialismus, welche ihren Anschauungen Widerstandskraft verleiht. Dennoch gehört die individualistische Methode zu den unveräusserlichen Grundprinzipien der modernen evangelischen Mission. Selbst da wo ganze Stämme oder Verbände ihrem Einfluss sich willig öffnen, sammelt sie ihre Gemeinden auf der Grundlage individuellen Unterrichts und persönlicher Glaubensüberzeugung. Dabei ist sie sich bewusst, dass ihre Arbeit nicht nur den Individuen gilt, sondern den Völkern. Ihre litterarische Arbeit, die Pflege höherer und niederer Schulen wirkt auf weite Kreise des Volks. Der ganze Betrieb der Mission beeinflusst das ganze des Volkslebens, nicht nur die wirklich Gewonnenen. Die sich immer in neuen Formen aufdrängende Frage, wie beides in gesunder Weise zu vereinigen sei, die Wirkung auf die Einzelnen und auf die Gesamtheit ist in allen Fällen so zu beantworten, dass es sich nie um etwas anderes handeln dürfe, als um die Gewinnung von Überzeugungen, sei es bei einzelnen oder bei grösseren Verbänden. Damit gewinnen auch die auf eine Gesamtheit gerichteten Bestrebungen der Mission individualistisches Gepräge.²)

Die hierhin gehörigen Missionsprobleme können für den Kirchenhistoriker nicht ohne Interesse sein. Denn der Gegensatz von Individualismus und Sozialismus hat die Entwicklung der Kirche je und je auf das tiefste beeinflusst. Die Weise, wie die evangelische Mission diesen Gegensatz auszugleichen trachtet, wie sie das Ganze im Einzelnen und

1) Stosch: „Im fernen Indien“. S. 155 fol.

2) Stosch, Proselytenmacherei und Mission. Allgemeine Missions-Zeitschrift Dezember 1892.



im Einzelnen das Ganze sucht, entspricht durchaus dem Geiste, in dem die Reformation durch Pflanzung individuellen Glaubens die sozialen Fragen und Schwierigkeiten zu lösen suchte. Der aus dem Worte Gottes geborne persönliche Glaube erwies sich als kirchenbildend, und die aus persönlichem Glauben erwachsene und von ihm beseelte Kirche übte ihren Einfluss auf Staat und Volk durch nichts andres als durch die Macht individuellen Glaubens, dem sie ihre Entstehung und ihr Leben verdankte.

Die kirchenhistorische Forschung, die dem in der Reformation wirkenden Geiste erkenntnismässig näher zu kommen sucht, muss es als eine willkommene Thatsache betrachten, dass sich die reformatorischen Grundgedanken in der Völkermision bewähren. Wenn wir uns die Frage vorlegen, ob diejenige Prägung der Lehre, welche Augustin zu ihrem schöpferischen Träger hat, geeignet gewesen wäre, als geistiges Rüstzeug einer Völkermision zu dienen, so müssen wir diese Frage unbedingt verneinen. Die Theologie Augustins war nicht umfassend, nicht einfach und einheitlich genug; es fehlte ihr die wurzelhafte Tiefe, die universale Kraft, um fremde Geistesanschauungen mit einer alles durchdringenden Macht zu überwinden. Sie konnte wohl zur Quelle mittelalterlicher Intelligenz werden. Aber sie hatte nicht Zeugniskraft im tiefsten und vollsten Sinne. Zu den glänzendsten Partien der „Kirchengeschichte Deutschlands“ von Hauck gehört die Schilderung der Theologen am Hofe Karls des Grossen.<sup>1)</sup> Die Abhängigkeit Alkuins von Augustin und die Weise der Abhängigkeit ist bezeichnend für den Geist des werdenden Mittelalters. Man begreift, dass die Theologie Alkuins keine werbende und missionierende Kraft haben konnte. Nicht der Glaube, sondern das Dogma, nicht das Evangelium als Kraft, sondern als nova lex inspirierte die Missionspolitik Karls.

Luther hat der christlichen Wahrheit in ihrer ganzen Fülle die Prägung persönlicher Glaubensgewissheit gegeben. Er hat die Dogmen nach ihrem soteriologischen Inhalt gewertet und mit dem Blick des Heilsverlangens in ihr innerstes Herz geschaut. Der Heilswert des Evangeliums ist auch seine werbende Kraft. Und seine werbende Kraft ist seine Oekumenizität. Was die einzelne Seele gewinnt, das gewinnen auch die Völker. Dafür bietet die Mission ein vollgiltiges Zeugnis. Hätte die Reformation das Evangelium Christi nicht aus den Fesseln pseudo-kirchlichen und scholastischen Denkens gelöst und hätte

1) II. Teil. S. 116 fol.

es frei dargestellt in der Reinheit und Tiefe, wie es die Apostel gekannt haben, so wäre eine Missionsbewegung, die ohne Selbstüberhebung die Evangelisierung aller Völker der Erde als Ziel ins Auge fassen kann, nicht möglich. Luthers 95 Thesen werden der göttlich autoritative Anfang der Weltmission. Dieselbe Bewegung, die damals ihre Wellen durch Deutschland und ganz Europa gehen liess, zieht jetzt durch alle Weltteile, schwächer geworden als im ersten Impuls, aber durchaus desselben Geistes und von derselben Wirkung begleitet.

Wenn somit die Mission die Reformation in ihrem innersten Wesen tatsächlich bestätigt, so ist anderes, was sie etwa zur Illustrierung und als Parallele zu früheren Erscheinungen der Kirchengeschichte bietet, dem gegenüber gestellt von geringem Belang. Aber es möge einiges genannt werden. Etwas Ähnliches, wie die um die Mitte des 2. Jahrhunderts in Phrygien entstandene montanistische Schwärmerei erlebte die Brüdermission auf ihrem Arbeitsgebiet auf der Moskitoküste in Zentralamerika. Wir besitzen von dieser merkwürdigen Erscheinung eine urkundliche und nüchtern sachliche, mit eindringendem Urteil verfasste und darum wissenschaftlich wertvolle Darstellung in der Jubiläumsschrift dieser Mission.<sup>1)</sup> Ohne dass die Parallele angedeutet wird, ja ohne dass sie dem Verfasser vielleicht bewusst ist, tritt uns aus dem verdienstvollen Bericht das Bild einer schwärmerischen Erweckung entgegen, die in mehr als einer Hinsicht an den Phrygischen Montanismus erinnert. Den Montanus und seine Prophetinnen, was ihre Personen anlangt, in das Reich der Mythe zu verweisen<sup>2)</sup>, was auch aus anderen Gründen unmöglich ist, erscheint in Anbetracht dessen, was in Moskito vor den Augen urteilsfähiger Männer geschah, als eine ungerechtfertigte Beschränkung geschichtlicher Möglichkeit. Wie in Phrygien, war auch in Moskito der Naturboden der Bevölkerung dem konvulsiven Ausbruch einer schwärmerischen Bewegung günstig. Ich kann nicht umhin, auszusprechen, dass die nüchterne Entschiedenheit, und liebevolle Weisheit, mit welcher die Brüder-Missionare diese wie ein Bergstrom aufschwellende Bewegung behandelten, das Ungesunde und Schädliche ausscheidend, das Berechtigte und Echte aber konservierend, die Anerkennung auch eines wissenschaftlichen und an geschichtlicher Forschung geschulten Beurteilers verdienen dürfte. — Was Eyprian von den Übergriffen der Konfessoren in Karthago erlebte,<sup>3)</sup> daran erinnert auf den Missionsgebieten mancher Konflikt zwischen der geistlichen Autorität und vermeintlichem oder wirklichem Verdienst, welches in den Jugendzeiten gemeindliche Bildung leicht einen independentistischen Anspruch erhebt, als später, wenn der jugendliche Geist einer grösseren Reife gewichen ist. Überhaupt ist die Missionsgeschichte ein lebendiges und sehr lehrreiches Repetitorium der Kirchengeschichte, was nur von denen im vollen Umfange gewürdigt werden kann, die irgend ein

1) Schneider. Moskito. Herrnhut 1899.

2) Vergl. Schwegler. Der Montanismus und die Kirche des 2. Jahrhunderts. Tübingen 1841. S. 241 fol.

3) Hardeland. Gesch. der spez. Seelsorge. Berlin 1898 S. 28 fol.

spezielles Gebiet der Mission, am besten aus eigener Anschauung, genauer kennen. Das Lehrreiche liegt meist in dem Besonderen, nicht in dem Allgemeinen.

3. D. Warneck spricht von einem möglichen produktiven Verhältnis der Mission zur Dogmengeschichte:<sup>1)</sup>

„Es ist ein erhabener Gedanke, dass die geoffenbarte Wahrheit Gottes erst in ihrem πλήρωμα zum Ausdruck kommt, wenn in allen Sprachen der Welt die grosse Geistesarbeit zur Vollendung gelangt sein wird, die Gedanken Gottes in Ausdrücken wiederzugeben, wie sie einer jeden genuin sind. Eine christliche Dogmengeschichte auf Grund einer allgemeinen Sprachvergleichungswissenschaft — welche ein grossartiger Beitrag zum allseitigen Verständnis der evangelischen Wahrheit und zum religiösen Leben der Menschheit müsste das sein!“

Es liegt nahe, zu vermuten, dass Anfänge dazu bereits vorhanden sein müssen, was D. Warneck als mögliche missionsgeschichtliche Entwicklung hinstellt. Die Wiedergabe der christlichen Wahrheiten in so vielen und so verschieden gearteten Sprachen muss notwendig die dogmatische Erkenntnis, wenn nicht bereichern, so doch vertiefen und bewähren. Aber lebensfähige Ansätze zu selbständiger, dogmatischer Entwicklung, also in eigentlichem Sinne dogmengeschichtliche Ansätze vermag ich, soweit mein Blick reicht, in dem Bereiche der bisherigen Missionsentwicklung nicht zu entdecken. Man würde sie am ehesten in Indien erwarten dürfen. Hier hat die christliche Wahrheit seit nahezu zwei Jahrhunderten in einem folgenreichen Dialog mit den heidnischen Anschauungen gestanden.

Als eine Frucht dieses Dialogs kann man den sogenannten Brahma Somadj nicht ansehen<sup>2)</sup>. Die Bewegung hat nur eine rhetorische Existenz. Wenn auch zwischen der christlichen Gottesanschauung und dem indischen Pantheismus in seiner polytheistischen Entfaltung eine logische Vermittlung unmöglich ist, so ist doch mancher subjektive Begriff in den indischen Philosophemen, der einer Annäherung an die christliche Lehre fähig scheinen könnte. So der Begriff der mystischen Intuition, der Versenkung in das Absolute. Aber nirgends ist der ernstliche Versuch gemacht worden, eine solche Annäherung an den christlichen Glaubensbegriff zu vollziehen und diesen nach jenem zu modifizieren. Auch der Hinduismus kennt den Begriff der Wiedergeburt. Aber er ist dem christlichen diametral entgegengesetzt. Eine Beeinflussung des einen durch den andern Begriff ist nicht versucht worden. Die indische Logik und Dialektik bedient sich gern des argumentum contradictionis nicht nur im formalen, sondern im materiellen Sinne. Die Wahrheit liegt in dem imaginären Berührungspunkte der Gegensätze. Das Christentum böte mit der ihm eigentümlichen Gegensätzlichkeit und Wechselbezüglichkeit von Sünde und Gnade, von Tod und Leben, von Finsternis und

1) Missionslehre III. 1. S. 25.

2) Vergl. über denselben Warneck, Abriss einer Geschichte der protestantischen Missionen S. 277, wo auch die Litteratur angegeben ist.



Licht, von Niedrigkeit und Höheit ein Problem für das Denken des Hindu. Aber das, was ihm als Imagination sympathisch ist, ist ihm als Wirklichkeit fremd und unzugänglich.

Wir haben es schwerlich zu erwarten, dass, indem sich die christliche Wahrheit durch den Irrgarten indischer Spekulation den Weg bahnt, eine neue Dogmenbildung entstehen wird in ähnlicher Weise etwa, wie die Kirche unter Berührung und im Kampfe mit der griechischen Bildungswelt, nicht ohne Einfluss des römischen Lebensideals und unter dem Versuche, dieses zu vergeistigen und zu vertiefen, namentlich aber in lebendigem Wechselverhältnis mit germanischem Rechtsbewusstsein, mit der Gemütsiefe und dem Gewissensernst der Deutschen ihre Dogmen entstehen sah. Sind die Dogmen der Niederschlag und das Resultat derjenigen Erfahrungen und Gewissheiten, die der Kirche im Kampfe mit heterogenen Elementen und Wechselbeziehungen zu sympathischen Geistesrichtungen zwar nicht entstanden, aber doch sich bewährten und bestimmter gestalteten, so sind sie ein Gewinn, den sie der aus den Heiden gesammelten Kirche zu bieten vermag, ohne von dieser einen ähnlichen Weg und einen ähnlichen Kampf zu erwarten.

Aus der Beobachtung, dass sich — wenigstens bis jetzt — keine Ansätze eines dogmenbildenden oder umgestaltenden Prozesses auf dem Gebiete der Missionskirche zeigen, würde sich für das dogmenhistorische Urteil die Folgerung ergeben, dass der dogmenbildende Prozess überhaupt im wesentlichen zum Abschluss gekommen ist, dass die reformatorische Ausprägung und soteriologische Vergeistigung des Dogmas derjenige Ausdruck christlichen Glaubens und Bekenkens ist, welcher wohl einer Vertiefung, Entfaltung und erweiterten Begründung fähig sein mag, aber doch durch seine wesentliche Biblizität und innere Wahrheit nicht eine jugendliche Stufe des Erkennens, sondern die ausgereifte Erkenntnis und Erfahrung der Kirche repräsentiert. Es sind die Mängel der Erkenntnis gewesen, die den dogmengeschichtlichen Prozess anregten und in Bewegung erhielten. Da der Erkenntnistrieb der Kirche in den notwendigsten und centralsten Fragen gestillt ist, so musste der dogmengeschichtliche Prozess zum Stillstand kommen. Böte die missionierende Kirche den Heiden werdende und noch unausgereifte Erkenntnisse, so würde in der Missionskirche die Lösung der noch ungelösten Aufgabe versucht werden. Dass der Versuch unterbleibt, ist ein Beweis für die im wesentlichen geschehene Lösung der Aufgabe.

## 25 Jahre am Nyassa.

Geschichte der freischottischen Livingstoniamission.

Von P. Strümpfel-Herregosserstedt.

(Fortsetzung.)

Nun aber erhob sich das ganze Arabertum zum Aufstande und im Sommer 1887 traten sie mit aller Kraft im Nyassagebiet auf. Selbst in der Nähe von Bandawe legten sie eine Station an und verbreiteten ihren Schrecken bis Blantyre. Die Handvoll Europäer am See schien wehrlos. Da war es der fromme Agent der Seeengesellschaft in Karonga, Monteith Fotheringham, welcher beschloss, um jeden Preis seine Station und damit die Stevensonstrasse und die Mission in Mweniwanda zu halten. Grade im Norden hatten die Araber den Kampf begonnen, die friedlichen Kondedörfer überfallen und ein entsetzliches Blutbad angerichtet. Im Oktober erschienen sie vor Karonga, der Konsul O'Neill mit 4 anderen Weissen und der Missionar Bain von Mweniwanda konnten noch zu Hilfe eilen, um Anfang November in fünf-tägiger Belagerung Karonga gegen eine hundertfache Übermacht zu verteidigen, bis mehrere Tausend Konde ihren weissen Freunden zu Hilfe kamen und die Belagerer vertrieben. Der nun folgende zwei-jährige Krieg wurde von der Seeengesellschaft anfangs mit wenig Glück geführt, Karonga blieb ihr fester Stützpunkt und je länger je mehr sammelten sich dort um die Schotten die eingeborenen Krieger, besonders Konde, sodass Dr. Cross, welcher den Kommandos als Arzt diente, mitten im Kriege den Heiden predigen und eine Schule mit 200 Schülern eröffnen konnte. Endlich gelang es dem 1889 zum britischen Konsul ernannten Sir Henry Johnston durch Verhandlungen unter dem Einflusse des Sultans von Sansibar den Krieg zu beendigen. Der Sklavenhandel ging zunächst weiter und wurde sogar durch die araberfreundliche Politik, welche Johnston anfangs befolgen zu müssen glaubte, ermutigt. 1890 annektierte England endlich das Nyassagebiet und im Januar 1892 führte Johnston im Einvernehmen mit den deutschen Beamten am See die Beschlüsse der Brüsseler Konferenz von 1889 durch, wonach jeder Handel mit Sklaven, Waffen und Branntwein unterdrückt werden sollte. Die unter dem Einflusse der Mission in Bandawe stehenden Tonga wurden bewaffnet, indische Truppen und Kanonenboote wurden herbeigeholt, besonders grausame Händler, wie Mlozi, gehängt und eine Kette von Forts am See und längs der

Stevensonstrasse errichtet. Mit Ende 1895 war der Friede gesichert, Tausende von Sklaven befreit.

Die Aufrichtung der englischen Herrschaft entsprach wiederholten dringenden Bitten der Mission und befreite diese zugleich von langjährigen Schwierigkeiten und Besorgnissen, welche ihr durch die Ansprüche Portugals bereitet wurden. Zwar hatte der portugiesische Gouverneur von Sena 1863, als Bischof Cozer nahe der Einmündung des Schire in den Sambesi beraubt worden war, erklärt, diese Gegend liege ausserhalb der Rechtssphäre seines Staates, und thatsächlich lief die portugiesische Zollgrenze bis 1884 durch Tschimwara an der Schiremündung. Die Seeengesellschaft hatte sich gebildet auf Grund eines mit Portugal 1877 in Mozambik vereinbarten Tarifs, wonach der Sambesi und Schire für britische Dampfer frei sein und nur eine kleine Transitabgabe von 3% des Wertes entrichtet werden sollte. Als aber die schottischen Unternehmungen am Schire und Nyassa gediehen und der durch die deutschen Kolonialerwerbungen verursachte Wettbewerb alle Mächte ergriff, erhob Portugal kraft des Rechtes der ersten Entdeckung Anspruch auf alles Gebiet bis Kota-Kota am Westufer und bis zum Rovuma im Osten des Sees. Gerade zur Zeit der Araberkämpfe am Nyassa suchte Portugal durch einen Prohibitivzoll von 10% die Wasserstrasse für die Schotten zu sperren. Da die Zufuhr und die Verbindung mit der Küste für alle Missionen am Schire und Nyassa eine Lebensfrage war, wandten sich die Vertreter derselben wiederholt an ihre Regierung. Grosse Versammlungen forderten zum Schutze auf. Zwar wurde durch die Entdeckung der Tschindemündung ein von dem portugiesischen Hafen Kilimane unabhängiger Zugang zum Sambesi gewonnen, aber schon war eine portugiesische Truppe unter Serpa Pinto im Begriff, das Südneyassagebiet zu annektieren, es kam zu Angriffen auf die Makololo und zu Verletzungen der britischen Flagge, infolgedessen England ein Ultimatum an Portugal stellte und die Zurückziehung der Truppen forderte. Endlich kam es 1891 zum abschliessenden Vertrage, worin Portugal das inzwischen begründete britische Protektoratsgebiet anerkannte und den Sambesi für Schiffe aller Nationen freigab. Für die Mission waren die Konfliktsjahre sehr lästig, da Briefe und Güter wiederholt abgefangen und zurückbehalten wurden. Man kann es verstehen, wenn die Missionsleute alles aufboten, um das von Livingstone entdeckte und von seinen Freunden für Christentum und Zivilisation erschlossene Land nicht in die Hände



Portugals kommen zu lassen. Vor dem Erscheinen der Engländer gingen jährlich 20 000 Sklaven über den See und durch seine Uferländer; Portugal hatte nichts dagegen gethan, im Gegenteil betrieben die portugiesischen Beamten selbst den inländischen Sklavenhandel und die Mischlinge der portugiesischen Kolonie waren oft ebenso schlimm wie die Suaheli-Araber von Sansibar. Eine politische Macht Portugals hätte zweifelsohne den Nyassa der römischen Mission ausgeliefert. Die Expedition des Leutenant Cardoso, welche 1888 am Südende des Sees erschien, war von Jesuiten begleitet und in Algier weihte 1889 Cavigerie unter dem beliebten pomphaften Aufzuge, wobei die portugiesische Nationalhymne gespielt wurde, 6 Missionare für Nyassaland. Der Kardinal hatte mit dem Könige von Portugal über die Besetzung der „Provinzen Schire und Nyassa“ verhandelt und sprach von Serpa Pinto und Cardoso als den frommen Söhnen der Kirche. Gegenwärtig haben die Schotten wiederum, namentlich auf der Tanganikahöhebene mit der römischen Mission zu thun.

Die kritischen Jahre endigten mit der durch den deutsch-englischen Vertrag 1890 abgeschlossenen europäischen Besitzergreifung und Einführung geordneter Verwaltung. Das Arbeitsfeld der Livingstoniamission liegt fast ganz innerhalb des „centralafrikanischen Protektorates“, nur die Station Mwenzo und einige Fussenposten liegen in dem der Chartered-Comp. unterstehenden „Britisch-Central-Afrika“.

## 5. Ausdehnung des Missionsgebietes.

Im Jahre 1885 kam Dr. Elmslie nach dem Nyassa, ein tüchtiger Arzt, ernster Christ und kluger Missionar. Auch er kam zunächst in der Schulfrage unter den Ngoni nicht weiter. Der gemeine Mann und die Sklaven bewiesen zwar einige Empfänglichkeit, fingen an anständig sich zu kleiden, Menschenleben zu schonen u. s. w., aber was das Christentum sei, war ihnen noch verborgen und die Oberen beharrten bei dem Verbot die Kinder zu lehren. Da brach Gott den Bann durch ein wunderbares Eingreifen. Anhaltende Dürre, welche sie vergeblich durch Opfer abzuwenden suchten, erregte die Ngoni. Einige erinnerten an einen alten Fusspruch, den einer ihrer Väter, als sie noch am Tanganika wohnten, gethan habe: sie würden weisse Männer treffen, die würden ihre Freunde sein, auf sie sollten sie hören. Als schliesslich die Geister das zugedachte Opfer verschmähten, indem einer der dazu bestimmten Ochsen kreperte, kam eine Deputation zu Dr. Elmslie

und forderte ihn auf um Regen zu bitten. Am folgenden Sonntage hielt dieser den Bittgottesdienst und schon am anderen Tage kam der Regen. Das war der Anfang einer neuen Zeit in Ngoniland. Aus Furcht, den weissen Mann zu vertreiben, unterliess man die gewohnten Kriegszüge, die Versammlungen wurden gut besucht, und im Mai 1886 erteilten die Häuptlinge die Erlaubnis Schulen zu gründen; ja sie wünschten die Gründung von neuen Stationen.

Leider brach gerade jetzt die Kraft des treuen kaffrischen Gehilfen William Koyi zusammen, er starb am 4. Juni 1886, nachdem ihn die Schulfreiheit noch auf dem Totenbette mit Freude erfüllt hatte. Dazu kam die Eifersucht der Häuptlinge, welche einander die Schule nicht gönnten. Im Gebiete des Oberhäuptlings Mombera konnte 1887 die erste Schule in Njuyu eröffnet werden; 1889 siedelte Elmslie sich 15 englische Meilen nordöstlich im Bezirke von Momberas Bruder Mtwaro an, dessen Vertrauen er durch ärztliche Hilfe gewonnen hatte, und begründete Ekwendeni, welches jetzt die Centralstation für Ngoniland geworden ist. Als Mtwaro 1890 starb, unterblieben die üblichen Fehden, sein Sohn und Erbe hatte schon bisher regelmässig am Unterrichte und Gottesdienste teilgenommen. In Njuyu konnten 1890 die Erstlinge getauft werden. Von drei Brüdern, welche schon zur Zeit des Schulverbotes heimlich lesen gelernt hatten, konnte zwar der eine sich noch nicht von seinen Weibern losmachen, die beiden anderen aber bildeten den Grundstock der neuen Gemeinde. Nachdem 1892 9 weitere Personen getauft waren, konnte die erste Abendmahlsfeier in Njuyu stattfinden. Elmslie war auf Urlaub in die Heimat gegangen, Steele setzte seine Arbeit still fort, auch beim Tode Momberas 1891 zeigte es sich, wie sehr die Mission schon Wurzel geschlagen hatte.

Allerdings war die Kriegspartei im Volke noch mächtig. Zu ihr gehörten viele junge Männer, die darauf brannten, sich die vollen Mannesrechte durch das Erschlagen von Feinden zu erwerben. Sie unternahmen auf eigene Faust Raubzüge, überfielen 1887 einen Araberzug und bald darauf eine von Dr. Laws gesandte Schar von 17 Trägern aus den Tonga und führten dadurch bedrohliche Verwickelungen herbei. Zwar waren die Araber anderwärts in Anspruch genommen, aber zwischen Ngoni und Tonga drohten Kämpfe loszubrechen, welche die Mission in Bandawe selbst gefährdeten. Auf einem grossen Palaver der Ngonihäuptlinge wurde das Ansinnen an Dr. Laws gestellt, dass er die Tonga verlasse und sich ganz unter ihnen niederlasse. Mit

Mühe überzeugte sie Laws, dass er einen Hafen am See nötig habe, um Kaliko und andere Vorräte zu bekommen. Schliesslich wurde beschlossen, dass wenigstens Bandawe und sein Bezirk nicht mit Krieg überzogen werden solle. Je weiter der Einfluss der Mission vordrang, umso mehr wurde die Kriegslust eingedämmt. Gelegentlich plünderten wohl einige Streifbanden noch unschuldige Dörfer und mordeten ihre Bewohner, z. B. 1892 in einem Kondedorfe bei Karonga 177 Personen, aber die Mehrzahl des Volkes und die Oberhäuptlinge billigten es nicht.

Die Missionsarbeit nahm dabei ungestörten Fortgang. Dr. Steele starb 1895 am Fieber, aber einer seiner Bekehrten hielt die Versammlungen, bis der Nachfolger Charles Stuart eintraf. Seit 1893 war in Hora, 12 englische Meilen südlich von Njuyu eine neue Station angelegt worden. Man fand bei der Gründung noch Gebeine und Schädel von der blutigen Schlacht, die hier einst zwischen Ngoni und Tumburka stattgefunden hatte. Im Jahre 1897 konnten sogar schon Christen zu Häuptlingen bestellt werden; an Mtwaro's Stelle trat ein frommer Missionslehrer Amon als Unterhäuptling des Bezirks von Ekwendeni, sein Bruder Johannes, auch ein Missionslehrer, wurde ihm als erster Rat beigegeben. Auf allen Stationen waren die zahlreichen Gottesdienste und Versammlungen gut besucht, die Taufbewerber gingen schon in die Hunderte. Zwar fehlte es noch an Büchern in Ngoni, aber Tschinyanja, Sulu, Tonga konnte aushelfen. Die immer zahlreicheren Schulen waren noch sehr einfach in ihren Leistungen; Schreiben, Lesen, Singen waren ausser dem Bibelunterrichte die einzigen Gegenstände; auch die Lehrer hatten noch geringe Ausbildung; sie brachten aber den Eifer der ersten Liebe mit. Die Folge der reichlichen Verkündigung war endlich von 1898 an ein rasches Wachstum der Tausen. Der junge eifrige Missionar Donald Fraser konnte jetzt von einer Erweckung in Ekwendeni berichten. In der nach schottischer Weise gefeierten Komunionwoche 1898 fanden sich an 4000 Hörer auf der Hauptstation ein, 195 Erwachsene und 89 Kinder wurden an einem Tage getauft. Die Durchschnittszahl der Schüler stieg 1898 von 1342 auf 3178, die der Lehrer von 72 auf 100, in wenigen Monaten waren 1000 Bibeln und 500 Markus-Evangelien verkauft. Der Erwerb einer Sulubibel kostete jeden der „Monitors“ (Schulgehilfen)  $\frac{1}{4}$  seiner Jahresbesoldung. In den Dörfern hielten die Lehrer auch die Sonntagsgottesdienste, man berechnete 1898 die Zahl der sonntäglichen Hörer in Ngoniland auf



13—15000; die Zahl der Abendmahlsberechtigten stieg in diesem einen Jahre von 560 auf das doppelte. Im Taufunterrichte standen 1252 Personen, und doch wurden schon an die Katechumenen ernste Anforderungen gestellt, sie mussten gänzliche Enthaltung vom Bier geloben, die Polygamisten alle Frauen bis auf eine entlassen.

Eine neue Hauptstation ist 1901 in Kasungu, 5 Tagereisen südlich von Bandawe, ca. 2 Stunden von der gleichnamigen Regierungsstation in Mwasia Land, Bezirk Marimba, durch Dr. Prentice angelegt worden, welcher das Gebiet 1897 erforschte. Die Mittel bot die Neujahrssammlung der Jugend der Vereinigten Freikirche Schottlands, die Station soll ein Denkmal der Union sein. Sie hat ausgezeichnetes Klima und verspricht von grosser Bedeutung unter einem volkreichen, bisher noch wenig berührten Teile der Ngoni zu werden.

Den Süden ihres Gebietes haben die Schotten inzwischen den Missionaren der holländisch-reformierten Kirche des Kaplandes überlassen, welche in engster Gemeinschaft mit ihnen arbeiten. Die im Kaplande gebildete Pastoralgesellschaft für Evangelisation in Central-Afrika wollte ursprünglich am oberen Kongo arbeiten, aber ihr Sendbote Murray (von der bekannten aus Schottland stammenden südafrikanischen Pastorenfamilie) beschloss, nachdem er eine zeitlang in Kondelande bei Dr. Gross und Bain sich aufgehalten, 1889 in Verbindung mit den Schotten zu bleiben und liess sich in Mwera, Tschiweres Dorf, auf dem Hochlande von Central-Ngoniland, nieder, wo es keine Elefanten, infolgedessen keine arabischen und portugiesischen Händler und keine Branntweinläden gab, in gesunder, fruchtbarer und bevölkerter Gegend, 3400 Fuss über dem Meere. Die dortigen Ngoni haben sich mit Nyanja vermischt und deren Sprache angenommen, sodass die Mission gleich die von den Schotten gelieferten Bücher benutzen konnte. Der Anfang war schwer, doch geht es jetzt vorwärts und 20 englische Meilen nordwestlich hat eine Hussenstation Kongwe errichtet werden können.

Im September 1894 übernahmen die Südafrikaner dann den ganzen Süden von den Schotten, ausser dem Posten am Kap Maclear mit den zugehörigen Dorfschulen übernahmen sie namentlich die seit 1887 getriebene Arbeit in dem südwestlich vom See gelegenen Livlezi-Chale. Auch hier war Nyanja die herrschende Sprache, obgleich die Häuptlinge und Räte sich noch eines Suludialektes bedienten. Der dort wohnende Ngoni-Stamm hatte dieselben alten Suluneigungen wie seine nördlich wohnenden Verwandten; besonders wenn das Rafferbier sie erhitzte, brach die Raublust hervor und machte sie zum Schrecken der Nachbarländer bis nach Blantyre. Darum hatte die Mission, obwohl der Oberhäuptling Tschikusi sich von Anfang an freundlich stellte, einen schweren Stand. Dr. Laws hatte nach mehrfachen Reisen an einem schön gelegenen Platze die Station angelegt. Zwischen ihr und Tschikusis Dorf lag die prächtige Kette der Kirkberge mit dem Tschirobwegipfel. Zwanzig ringsumliegende Dörfer waren von fleissigen Ackerbauern bewohnt. Missionar Henry und der Lehrer Mac Intyre arbeiteten im Segen, namentlich wirkte die Frau des Missionars erfolgreich unter den Frauen und Mädchen.

Aber das Heidentum hatte dort sehr wüste Form, das Gottesurteil des Muavitrinkens war sehr verbreitet, Biergelage und Tänze spielten eine grosse Rolle. Dazu kam die grosse Unsicherheit des Landes, da alle Wege nach dem Schire durch das Chal führten. Selbst die Träger des Missionars wurden überfallen, sodass er schliesslich keine mehr bekam und nur mit grosser Mühe einen Transportverkehr nach Blantyre offen halten konnte. Die schwerste Hemmung erlitt die Mission durch das Klima. Mac Intyre starb 1890 auf der Heimreise in Kilimane; da auch Henry krank auf Urlaub ging, musste das Werk Eingeborenen anvertraut werden. Kaum war Henry im Dezember 1891 zurückgekehrt, als er seine Frau verlor, 1893 starb er selbst auf der Reise nach Blantyre, sein Neffe und Nachfolger Ritken ein halb Jahr später. Ein Lehrer Robertson hatte 1892 den zur Verbindung mit Blantyre angelegten Fussenposten Gowa, 14 englische Meilen südlich, übernommen; ein zweiter Fussenposten war 16 englische Meilen nordwestlich in Mpandera am Rande des Plateaus eröffnet worden. Viel Fiebernöte hatte auch nach Übernahme der Station der kapholländische Missionar W. H. Murray zu bestehen. Namentlich aber wurde seine Lage ernst, als der Sohn und Nachfolger Tschikusis, Gomani, welcher unter dem Einflusse des Yaohäuptlings Mponda dessen Sklavenjagden beförderte, sich durch die Matabelenkämpfe südlich vom Sambesi 1896 verleiten liess, gegen die britische Verwaltung zu Felde zu ziehen. Gomani wurde schliesslich gefangen und hingerichtet, die Missionare aber mussten in dieser Zeit Livlezi verlassen und sich auf das Hochplateau im Central-Ngoniland, 80 englische Meilen nordwestlich zurückziehen; dort gründeten sie, etwa 27 Meilen von Mwera, in kühler, gesunder Lage die schnell sich entwickelnde Station Mkhoma, welche jetzt ihre Centralstation ist; Livlezi wurde eingeborenen Helfern anvertraut.

Das Eintreten der kapholländischen Mission im Süden war den Schotten willkommen, weil nicht bloss grade damals ihr Arbeiterpersonal durch das Klima vermindert war, sondern sie dadurch in den Stand gesetzt wurden, den wichtigen Norden kräftiger in Angriff zu nehmen.

Im Gebiete des Häuptlings Mweniwanda auf dem Plateau an der Stevensonstrasse, ca. 90 englische Meilen vom See, hatte schon 1882 der Ingenieur Stewart eine neue Missionsstation angelegt. Berge mit immer grünen Bäumen begrenzten die Aussicht nach dem See, westwärts dehnte sich flache Ebene. Das Klima in dieser Höhe, 4000 Fuss über dem Meere, schien gesund, der Häuptling hielt auf Ordnung, Sklavenhändler waren noch selten. Nachdem Stewart 1883 am Fieber gestorben war, übernahm der Missionar Alexander Bain die Arbeit. Er war ein hochgebildeter Mann und orientierte sich rasch in dem Sprachengewirr seines Gebietes. Konde bildeten den Stamm, dazu waren aber von Norden und Westen andere Stammesteile zugewandert. Dr. Kerr Cross mit Frau und ein Zimmermann kamen 1886 zur Verstärkung, aber nach wenigen Monaten waren der Zimmermann und Frau Cross schon begraben. Die Missionsarbeit ging erfreulich voran,

die Gründung von Hussenstationen war vorbereitet, Bain hatte namentlich das empfängliche Kondenvolk ins Auge gefasst. Da brachen 1887 über Kondeland die Kämpfe mit den Sklavenhändlern herein. Während Bain den Freunden von der Seehandelsgesellschaft in Karonga beistand, hielt Cross monatelang die Missionsstation ganz allein. Als dann während der folgenden Regenzeit die Weissen sich von Karonga nach dem Süden zurückzogen, um den neuen Kriegszug vorzubereiten, blieb Dr. Cross mit dem Agenten Fotheringham in Mweniwanda und befestigte es durch Pallisaden. Wären sie auch gegangen, so wären vielleicht Tausende den Sklavenjägern preisgegeben worden. Als aber im März 1888 die Kämpfe wieder begannen, musste Cross dem englischen Korps als Arzt zu Hilfe kommen und die Missionsstation der Obhut eingeborner Christen anvertraut werden. Kaum waren die Kriegsstürme ein wenig zur Ruhe gekommen, da kam auch von Bandawe, wo er fieberkrank, mit dem Urlaubsschein in der Tasche, zurückgeblieben war, der treue Bain in Begleitung des kapschen Sendboten Murray, um den Versuch einer Kondemission zu erneuern. Dr. Cross schloss sich ihnen an, sie fanden in Mweniwanda ihr Haus unversehrt, Schule und Gottesdienst war von den Gehilfen regelmässig gehalten worden. Da ihr Sinn nach den Konde und nach einer gesunderen Gegend stand, wählten sie endlich einen Platz auf dem Ukukweplateau im Gebiete des Häuptlings Kararamuka zur neuen Station, und begannen hier mit frohem Mute zu arbeiten; ringsum in den Bananenhainen zwischen den Husläufern des Rungue lagen friedliche Dörfer, reich an Vieh, Nahrungsmitteln und fliessendem Wasser. Aber noch war es zu gefährlich so weit von Karonga zu wohnen; die Araber im Verein mit Merere überfielen die Gegend, und Bain musste den Ort verlassen. Schon vor ihm war Murray schwerkrank südwärts gegangen. Bain kam noch bis Bandawe, seine Kraft war gebrochen, er starb dort am 16. Mai 1889. Da auch Cross krank in die Heimat ging, blieb die Mission den Nationalhelfern überlassen. Inzwischen setzte der deutsch-englische Vertrag 1890 den Songwe als Grenze fest. Infolgedessen gab Cross, als er 1891 wieder hinauskam, sowohl Mweniwanda als Kararamuka auf und nachdem er vorübergehend in Wundali am Nordufer des Songwe und in Ngerenge am Lufira thätig gewesen war, entschied man sich endlich für Karonga als Mittelpunkt für die Mission unter den nördlichen Stämmen. Hier im Hauptdepot der Seeengesellschaft war schon bisher eine Schule unterhalten worden, ein Agent der



Seeengesellschaft bot dazu ein Haus als Geschenk an. Dr. Cross ist bald darauf ganz aus dem Missionsdienste ausgeschieden. Leider ist Karonga des Fiebers wegen oft von weissen Missionaren entblösst, die Gemeinde zählt etwa 500 Seelen, 60—80 Eingeborne erschienen im November 1900 zu den täglichen Abendgottesdiensten, an der Abendmahlsfeier beteiligten sich 26 Eingeborne und 5 Europäer.

Die Hauptbedeutung hat Karonga für die Mission als Ausgangspunkt nach dem Hinterlande. Sobald friedliche Zustände einkehrten, hatte die Mission ihr altes Ziel, die Hochebene zwischen Nyassa und Tanganika, ins Auge gefasst. Auf dem höchsten Punkte derselben, 6000 Fuss über dem Meere, 7 Tagereisen von Karonga, aber nur wenige Stunden von der wichtigen Station Fife der Seeengesellschaft, wurde im August 1894 durch den Missionar Dewar die Station Mwenzo angelegt. Unmittelbar südwestlich wohnen die kriegerischen Wemba, ein zahlreicher, intelligenter Stamm, welcher unter dem Einflusse der Araber die schwächeren Stämme grausam dezimiert hat. Der Oberhäuptling der Winamwanga, in deren Gebiete Mwenzo liegt, war sogar vor ihnen 2 Tagereisen weit auf deutsches Gebiet geflüchtet. Dewar hatte einen schweren Anfang, es war Hungersnot und fehlte an Arbeitern. Meist eigenhändig musste er sein Haus bauen und die Baustämme eine Tagereise weit herbeischaffen. Doch blühte das Werk bald schön auf. Die Mission hat einen gut bewässerten, mit Holz bestandenen Landbesitz, das Klima ist erfrischend, kühl und gesund, es erlaubt europäischen Getreide- und Gemüsebau. Das Dorf Mwenzo besteht aus 4 Reihen hübscher, sauberer Hütten, zwischen denen breite Strassen laufen. Täglich kommen 80 Kinder zur Schule. Andere Dorfschulen, freilich primitiver Art, bestehen in der Nachbarschaft. Die Sprache des Volkes, Tschinamwanga, beherrscht ein grosses Gebiet, fünf Tagereisen längs der Stevensonstrasse und drei Tagereisen auf jeder Seite von der Station, überall liegen Dörfer von 300—500 Einwohnern. Seit Ende 1900 ist die Mission durch den jungen Arzt Dr. Esholm verstärkt. Er war auch den Weissen willkommen, welche der lebhafteste Handel und der Bau der Telegraphenlinie dorthin geführt hat.

So ist nun längs dem Westufer des Sees eine Stationenkette angelegt und parallel dazu eine zweite auf dem dahinterliegenden Berglande. Nur Kota-Kota, der Sitz des Araberhäuptlings Jumbe, welcher von hier aus früher die Sklaventransporte nach dem Ostufer leitete, ist

auf Ueranlassung des englischen Beamten der Universitäten-Mission überlassen worden. Im übrigen ist alles Land westlich vom Nyassa ausschliessliches Missionsgebiet der Schotten und der mit ihnen verbundenen Rapholländer.

## 6. Die Anstalt Livingstonia.

Mit den zunehmenden Erfolgen der Mission stellte sich das Bedürfnis nach einer gründlichen Ausbildung eingeborener Helfer heraus. Der Weg, welchen man dazu einschlug, ist für die Schotten charakteristisch. Ihr Ziel ist fast auf jedem Missionsfelde die Gründung einer grossen Zentralbildungsanstalt, welche in Schulen und Werkstätten eingeborene Arbeiter heranzieht und die Civilisation Hand in Hand mit der Evangelisation betreibt. Mustergiltig dafür sind die Anstalten Lovedale und Blythwood in Kafferland. Als Dr. Stewart, der Leiter von Lovedale, 1874 das Programm für die Livingstoniamission entwarf, bezeichnete er als Denkmal für Livingstone ein an sorgfältig gewähltem Platze anzulegendes Industrie- und Erziehungsinstitut, welches später zu einer Stadt und einem Mittelpunkte des Handels, der Civilisation und des Christentums würde. Der Zeitpunkt zur Ausführung dieses Gedankens am Nyassa schien gekommen, als das britische Protektorat aufgerichtet und der Wunsch nach englischredendem eingeborenen Personal regewurde. Während seines Urlaubs 1892—94 hatte Dr. Laws eine solche Anstalt für die United-Presbyterian-Mission in Kalabar (Westafrika) eingerichtet. Er ging nun nach dem Nyassa mit dem gleichen Auftrage.

Die Wahl des Platzes war nicht leicht, er sollte leicht zugänglich vom See, aber in gesunder Höhe, mit fliessendem Wasser und Holz versehen sein. Westlich der Florencebai erhebt sich 2900 Fuss über dem See, 4300 Fuss über dem Meere der Mount Waller (so benannt nach dem Herausgeber der letzten Tagebücher Livingstones), auf der Höhe übergehend in ein fruchtbares Plateau, welches von einem Flüsschen, dem Kondowi, durchzogen ist. Hier wo man einen weiten Fernblick über den See und nach dem Livingstonegebirge hat, glaubte Dr. Laws den rechten Ort gefunden zu haben. Das Plateau war fast menschenleer, nur wenige versprengte Reste geängsteter Eingeborener hausten bisher auf den Sandsteinklippen und in den Höhlen des Berges. Aber auf Missionsarbeit unter umwohnendem Volke war ja die neue Gründung zunächst nicht berechnet. Nachdem Dr. Laws die Regenzeit dort durchlebt und die Lage ausprobiert hatte, entschied er sich endgiltig zum

Bau im Mai 1895. Das Land gehörte der südafrikanischen Chartered-Comp., welche aber hier wie in Kibwezi der Mission das erforderliche Terrain abtrat und nur die Bergbaurechte sich vorbehielt.

In überraschender Schnelligkeit hat sich das Institut entwickelt. Von allen Seiten, selbst aus Maschonaland, kommen junge Burschen und wandern hunderte von Meilen um die Ausbildung in Livingstonia — so heisst die Anstalt, während zugleich das gesamte freischottische Missionswerk Livingstonia-Mission genannt wird — zu suchen. Im Jahre 1900 umfasste die Anstalt 207 Knaben und Jünglinge, 51 Mädchen, 51 Lehrlinge, dazu die Familien der verheirateten Schüler, das Küchenpersonal u. s. w., in Summa waren 322 Personen täglich zu speisen. Die Vielheit der Sprachen (Nyanja, Tonga, Henga, Ngoni, Ronde u. a.) erschwert die Arbeit, doch hat der Afrikaner ein angeborenes Talent für fremde Sprachen; Dr. Laws hat das Nyanja als die verbreitetste und hoffnungsvollste Sprache zur lingua franca erhoben, leider aber für die höheren Unterrichtsstufen das Englische eingeführt. Die Schulen zerfallen in Elementarschule (Standard I), Mittelschule (Standard II—IV), Seminar (Standard V, VI und VIa), und Abend-schule für Erwachsene. Die von den Kindern am Orte besuchte Elementarschule bildet das Modell einer Dorfschule und ist Übungsschule für das Seminar. Die eingeborenen Prediger werden zunächst im Seminar-kursus, ausserdem durch eine Abendklasse gebildet, Evangelisten erhalten lediglich Bibelunterricht. Die Kinder der Elementarschule lernen das einheimische Korb- und Mattenflechten, die fortgeschritteneren Schüler werden in der Landwirtschaft, Tischlerei, Maurerei, Druckerei, Buchbinderei, Schmiede, Ladenverwaltung, neuerdings auch in der Telegraphie und Medizin unterwiesen. Die Mädchen lernen Haushalt, Nähen, Waschen, Backen. Die zunächst provisorischen Gebäude werden allmählich durch solide ersetzt. Zuerst sind feste Wohnhäuser und Werkstätten sowie ein Hospital gebaut worden. Zur Wasserleitung gab Lord Overtoun, der Präsident des Komites in Glasgow, 80 000 Mk. Die Lebensmittel liefert die Farm, für welche Ochsen, Wagen, Pflüge, Dreschmaschine und eine Mühle angeschafft sind, sodass aus selbstgebautem Weizen Brot gebacken wird. Die von Eingebornen unter europäischer Oberleitung betriebene Druckerei ist selbst mit griechischen und hebräischen Typen ausgerüstet, sogar für Stereotypie und Reproduktion von Bildern auf Zink eingerichtet und hat viele Aufträge von der Kolonialregierung und Privaten, unter den von ihr gedruckten Zeitschriften ist das Missionsblatt „Aurora“ in



englischer Sprache zu nennen. Die Solarölbeleuchtung kostete bisher der Anstalt jährlich 40 000 Mk., den Europäern in ihren Wohnungen ebensoviel; natürlich wurde nach Möglichkeit gespart, was die Ausnützung der Abendstunden und die Übung der Aufsicht erschwerte; deshalb ist man jetzt eben dabei ein Elektrizitätswerk für etwa 80 000 Mk. anzulegen, welches vorläufig 600 Lampen von je 16 Kerzenstärke und zugleich Betriebskraft für die Werkstätten liefern wird. Mehrere Turbinen an den naheliegenden Wasserfällen sind bereits im Gange, und treiben die Band- und Kreissäge; mit dem neuen Motor kann nun auch in der Schmiede ein pneumatischer Hammer und eine Bohrmaschine in Betrieb gesetzt werden. Nimmt man hinzu die schönen Wege, so kann man sich das rühmende Urteil erklären, welches selbst ein der Mission fernstehender Reisender, Grogan, kürzlich abgab: „Wenn Geschick, persönliche Hingabe, harte Arbeit in der Mission etwas gutes schaffen können, so muss Dr. Laws Erfolg haben.“ Die Telegraphenlinie von Blantyre nach dem Tanganika geht über Florencebai und Livingstonia seit Januar 1899, ein Zweigdraht führt von der Anstalt hinab zum Telegraphenamte in Florencebai, dieselben Stangen tragen auch einen Draht für Telephonleitung.

(Schluss folgt.)



## Zur Geschichte der Kolsmission.

Von Missionar Dr. Nottrott.

In der Oktober-Nummer der H. M. Z. 1901, pag. 498, hat D. Grundemann Eyre Chattertons Buch: „The story of fifty years Mission work in Chhota Nagpur“ besprochen. Stimme ich auch mit vielem überein, was da über das Buch gesagt ist, so kann ich doch wieder anderes nicht unwidersprochen lassen, zumal der verehrte Kritiker selbst andeutet, dass manches darin späteren historischen Erörterungen zu Grunde gelegt werden dürfte.

In erster Linie beanstande ich den Titel des Buches, denn damit will sich die Anglikanische Mission diese „50 Jahre“ gewissermassen zugute schreiben, wie man denn auch von seiten der S. P. G. immer wieder hört, dass sie „die alte Mission“ sei.

Für deutsche Missionsfreunde ist ja eine Widerlegung dieser Anmassung, die für die Propaganda unter unseren Christen berechnet ist, unnötig, aber anderen gegenüber müsste doch hervorgehoben werden, dass die S. P. G. daraus kein solches Recht herleiten kann, weil einer der vier ersten Missionare zu ihr übergetreten ist.

Mr. Chatterton wird ja den Titel dadurch zu rechtfertigen suchen, dass er darauf hinweist, wie ja die Gossnersche Mission, und die Römisch-Katholische eben-

falls, Erwähnung gefunden habe, und erstere sogar hie und da anerkennende, aber, was auch darüber gesagt worden ist, dient doch nur mehr oder minder der S. P. G. u. D. U. M.<sup>1)</sup> zur Folie.

Was zunächst die Karte betrifft, die Mr. Chatterton ein „excellent map“ nennt, die eigens für das Buch hergestellt sei, so tritt die Parteilichkeit schon auf ihr zu Tage. Mit grosser Genauigkeit sind auf derselben die Stationen, Native-Pastorate, ja sogar einzelne Katechistenstationen angegeben, die zur S. P. G. u. D. U. M. gehören, aber unsere und die Jesuiten-Mission sind sehr stiefmütterlich behandelt worden. Nicht weniger als 8 unserer Native-Pastorate und 5 unserer Stationen fehlen darauf, welche zu erfragen für Mr. Whitley doch ein leichtes gewesen wäre. In Dumar bei Hazaribagh, wo sie in einem kleinen Dorfe auch eine Kapelle neben der unseren gebaut haben, fehlt das „L. M.“<sup>2)</sup> — es war ihnen wohl zu gênant — und Tamar, wo gar keine Römische Mission ist, ist statt mit „L. M.“ mit „R. C.“ bezeichnet. Was den Wert der Karte sonst noch kennzeichnet, ist, dass die grosse Strasse Ranchi-Purulia, die Hauptverkehrsader unseres Distrikts, gar nicht verzeichnet ist.

Leider beschäftigt sich das Buch auch eingehend mit dem unglückseligen Bruche von 1868 und zwar in einer Weise, die nicht unwidersprochen bleiben darf, so viel Überwindung es mich auch kostet, darauf einzugehen. Das bin ich aber meinem nun heimgegangenen lieben Inspektor Ansorge schuldig, der in dem Buche geradezu verunglimpft wird. Wie verächtlich redet der Verfasser von ihm (p. 45) wenn er sagt, dass „ein Herr Ansorge, ein früherer Laienmissionar“ vom Kuratorium beauftragt worden sei, den Zwiespalt unter den Missionaren zu untersuchen. Was den „Laienmissionar“ betrifft, so arbeitete Pastor Ansorge allerdings als solcher in der E. M. S. nachdem er — wie so viele andere — von den alten Missionaren aus der Mission gestossen war und die Mittel zur Heimkehr nicht besass, aber er arbeitete nur deshalb als solcher, weil er die Ordination seiner Kirche zu hoch hielt und eine Wiederordination in der englischen Kirche verschmähte.

Auf den Bruch selbst will ich nicht des weiteren eingehen und nur so viel sagen, dass die Protokolle der demselben vorausgehenden Konferenzen noch in zwei Exemplaren vorhanden sind — in Friedenau und in Ranchi und dass aus demselben hervorgeht, dass die Verhandlungen überhaupt nicht zu Ende geführt wurden, dass sie vielmehr schon in der Mitte von den alten Missionaren mit der Erklärung ihres Austrittes abgebrochen wurden. Der weitaus wichtigste und gravierendste Teil der Verhandlungen stand noch aus. Wenn nun trotz dieser Thatsache die Klagen der jüngeren Missionare „unfounded and frivolous“ genannt werden, so schwebt solch' ein beschimpfendes Urteil eben in der Luft und kann von keiner Bedeutung sein.

Mit obigem ist zugleich erwiesen, dass die Behauptung, Inspektor Ansorge habe die alten Missionare entlassen (p. 47), auf Irrtum beruht. Inspektor Ansorge hat vielmehr alles gethan, um den Bruch zu verhindern. Nachdem die alten Missionare die Verhandlungen brüsk abgebrochen und ihren Austritt erklärt

1) Dublin Univers. Mission.

2) Luth. Miss.

hatten, schickte Inspektor Ansorge noch Bruder Onasch und mich zu ihnen, um eine Zurücknahme ihrer Erklärung und Wiederaufnahme der Verhandlungen zu versuchen, aber wir wurden kaum angehört. Bruder Onasch wird das bestätigen. Bischof Milman zu entschuldigen giebt sich Mr. Chatterton natürlich die grösste Mühe, aber aufmerksamen Lesern gegenüber gelingt ihm das doch nicht. Er schreibt ja selbst (p. 47), dass die ausgetretenen Missionare sich an den Bischof wandten bevor sie auf ihren Protest von Berlin Antwort hatten (und NB. der Protest wurde gemacht, nachdem die Gegenmission durch Separat-Gottesdienste, Abwendigmachen der Katechisten, Lehrer und Schüler etc. perfekt geworden war) und dass derselbe darauf eingegangen wäre. Konnte sich der englische Prälat nicht an unser Kuratorium oder an dessen Vertreter, Inspektor Ansorge, wenden? Diese schwere Versäumnis sucht Mr. Chatterton damit zu entschuldigen, dass er sagt, Bischof Milman sei „most anxious“ gewesen, sich mit Inspektor Ansorge auszusprechen, aber „der habe geflissentlich vermieden, mit ihm zusammenzukommen oder in Verbindung zu treten“. Das ist sehr unbestimmt und diplomatisch ausgedrückt. Der Leser soll natürlich denken, Bischof Milman habe Inspektor Ansorge besuchen wollen, der habe sich aber nicht sehen lassen — in Wahrheit bedeuten aber die Worte: dieser deutsche Missionsinspektor machte Sr. Lordschaft nicht einmal seine gehorsamste Aufwartung.

Geflissentlich gemieden hat Inspektor Ansorge eine Zusammenkunft mit dem Bischof wirklich nicht, denn als Bittender oder sich Entschuldigender vor ihm zu erscheinen, hatte er keine Ursache, und hätte er es thun wollen, so würden wir Missionare ihm entschieden abgeraten haben, denn ein Besuch beim Bischof würde in den Augen der uns treu gebliebenen Christen nichts anderes gewesen sein, als die Anerkennung der bischöflichen Gewalt über unsere Gemeinde und eine Herabsetzung des Vertreters unseres Kuratoriums. Um übrigens sein Möglichstes zu thun, entsandte Inspektor Ansorge die beiden Brüder Flex und Häberlin, um Protest gegen Errichtung einer Gegenmission zu erheben, sie wurden aber mit leeren Ausflüchten abgespeist; es war ja alles schon beschlossene Sache, ehe der Bischof überhaupt nach Ranchi kam.

Ich bedauere sehr, dass Mr. Chatterton, den ich sehr wohl kenne, mit mir nie über die Sache gesprochen hat; wenn ihm daran gelegen hätte, auch die altera pars zu hören, hätte er es gewiss gethan. Wie er aber auch nach dem, was er geschrieben, sagen kann, Bischof Milman hätte die Kols-Mission „from utter chaos“ gerettet, verstehe ich nicht. Dazu gehört eine andere Logik, als ich besitze.

Es sind noch eine ganze Menge Dinge, die ich in dem Buche beanstande, allein auf alle eingehen, hiesse ein anderes Buch schreiben. Wieder und wieder tritt z. B. in Kleinigkeiten, für Laien kaum bemerkbar, das Streben hervor, die S. P. G. als die ursprüngliche Kols-Mission darzustellen, und darum hat er auch das Bild des alten Nirdokh Ruchat gebracht und denselben als „einen der vier ersten Christen“ bezeichnet. Nirdokh war aber gar kein Kol, sondern gehörte der Schmiedekaste an und steht nicht unter den ersten vier Urauns sondern erst als siebenter im Taufbuche verzeichnet.

Auch über Hazaribagh, wo das Hauptquartier der D. U. M. ist, bleibt der Leser im Unklaren, ob die Gossner'sche Mission ein altverbrieftes Recht daran hat



oder nicht, und über eine Zeit von 12 Jahren, [während der verschiedene unserer Brüder dort gearbeitet haben, hat Chatterton nur die Worte: „Von 1880—1892 geschah dort nichts, was der Erwähnung wert wäre.“ In dem letzteren Jahre nämlich errichtete die D. U. M. ihre Mission in Hazaribagh. Weiss vielleicht seine Gesellschaft gar nicht, dass sie damit in unser Gebiet eingedrungen ist? Es scheint fast so.

Und nun muss ich noch auf eins zu sprechen kommen. Es scheint auch Mr. Chatterton aufgefallen zu sein, dass die von englischer Autorität in's Leben gerufene und von den Regierungsbeamten in jeder Hinsicht unterstützte, geförderte und uns vorgezogene Mission, so wenig gewachsen ist (von 7 000 auf 17 000 in einem Menschenalter), dagegen die allzeit angefeindete deutsche Mission sich neunfältig vermehrt hat. Bei solch' beklemmenden Fragen steigt man am besten auf's hohe Pferd und behauptet kühn in die Welt hinaus, dass man eben nicht jeden und besonders nicht die aus irdischen Gründen kommenden Kols aufnehme. Mr. Chatterton kennt eben die Kols-Mission gar nicht, er hat ja auch nie im Ranchi-Distrikt gearbeitet und behauptet das, wie ich annehmen darf, bona fide. Er weiss eben nicht, wie z. B. der Haupt-Sardar Johann Chapadih<sup>1)</sup> von der S. P. G. aufgenommen wurde, nachdem er bei uns ausgemerzt war, in der Hoffnung, durch ihn die ganze Sardar-Partei zu gewinnen, aber auch das war vergebens. Die Sardare, die sich bekehren, kommen trotzdem wieder in ihre alte Gemeinde. Für die Kols ist nun einmal die Gossnersche Mission die „Khutkatti-Mission“, d. h. die, welcher der Herr das Land gegeben hat, und die anderen beiden Missionen sind die Zamindare, welche, später kommend, das urbar gemachte Land rauben wollen.

1) Johann Chapadih stand, wie allgemein vernommen wird, hinter dem ganzen Birsa-Aufstande und hat auch Gefängnis bekommen. Wie dem gegenüber Mr. Chatterton behaupten kann, dass kein Christ der englischen Gemeinde auf Birsa's Seite gewesen sei, verstehe ich nicht. Auch von unseren Gemeindegliedern hat sich niemand am Aufstand beteiligt; die sich beteiligten, waren seit 10 und mehr Jahren Abgefallene und Ausgeschlossene.<sup>1</sup>



## Missions = Rundschau.

### Niederländisch Indien.

Von Missionsinspektor Dr. Schreiber.

Seitdem das letzte Mal eine solche Rundschau gegeben wurde, sind 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre verflossen und hat sich in dieser Zeit mancherlei begeben. Ich selbst habe in dieser Zeit die Arbeit unsrer Rheinischen Mission in N. Indien visitieren dürfen und nach mir hat der Direktor der Nederlandschen Zendelinggenootschap, Herr Direktor Gunning, ebenfalls eine sehr ausgedehnte Visitationsreise gemacht, auf der er nicht nur die Stationen seiner eignen Gesellschaft, sondern auch noch die mehrerer anderer holländischen Gesellschaften und auch unsre Batak Mission besuchte.

Da mir diesmal das Material dazu zu Gebote steht, so möchte ich zu allererst etwas ausführlicher reden über die inländischen Christengemeinden,

welche von der Protestantischen Kirche von Ned. Indien, d. h. von Predigern, die durch die Regierung besoldet sind, bedient werden. Dieselben übertreffen durch die Zahl ihrer Gemeindeglieder diejenigen aller in der Pflege der Missionsgesellschaften stehenden Gemeinden noch weit, sie zählen nämlich nach dem Jahresberichte von 1900 im Ganzen 247,038 Seelen. Aber mit ihrer Versorgung sieht es z. T. doch noch recht bedenklich aus, wenn auch gegen früher sehr vieles besser geworden ist. Sie werden bedient von nur 17 europäischen sogenannten „Hilfspredigern“ und ausserdem von mehr als 300 inländischen Gehilfen aller Art. Die meisten dieser Hilfsprediger sind ehemalige Missionare, wie ja auch der bei weitem grösste Teil dieser Gemeinden die Frucht der Missionsarbeit des abgelaufenen Jahrhunderts darstellen. Die erst im letzten Jahrhundert entstandenen Gemeinden der Minahassa, welche unter der Aufsicht von 10 solchen Hilfspredigern stehen, zählen jetzt 154,797 Seelen. Vor drei Jahren waren es etwa 10000 weniger. Heiden und Mohamedaner giebt es in dieser ganzen Landschaft nur je noch etliche tausende. Aber sehr bedauerlich ist es, dass gerade hier die römische Propaganda sehr stark eingesetzt hat und dass die Inländer nun das ihnen sehr rätselhafte Schauspiel vor sich haben, dass Vertreter der beiden Konfessionen sich aufs heftigste bekämpfen, während sie doch beide von derselben Regierung unterhalten werden. Die Mittel, welche Rom anwendet, sind hier dieselben wie überall sonst auch. Man lockt die Leute dadurch an, dass man ihnen sagt, als römische Christen brauchten sie keine Kirchen mehr zu bauen, die wolle man ihnen selbst bauen, und brauchten auch nicht mehr Sonntags etwas in die Kollekte zu geben. Auch noch üblere Mittel, wie Geldversprechungen scheinen vorzukommen und daneben natürlich der Hinweis auf die grössere Herrlichkeit sowohl des römischen Bischofs in Batavia als auf diejenige des Papstes in Rom. Es ist kein Wunder, dass von diesen noch unbefestigten Christen, die nebenbei gesagt, auch noch immer nicht das Wort Gottes in ihrer eignen Sprache besitzen oder hören, sich manche bethören lassen. Doch ist die Zahl der von den Römischen gewonnenen Christen kleiner, als man denken sollte. Es sind ihrer nur 5077, und gegenüber den 409, die im letzten Jahre römisch wurden, stehen 102, die von der römischen Kirche wieder zur evangelischen zurück kamen.

Was die religiösen und sittlichen Zustände in den Gemeinden betrifft, so sind dieselben in den verschiedenen Gegenden und bei den verschiedenen Volksstämmen in der Minahassa sehr verschieden. Das erkennt man schon an dem sehr grossen Unterschiede, welcher betreffs der ehelichen und unehelichen Geburten in den verschiedenen Bezirken sich zeigt. Die unehelichen Geburten, die im Ganzen 997 gegenüber 5555 ehelichen betragen, übertreffen an Zahl in einem Bezirke sogar die ehelichen, in einem andern dagegen betragen sie nur 4 %. Die Sache ist übrigens nicht so schlimm, wie es aussieht, da in den weitaus meisten Fällen die Eltern der sogenannten unehelichen Kinder ganz treu sich zusammen halten, aber nicht dazu zu bringen sind, sich kirchlich trauen zu lassen. In andern Gegenden liegt es im Volkscharakter, dass die Eheleute sehr leicht, selbst ohne besondern Grund, auseinander laufen, und dann oft wieder andre Ehen eingehen. Natürlich sollte dagegen mit Kirchenzucht vorgegangen werden, aber gerade die Konkurrenz der Römischen macht die Ausübung der Kirchenzucht so sehr gefährlich, da es den

Leuten zu nahe liegt, dann eben zu der römischen Gemeinde überzugehen, wenn sie solcher Zucht sich unterwerfen sollen. Auch an mancherlei Aberglauben fehlt es natürlich nicht. So sucht man in einer Gegend den Sterbenden oft den bösen Geist, der die Krankheit verursacht haben soll, vor seinem Tode mit Gewalt aus zu treiben, eine sehr gewaltsame Prozedur, die häufig den Tod beschleunigt. In einer anderen Gegend glaubten die Christen, dass in ein paar wilden Büffeln, welche ihre Hecker sehr schlimm verwüsteten, die Geister ihrer Vorfahren wohnten, und wollten darum den Tieren kein Leid anthun. Es mussten schliesslich Leute eines andern Stammes gedingt werden, um diese schädlichen Tiere zu fangen.

Unter den übrigen Gemeinden sind bei weitem die bedeutendsten diejenigen auf Amboina, Ceram und den benachbarten Inseln, die zusammen auch 60000 Seelen zählen. Von diesen Gemeinden wurden eine grosse Zahl im Jahre 1899 durch ein furchtbares Erd- und Seebeben heimgesucht, welches in manchen Gegenden alle Kirchen fast unbrauchbar machte, ja zum Teil, wie z. B. die an der Elpaputih-Bai auf Ceram völlig verschlang. Nur in einigen der Gemeinden hat dieser gewaltige Schaden inzwischen wieder ausgebessert werden können, in vielen Gemeinden muss man sich noch mit Notkirchen behelfen oder Gottesdienst im Freien halten. Dass in einzelnen Bezirken, wie z. B. in Timor Kupang die Zahl der unehelichen Geburten fünfmal grösser ist als diejenige der ehelichen, das liegt an der bösen Vernachlässigung dieser Gemeinden, der zu Folge keine Eheschliessungen stattfinden konnten. Man muss aber freilich anerkennen, dass die weiten Entfernungen und daneben auch das böse Klima eine ordentliche Versorgung der Gemeinden auf diesen kleinen Inseln sehr erschweren.

Ueber den Stand der römischen Missionsarbeit in Indien kann ich leider keine neueren vollständigen Angaben bringen. In einer Uebersicht über dieselbe giebt Dr. Schuurmans in Haarlem auf Grund etwas älterer officieller Regierungsberichte die Zahlen folgendermassen an: Missionare: 50, Brüder 18, Schwestern 123. Merkwürdiger Weise wird dagegen in den „Katholischen Missionen“ die Zahl der Schwestern mit 229 angegeben, ein Unterschied, den ich mir nicht zu erklären vermag. Von eigentlicher Missionsarbeit der Römer in heidnischen oder mohamedanischen Gegenden hört man noch immer sehr wenig, desto mehr aber von den Versuchen, in die evangelischen Gemeinden einzudringen. Wehmütige Gefühle muss es erwecken, wenn man liest, dass in den Passumahlanden auf Sumatra, wo die Missionare der luth. Miss.-Gesellschaft von Amsterdam durch die Römischen verdrängt wurden, diese letzteren jetzt eine Gemeinde von 118 Seelen haben. Die Römischen arbeiten mit besonderem Fleiss an den grossen Plätzen und dort wie auch sonst überall haben sie ihr ganz besonderes Augenmerk auf die sogenannten Sinjos, d. h. die Halbeuropäer gerichtet, von denen ja manche Leute meinen, dass ihnen einmal die Zukunft in Nied. Indien gehöre.

Ueber die Arbeit auf den nördlich von der Minahassa gelegenen Sangir- und Calaut-Inseln ist folgendes zu berichten. Die beiden Veteranen in dieser Arbeit, Ernst Traugott Steller und Fr. Kelling sind inzwischen beide heimgegangen. Der erstere verstarb am 4. Jan. 1897 zu Manganitu auf Gross-Sangir. Sehr schön ist es, dass diese beiden Veteranen, die 40 Jahre lang hier unermüdlich gearbeitet haben und auch grossen Segen in solcher Arbeit haben erleben dürfen, an ihren Söhnen nun treff-



liche Nachfolger gefunden haben. So ist der junge K. G. F. Steller nun der Nachfolger seines Vaters in Manganitu geworden in der grossen Diöcese, welche jetzt 17000 Christen zählt. Wie sehr allerdings hier noch alles in den Anfängen steht, erkennt man u. a. daraus, dass unter diesen 17000 nur 1170 vollberechtigte Gemeindeglieder sind. Die Sittlichkeit lässt noch viel zu wünschen übrig, und auch die Trunksucht macht viele Noth. Neuerdings sucht auch der Islam hier einzudringen. Etwas besser steht es in den 22 zu Tabukan gehörenden Gemeinden, die unter 6125 Christen doch etwa ein Sechstel vollberechtigte Gemeindeglieder zählen. Dem dortigen Missionar Schröder stehen 25 inländische Gehilfen und ebenso viele Heltesten und Diakonen zur Seite.

Auf Cagulandang verstarb am 14. August vorigen Jahres F. Kelling, 70 Jahre alt. Einen Nachfolger hat er, so viel ich sehen kann, noch nicht erhalten. Dagegen ist sein Sohn Martin auf Gross-Sangir in Camako als Missionar angestellt, und sein Sohn Paul auf der Insel Siau in Ulu, wo er 8250 Christen in Pflege hat. Im Ganzen zählte man auf den Sangirinseln 43,354 Christen, was gegen die Angaben vor drei Jahren eine Zunahme von ca. 4000 bedeutet.

Auf den Calaut-Inseln, wo die Arbeit von Anfang an mit viel grösseren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, hat offenbar auf den beiden älteren Stationen, Moronge und Beo ein sehr erfreulicher Fortschritt stattgefunden und ausserdem ist noch eine dritte Station, Rainis auf Karakelang hinzugekommen. Christen zählt man jetzt auf den Calaut-Inseln 8400, so dass auf beiden Inselgruppen zusammen 51750 wohnen.

Wenden wir uns nun den eigentlichen Missionsgesellschaften zu und beginnen in gewohnter Weise mit der Arbeit der alten Rotterdamer G. (Niederlandsche Zendelinggenootschap). Das wichtigste Ereigniss war wohl die schon oben erwähnte Reise des Direktors Gunning. Derselbe besuchte Anfang 1900 zuerst seine Stationen auf Java, ging dann nach Deli und kehrte durch die Bataklande nach Batavia zurück. Dann reiste er von Java aus nach der Minahassa auf Celebes und besuchte dann noch mehrere Inseln im östlichen Archipel bis nach Neu-Guinea, um dann zur Schlusskonferenz nach Ostjava zurückzukehren. Man darf wohl hoffen, dass diese lange und sorgfältig vorbereitete Reise des jungen tüchtigen Direktors noch reiche Früchte tragen wird, und zwar wohl nicht nur für seine eigene Gesellschaft, sondern überhaupt für die Arbeit der evangelischen Mission im ganzen indischen Archipel. Wir wollen aber nicht von der alten Ordnung abweichen und so füge ich erst noch das hinzu, was betreffs der Minahassa von der Arbeit der Rotterdamer Gesellschaft zu sagen ist. Dieselbe hat jetzt, nachdem die Station Limpotto, wo Missionar Hulstra leider so gut wie nichts ausgeführt hatte und darum entlassen wurde, aufgegeben worden ist, nur noch das Seminar in Tomohon, auf welchem die Lehrer für die 138 Missionsschulen ausgebildet werden, welche der Gesellschaft noch auf Celebes verblieben sind. Ausserdem gehen von dieser Schule auch noch manche Gehilfen aus für die Gemeinden. Die Zöglinge dieser Anstalt arbeiten in den Gemeinden neben den Lehrern, welche das Gouvernement anstellt. Die Missionsdruckerei ist inzwischen von Canawangko nach dem Hauptplatze Manado verlegt, wo sich auch die Mädchenschule befindet, welche jetzt unter der Leitung eines Direktors trefflich zu gedeihen scheint und auch von der Regierung

eine ansehnliche Unterstützung erhält. Natürlich haben es die Römischen nicht unterlassen, ihr gegenüber eine ähnliche Schule, welche von Nonnen geleitet wird, zu errichten. Auf dem neu begonnenen Gebiete in Mittelcelebes, Posso, arbeiten die beiden Missionare rüstig weiter, haben aber ihre Aufmerksamkeit noch in erster Linie auf sprachliche Arbeiten gerichtet. Sie haben dort bis jetzt 6 Filialen mit eben so vielen Schulen und 120 Christen.

Das weitaus wichtigste Arbeitsfeld hat diese Gesellschaft jetzt in Ostjava, wo sie 7 Hauptstationen mit 8700 Christen und 2500 Schülern zählt. Zwei dieser Stationen sind erst neuerdings angelegt, nämlich Segaran und Paru Redjo. Der Direktor Gunning hielt es für besser, den alten Missionar Kremer von Kediri zu veranlassen, seine Entlassung zu nehmen. Die dortige Handwerkerschule und das Krankenhaus wurden in Folge dessen nach der Station Swaru verlegt. Ihre besten Erfolge hat diese Mission überall da erzielt, wo es ihr möglich war, durch Erwerb von unbebautem Lande neue Dörfer anzulegen, wohin sich dann die Leute, und zwar nicht nur Christen sammelten. Da wo man solches nicht hat thun können, wohnen die Christen so ungeheuer zerstreut, dass es nicht einmal möglich ist, sie Sonntags zur Kirche zu vereinigen, geschweige dass davon die Rede sein könnte, sie unter beständigem Einfluss und Zucht zu halten. Darum sucht man nun auch, wo es noch angeht, solche neuen Niederlassungen zu gründen, und darum gilt Swaru und Passuruan als der hoffnungsvollste Bezirk, weil hier noch weitere derartige Anlagen möglich sind. Natürlich bringt aber eine solche Anlage für den Missionar eine grosse Last von äusserlichen Sorgen und Streitigkeiten der zusammengelaufenen Leute mit sich, und ausserdem bleibt es immerhin bedenklich, das dadurch auch äusserliche Beweggründe beim Christwerden eine grosse Rolle spielen, sowie dass durch solche besondern Christendörfer der Einfluss der Christen auf ihre heidnische Umgebung sehr vermindert wird. Andererseits muss man anerkennen, dass unter den dortigen Verhältnissen, zumal da die ganze Verwaltung und Rechtspflege in den Dörfern in Händen der mohamedanischen Häuptlinge und Priester liegt, dieser Weg der beste zu sein scheint. Das Hospital in Modjo Warno fährt fort ein mächtiges Hilfsmittel für die Arbeit zu sein. Ausserdem hat die Reise des Direktors allerlei Neuordnungen und Verbesserungen zur Folge gehabt, so eine neue Konferenzordnung, durch welche den Missionaren grössere Selbständigkeit gegeben und ein besserer Zusammenschluss erzielt wird. Auch soll in Modjo Warno eine Schule zur Heranbildung von eingebornen Predigern errichtet werden. Erfreulich ist es zu hören, das im Bezirke von Swaru die Christendörfer einen wohlhabenderen Eindruck machen, als die der Mohamedaner und dass die „Armenscheunen“ welche durch freiwillige Gaben in der Erntezeit gefüllt werden, sich als eine grosse Wohlthat für die Armen erweisen. Am meisten Mühe macht wohl der Bezirk von Kediri mit seinen 17 zerstreuten Gemeinden. Sowohl mit dem Wohlstande als mit der Sittlichkeit sieht es hier noch am schwächsten aus. Ein Hauptgrund dafür liegt ohne Zweifel in dem hier besonders stark verbreiteten Opiumrauchen. Brachte doch die Opiumpacht in dieser einen Residentie bisher 145000 fl. monatlich auf! Ob es nun, seitdem die Regierung das Opium als Monopol an sich genommen hat, besser werden wird, das muss die Zukunft lehren.

Ausserdem hat diese Gesellschaft noch zwei weitere Arbeitsfelder. Das eine ist die kleine, zwischen Sumba und Timor gelegene Insel Savu. Nachdem

diese Insel längere Zeit ohne Missionar gewesen war, ist sie jetzt seit mehreren Jahren wieder besetzt. Bisher sind von den 20000 Bewohnern ca. 4000 Christen geworden. Der Missionar Letteboer schreibt, es würde nicht schwer fallen, die ganze Bevölkerung äusserlich zu Christen zu machen, doch würde damit wenig oder nichts gewonnen sein. Eine grosse Schwierigkeit liegt in dem ungesunden Klima, das weder Europäer noch auch die Gehilfen aus Amboina vertragen können. Der Missionar soll jetzt, ähnlich wie das in der Minahassa geschehen ist, „hulprediker“ werden, d. h. in den Dienst der Staatskirche übergehen und man verspricht sich davon gute Folgen, weil das dazu beitragen würde, ihm mehr Ansehen zu verschaffen unter diesem schlaffen und trägen Volke.

Das andere Arbeitsfeld hat die Gesellschaft unter den Karo Batak zwischen Deli (Ostsumatra) und dem Cobassee. Auf diesem Gebiete ist inzwischen zu dem einzigen früheren Missionar noch ein von der Rhein. Mission zeitweilig abgestandener Missionar, Guillaume, und neuerdings noch ein dritter, Namens Neumann hinzu gekommen. Missionar Guillaume hat das Hochland, wo die Karos wohnen, wiederholt besucht, hat auch wenigstens an einigen Stellen Eingang gefunden und man war bereit, ihn oder doch seine inländischen Gehilfen aufzunehmen. Leider aber hat die Regierung bisher noch die Erlaubnis zu einer Niederlassung auf dem Hochlande verweigert und nun sucht statt dessen der Sultan von Deli mit Macht dem Islam dort Eingang zu verschaffen. Uebrigens sind die sittlichen Zustände unter diesen Karo-Batak geradezu entsetzlich und ist zu befürchten, dass dieselben dadurch für den Islam prädisponiert sind. Getaufte giebt es bis jetzt auf diesem Gebiete erst ca. 60.

Wir kommen nun zu der sogenannten Neuen Rotterdamer Gesellschaft, oder mit ihrem rechten Namen: Neederlandsche Zendingvereiniging, welche ihr einziges Arbeitsfeld in Westjava hat. Die Ausdehnung dieser besonders schwierigen Arbeit ist ziemlich dieselbe geblieben: Es sind noch ebenso wie vor 4 Jahren 9 Hauptstationen mit 10 europäischen Missionaren, zu welchem 19 Filialen gehören. Die Zahl der Christen ist nicht unerheblich, nämlich von 1464 auf 1724 gestiegen und das will um so mehr sagen, weil in diesen Jahren grade hier Rom auch von dem nahen Batavia aus sich grosse Mühe gegeben hat, in die kleinen Gemeinden einzudringen. Als Hauptmittel mussten dazu einige Unzufriedene dienen, unter denen ein gewesener inländischer Gehilfe, Namens Nathanael, am meisten Unheil angerichtet hat. Nicht nur auf seiner eigenen früheren Station Pondok Malati wusste er die halbe Gemeinde zum Abfall zu bewegen, sondern ebenso auch auf zwei andern Filialen, Celar und Pasir, alle drei zu Meester Cornelis gehörig, brachte er einen argen Riss in die kleinen Gemeinden. Wenn sich auch etliche der Abgefallenen hernach wieder zurecht finden, so gehen andererseits doch auch immer wieder neue Familien zu Rom über, das ihnen auch hier die Sache in aller Weise bequem zu machen sucht, ihnen die Kirchen baut etc.

In dem zur Station Cjideres gehörigen Filial Pilangsari (nicht Djati, wie der Ort in der letzten Uebersicht irrtümlich genannt war, Djati VII. ist der Name des Distriktes) hat sich die kleine Gemeinde gut gehalten, aber keine bedeutende weitere Ausdehnung gewonnen. Der Missionar von Cjideres, Verhoeven, hat auf seiner Station ein nettes kleines Krankenhaus angelegt, welches sich eines sehr regen Zuspruches erfreut: im letzten Jahre behandelte er 8000 Patienten. Hoffentlich erweist sich



diese ärztliche Arbeit auch hier als wirksam, um die Herzen zu gewinnen. Allmählich sind nun übrigens in dieser ganzen Mission doch die Sundanesen, denen die Arbeit ja in erster Linie gilt, bedeutend an Zahl gestiegen gegenüber den Chinesen, zu welchen unter den jetzigen 1724 Christen nur noch 437 gehören. Zu bemerken ist noch, dass ein gut Teil dieser Christen nicht durch die Missionare der Gesellschaft gewonnen sind, sondern durch den bekannten Herrn Anthing und seine Gehilfen, der in diesem Teile Javas auf eigne Faust gearbeitet hatte.

In Mitteljava, wo ehemals die Neederlandsche Gereformeerde Zending-vereeniging arbeitete, haben jetzt die Gereformeerde Kerken van Neederland die Arbeit übernommen. Nach langen und sehr gründlichen Beratungen haben diese Gemeinden, welche grundsätzlich die Arbeit von „Missionsgesellschaften“ verwerfen, eine neue Missionsordnung aufgestellt und u. a. bestimmt, dass sie sich in Mitteljava zunächst auf Djokdjokarte, Bagelen und Banjumas beschränken wollen. Mit dieser Arbeit ist es aber inzwischen durch allerlei Hindernisse gegangen. Im Jahre 1897 musste Missionar Horstmann entlassen werden. Missionar Zuidema war lange kränklich und konnte erst 1899 wieder nach Java zurückkehren. Er arbeitet jetzt an der Keuchenius-Schule, in der inländische Gehilfen ausgebildet werden. Ausser ihm arbeitet hier noch der ehemalige Pastor Adriaanse. Weil ein grosser Teil der zu dieser Mission gehörigen Gemeindlein lange Zeit sehr schlecht versorgt war, so drang die Missions-Konferenz von Depok im Jahre 1898 darauf, dass man einen Teil der Neukirchener Mission überlassen sollte, fand mit diesem Vorschlag aber kein Gehör. Da haben nun die Römischen diese gute Gelegenheit wahrgenommen und sind eingedrungen und haben hie und da gute Beute gemacht, z. B. in Kedu. Im Jahre 1900 ist noch ein weiterer Missionar hinaus gesandt und noch einer soll bald folgen. Aber inzwischen zeigt sich immer deutlicher, wie verhängnisvoll das radikale Auftreten des Missionsdirektors Lion Cachet gegen den merkwürdigen Mann, Sadrach, geworden ist. Dieser Mann war nun einmal der geistige Vater der Tausende von javanischen Christen hier in Mitteljava. Gewiss, er hatte allerlei Wunderlichkeiten, auch wohl Irrtümer an sich, aber er war durchaus nicht unempfänglich für Belehrung von seiten der Missionare, wie seine Stellung zu Missionar Wilhelm und auch sein Verhalten Adriaanse gegenüber bewiesen haben. Dieser letztere, der über ihn ein sehr interessantes Buch geschrieben, beurteilt ihn sehr wesentlich anders als Lion Cachet, der sich den Annäherungen Sadrachs gegenüber sehr kühl verhalten hat, ebenso wie der Missionsarzt Scheurer, und die Folge ist nun die, dass Missionar Adriaanse schreiben muss: „In Folge des Verfahrens gegen Sadrach hat die Mission hier die Fühlung mit den Gemeinden verloren.“ Sadrach selbst ist inzwischen Irvingianer geworden und als solcher hat er angefangen die Gemeinden seiner Getreuen, die gewiss noch 6—7000 Seelen zählen, gleichfalls zu den Irvingianern hinüber zu ziehen. So stehen die Missionare jetzt fast überall „vor verschlossenen Thüren“ und die Zahl der Christen, die ihnen treu geblieben sind, ist eine äusserst geringe geworden. Das bei weitem hoffnungsvollste Stück dieser Arbeit ist augenblicklich das neu erbaute Hospital Dr. Scheurers in Djokdjokarte, das bei Javanen sowohl wie bei Europäern viel Anerkennung findet. Ob es aber das bewirken kann, dass die Mission ihre verlorene Position wieder gewinnt, das muss die Zukunft lehren.

Die Gereformeerde Kerken haben ausserdem noch zwei Stationen auf Java, nämlich in Batavia und in Surabaya, doch geschieht nur auf der ersteren neben der Versorgung der europäischen Gemeinde auch eigentliche Missionsarbeit, während sich der Pastor auf Surabaya nur mit den Europäern beschäftigt.

Endlich haben sie auch noch auf der Insel Sumba eine Missionsarbeit. Dort waren durch eingewanderte Savunesen zwei kleine Christengemeinden entstanden, und nach allerlei Wechselfällen kam die Missionsarbeit auf dieser Insel endlich an die Gereformeerde Zendingvereinigung und somit jetzt an die Gereformeerde Kerken. Dieselben haben unter diesem wilden blutgierigen Volke zwei Stationen, Melolo und Kabaniru, und zählen die beiden Gemeinden nach den neuesten Angaben 683 Seelen. Auch Rom und der Islam suchen hier festen Fuss zu fassen.

Die nächste Nachbarin der letztgenannten Mission auf Java ist die Neukirchener Mission, oder wie sie auf Java heisst, die Salatiga-Zending. Dieselbe hat es mit ähnlichen Schwierigkeiten zu thun, da auch in ihrem Gebiete Sadrach der einflussreichste Mann ist, der auch aus ihren Gemeinden viele zu den Irvingianern herüber holt. Die Salatiga-Mission zählt 7 Hauptstationen mit 8 europäischen Missionaren und 40 Filialen mit 41 inländischen Helfern. Die Zahl der Getauften beträgt 935 und ausserdem besuchen noch etliche hundert die Gottesdienste und 114 stehen im Taufunterrichte. Man sieht dass hier die Erfolge trotz der Schwierigkeiten doch besser sind als bei der Gereformeerde Kerken-Mission.

Nicht weit davon, in der Provinz Japara haben die Mennoniten, oder holländisch „Doopsgezinde“, ihr Arbeitsfeld, in welchem neben dem jungen Missionar Janz noch immer dessen alter Vater steht, der nun schon 50 Jahre dort hat arbeiten dürfen. Ausserdem hat die Gesellschaft hier noch drei weitere europäische Arbeiter. Ihre Erfolge verdankt diese Mission auch zum gutem Teile dem in Ostjava gebräuchlichen Landunternehmungssystem. Alle, die auf dem Besitz der Mission sich niederlassen, müssen wenigstens äusserlich sich der christlichen Zucht und Sitte fügen, auch die Gottesdienste besuchen. In Folge dessen giebt es hier neben den 352 getauften Christen 893 „Namenchristen“, also zusammen 1245 Seelen unter dem Einflusse der Mission auf der Hauptstation Mergaredjo, und auf der zweiten Station Redong Pendjalin 405 Christen. Die Schulen zählen zusammen 250 Kinder und ein kleines Krankenhaus mit einem javanischen Hausvater thut auch gute Dienste. Auch hier versuchten es die Römischen sich einzudrängen, aber nur mit geringem Erfolge. An einem Orte Pulo Djati, wo sie ein Kirchlein gebaut hatten, zogen sie sich später wieder zurück und verkauften sogar ihr Kirchlein an den Missionar Hübert.

Bekanntlich hat diese Gesellschaft ausserdem noch ein kleines Gebiet auf Sumatra im südlichsten Teile des Bataklandes. Von den beiden dortigen Missionaren hat zuerst Nickel schon vor 2 Jahren das Land verlassen, will aber wieder dahin zurückkehren; im März 1901 ist dann auch Wiebe abgereist, so dass im Augenblicke nur der junge Missionar Chiessen dort steht, der die beiden Gemeinden in Huta Bargout (151 Seelen) und Muara Siponggi (68) einstweilen so gut es geht, wird versorgen müssen. Die Hoffnungen des Missionar Wiebe unter dem Stamme der Ullus haben sich leider nicht erfüllt.

Von der Arbeit des Java Comites auf Java selbst ist nicht viel zu berichten. Die beiden Missionare Hendrichs und Spiegel, die unter den Maduresen arbeiten, haben in Sumber Packem und Bondowosso zusammen 81 Christen gewonnen. Es scheint mit Missionar Hendrichs doch besser zu gehen, als man hätte erwarten sollen. In Bondowosso findet das Krankenhaus unter der Bevölkerung vielen Anklang, aber die Wirkung für die Missionsarbeit will sich noch nicht recht zeigen. Die auf dem Landgut des Herrn Ottolander entstandene Gemeinde, die gleichfalls von Missionar Spiegel bedient wird, zählt 96 Seelen. Also alles ziemlich noch ebenso, wie vor 4 Jahren.

Dagegen hat sich auf dem Arbeitsgebiete des Java-Comites auf Sumatra mancherlei zugetragen in diesen 4 Jahren. Der Missionar Dammerboer auf Huta Rimbaroe hat in dieser Zeit zwei neue Mitarbeiter bekommen. Der eine von ihnen, ein Sohn des bekannten Missionares van Hasselt auf Neu Guinea, hat auf einem der Filiale von Huta Rimbaroe, in Si Martorkis eine zweite Station angelegt. Zu den wenigen Christen, die er dort vorfand, hat er bisher nur erst zwei durch die Taufe hinzu fügen können. Herbst 1900 ist dann noch ein dritter Missionar Namens Eggink hinaus gesandt, und es besteht die Absicht, dass dieser seine Station in der Landschaft Pargarutan, zwischen Huta Rimbaroe und Sipirok errichten soll. Die Zahl der Christen hat hier in den 4 Jahren kaum zugenommen.

Die Utrechtsche Missionsgesellschaft hat zu ihren drei früheren Gebieten noch ein viertes bekommen, in Südelebes. Auf Neu Guinea ist die wichtigste Veränderung, die inzwischen eingetreten ist, die wirkliche Etablierung der holländischen Herrschaft durch Niederlassung einiger Beamten. Natürlich hat dies für die Missionsarbeit, wie überall, ebenso gut Vorteile wie Nachteile gebracht. Jedenfalls erfreuen sich die Missionare jetzt einer bessern Kommunikation und eines grösseren Schutzes, auch haben die Raub- und Mordzüge wohl fast ganz aufgehört. Von den ehemaligen 5 Stationen ist eine, Andey jetzt Filial geworden. In Mansinam konnte der alte van Hasselt sein Kirchlein fertig stellen und einen zweiten Ältesten einsetzen. Auf den 4 Stationen zählt man zusammen 180 Christen, 115 Schulkinder und ca. 100 befinden sich im Taufunterrichte.

Zum unbedingt wichtigsten Arbeitsfelde dieser Gesellschaft hat sich in dieser Zeit Almaheira entwickelt. Zwar auf der seither bedeutendsten Station, Duma, deren Gründer der unermüdliche van Dijk am 17. Juni 1900 heimgegangen ist, hat sich nicht viel verändert. Dagegen ist auf der nördlichen Halbinsel von Almaheira, seitdem Missionar Hueting im Jahre 1897 die Station Cobello wieder besetzte, eine ganz merkwürdige Bewegung entstanden, die sich dann auch auf die Gebiete der neu durch „van Baarde“ besetzten Station Loloda und Kau ausgedehnt hat. Nachdem Missionar Hueting hauptsächlich durch seine ärztlichen Hilfeleistungen Eingang bei den Leuten gefunden hatte, kamen erst einzelne, bald aber ganze Dörfer, die sich zum Unterrichte und zur Taufe meldeten. Diese Leute verbrannten ihre Götzen, bauten freiwillig Schulen und Lehrerwohnungen und diese Bewegung breitete sich bald immer weiter aus. Es ist wahr, die Sache geht scheinbar allzusehr und es wird wohl richtig sein, dass diese Leute sich zunächst nur von ihren Götzen aber noch nicht von ihren Sünden bekehrt haben. Aber man darf doch wohl hoffen, dass die Sache einen gesegneten Verlauf nehmen wird, da es hier zum



Glück nicht an den nötigen Mitarbeitern, inländischen Gehilfen von Amboina, fehlt und auch die Gesellschaft grade neuerdings zwei weitere Missionare dahin gesandt hat. Allein im Jahre 1900 konnten hier 442 aus den Heiden getauft werden und die ganze Mission mit Einschluss der 180 Seelen von Duma zählt jetzt 3663 Christen, von denen freilich, abgesehen von der Gemeinde von Duma, erst 21 vollberechtigte Gemeindeglieder waren. Im Taufunterrichte standen noch 1500 Leute und in den Schulen befanden sich 448 Schüler. In der Chat ein ganz ausserordentlich schnelles Wachstum! Man zählt im ganzen ausser den 4 Stationen 37 Gemeinden, an denen 32 inländische Lehrer arbeiten.

Man begreift es sehr gut, dass sich die Gesellschaft veranlasst sah, von ihrem andern Gebiete, der Insel Buru, einen der beiden dortigen Missionare nach Almaheira zu versetzen, da man der Meinung ist, dass dort auf Buru wohl ein Missionar der allerdings auch sehr ausgedehnten Arbeit gerecht werden könne. Dort auf Buru zählt man jetzt 7 Filiale, 8 inländische Gehilfen, 1162 Christen, von denen 192 vollberechtigte Gemeindeglieder sind. In den Schulen befanden sich hier 256 Schüler und 417 standen im Taufunterrichte.

Dagegen hat die Gesellschaft auf ihrem seit 1897 neu begonnenen Arbeitsfelde unter den Buginesen von Südelebes bisher noch keinen Erfolg zu verzeichnen. Die beiden dorthin gesandten Missionare haben zwei Stationen, Canette und Canetteija angelegt, finden aber, dass die Buginesen noch fest in den Banden des Islam liegen, der durch zahlreiche Malims und Hadjis vertreten ist. Es lag ja sonst nahe genug, grade hier einzusetzen, da es schon seit 50 Jahren eine Uebersetzung der heiligen Schrift ins Buginesische giebt.

Der von der Missionsgemeinde zu Ermelo ausgesandte Missionar Wijnveld, welcher in Sawah Loento in den Padangschen Bovenlanden unter den Strafgefangenen arbeitete, ist inzwischen gestorben und damit diese Arbeit zum Stillstande gekommen.

Die beiden Missionare der holländisch lutherischen Mission auf den Batu-Inseln bei Sumatra haben ihre Arbeit ziemlich ungestört fortsetzen können; nur wurde Missionar Landwehr zeitweise durch Krankheit gezwungen, seinen Posten auf Sigata zu verlassen, welche Insel sich als recht ungesund herausgestellt hat. Auf beiden Stationen haben sich die kleinen Gemeinden inzwischen erfreulich vergrössert, sodass auf Pulo Cello jetzt 79, auf Sigata 23 Christen sind. Frickenschmidt hat auf Cello auch ein kleines Krankenhaus errichtet, hat auch eine biblische Geschichte in der Sprache der Batu-Inseln drucken lassen, da es sich herausstellte, dass die niassischen Bücher doch nicht gut gebraucht werden können.

Wir kommen nun zu der Arbeit der Rheinischen Mission. Auf ihrem ältesten Arbeitsfelde Borneo, ist auch in diesen Jahren wenig von Fortschritten die Rede gewesen, im Gegenteil, es haben sogar zwei Stationen, Pangelak und Kwala Kuron, von denen die eine schon länger bestanden hatte, die andere aber erst in der Anlage begriffen war, aufgegeben werden müssen. Bei Pangelak war es das ganz besonders gefährliche Klima, welches zu diesem ungünstigen Resultate führte. Drei junge Missionare haben diese Gegend einer nach dem andern verlassen müssen, nachdem sie durch die bösen Fieber arbeitsunfähig geworden waren. Zugleich stellte sich immer mehr heraus, dass das Gebiet eine

sehr dünne, dabei arg verstreute Bevölkerung und noch dazu unter diesen wenigen Leuten mehrere verschiedene Sprachen hat. Es stellt sich überhaupt immer deutlicher heraus, dass wir weiter im Innern der Insel überall nur eine ganz dünne Bevölkerung und dabei eine arge Sprachenzersplitterung antreffen. Dazu kommt, dass die bisher gewonnenen Gemeinden ein gar schwaches Fundament darstellen für eine weitere Ausdehnung ins Innere. Nicht nur die Gehilfen leisten nicht viel und können kaum irgendwo zu selbständiger Arbeit verwandt werden, sondern nicht einmal als Dienstleute oder zum Rudern kann man für die im Innern neu anzulegenden Stationen die nötigen Kräfte bekommen. Grade dieses letzteren Umstandes wegen konnte sich der Missionar auf Kwala Kuron nicht halten. So wird man denn zunächst alle Versuche, um die Arbeit weiter ins Innere auszudehnen, einstellen müssen. Nur am Mittellaufe des Kapuas legt Missionar Borch jetzt noch eine neue Station an, nachdem in jener Gegend schon seit Jahren von Mandomai aus gearbeitet ist und eine ziemliche Anzahl Christen dort schon gewonnen sind. Im übrigen aber gilt es, im Bereiche der älteren Stationen, wo die Bevölkerung noch am dichtesten ist, energisch weiter zu arbeiten, und hier ist die Arbeit auch in diesen Jahren keineswegs vergeblich gewesen. Die Zahl der Christen ist in dieser Zeit von 1741 auf 1957 gewachsen, ebenso ist die Zahl der Schüler von 605 auf 738 gestiegen und drei neue Filialen konnten angelegt werden. Bedenklich für die Zukunft ist es, dass die Mohamedaner auch im Bereiche dieser Stationen immer mehr zunehmen und dass andererseits so wenig davon zu spüren ist, dass die Gemeinden an innerem Gehalte und an Charkraft wachsen. Auch das ungesunde Klima macht sich immer wieder als ein böses Hindernis geltend. In diesen Jahren mussten wieder fünf Missionare des Klimas wegen das Land verlassen, alle noch in den besten Jahren. Ein Glück ist es, dass wir solche Arbeiter wenigstens zum Teil noch auf Sumatra verwenden können, wo sie sich dann bald erholen. Eben jetzt hat auch die Missionsschwester, welche unter den chinesischen Mädchen auf Bandjermasin eine nette Arbeit hatte, aus demselben Grunde das Land verlassen müssen.

Die Arbeit unter den Bataks auf Sumatra hat auch in dieser Zeit eine bedeutende weitere Ausdehnung erfahren. Es wurden eine ganze Anzahl neuer Stationen angelegt. Bei dem Besuche, welchen ich im Herbst des Jahres 1898 auf diesem meinem ehemaligen Arbeitsfelde machen durfte, stellte sich mir vor allen Dingen die Notwendigkeit heraus, das Gebiet zwischen Silindung und dem Cobasee, welches seit der Zerstörung unserer dortigen Stationen durch den Aufstand der Bataks im Jahre 1883 längere Zeit nur durch inländische Gehilfen besetzt gewesen war, dass aber seitdem friedliche Zeiten gekommen sind, immer stärker bevölkert wird, vor allen Dingen wieder mit europäischen Missionaren zu besetzen. Die Stationen Pangaribuan und Si Laetlaet waren ja schon angelegt, aber das genügte noch lange nicht. So ist denn jetzt Sipahutar und Lintong ni huta wieder besetzt, die Station von Silaetlaet ist nach Butar verlegt, und auch die neue Station Campahan, die von dem Gebiete Baliges abgezweigt ist, kann einen Teil dieser sogenannten Steppe mit versorgen. Andere Stationen müssen noch folgen. Ausserdem wurden zu den Stationen auf dem noch freien Gebiet an der anderen Seite des Cobasees zwei neue, Lumban na bolon in Uluan und Palipi auf Samosir

hinzugefügt, und zwischen den älteren Stationen am See, in der Landschaft Si Corang, die sich früher geweigert hatte, einen Missionar bei sich aufzunehmen, eine Station angelegt. Endlich konnte auch noch in der Padang Bolak eine zweite Station in Lobu Katonga begründet werden, in einer fast ganz mohamedanischen Gegend. Zu gleicher Zeit wuchs die Zahl der Filiale von 133 auf 175, und zwar waren diese Neuanlangen überall veranlasst durch den Wunsch der Leute, auch einen Lehrer zu bekommen und im Christentum unterwiesen zu werden, sodass überall alsbald mit Schulehalten und Unterrichten der Lernbegierigen begonnen werden konnte.

Andererseits hat es aber auch nicht an mancherlei Heimsuchungen, Feindschaft und Enttäuschungen gefehlt. Gerade in den letzten zwei Jahren sind die Bataklande von allerlei Krankheiten heimgesucht worden: unter den Hunden brach die bis dahin unbekannte Collwut aus, und zahlreiche Menschen, auch viele Christen, die von den tollen Hunden gebissen worden waren, starben eines furchtbaren Todes; dann kamen die Masern, der Cyphus und endlich die Cholera. Gerade die letztere verursachte eine wahre Panik, leider auch unter den Christen, und manche von ihnen liessen sich mit fortreissen und suchten ihr Heil wieder bei den alten heidnischen Mitteln. In der Padang Bolak nahmen die Mohamedaner die Gelegenheit der Abwesenheit des Missionars wahr, liessen einige höhere mohamedanische Geistliche aus dem benachbarten Sipirok kommen, und wussten eine Anzahl schwacher Christen und Taufbewerber zum Abfall zu bewegen. Ebenso machte der Islam auch im Batangtoru-Chale neue Anstrengungen, mehr Feld zu gewinnen. Andererseits aber gelang es auch, aus den Mohamedanern wieder manche zu gewinnen und zwar nicht nur auf den alten Stationen Bungabondar und Sipirok, sondern ganz besonders auch auf der neu angelegten Station Si Manossor, wo sich unerwartet schnell eine ansehnliche Gemeinde gebildet hat. Auf den jetzt fünf Stationen im freien Bataklande am Cobasee hat die Arbeit noch sehr viel zu leiden unter den fortwährenden Fehden der einzelnen Dörfer und Stämme, doch wachsen die kleinen Gemeinden in Pangombusan und Djandji Matogu, und in Nainggolan auf Samosir konnten die Erstlinge getauft werden.

Es sind aber noch andere bedeutsame Erweiterungen der Arbeit zu berichten. Mit der ärztlichen Mission konnte ein schöner Anfang gemacht werden. 1899 liess sich der Missionsarzt Dr. J. Schreiber in Pea Radja, Silindung, nieder und fand sofort einen so gewaltigen Zulauf, dass er sich genötigt sah, baldigst ein Krankenhaus zu bauen. Weil er nicht imstande war, die grosse Arbeit allein zu bewältigen, so ist ihm jetzt in Dr. Winkler ein zweiter Missionsarzt zur Hilfe gesandt, der ursprünglich für Nias bestimmt war, aber hier auf Sumatra noch dringender nötig erschien.

In Coba stellte sich die Notwendigkeit heraus, für die zahlreichen Aussätzigen, die von ihren heidnischen Angehörigen nicht selten lebendig verbrannt werden, irgendwie Hilfe zu schaffen. Ein hochherziger holländischer Menschenfreund gab die Mittel dazu und so wurde nicht weit von der Station Laguboti ein Aussätzigen-Asyl, Huta Salem genannt, errichtet, und in demselben eine ganze Anzahl dieser Unglücklichen untergebracht. Es besteht dabei aber die Absicht, dass die batakischen Christengemeinden für den Unterhalt dieser ihrer unglücklichen



Landsleute herangezogen werden sollen. Für die Predigt des Evangeliums erweisen sich manche dieser Armen besonders empfänglich und dankbar. Einige von ihnen hatten schon ehe jetzt diese Anstalt errichtet wurde, getauft werden können. Leider brannte das eine Haus ab, ist aber sofort wieder aufgebaut worden.

Weiter kam ein schon seit längerer Zeit gehegter Plan zur Ausführung, nämlich die Errichtung einer Handwerkerschule, welche den zahlreichen christlichen Jünglingen, die, nachdem sie die Elementarschule durchgemacht haben, gerne noch weiter irgend etwas lernen möchten, die Gelegenheit bieten soll, ein nützliches Handwerk zu erlernen. Diese Schule hat unter der Leitung des Missionars Brinkschmidt sehr schnell einen stattlichen Anfang gemacht und zählt schon 70 Schüler. Wenn der Missionar Pohlig, auf dessen Station, Si Antar, sie errichtet ist, von seinem Aufenthalte hier in Deutschland erst wieder drüben angekommen sein wird, darf man eine weitere gedeihliche Entwicklung dieser wichtigen Anstalt erwarten. Er lernt hier noch allerlei dazu, was er dann später dort lehren will.

Das Seminar wurde von Pantjur napitu verlegt und zwar nach der nördlichsten Station im Chale Silindung, Sipoholon. Es wurden neue und bedeutend grössere Gebäude errichtet und haben die beiden Missionare Warneck und Harder, beides Theologen, dort die Arbeit schon wieder aufnehmen können. Die holländische Regierung, die unsere Missionsschulen auf Sumatra sowohl wie auf Nias und Borneo mit reichlichen Subsidien unterstützt, hat uns auch zu diesem Neubau eine namhafte Unterstützung gewährt.

Ganz besonders erfreulich ist endlich noch, dass sich unter den Batak selbst auf Anregung der eingeborenen Prediger eine kleine Missionsgesellschaft gebildet hat, die in den Gemeinden vielen Anklang und eine rege Unterstützung gefunden und auch schon begonnen hat, ihre Evangelisten in die benachbarten noch ganz heidnischen Landschaften zu senden. Zur Anlage von eignen festen Stationen hat sie es allerdings bisher noch nicht gebracht.

Die Zahl der Missionare in der Batakmission ist inzwischen von 30 auf 46, die der Schwestern auf 12, die der Christen von 37 000 auf 46 000, die der Schüler von 6585 auf 8163 gestiegen.

Verhältnismässig noch bedeutsamer ist das Wachstum der Arbeit auf Nias in dieser Zeit gewesen. Hier hat die Zuwendung des Volkes in diesen 4 Jahren noch weit grössere Dimensionen angenommen, und obgleich 4 neue Hauptstationen und 6 neue Filialen angelegt wurden, so haben doch noch längst nicht alle dringenden Bitten der Heiden um Lehrer erfüllt werden können. Von den neuen Stationen ist die eine, Sogae Adu weiter nach Süden auf der Ostküste der Insel, die andere Lahussa weiter südlich auf der Westküste, die dritte, auf den kleinen aber dicht bevölkerten NakoinseIn, westlich von Nias und die vierte Colomboli, in der wichtigen Landschaft Moroo, mehr in der Mitte der Insel. Namentlich auf den beiden erst genannten Stationen sind die Erfolge ganz überraschend schnell und grossartig gekommen, doch haben die beiden Missionare eine grosse Vorsicht in Ertheilung der Taufe beobachtet. Besonders merkwürdig ist es, dass das Evangelium von Lahussa aus auch unter den so berühmten Iraono Huna, den ärgsten Kopfschnellern der Insel, Eingang gefunden hat. In Sogae Adu hatte Momeyer, nach-

dem er seine Erstlinge, 200 Seelen getauft hatte, noch an 1000 weitere im Taufunterrichte und seine grosse Kirche, zu deren Erbauung er sich schon so bald gezwungen sah, ist sonntäglich gefüllt. Er würde diese grosse Arbeit gar nicht haben bewältigen können, wenn ihm nicht einige tüchtige Gehilfen zur Seite gestanden hätten. Es wird jetzt vor allen Dingen gelten, noch mehr Filialen anzulegen. Dafür aber gilt es natürlich mehr inländische Gehilfen zu bekommen. Zu diesem Zwecke hatte der leider vor einem Jahre verstorbene Missionar Thomas das Seminar in Humene schon bedeutend vergrössert. Nach seinem Tode ist dasselbe jetzt nach Ombolate verlegt, weil sich Humene als ungesund auch für die Zöglinge erwiesen hat. Uebrigens giebt es für die Zukunft der ganzen Arbeit auf Nias gute Hoffnung, da sich die dortigen inländischen Gehilfen bisher fast alle sehr gut bewährt haben. Auch das ist sehr erfreulich und hoffnungserweckend, dass das Gouvernement auf unsre Bitten hin angefangen hat, seine Herrschaft weiterhin über die Insel fühlbar zu machen, was schon anfängt gute Wirkung zu haben zur Verminderung der Kopfabschneiderei und zur Vermehrung der Sicherheit und Ordnung. Die Zahl der Missionare ist hier von 12 auf 16 gestiegen, die der Christen von 2700 auf 5020 — daneben noch ca. 3000 im Taufunterrichte — die Zahl der Schüler von 367 auf 611.

Endlich sei noch erwähnt, dass die Rhein. Mission sich veranlasst gesehen hat, auch durch den wiederholt ausgesprochenen Wunsch des Gouverneurs von Sumatras Westküste, eine neue Arbeit auf den weiter südlich gelegenen Mentawai-Pageh-Inseln zu beginnen. Missionar Lett ist eben jetzt dabei in der Sikakap-Strasse, zwischen Nord- und Südpagah, die erste Station anzulegen. Die ersten Eindrücke von Land und Leuten sind recht ermutigend.

Zum Schluss darf ich doch nicht unterlassen zu erwähnen, dass die Stellung der holländischen Regierung zur Mission inzwischen eine noch freundlichere als zuvor geworden ist. Schon der jetzt abgetretene Minister der Kolonien, Cremer, hatte ein sehr bemerkenswertes Zirkular erlassen, in welchem er die Residenten und andre Verwaltungsbeamten in Indien aufforderte, der Mission doch ja nicht irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen und der jetzige Minister, Herr Asch van Wijk hat seinem Interesse für die Missionsarbeit schon wiederholt öffentlichen Ausdruck gegeben und will sich namentlich der Missionsschulen noch in ausgedehnterem Masse bedienen für den allgemeinen Volksunterricht. So sind also die Aussichten der Mission in Niederl.-Indien zur Zeit ganz besonders günstig.

Die Gesamtzahl der evangelischen Christen in Niederl.-Indien dürfte man jetzt wohl auf 380000 schätzen.



## Litteraturbericht.

**Schulze:** „Abriss einer Geschichte der Brüdermission.“ Mit einem Anhang, enthaltend eine ausführliche Bibliographie zur Geschichte der Brüder-

mission. Herrnhut, Missionsbuchhandlung, 21 Bogen, gr. 8<sup>o</sup>, Mk. 2,50 geb. 3,20. — Mit dieser Arbeit wird ein längst gehegter Wunsch erfüllt, nämlich eine übersichtliche Monographie der brüderkirchlichen Mission uns gegeben, die den Anforderungen der heutigen Missionswissenschaft zu entsprechen sich ernstlich bemüht. Allerdings ist es nur der „Abriss“ einer Geschichte, den der Verfasser bietet. Er will ein möglichst kurz gefasstes Kompendium für das Studium liefern und sich zunächst damit begnügen, die orientierenden Grundlinien zu ziehen, welche den äusseren und inneren, heimatlichen und auswärtigen Verlauf der brüderkirchlichen Missionsgeschichte charakterisieren. Aber in dieser Schätzung seiner Leistung liegt eine wohlthuende Bescheidenheit. Der Verfasser war sich der Schwierigkeit der Aufgabe voll bewusst, welche eine ihren Namen verdienende Geschichte der Mission an den Autor stellt und er war es gerade darum, weil er kein Kompilator sein wollte, der durch blosses Zusammenschreiben eine bequeme missionslitterarische Chat vollbringt. Was Schulze bietet, das ist eine auf dem umfassendsten Studium der Originalquellen beruhende, durch und durch selbständige Arbeit, die wirklich eine Bereicherung der Missionslitteratur ist; eine Arbeit, die sowohl durch die Zuverlässigkeit ihrer Angaben wie durch die Allseitigkeit, Ebenmässigkeit und Nüchternheit, mit der sie den sehr übersichtlich gegliederten Stoff behandelt, sich auszeichnet. Von besonderem Werte ist die durch das ganze Buch hindurchgehende Einbeziehung der missionarischen Arbeitsmethode mit ihren auf den verschiedenen Missionsgebieten verschiedenartigen Problemen, für welche der Verfasser Interesse und Verständnis der Leser dadurch zu erwecken sucht, dass er sie nicht blos historisch darstellt, sondern auch kritisch und fast durchgehends mit gesundem Urteil beleuchtet. Recht instruktiv sind auch die allgemeinen Rückblicke sowohl über die Gestaltung des Missionslebens und der Missionsorganisation in der Heimat wie über die äussere und innere Entwicklung der Arbeit auf den Missionsgebieten, mit denen die Geschichte jeder der drei Hauptperioden abschliesst, in welche der Autor die gesamte brüderkirchl. Mission einteilt. Die erste Periode umfasst „die Zeit Zinzendorfs“, also die Jahre von 1732—1760, S. 1—70; die zweite: „die mittlere Zeit von Zinzendorfs Code bis zur Abschaffung der Sklaverei“, also die Jahre 1760—1834, S. 71—159; die dritte: „die neuere Zeit von der Sklavenemanzipation 1834 bis zur Generalsynode der Brüderunität 1899“, mit einem Schlusskapitel: „die weitere Entwicklung der Mission bis 1901, S. 160—283; eine Gliederung, gegen die sich einwenden lässt, dass die Sklavenemanzipation, da sie nicht für alle Missionsgebiete von Bedeutung war und auch nicht überall 1834 eintrat, sich nicht als periodenbildendes Ereignis speziell für die brüderkirchliche Mission qualifiziert. Vielleicht wäre das 100jährige Jubiläum, von dem ein neuer Aufschwung der Brüdermission datiert, als Abschlusstermin für die mittlere Zeit geeigneter gewesen. Sonst habe ich kaum eine weitere Einwendung zu machen, es sei denn, dass in der zweiten Periode die stillere Zeit nicht genügend hervorgehoben ist, die einen Teil derselben charakterisiert, und dass auf die rationalistische Atmosphäre, deren Einwirkungen auch an der Brüdergemeinde nicht ganz spurlos vorübergingen, fast gar nicht Bezug genommen ist, ausgenommen die kurze Anspielung auf ein zeitweiliges Siedtum des inneren Lebens. Der sehr wertvolle S. 284—326 umfassende bibliographische Anhang hätte in doppelter Weise gekürzt werden können:



erstens durch Weglassung der rein kompilatorischen, litterarisch wertlosen Arbeiten und zweitens durch blosse einmalige Registrierung der die sämtlichen brüderkirchlichen Arbeitsfelder behandelnden Schriften. Und nun schliesse ich mit dem Wunsche, dass Schulzes gediegene Arbeit weithin Verbreitung finden und zum Studium der Brüdermission Anregung geben möge.

**Proceedings of the General Conference of Protestant Missionaries in Japan.** held in Tokyo Oktober 24—31, 1900. With extensiv supplements. Tokyo. Methodist publishing house. 1901. — Der Bericht über diese Konferenz, den die H. M. Z. 1901, 140 ff. gebracht, hat über ihre Verhandlungen bereits genügend orientiert. Die jetzt erschienenen Protokolle enthalten nicht nur die sämtlichen Vorträge mit den ihnen folgenden Diskussionen (p. 1—680), sondern auch einen umfangreichen Anhang (p. 681—1015), welcher enthält 1) einen nekrologischen Bericht über die seit 1883 durch Codesfälle erlittenen Verluste von 21 Gesellschaften; 2) den für die 1883er Konferenz abgefassten historischen Bericht Dr. Verbecks mit Ergänzungen bis 1900 erstattet von 24 Gesellschaften; 3) eine Liste der sämtlichen japanischen Orte, welche von den protestantischen Missionsorganisationen besetzt sind, leider nicht geographisch sondern nach Kirchengruppen und Missions-Gesellschaften geordnet und 4) eine nach verschiedenen Gesichtspunkten spezialisierte Statistik. — Eine für den Missionstheoretiker wie Missionshistoriker wertvolle Quellenschrift, von der nur zu wünschen gewesen wäre, dass man die Verhandlungen methodischer und übersichtlicher gruppiert und nicht z. B. die sogenannten devotional papers in die missionstheoretischen Abhandlungen eingliedert hätte. Auch in den Diskussionen hätte manches ohne Schaden fortgelassen werden können.

Warneck.

**Lögstrup:** Det danske Missionsselskabs Historie i 80 Aar. (Kopenhagen 1901 273. S.) Der Sekretär der dänischen Missionsgesellschaft, Pastor Lögstrup, dessen fleissiger Hand die nordische Missionslitteratur schon manche Gabe verdankt, hat die dänische Missionsgemeinde mit einer Darstellung der Geschichte der dänischen Missionsgesellschaft in den 80 Jahren ihres Bestehens beschenkt. Die Schrift zerfällt in 3 Teile: Dänemark, Indien, China. Mit grosser Liebe schildert der Verfasser die Entstehung der Gesellschaft unter Pastor Rønne teils durch das Aufleben der Missionsgedanken in der evangelischen Christenheit, teils durch die Erinnerung an die grosse Zeit der dänisch-nordischen Mission in Trankebar. Langsam, sehr langsam aber war die Entwicklung der neuen Gesellschaft. Die Arbeit in den alten dänischen Missionsgebieten, Grönland und Indien, kräftig aufzunehmen, hinderte das bürokratisch-rationalistische Königliche Missionskollegium in Kopenhagen; Versuche, in andern dänischen Kolonien oder anderweitig zu missionieren, blieben ohne Erfolg oder schlugen gänzlich fehl, und unter so vielen Enttäuschungen erlahmte der Missionseifer. 1860 beginnt ein neuer Abschnitt in der Geschichte der dänischen Missionsgesellschaft. Ein Klageruf über die geringe Beteiligung Dänemarks an der Heidenmission findet Widerhall, nun regt es sich im Lande, grosse Missionsversammlungen kommen auf, Dr. Kalkar übernimmt die Leitung, und das Jahr 1862 bringt eine Missionsschule und eine eigne Mission in Indien unter den Camulen. Aber nicht ungestört ist die Entwicklung, es geht durch mancherlei Krisen hindurch. Ein deutscher Leser, der den kirchlichen

Verhältnissen Dänemarks ferner steht, würde es gern sehen, wenn der Verfasser den Einfluss der kirchlichen Entwicklung in Dänemark auf die Mission näher dargelegt hätte. Aber der Verfasser hat für seine dänischen Landsleute geschrieben, welche wissen, wie die Grundtwig'sche Richtung, die der Mission zurückhaltend gegenüberstand, aufkam und wieder zurücktrat, wie dann die „Innere Mission“ (deren Haupt, Pastor W. Beck, kürzlich gestorben ist) grossen Einfluss gewann und viel zur Förderung der Heidenmission beitrug, und da mag es für sie eher ausreichen, von dem Verfasser sich die einzelnen „Vormänner“ der dänischen Missionsgesellschaft in ihrer Eigenart und Thätigkeit zeichnen zu lassen. Ausser Dr. Kalkar ist für uns Deutsche der ehrwürdige Probst Uahl der bekannteste aus dieser Reihe.

In Indien ist es bei schwierigen Verhältnissen trotz fleissiger Arbeit nur langsam vorwärts gegangen, mit in Folge der grossen Verluste, welche die dänischen Gemeinden, besonders ihre grösste, Siloam, durch Abfall zum Katholizismus erlitten haben. Die Ursache lag darin, dass die eingeborenen Katecheten vielfach die Heiden durch unerfüllbare Hoffnungen auf irdische Vorteile anlockten; deshalb wurde nach einer gründlichen Sichtung 1898 mehr als die Hälfte von ihnen verabschiedet, eine einschneidende, aber hoffentlich auf die Dauer heilsame Massregel. Der Verfasser führt uns durch die 7 Stationen der dänischen Missionsgesellschaft hindurch, und lässt uns in ihr Entstehen und Wachsen, in ihre Kämpfe und Leiden hineinblicken. Wir sehen die Arbeit an dem niederen Volke, das „Kinder“ bleibt sein Leben lang, und die Arbeit an der gebildeten Hindujugend in Madras; wir freuen uns mit Schwester Sara über den Erfolg ihrer Spitzenklöppelschule in Siloam, die sich zu einem ganzen „Klöppeldorf“ erweitert, wir fühlen den Schmerz von Missionar Andersen in Tabor über die wirtschaftliche Lage seiner Leute, der ihn zur Gründung einer Ackerbaukolonie treibt; wir begleiten die Missionare auf ihren Reisen in Konferenzen, nehmen innigen Anteil an den Leiden, die das Klima im Flachlande ihnen und ihren Familien bringt, und folgen ihnen gern in ihre Erholungshäuser auf gesunder Berghöhe.

Der 3. Teil behandelt China, wo die dänische Missionsgesellschaft 1892 angefangen hat zu arbeiten, bewogen durch die Erfolge von Hudson Taylor und den Wunsch, ein fruchtbareres Missionsfeld als Indien zu gewinnen. Nationale, konfessionelle, praktische Gesichtspunkte kamen bei der engern Wahl des Arbeitsgebietes in Betracht; schliesslich wurde die Halbinsel Liautong ersehen und nach Vereinbarung mit den Presbyterianern in der Mandschurei durch Stationen in Port Arthur und Dagusan (1896) und später in Sjujang und Fönhwangtöng besetzt. Aber kaum hatten sich die Missionare eingelebt, die ersten Seelen gewonnen und durch ärztliche Thätigkeit sich in weiteren Kreisen bekannt gemacht, so unterband die russische Okkupation von Port Arthur der Mission dort die Lebensadern, und 2 Jahre später vertrieb der Boxeraufstand die Missionare von den 3 „oberen“ Stationen. Beschwerlich war ihre Flucht, aber Dankbarkeit für ärztliche Thätigkeit, die Treue eingeborener Christen an der Grenze Koreas und die Unterstützung der Presbyterianer in Korea bahnten ihnen Rettungswege, wenn auch die Stationen teils geplündert, teils zerstört wurden. Das alles erzählt uns der Verfasser in liebevoller Ausführlichkeit — man fühlt, wie der Missionsgemeinde diese neue Mission ans Herz gewachsen ist. Den Schluss bildet ein hoffnungsvoller Ausblick auf den

Neubeginn der Arbeit — wenn nicht die schwere russische Hand ein Veto einlegt. — Das Buch ist mit Bildern der Missionare, der leitenden Männer, der Stationen u. s. w., sowie mit 2 Kartenskizzen — mit zum Teil leider kleinster Miniaturschrift — versehen. Auch so will es der heimischen Missionsgemeinde Arbeit und Arbeiter näher bringen, entsprechend seinem Motto: Ohne Kenntnis keine rechte Liebe, ohne Liebe keine rechte Kenntnis.

P. Berlin.

**Dilger:** „Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum.“ Eine vergleichende Untersuchung auf Grund der beiderseitigen Urkunden. Von der sächsischen Missionskonferenz gekrönte Preisschrift. Basel 1901. Verlag der Missionsbuchhandlung. Preis Mk. 8. Vorliegende Schrift ist eine Bearbeitung des von der Königl. sächsischen Missionskonferenz im Juli 1899 ausgegebenen Themas zu einer Preisschrift über die „religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder nach den Ueden, Upanisads und der brahmanischen (besonders Uedānta) Philosophie,“ wobei zugleich eine „Beurteilung derselben vom christlichen Standpunkt“ verlangt war. Dem Verfasser ist der Preis zuerkannt worden. Dass bei der Behandlung eines solchen Stoffes grosse und fast unüberwindliche Schwierigkeiten vorliegen, weiss jeder, der einmal versucht hat, nach den Ueden oder Upanisads, oder auch nach den Aussprüchen der Uedānta irgend eine religiöse Frage auf einen klaren Ausdruck zu bringen. Bei dem eigentümlichen Denken der Hindu weiss man nie mit völliger Sicherheit anzugeben, ob eine etwaige Bildrede oder ein Ausdruck wirklich die letzte Meinung von der Sache wiedergiebt. So oft findet sich völlig Widersprechendes dicht nebeneinander. Mit dem logischen Denken eine Brücke zu schlagen, ist ein vergebliches Bemühen. Indess ist für den Geist des Hindu die Brücke vorhanden in der Souveränität des Denkens, demgegenüber die Wirklichkeit nur ein Korrelat des Scheins ist. Aus diesem Grunde fliesst die Willkür und Launenhaftigkeit des indischen Denkens, über die sich weniger Eingeweihte um deswillen täuschen, weil die oft klassische Form der Gedanken und der Gedankenentwicklung einen grösseren Ernst des Denkens zu ver-raten scheint als wirklich vorhanden ist.

Wenn nun jemand unternimmt, die Quintessenz der indischen Gedankenwelt zur Darstellung zu bringen, so kann er einer gewissen Rücksichtslosigkeit nicht entbehren, mit der er die Illusionen, welche die indischen Denkformen erwecken, von der nackten Wirklichkeit ablöst, die dann freilich aller Poesie entkleidet nur wie ein dürres Skelett vor uns liegt. Der Verfasser hat diesen Weg nicht gewählt. Er bemüht sich mit grossem Ernst, allen den verschiedenen Denkphasen der indischen Gedankenwelt irgendwie gerecht zu werden, die Widersprüche, wenn nicht zu lösen, so doch zu erklären, und überall einen irgendwie verständlichen Sinn herauszufinden. Seine Arbeit wird ihm die Achtung aller derer erwerben, welche die Schwierigkeit der Materie irgendwie kennen. Es wäre sehr zu wünschen, dass in Indien selbst dies Buch eine eingehende Würdigung und Beachtung fände. Wenn in den Kreisen der dort „Erwachenden“ die Illusion eine grosse Rolle spielt, als könne man die altindische Religion von den Toten erwecken, so wird nach der Lektüre dieses Buches ein einigermaßen nüchterner Denker diese Meinung aufgeben müssen. Denn es erweist sich, dass das so produktiv scheinende indische Denken in Beziehung auf die wirkliche und letzte Wahrheit, um die es sich in dem Leben



und Sterben der Menschen handelt, völlig inproduktiv ist, dass der Hinduismus die Antwort auf die wichtigsten Fragen, die das menschliche Herz und der menschliche Geist stellt, keine Antwort zu geben vermag.

Der Verfasser meint aber mit Recht, dass auch den christlichen Ländern des Westens ein Dienst mit seiner Arbeit geleistet sein möge. Wenn Stimmen aus dem Abendlande den Vedantismus anpreisen, und ihn ebenbürtig neben das Christentum, wenn nicht gar über dasselbe stellen, wenn die Zahl derer, die ohne jede tiefere Kenntniss, angezogen von flachen Gemeinplätzen, und den Hinduismus mit seinem abgestossenen Milchbruder, dem Buddhismus, verwechselnd oder vermischend, lüsterne Blicke werfen nach der „abgeklärten indischen Philosophie“, nach dem Versinken im „Frieden des Nirvana“, sich mit jedem Tage zu mehren scheint, so darf angenommen werden, dass dies bei vielen, wenn nicht bei den meisten, nicht auf bewusster Feindschaft gegen die christliche Wahrheit, sondern auf Unkenntniss derselben und auf unwissender und unbegründeter Wertschätzung des Vedantismus beruht, der ihnen in fremder, bestrickender Form entgegentritt und immerhin tröstlicher erscheint als der nackte Materialismus. Das ist eine Täuschung, die zur Enttäuschung und Verzweiflung werden muss. Solche Bethörte können durch die Darlegungen des Verfassers zu dem ewig frischen Quell des Evangeliums zurückgerufen werden.

Aber auch für den Christen, der frisch und froh seines Glaubens lebt, wird das Studium dieser Schrift nicht ohne Gewinn sein, wenn er durch Vergleichung einer der vornehmsten nichtchristlichen Religionen sich aufs neue darüber Rechenschaft giebt, was er an seinem Glauben, an dem Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen hat. Wird er sich auf diese Weise seines kostbaren Besitzes neuerdings wieder klar bewusst, so wird er sich auch umsomehr getrieben fühlen, an dem Werke sich zu beteiligen, was diesen Reichtum, ohne Verlust für die jetzigen Besitzer, den nichtchristlichen Völkern bringen will. Zugleich wird die Darstellung der Grundgedanken des philosophischen Hinduismus den Freunden der Mission einen Einblick verschaffen in die mächtigen geistigen Bollwerke, die sich der Missionsarbeit in Indien entgegenstellen. Sie werden dadurch instand gesetzt, die schwierige Arbeit der Missionare, die Kämpfe, welche die Bekehrung eines in dieser Gedankenwelt aufgewachsenen Hindu begleiten, besser zu verstehen und die Entwicklung des ganzen Missionswerkes in diesem Lande mit tieferer Teilnahme verfolgen zu können. Möge die Hoffnung des Verfassers in Erfüllung gehen, dass nach diesen dreigenannten Richtungen hin seine Schrift Dienste leiste. Er hatte sich bei seinen Ausführungen auch vielfach mit deutschen und englischen Indologen auseinander zu setzen und hat, indem er einerseits ihre Forschungen benutzte, anderseits aber einen selbständigen Weg sich zu bahnen suchte, zur Klärung mancher Fragen nicht unerheblich beigetragen. Hätte der Verfasser lediglich einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt und hätte er nur für Europäer schreiben wollen, so hätte sich methodisch und sachlich mehr empfohlen, die Vergleichung der christlichen Religion mit den Anschauungen der Hindu in die Darstellung des Hinduismus selbst zu verweben und einzufügen, wie das in englischen Arbeiten, die dasselbe Problem behandeln, geschehen ist. Aber da die vorliegende Arbeit auch von heidnischen Indiern gelesen werden und ihnen die Möglichkeit bieten soll, sich

über die christliche Religion in Beziehung auf die wichtigsten Fragen im Zusammenhange zu orientieren, so konnte der Verfasser nicht anders verfahren, als dass er die einzelnen Punkte der christlichen Offenbarungsreligion in gesonderter Ausführung den hinduistischen Anschauungen gegenüberstellte.

Die Stoffeinteilung und Entwicklung ist klar und einfach. Es wird zuerst von der theologischen Grundlage der Erlösung, dem Gottesglauben, gehandelt, und hierbei der Gottesglaube des philosophischen Hinduismus dem christlichen Gottesglauben gegenüber gestellt. Was die vedischen Göttergestalten anlangt, so stellt sich der Verfasser in Gegensatz gegen die Auffassungen Max Müllers, welcher die vedischen Götter für Imaginationen eines gewissen monotheistischen Urgedankens hält. Wenn der berühmte Gelehrte diese eigentümliche Auffassung des göttlichen Wesens mit dem Namen Henotheismus bezeichnet, so kann man ja gegen diesen Namen Einwendungen machen, aber der Gedanke, den er auszudrücken versucht, ist zweifellos richtig. Die vedische Götteranschauung ist nicht schlechthin Polytheismus, sondern das ist das ihr Eigentümliche, dass sie die Wurzeln ahnen lässt, die sie mit dem Monotheismus verbindet. Wenn Dilger später (S. 146) darauf aufmerksam macht, dass Dr. Muir im vierten Band seiner Sanskrittexte eine ganze Reihe von Stellen anführt, in denen der Reihe nach Varuna, Indra, Agni, Surya, Soma, Parjanya und Visnu mehr oder weniger deutlich als Schöpfer der Welt gefeiert werden, so führt ihn das selbst zu dem Zugeständnis, dass in den älteren vedischen Liedern „in echt henotheistischer Weise“ bald diesem, bald jenem Gott die Schöpfung des ganzen Weltalls zugeschrieben wird. Damit aber verliert sein Gegensatz gegen Max Müller das thatsächliche Motiv, denn dass die spätere Anschauung polytheistisch ist, hat Max Müller nicht geleugnet; obwohl man auch die spätere Gestaltung des Polytheismus in Indien nicht schlechthin mit dem Polytheismus anderer Völker in eine Linie stellen kann, weil sich die Erinnerung an den Einen oder an das Eine auch da in leisen Gedankenklängen kund giebt. Wenn wir S. 225 lesen: „Grade die henotheistische Art, die der Reihe nach fast alle Götter als Schöpfer der Welt preist, weist um so deutlicher auf die polytheistische Anschauung zurück, welche diesen Ergüssen zu Grunde liegt“, so verstehen wir nicht recht, wie der Verfasser dies begründen will, da er doch auf S. 251 von einem Liede des Atharvaveda sagt, dass es mehrfach an den 139. Psalm erinnere, und dass die henotheistische Tendenz hier wie in allen diesen Liedern charakteristisch hervortrete. Er fügt hinzu: „Der Sänger weiss, dass Varuna, oder sagen wir: Gott allgegenwärtig und allwissend ist, und dass er die Sünde rächt.“ Wir sehen, wie schwer es ist, in diesen Dingen zu einem klaren und abschliessenden Urteil zu gelangen. Daran ist aber der Verfasser nicht schuld, sondern sein Schwanken in dieser Beziehung ist einer der Beweise für die Ehrlichkeit seiner Forschung, da er nicht umhin konnte, das Schwankende des indischen Gottesbegriffs in seiner Darstellung widerzuspiegeln. Dennoch möchte ich mir erlauben, für eine etwaige Neubearbeitung behufs einer zweiten Auflage anheimzugeben, ob der Verfasser nicht deutlicher hervortreten lassen wolle, worin der spezifische Unterschied des vedischen Polytheismus gegenüber dem vulgären Polytheismus anderer Völker liegt.

Von den vedischen Göttergestalten geht der Verfasser über zu der Frage des „absoluten Selbst der theosophischen Spekulation.“ Hier befinden wir uns jenen

Anschauungen gegenüber, in denen der Polytheismus in den Pantheismus übergeht. Es ist mir so erschienen, als sei es dem Verfasser schwer geworden, diejenige Konsequenz zu ziehen, die aus der theosophischen Anschauung vom Brahman resultiert. Denn hier vollzieht sich eine der furchtbarsten und verhängnisvollsten Entwicklungen, die der menschliche Geist je gegangen ist. Ich halte es für zweifellos, dass die indischen Denker der ältesten Zeit das Brahman für das Resultat ihrer Imagination gehalten haben. Das ist etwas viel Grauenhafteres als die Imaginationen des Henotheismus oder auch des Polytheismus, weil damit das menschliche Denken und Wollen den Chron der Gottheit einnimmt und nicht nur Götter schafft, sondern auch die Gottheit. Dilger nennt es ebenso paradox als charakteristisch, wenn Brahman „geboren aus Anstrengung und Kasteiung“ genannt wird und fügt hinzu, dass man hier Anstrengung und Kasteiung nicht konkret fassen dürfe als das Thun eines einzelnen oder vieler einzelner Büsser. Der Dichter werde sich dieselbe vielmehr abstrakt gedacht haben als das über allen einzelnen Bussübungen schwebende, sie leitende Prinzip der Selbstkasteiung. Mit dieser Abstraktion sucht der Verfasser die furchtbare Thatsache abzuschwächen und unserem Denken zu vermitteln, dass der Hinduismus im Denken und Wollen des Menschengeistes das Prinzip für das Werden der Gottheit sieht. Die Citanengelüste des hinduistischen Denkens und die Prometheusimpulse des hinduistischen Wollens sind noch heute in Indien zu beobachten, wenn sie auch viel von ihrer ursprünglichen Kraft verloren haben. Wir stehen hier vor einem Rätsel, das der blosse Intellektuismus nicht zu erklären vermag. Man kann nicht sagen, dass der Verfasser das hier vorliegende Problem in der Tiefe erfasst hat.

Sehr gelungen erscheint mir die kurze Darstellung, in welcher der Verfasser Gott als den Einen, dann Gott als persönlichen Geist, und dann Gott als die heilige Liebe im christlichen Sinne bespricht.

Im zweiten Teil wird die kosmologische Voraussetzung der Erlösung behandelt und die Anschauung des philosophischen Hinduismus von der Welt nach den vedischen Liedern und dann nach den Upanisads zur Darstellung gebracht. Besonders interessant ist es, wie der Verfasser das dualistische und monistische Weltbild der philosophischen Schulen schildert, indem er damit ringt, die schillernden und widerspruchsvollen Gedankengänge der indischen Philosophen, die oft genug nichts weiter sind als Sophismen, dem abendländischen Denken näher zu bringen. Auch hier wird die Anschauung des Christentums in einem gesonderten Abschnitt gegenübergestellt.

Im dritten Teil wird die Anschauung vom Bösen als die anthropologische Voraussetzung der Erlösung behandelt. Wenn wir den Darlegungen des Verfassers folgen, so sind wir imstande zu beobachten, wie das indische Denken den Begriff der Sünde allmählich aufzulösen suchte. Dieser doktrinären Auflösung gegenüber erscheint die Lehre von der Seelenwanderung wie ein mythologisches Element, das aus Negation und Position zugleich hervorgegangen ist. Man hat einen Weg gesucht, um die Macht der Sünde ebenso zu bejahen als zu verneinen. Die Verneinung gehört dem Denker, der den Weg der mystischen Versenkung zu finden weiss, die Bejahung dem gewöhnlichen Volk. Wo irgend die Lehre von der Seelenwanderung erscheint, da ist sie die Huskunft einer vorhandenen Verlegenheit. Das



System will sich mit der moralischen Wirklichkeit nicht reimen und so entsteht ein philosophischer Mythos, der einmal dem sittlichen Bewusstsein eine gewisse Genüge leistet, doch aber einen vermeintlich höheren Weg frei lässt für diejenigen, welche sich jenseits von Gut und Böse befinden.

Im vierten Teil wird das höchste Gut des philosophischen Hinduismus dem höchsten Gut des Christentums gegenübergestellt. Schwankende Gestaltungen der Phantasie und oszillierende Hoffnungen, übertönt von einem leisen aber vernehmlichen Nein der Verzweiflung treten der klaren Lehre der heiligen Schrift vom Reiche Gottes und von der Gemeinschaft mit Gott durch Christus gegenüber.

Wenn dann im fünften Teil der Weg zur Erlösung nach dem philosophischen Hinduismus und nach dem Christentum geschildert wird, so wird niemand leugnen können, dass auf der ersteren Seite die Ohnmacht des Menschen in ergreifenden Zügen sich ausprägt, während auf der anderen Seite die göttliche Macht zu einem klaren, lichten und ewigen Ziele führt. Weder der Weg der Opferwerke noch der Weg der Weisheit und der Askese noch die mancherlei selbsterdachten Wege des philosophischen Hinduismus führen wirklich zu Gott. Dass das Christentum den Weg der Erlösung kennt als den Weg zu Gott, lässt es als die einzige Religion erscheinen, die die Menschheit zu retten vermag.

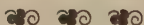
Das Buch darf zum Studium solchen, die für eine wissenschaftliche Betrachtung von Missionsfragen Interesse haben, aber auch gebildeten Missionsfreunden überhaupt, auf das angelegentlichste empfohlen werden.

G. Stosch.



Der Bericht über die Leiden und Verluste der Berliner Mission durch den südafrikanischen Krieg konnte wegen Erkrankung des Verfassers leider in dieser Nummer nicht erscheinen.

D. H.



# Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

## III.

4. Diese Darlegung will nicht so verstanden sein, als ob die Mission den Völkern das Christentum in Gestalt kirchlicher Dogmen zu bringen habe oder als ob sie es ihnen in Erkenntnissätzen übermittele, wie sie der dogmengeschichtliche Prozess geformt hat. Es ist kein Zweifel, dass die Dogmen an sich keine Überzeugungskraft dem heidnischen Denken gegenüber besitzen. Das gilt von der in der Dogmatik herkömmlichen Lehre von den göttlichen Eigenschaften, von der Trinitätslehre, von der Zweinaturenlehre, vom Dogma von der Versöhnung, und in steigendem Masse von den Dogmen, die innere Erfahrungen des Christenstandes der Erkenntnis vermitteln wollen. Dennoch ist eine dogmatisch feste Lehre für den Missionsbetrieb unentbehrlich. Wo sie gefehlt hat, ist es nicht zu feuerbeständigen Bildungen gekommen. Sind Dogmen nicht imstande, geistliches Leben zu erzeugen, so bilden sie doch das Knochengerüst des gewordenen Lebens und das durch nichts anderes zu ersetzende Fundament des Gemeindeglaubens. Die verständnismässige Zusammenfassung des biblischen Gedankeninhalts in dogmatischer Form hat für die durch die Mission gesammelten Kirchen genau dieselbe Bedeutung als für das Christentum in der Heimat.

Das Interesse der wissenschaftlichen Dogmatik liegt naturgemäss nicht in dieser Wahrnehmung, die ihr nichts Neues bietet, sondern in der Frage, in welcher Weise die Substanz der Dogmen, abgesehen von ihrer Form, dem Verständnis und der Überzeugung den Heiden zugänglich gemacht werden könne. Wäre das möglich, so wäre damit die absolute und ökumenische Geltung der christlichen Lehre nach ihrer wesentlichen Substanz aufs Neue erwiesen und der Beweis wäre erbracht, dass die christliche Religion nicht eine Religion neben andern, sondern die absolute Religion ist, die Religion an sich, der gegenüber andre Religionen nur eine Depravation des religiösen Gedankens dar-

stellen. Für diesen Beweis kommen nur diejenigen Lehren in Betracht, welche Gegenstand der missionarischen Verkündigung an die Heiden sein können, die Lehre von dem Wesen Gottes, von der Gottheit des Menschen Jesus, von der Versöhnung.

Wo der Mission polytheistischen Anschauungen gegenübersteht, da hat sie den Nachdruck auf die Verkündigung des Einen Gottes zu legen. So handelte Paulus in Athen der Deisdämonie der Athener gegenüber. Wie der Apostel auf dem Areopag an den Altar des „unbekannten Gottes“ erinnerte, so vermag die Mission an das in irgend einer Gestalt überall vorhandene ahnende Bewusstsein von einer göttlichen Einheit über der Göttervielheit anzuknüpfen. Da dieses Wesen über den Göttern mehr als Ahnung denn als völlig ausgedachter Begriff, mehr als blinde und stumme Macht denn als wirkende Person in der heidnischen Anschauung lebt, so gilt es, diese schattenhafte und schwankende Idee in ihrer persönlichen Machtvollkommenheit zu zeigen. Das kann nur nach dem Vorbilde des Apostels geschehen, der von dem göttlichen Wesen der heidnischen Ahnung als von einer unpersönlichen Macht redet; ὁ ἀγνοῶντες εὐσεβεῖτε, τοῦτο ἐγὼ καταγγέλλω ὑμῖν, dann aber ohne vermittelnden Übergang die Persönlichkeit Gottes als des Welterschöpfers bezeugt. Der persönliche Gott, als der absolute Eine, ist nicht durch abstrakte Begriffe der Allmacht, der Allgegenwart, der Ewigkeit, der Aseitität, der Unveränderlichkeit geistig zu veranschaulichen, sondern nur in der Bezeugung der Schöpfung Himmels und der Erde durch die Schöpfermacht des Einen, Unbekannten, von dem gilt (Röm. 1, 20): τὰ ἀόρατα αὐτοῦ ἀπὸ κτίσεως κόσμου τοῖς ποιήμασιν νοούμενα καθοράται, ἥτε αἰδώς αὐτοῦ δύναμις καὶ θεϊότης. Damit der Eine Gott nicht nur von den Gedanken, sondern von dem Gewissen anerkannt werde, fügt der Apostel dazu die Bezeugung Gottes als des Richters der Welt. Wie sich die Welterschöpfung zu dem Denken der Heiden verhält, so verhält sich das zukünftige Gericht zu ihrem Gewissen. Beide Thatsachen haben eine für sich zeugende Macht; sie bezeugen den persönlichen Gott in seiner Beziehung auf die Menschheit.

Je mehr der Polytheismus aus pantheistischen Anschauungen hervorgegangen ist oder sich mit ihnen berührt, desto schwerer ist seine Bekämpfung und Überwindung. Dem Pantheisten fehlt der Begriff der Wahrheit im Sinne der Wirklichkeit. Wahrheit ist ihm lediglich gedachte Wirklichkeit. Daher stammt die Neigung, alles in Mythen



aufzulösen und jeden Gottesbegriff in einen mythologischen umzugestalten, daher das leicht erlangbare Zugeständnis, die christliche Religion in das Pandaimonion der Wahrheit zuzulassen; denn wahr ist, was irgendwie und irgendwo als Wahrheit gedacht wird. Die Elastizität des pantheistischen Denkens entwindet sich jedem Argument, indem es dasselbe als das Resultat eines subjektiven Denkprozesses zwar anerkennt, aber doch nicht für verbindlich achtet. So tiefsinnig und geschlossen das System der Uedanta erscheint, so ernst und pathetisch seine Darstellung, so darf es doch nur als ein grandioses Gedanken-spiel angesehen werden. Es ist alles Thesis darin und nirgends ein Beweis. Der darin Geschulte ist an die Souveränität eines aprioristischen Denkens gewöhnt, welche Welten vergehen und entstehen lässt, welche Sein und Nichtsein in einem wagemutigen Denkverfahren gegeneinander abwägt und für identisch erklärt. Um einen in solche Bollwerke von Imagination Verschanzten für die überzeugende Macht der Wahrheit völlig unzugänglich zu machen, kommt zu seiner unerschöpflichen Gedankenlust noch eine mehr als sokratische Überzeugung von der Unmöglichkeit, zu dem letzten Grunde des Seins zu gelangen. Die Sphinx eines unlösbaren Rätsels steht am Ende seiner Gedankenwege, gleichsam eine Generalabsolution für die empfundene Unzulänglichkeit des Denkens. Der Pharisäismus des Wissens rechtfertigt sich selbst durch den Pharisäismus des Nichtwissens. Hier ist alles so gestaltet und geartet, dass es unmöglich scheint, mit Gründen eines andersartigen Denkens diese Festung zu erobern.

Man wird an das moralische, unmittelbar persönliche Bewusstsein appellieren dürfen. Aber auch dies ist schwierig. Der pantheistisch gerichtete Hindu hat ein doppeltes Persönlichkeitsbewusstsein<sup>1)</sup>, eine Ichheit, die mit dem Leibe ohne Hoffnung stirbt, und eine andere Ichheit, die zwar unvergänglich, aber nicht ihrer selbst mächtig ist. Denn sie steht unter der Gewalt eines Fatums, das pantheistisch gedacht ist ebenso wie das wogende „Meer der Geburten“, auf dem die Seele auf und nieder getragen wird. Die psychologischen Anschauungen sind nicht überall völlig dieselben, aber sie mischen überall materialistische und pantheistische Farben mit dem Erfolge, dass die Verantwortlichkeit des Menschen hinfällt. Selbst jenes „Verdienst“, dessen Konsequenz im Fehlen oder Vorhandensein eine höhere oder niedere Geburt ist, besteht aus pantheistischem Gewebe, aus Allgemeinem, nicht aus Be-

1) Stosch. „Im fernen Indien. S. 147 fol.

sonderem. Es ist der Schattenwurf des Fatums, nicht das sittliche Resultat persönlichen Handelns. Mit Stolz behauptet der gelehrte Hindu, es werde einem Europäer nie gelingen, zu verstehen, was das Fatum sei. Wir verstehen es wohl und sehen, dass in diesem in allen Farben schimmernden Phantom die Selbstverantwortlichkeit der Seele begraben liegt.

Dieser der Persönlichkeit im weitesten Sinne feindlichen Anschauung gegenüber die Persönlichkeit Gottes beweisen zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen. Der Hindu hat seine eigne Volksgeschichte mythologisiert, wie sollte er nicht den persönlichen Gott und seine persönlichen Thaten in einen Mythos verwandeln. Schon sprachlich ist es sehr schwierig, die Persönlichkeit Gottes zum Ausdruck zu bringen, weil die Gottesnamen, wenigstens im Tamulischen, sämtlich pantheistischen Sinnes sind<sup>1)</sup>. Die Schöpfung der Welt kann für den nur ein Mythos sein, dem die Welt nur eine Imagination ist. Und das göttliche Gericht ist nur ein Phantasiebild für den, dessen moralisches Bewusstsein in dem unzerreißbaren Gewebe fatalistischer Notwendigkeit gefangen liegt.

Dennoch gibt es einen Weg, dem Pantheisten höherer und niederer Ordnung, dem Denker ebenso wie dem in Träumen befangenen niederen Volk die Persönlichkeit Gottes näherzubringen. Es ist der Vatername Gottes im biblischen Sinne, der an einen überall vorhandenen Begriff, oder wir sagen besser, an ein überall vorhandenes religiöses Bedürfnis anzuknüpfen vermag. Die Sehnsucht nach dem Kindesverhältnis zu Gott ist es, die hie und da auf Augenblicke die pantheistischen Schleier zerreisst. Vater und Mutter sind für den Hindu hohe Namen. An ihrem Klange erwacht das Gemüt, auch das religiöse Gemüt. Diese Namen auf Gott zu übertragen ist dem Hindugeist nichts Fremdes. Namentlich die indische Mystik hat ergreifende Töne der Sehnsucht nach dem väterlichen und noch mehr nach dem mütterlichen Wesen Gottes.

Ich führe einige Verse des tamulischen Dichters Tajumanaver, der Ende des 17. oder Anfang des 18. Jahrhunderts in Critschinopoly gelebt haben soll, in der Übersetzung von D. Graul an:

„Fest an dir in stummer Andacht rank ich  
Und gleich mutterlosem Kind doch krank' ich —  
Allerhöchstes Wesen!  
Wenn ich mich als frei und froh auch brüste,  
Irr' ich doch noch immer in der Wüste,  
Allerhöchstes Wesen!

1) Stosch. Im fernen Indien, S. 140 fol:

Wie ein Strohalm, den ein Wirbel umdreht,  
So dein Knecht, der in der Wüste umgeht,  
Allerhöchstes Wesen!

Und doch acht ich nicht der Welt Gewalten,  
Wenn sie nicht zu dir die Hände falten,  
Allerhöchstes Wesen!

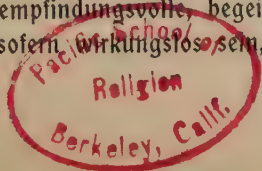
Ihrem Kinde schenkt die Ruh Erbarmen.  
Schenk, barmherz'ge Mutter, Huld mir Armen,  
Allerhöchstes Wesen!

Welches Unrechts ich auch immer schuldig,  
Du hast Mutterart — bist sanft, geduldig,  
Allerhöchstes Wesen!"

Das sind in Wahrheit Naturlaute des Hindugeistes. Wer das Denken und Fühlen des Hindu tiefer belauschte, der wird solche Klänge gehört haben. Der Muttername ist insofern der Ausdruck der Gottessehnsucht, als die Milde und Güte Gottes sonderlich gesucht wird. Die Beteiligung des Gemüts tritt darin klar hervor. Aber auch der Vatername wird in demselben Sinne gebraucht. Cajumanaver singt:

„Vater, Ruh des Müden, Ungeduld'gen!  
„Preis, Preis“ rufend, will ich stets nun huld'gen,  
Allerhöchstes Wesen!"

Ist es das nach Gotteskindschaft sehnstüchtige Gemüt, das den Bannkreis des pantheistischen Denkens durchbricht und nach dem lebendigen Gott tastend die Hand emporhebt, so bringt die Predigt von der Vaterliebe Gottes die Erfüllung dieser Sehnsucht; als Vater wird der lebendige Gott dem Geist des Hindu am leichtesten veranschaulicht werden können. Man wird diesen Zweck nicht erreichen durch ein sentimentales, auf Sentimentalität berechnetes Zeugnis. Wer einen Hindu „Vater“ sagen hörte, der weiss, dass sich darin eine Erhebung des Gemüts ausprägt, aber auch eine Selbstsucht, die jeden Vater nennt, der irgendwie zu helfen imstande ist. Gewiss ist es etwas Grosses, dass sich der verborgene Notschrei dieses Volkes an die Idee einer Vaterschaft richtet. Will man aber dem edlen, sittlichen Verlangen nach Gott dem Vater entgegenkommen und dieses zum Bewusstsein seiner selbst bringen, will man nicht unklare und rein natürliche Instinkte pflegen, so wird die Sehnsucht nicht erwärmt werden dürfen, sondern man wird sie abkühlen müssen. Nicht in der Erwärmung, sondern in der Abkühlung und Ernüchterung des Geistes gedeiht sonderlich in jenem heissen Lande, unter einem enthusiastischen Volke die Aussaat der Wahrheit. Eine empfindungsvolle, begeisterte Darstellung der göttlichen Liebe würde insofern wirkungslos sein, als sie gerade diejenigen





Motive nicht träge, auf deren Klärung und Erweckung es allein ankommt. Diese Motive können nur getroffen werden durch das schlichte Zeugnis von Jesu als dem vom Vater Ausgegangenem. Die Sendung Christi ist ein nüchterner Beweis nicht nur für die Existenz des Vaters im Himmel, sondern für die Vaterliebe, die sich der Menschen annehmen will. Ich habe den Eindruck des öftern beobachtet, den es macht, wenn bezeugt wird, es sei ein grosser Lehrer von Gott gekommen, der gesagt habe, er kenne Gott und habe ihn gesehen. Er habe Gott Vater genannt und habe die Menschen gelehrt, um seiner willen an die Vaterliebe Gottes zu glauben. Dieses Zeugnis wird nicht nur verstanden, sondern es trägt in sich eine überzeugende Kraft. Es kommt alles darauf an, die Person und Erscheinung Christi in ihrem Wesen den Zuhörern zu veranschaulichen. Dazu dienen viel weniger die Wunder Jesu, als seine Worte, nicht nur die leichter verständlichen und populären, sondern auch gerade die tiefen, erhabenen Selbstzeugnisse Jesu. Sie wirken wie eine Offenbarung. Dem sehnsüchtigen, vom Pantheismus gefangenen Geiste tritt hier eine durch und durch persönliche und völlig wesenhafte Geistesmacht entgegen, ein ruhiges klares Licht von Gedanken, die eine unauslöschliche Leuchtkraft haben, weil sie aus einer unbesiegbaren und unvergänglichen Realität stammen<sup>1)</sup>. Eine keimkräftige Geisteswirklichkeit wird empfunden. „Je näher man diesen Dingen kommt“, sagte mir ein Heide, „desto wahrhafter werden sie.“ Das sich selbst offenbarende Geheimnis der Person Jesu wird zum Zeugnis vom Vater, der ihn gesandt hat. Es ist unmöglich, den Worten Christi einen irgendwie pantheistischen Sinn zu geben oder jene Realitäten zu mythologisieren, von denen er redet. Der Hindu fühlt, hier rede eine unantastbare, reine Wirklichkeit zu ihm. Er kann das Leben für einen Traum halten. Aber die Worte Christi für einen Traum zu halten, wird ihm um so unmöglicher, je länger er sich mit ihnen beschäftigt. Er sieht den Vater, der sich in der Person und in den Worten dessen spiegelt, den er gesandt hat. In Christo findet er den Glauben an den lebendigen Gott.

Das ist überall der Weg zu Gott. Auch der niedere Götzen-diener, dem über den Göttergestalten der Eine lebendige Gott erscheint, der Schöpfer und Richter der Welt, vermag dies Bild nur in Christo festzuhalten; allein durch Christus vermag er in ein persönliches Verhältnis zu Gott zu treten. Es mögen hier mehr die Wunderthaten

1) Stosch. Im fernen Indien. S. 210 fol.

Christi seine göttliche Sendung verbürgen, dort mag die Hoheit und das Erbarmen in den Worten Christi einen Strahl der Gottheit in die Seele werfen, überall geht der Weg zu Gott durch Christus. Nur durch Christus werden die Heiden an Gott gläubig<sup>1)</sup>. Das ist die Erfahrung der Mission wie die Lehre der Schrift.

Suchen wir aus diesen Darlegungen ein Resultat für den locus de Deo der wissenschaftlichen Dogmatik zu erheben, so erscheint die Lehre von den Eigenschaften Gottes, die einen breiten Raum in der Dogmatik einnimmt, nicht von entscheidender Bedeutung für die Wertung und Feststellung des christlichen Gottesgedankens. Die Erfahrung der Mission bestätigt durchaus das Recht der Forderung Schleiermachers, die Stellung, welche der Lehre von Gottes Eigenschaften gegeben werde, dürfe nicht ihr Verhältnis zu den Thatsachen des Christentums verbergen, um den Schein zu unterhalten, als ob sie eine davon ganz unabhängige Theorie wäre.<sup>2)</sup> Nicht in Eigenschaften, sondern in Werken vollzieht sich die Selbstoffenbarung Gottes, nicht auf dem Wege theoretischer Wahrheit, sondern auf geschichtlichem Wege. Für zwei tatsächliche Manifestationen Gottes finden wir im Bewusstsein der Heiden, soweit es nicht durch pantheistische Denkformen verdunkelt ist, unmittelbares, eingeborenes Verständnis, für die Welterschöpfung und das Weltgericht. So wird die Dogmatik, wenn sie das für erwiesen oder erweisbar zu erachten vermag, die Begriffe des Schöpfers und Richters für prinzipielle Bestimmungen des göttlichen Wesens zu halten haben, an denen sich ebenso wie an dem Werk der Erlösung die mannigfaltige Eigenschaftlichkeit Gottes entfaltet. Das gilt namentlich auch von den Bestimmungen, die die Schrift ausdrücklich als Vollaussagen für das Wesen Gottes giebt. Dass Gott Geist ist, wie Christus im Gegensatz gegen die beschränkten Vorstellungen der Samariterin erklärt; πνεῦμα ὁ θεός, lässt sich dem heidnischen Denken nicht in metaphysischem Sinne verständlich machen, sondern nur im Zusammenhang mit den Heilthaten Gottes, aus welchen sich ergibt, dass Gottes wesentliche Andersartigkeit gegenüber der natürlichen Welt<sup>3)</sup> ihn zum Meister

1) Vergl. act. 16, 31. 34 πίστευσον ἐπὶ τὸν κύριον Ἰησοῦν und πεπιστευώς τῷ θεῷ; der Glaube an Jesus wird dem Kerkermeister zum Glauben an Gott. Desgl. Eph. 2, 12 χωρὶς Χριστοῦ — ἄθεοι. Desgl. 1. Petr. 1, 21 διὰ Χριστοῦ πιστοὺς εἰς θεόν.

2) Der christliche Glaube I. § 31.

3) Vergl. Jes. 31, 3, wo es von Ägypten heisst, es sei אֲדָם וְלֹא-אֱלֹהִים und von den Rossen Ägyptens, sie seien בָּשָׂר וְלֹא-רִחַן.

der Welt mache, der die Welt mit seiner Gegenwart durchdringt, weil er Schöpfer und Erlöser und Voller der ist, der aber mit souveräner Macht alles das ablehnt, was sich von ihm nicht durchdringen lassen will. Ebenso wird sich nur an dem Heilswerk Gottes zeigen lassen, dass er die Liebe ist (1. Joh. 4, 8. 16) und nur an seinem tatsächlichen, geschichtlichen Gegensatz gegen jede Finsternis, dass er Licht ist (1. Joh. 1, 5). Auch das Attribut des Lebens, das die Schrift Gott giebt, lässt sich dem heidnischen Denken nur durch das heilsgeschichtliche Zeugnis nahebringen. — So ist es nicht die Darstellung des immanenten, sondern des offenbarungsgeschichtlichen Wesens Gottes, die sich dem heidnischen Denken gegenüber als souverän und überzeugend erweist. Das ist für die Dogmatik nicht ohne Belang. Wie die Schrift, so rechtfertigt auch die Missionserfahrung eine dogmatische Methode, die von den offenbarungsgeschichtlichen Erweisungen Gottes auf sein transcendentes Wesen schliesst, nicht jene andere, die aus dem theoretisch und metaphysisch entwickelten Wesen Gottes seine geschichtlichen Erweisungen ableitet. Nicht der philosophische, sondern der geschichtliche Beweis ist für die Dogmatik massgebend und hat ihre Formgebung und Stoffanordnung ebenso wie ihr inhaltliches Urtheil zu gestalten und zu bilden. Der metaphysische oder, wenn man will, theosophische Wertbegriff Gottes bildet nicht die Prämisse, sondern das Resultat der dogmatischen Gesamtuntersuchung.

Wenn weiter die Missionserfahrung die entscheidende Bedeutung der Vaterschaft Gottes für das menschliche Empfinden ebenso wie für das Denken darthut, so wird die dogmatische Wissenschaft auf einem bereits betretenen Wege gerechtfertigt. Dem Vaternamen Gottes gebührt in einem System christlicher Dogmatik eine beherrschende und gestaltende Stellung. Wenn aber Christus auch nach den Erfahrungen der Mission als der vollgiltige Zeuge für den Vater sich erweist, so ist das nicht nur im Sinne der Lehroffenbarung, sondern der wesentlichen Mittlerschaft zu verstehen. Denn es ist seine Person, die seinen Worten die mittelnde Kraft giebt. Der Inhalt seiner Worte ist seine Person und der Inhalt seiner Person ist der Vater. Zeigt sich der Vatername Gottes nach dem überzeugenden Eindruck, den er auf das heidnische Denken hervorbringt, als die höchste und vollkommenste Entfaltung des Gottesbegriffs, so ist das nur im christlich-religiösen, nicht im allgemein religiösen Sinne der Fall und darf darum von der Dogmatik auch nur in diesem Sinne entwickelt werden. Die Vater-



schaft Gottes ist so lange lediglich ein ruhendes und wirkungsloses Problem der Gedanken, als sie nicht in der Sohnschaft Christi Wesen, Mass, Kraft und Wahrheit erlangt. Der Vater gehört der Menschheit nur in Christo. Von dieser Wahrheit muss sich das dogmatische Denken durchdringen lassen, wenn es nicht von den thatsächlichen Erfahrungen der Mission des Irrtums geziehen werden will.

Wir stehen nun vor der Frage, ob und auf welche Weise es möglich sei, die Heiden von der Gottheit Christi zu überzeugen. Wo die Mission ihre Aufgabe richtig versteht, da wird sie nicht die Gottheit, sondern die Menschheit Christi zum Ausgang ihres christologischen Zeugnisses machen, wie Paulus in Athen von dem „Manne“ sprach, den Gott von den Todten erweckt hat (act. 17, 31), wie überhaupt die Apostel den historischen Christus, nicht das Dogma seiner Gottheit den Heiden verkündigt haben. So Petrus laut act. 10, 36—41 und Paulus laut 1. Cor. 15, 1 fol. Einmal nur hören wir, dass Paulus sein Zeugnis von Jesu damit begann, dass er predigte ὅτι οὗτός ἐστιν ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ (act. 9, 20). Das geschah aber nicht vor Heiden, sondern in den Synagogen zu Damaskus unmittelbar nach seiner Bekehrung vor Juden, denen er zu wissen thun wollte, dass Jesus ungerechtfertigter Weise um seines Zeugnisses willen, dass er Gottes Sohn sei, zum Tode gebracht worden. Dass er wirklich Gottes Sohn sei, gab er solchen zu bedenken, die davon wussten, um welches Grundes willen der Herr hatte sterben müssen.

Welche Meinung immer man aus der Selbstbenennung Christi „des Menschen Sohn“ herausgehört hat, das ist doch gewiss, dass sich der Herr damit als wahrhaftigen Menschen bezeichnen wollte in demselben Sinne, in dem ihn Johannes (I. 4, 2) ἐν σαρκὶ ἐληλυθότα nennt. Johannes betont den doketischen Auffassungen gegenüber das Bekenntnis der wahren Menschheit Christi als das Schiboleth der göttlichen Wahrheit. In derselben Notwendigkeit wird sich die Mission überall da befinden, wo mythologische Vorstellungen von Erscheinungen der Götter in Menschengestalt die Gefahr nahelegen, dass das Zeugnis von „Gottes Sohn“ in diesem heidnischen Sinne verstanden werde. Diese Gefahr besteht in Indien in hohem Masse, aber auch in China. Pantheismus und Polytheismus sind in gleicher Weise einer doketischen Auffassung der Person Christi geneigt:

Das Zeugnis von dem historischen Christus, von seinem Wandel als Lehrer und Wohlthäter des Volks, von seinem unschuldigen Leiden

und Sterben am Kreuz, von seiner Auferstehung am dritten Tage nach seinem Tode wirkt auf empfängliche Heiden genau in dem Sinne, in dem sich Christus als des Menschen Sohn bezeichnete, im Sinne der Einzigartigkeit, einer nie sonst erlebten menschlichen Hoheit, Echtheit und Reinheit, im Sinne des Wunders, dass solche Macht mitten in der Menschheit erstanden ist (Matth. 9, 8: ἐδόξασαν τὸν θεὸν τὸν δόντα ἐξουσίαν τοιαύτην τοῖς ἀνθρώποις). Die Seelengrösse und Hochherzigkeit Jesu, sein unmittelbares und wie ein Quellstrom des Lebens erscheinendes Gottesbewusstsein, die Einfachheit seiner Worte bei ihrem geheimnisvollen Tiefsinn, die Demut und Schlichtheit bei solcher Hoheit und Grösse, die anziehende Macht seines ganzen Lebens, seine Geschichte, die bei aller Wunderbarkeit in keiner Weise den mythologischen Geschichten heidnischer Heroen und Göttergestalten gleichen, die erstaunliche Fülle produktiver Gedanken und sittlicher Antriebe, die von ihm ausgehen, das alles wird von Heiden unmittelbar und ohne Reflexion empfunden. Wir fühlen und erfahren es, dass der Christus, den wir genau nach den Motiven und in den Grenzen seines historischen Lebensbildes verkündigen, noch heute eine Macht über die Seelen hat. Sein Lebensbild ist unvergänglich. Es hat nichts schattenhaftes und zerfliessendes. Dieses Leben ist Geschichte im eminenten und unvergleichlichen Sinn.

Wenn Christus sich des Menschen Sohn nannte, so spricht darin der klare Entschluss einer Philanthropie, die sein Geschick mit dem Geschick der Menschheit unlösbar verband. Seine milde gütige Liebe zu den Menschen, seine Sympathie mit allem menschlichen Elend wird von den Heiden wie ein Odem aus einer reinen und hohen Sphäre des Seins empfunden. Hier ist eine Liebe ohne Beimischung von Selbstsucht, eine Liebe, die bei aller Zartheit mächtig ist, eine neue, bisher nie erlebte schöpferische Initiative der Liebe in Erbarmen, in Geduld, in erlösender und rettender Kraft. Als ich einem Heiden das Wort Jesu nannte: „des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist“, sagte er in freudiger Verwunderung: „Ist das das Evangelium?! dann ist es süß!“ Das tiefe und unzerstörbare Bedürfnis der menschlichen Seele, geliebt zu werden, kommt hier zu Tage, und das Bedürfnis, zu lieben. Petrus schreibt an Christen, die in weiter Ferne von dem historischen Schauplatz des Lebens Jesu lebten: ὃν οὐκ ἰδόντες ἀγαπάτε (I. 1, 8). Er giebt damit einer der erquickendsten und am meisten ermutigenden Erfahrungen der Mission.

Ausdruck. Die Liebe zu Jesu in denen, die ihn nie gesehen haben, ist ein geistliches Wunder. Sie entbindet die edelsten Regungen der menschlichen Seele. Sie ist reiner und höher geartet als alle andre Liebe; denn sie ist Dankbarkeit für ein göttliches Licht, das die Seele in Christo gesehen hat, ohne ihn leiblich zu schauen. So hebt die Überzeugung von der Gottheit Christi innerlich an, nicht dadurch, dass sie gelehrt wird, sondern dadurch, dass sie unmittelbar erfahren wird.<sup>1)</sup> Fehlt die innere Erfahrung von der göttlichen Hoheit Christi, so würde die Behauptung, er sei Gottes Sohn im Sinne der Wesensgleichheit, Anstoss und Befremden hervorrufen, oder sie würde eine Deutung im Sinne des Aberglaubens erfahren, die auf das Ernsteste vermieden werden muss. Die Methode, die Christus in seiner Selbstoffenbarung angewendet hat, die die Apostel in ihrem christologischen Zeugnis befolgt haben, bewährt sich auch in der modernen Mission. Die Erkenntnis der Gottheit Christi wächst aus dem Verständnis seiner Menschheit.

Diese Beobachtung dürfte wichtig genug sein, um auf die wissenschaftliche Darstellung der Christologie einen Einfluss zu erlangen. Es ist zweifellos, dass es für das systematische Denken einen Vorzug hat, die Gottheit Christi unter Berufung auf Schriftworte a priori zu statuieren. Aber wenn dann die göttlichen Attribute auf die vorzeitliche Existenz Christi angewendet werden, so ist es sehr schwer, sie in das richtige Verhältnis zu der geschichtlichen Erscheinung Christi zu bringen. Die altkirchliche Christologie hat das versucht und die Reformation und ihre Nachfolger haben diesen Weg weiter verfolgt. Aber schon der Umstand, dass es zu einem Gegensatz zwischen Kryptikern und Kenotikern hat

---

1) Vergl. hierzu die Worte von Thiersch aus seiner „Kritik der neutestamentlichen Schriften“ (Erlangen 1845), die durch die Erfahrung der Mission vollkommen bestätigt werden: „Die neutestamentliche Offenbarung unterscheidet sich in der Weise, wie sie die Wahrheit an den Menschen bringt und vor ihm entfaltet, wesentlich von der kirchlichen Dogmatik, ja von jedem menschlichen Systeme. Sie bricht nicht unvermittelt mit den höchsten und geheimnisvollsten Lehrsätzen von der Dreieinigkeit, von der Gottheit und Menschwerdung Christi hervor, sie vermeidet es vielmehr, dem Menschen diese Mysterien in einer auf seinen Verstand berechneten und ohne weiteres dem Gedächtnis anzuvertrauenden fertigen Form nahe zu bringen. Sie beobachtet in ihrer Enthüllung eine in ihrer Art einzige Vorsicht und Zurückhaltung. So sehr kommt es ihr darauf an, jeden Anlass zu dem zu vermeiden, was wir tote Orthodoxie nennen. Diejenige Erkenntnis, welche das neue Testament wecken und begründen will, ist eine auf Erfahrung (höhere Empirie).



kommen können, zeigt, dass das Problem nicht gelöst ist. Nun glaube ich nicht, dass eine andere Methode dies Problem wird lösen können, da bei ihm Momente in Frage stehn, welche dem menschlichen Denken unzugänglich sind. Aber vielleicht ist es doch möglich, der Lösung näher zu kommen, wenn die Menschheit des Gottessohnes zum Ausgang und zur Grundlage der Untersuchung gemacht wird. Es darf dann freilich die Menschheit Christi nicht lediglich im Sinne eines vereinzelt menschlichen Charakters in Betracht gezogen werden, wie denn der Name des Menschensohnes ihn als Repräsentanten der Gattung erscheinen lässt. Paulus hat darum diesen Namen in den des „andern Adam“ umgeprägt. Demgemäss erschöpft sich das Verhältnis Gottes zur Menschheit in dem Verhältnis Gottes zu dem Menschen Jesus. Und das Verhältnis der Menschheit zu Gott wurzelt und kulminiert in dem Gottesverhältnis des „andern Adam“.

Das ist denn auch der Eindruck, den die geschichtliche Erscheinung Jesu auf uns macht, dass sein Gottesverhältnis von absoluter Reinheit ist und dass die Gemeinschaft mit seinem Vater sein ganzes Wesen durchhaucht. Ist Gott Geist, wie es der Herr selbst bezeugt, dann wohnt in ihm der Geist ohne Mass und damit die Gottheit in ihrer ganzen Fülle. Eben die Geistesart der Gottesfülle ermöglicht und verwirklicht die willentliche Beschränkung seiner Machtfülle. Sein absoluter Geist ist seiner selbst mächtig. Was des absoluten Geistes Wille ist, das ist sein Wesen. Als Christus sagte: Ich und der Vater sind eins, da meinte er die Wesenseinheit auf dem Grunde der Willenseinheit, also die Geistesinheit. — Der andere Eindruck, den die geschichtliche Erscheinung Jesu auf uns macht, ist der der verkörperten Liebe. Er ist

---

gegründete Intuition. Ihr Gegenstand ist Christus. Er selbst, als Persönlichkeit, ist das Mysterium Gottes, das *μυστήριον τῆς εὐσεβείας*. Ihn soll der Christ kennen lernen, so wie ein Sohn von seinem Vater, wie ein Freund von seinem Freunde sagen kann, dass er ihn kenne, wenn er durch persönlichen Umgang, durch eigene Erfahrung Blicke in sein Inneres, in sein tiefstes Wesen gethan hat, durch welche er sich an ihn gefesselt fühlt. Diese Erkenntnis Christi aber, welche das ewige Leben und deren Steigerungs- (Verinnerlichungs-) Möglichkeit eine unendliche ist, kann eben nur successiv auf dem angedeuteten Wege gewonnen werden (womit die Möglichkeit einer hohen Konzentration und Beschleunigung der inneren Erfahrungsfortschritte wohl vereinbar ist). Eine rasch antizipierte, der eigenen Erfahrung voraneilende Annahme, dass Christus Gottes eingeborner Sohn sei, durch den alle Dinge geschaffen, will die heilige Schrift so wenig als Christus selbst veranlassen.“

die göttliche Liebe in Menschengestalt. Da Gott die Liebe ist, so ist das Wesen Gottes in ihm erschienen. Der die Gottesfülle in Gedanken und Neigungen der Liebe in sich trägt, konnte in Niedrigkeit sein und wohnen, ohne seine Hoheit schwinden zu sehen, er konnte leiden, ohne die Seligkeit zu verlieren, er konnte sterben, ohne des Lebens verlustig zu gehen; denn seine Hoheit, seine Seligkeit, sein Leben war Liebe. Und in der Niedrigkeit, im Leiden, im Sterben war seine Liebe in höchster Anspannung und thätigster Fülle. — Ströme lebendiger Wirkungen sind von ihm ausgegangen. Macht und Leben ist die Signatur seines geschichtlichen Charakters. Dass dieses Leben von oben stammt, ist unser Eindruck. Stammt es von oben, so ist es göttlich. Es ist aber göttlich nicht nur nach der Machtwirkung nach aussen, sondern nach dem innersten Sein. Das innerste Sein dieses Lebens ist ein Persongeheimnis. Und dies Persongeheimnis muss ewig sein. Darum sagte der Herr: ehe denn Abraham ward, bin ich. — Christus nannte sich das Licht der Welt. In der That empfinden wir alle Christuswirkungen als Lichtwirkungen und, da allein in Gott keine Finsternis ist, als Gotteswirkungen, die des Sinnes sind, uns zu Gott zu führen.

In der Erkenntnis des Menschensohnes liegen die Wege offen zu der Erkenntnis des Gottessohnes. Die geschichtliche Erscheinung des Herrn lässt ebenso das ewige Licht schauen, aus dem er gekommen ist, als die Herrlichkeit, in die er gegangen ist. In ihm ist Gottheit und Menschheit persönlich geeint. Sollte es für das dogmatische Denken nicht leichter und fruchtbringender sein, den Weg von unten nach oben zu suchen, als den Weg von oben nach unten zu finden? Der Weg, den die Erfahrung des Glaubens geht, ist für die dogmatische Erkenntnis und Darstellung gangbarer, als derjenige, den die Spekulation zu gehen geneigt ist.

Mit der Erkenntnis der Gottmenschheit Christi steht das Verständnis der durch ihn vollbrachten Versöhnung im Zusammenhange. In der missionarischen Verkündigung ist die sühnende Macht des Kreuzestodes Christi die entscheidende Wahrheit. Bei der Predigt vom Gekreuzigten tritt es zu Tage; ob das dem Mysterium des Kreuzes gegenüber nur propädeutische Zeugnis von Christo das zu wecken vermocht hat, was der Apostel τὴν ἀγάπην τῆς ἀληθείας nennt (2. Thess. 2, 10). Ohne das durch den Geist Gottes erzeugte Wahrheitsverlangen ist noch heute dem ἄνθρωπος ψυχικός das Kreuz Christi σκάνδαλον oder μωρία (1. Cor. 1, 23). Noch etwas andres ist in Erwägung zu ziehen.

Das Vorhandensein oder Fehlen des persönlichen Schuldbewusstseins prädisponiert den einen für Verständnis, den andern für Verständnislosigkeit der Versöhnung gegenüber. Es ist sehr schwer, von dem Schuldbewusstsein der Heiden eine prinzipielle Vorstellung sich zu bilden. Auf der einen Seite ist es zweifellos, dass es überall in irgend einer Gestalt sich findet, wie die allgemein vorhandenen Satisfaktionen aller Art beweisen. Auch das Heidentum hat ergreifende Bekenntnisse der allgemein menschlichen und persönlichen Schuld. Auf der andern Seite ist nichts so selten und nichts so schwer hervorzurufen, als ein Schuldbewusstsein, das sich unter dem Wort des Evangeliums in Busse im neutestamentlichen Sinne wandelt, so dass aus ihr der Glaube hervorgeht. Das Zeugnis von der Sünde gehört zu den schwierigsten missionarischen Aufgaben. Ein Bewusstsein von ihr als einer feindlichen Macht, oft genug ein verzweifelter Bewusstsein darf überall vorausgesetzt werden. Aber es ist schwer, dasselbe wirklich zu finden und in den Weg der Rettung zu leiten, weil es sich vor sich selbst verbirgt. Darum wird die Versöhnung in ihrem Wesen und ihrer göttlichen Heilskraft nur von wenigen Auserwählten erkannt.

So könnte die Frage entstehen, ob die Dogmatik durch diese Wahrnehmung nicht veranlasst werden müsste, die Wirkung der Satisfaktion von einer speziellen göttlichen Erwählung abhängig zu machen. Damit wäre die Universalität des Erlösungswerkes aufgegeben und die Lehre der lutherischen Reformation, welche die Gnadenwahl mit der allgemein giltigen Versöhnung identifizierte, wäre unhaltbar. Aber einmal gründen diejenigen in der Heidenwelt, die die Versöhnung im Glauben ergreifen, ihre Heilszuversicht nicht auf ein spezielles, sondern auf das allgemeine Heil und sodann wirkt der Ruf: „lasset euch versöhnen mit Gott“ wie eine Heroldsstimme, deren liebevoller Ernst von allen ernstesten Hörern in gewissem Masse empfunden wird, weil sie ja alle das in ihnen waltende Verderben in gewissem Masse fühlen. Diese Stimme weiss nicht nur einzelne Auserwählte, sondern ganze Dörfer und Städte zu finden. Sie richtet sich nicht nur an Individuen, sondern an Familien, an Geschlechter, an Völker. Die Mission selbst steht und fällt mit der Universalität der Versöhnung. Stände die Versöhnung unter der Beschränkung einer speziellen Erwählung, die die einen annimmt und die andern verwirft, so könnte die Mission nicht das sein, was sie ist und was sie sein soll.

Die Versöhnung ist universell, aber sie wirkt individuell; denn



auch ihre allgemeinen Wirkungen werden erst dann perfekt, wenn sie zu individuellen werden. Wo aber ihre Wirkungen sich in einem Einzelnen lebendig erweisen, da wird dieser, je tiefer und gesünder sein geistliches Verständnis ist, um so gewisser davon überzeugt sein, dass er seinen Heilsstand der für alle gemeinten Versöhnung verdanke.

Die Dogmatik wird zwar die universale Bedeutung der Versöhnung mit ihrer individuellen, in engen Schranken sich vollziehenden tatsächlichen Wirkung dialektisch auszugleichen wissen, wird aber die materielle Incongruenz anzuerkennen haben, dass dem auf die Rettung des menschlichen Geschlechts gerichteten Willen Gottes, welcher sich in der Versöhnung vollzogen hat, nur eine geringe Zahl von Geretteten entspricht. Diese Incongruenz wird, wie für das Glaubensbewusstsein, so für das dogmatische Denken nur gehoben werden können, wenn die Lehre von der Erwählung ebensowohl, wie die Versöhnungslehre in universal-historischem Sinne erörtert wird, das heisst in einem Rahmen, in welchem das von der heiligen Schrift verheissene Zukunftsgeschick der Völker mit eingeschlossen ist. Die Eschatologie, die einer weiteren wissenschaftlichen Ausgestaltung dringend bedarf, lehrt, wenn sie schriftgemäss lehrt, einen zukünftigen Stand der Dinge, der so geartet ist, dass er die universale Macht der Versöhnung in Christo unter den Völkern zur tatsächlichen Erscheinung bringt.

Als Gesamtergebnis unsrer Darlegungen werden wir bezeichnen dürfen, dass sich der christliche Gottesbegriff allen andern Gottesanschauungen gegenüber siegreich erweist, dass die Menschheit Christi in dem Masse, als sie verstanden wird, auch bei den Heiden zur Erkenntnis der Gottheit Christi führt und dass die Versöhnung in Christo eine Geisteswirkung ausübt, durch welche ihre universale Bedeutung durchaus bestätigt wird. Das ist nicht nur für die Apologetik, sondern auch für die Dogmatik von Wichtigkeit.

Es sei mir erlaubt, im Folgenden kürzer und nur andeutend darauf hinzuweisen, dass auch für die mehr esoterischen Dogmen die Mission nicht allen Ertrag versagt. In Neophyten tritt der Geistesprozess der innern Aneignung und Umbildung in einfachster Gestalt auf. Seine Gesetze lassen sich darum dort leichter beobachten, als in der heimatlichen Kirche, wo Gewohnheit, Erziehung, Vorurteil das geistliche Werden und Sein beeinflusst. Dass Busse den prinzipiellen Bruch mit der Sünde, also *μετάνοια* bedeute, und dass die Liebe zur Gerechtigkeit der bestimmende Beweggrund der Erneuerung sei, dass die Sündenvergebung die Grundlage der Wiedergeburt und aller Stadien des Heilsweges sei, dass die Heiligung eine göttlich autoritative und schöpferische Bewegung sei, welche von dem Christen in dem Motiv gläubiger Dankbarkeit ergriffen werde, dass somit die Dankbarkeit

das menschliche und persönliche Prinzip der Heiligung bilde, dass der Glaube seinem Wesen nach Vertrauen sei und dass dieses Vertrauen sich nicht in mystischer Unmittelbarkeit, sondern durch die Vermittlung des göttlichen Wortes erzeuge, erhalte und vertiefe, das sind Beobachtungen, welche der theoretischen Erkenntnis des Heilsstandes manche Anregung zu geben vermögen. Wo die dogmatische Darstellung die Rechtfertigung als eine Entwicklungsstufe in dem historisch-genetischen Prozess der Heilszueignung erscheinen lässt, wo die *justificatio* etwa als das Gesamtergebnis der *vocatio*, *illuminatio*, *conversio*, *regeneratio* erscheint, wie bei Hollaz, da befindet sich die dogmatische Auffassung in einem Widerspruche zu den Erfahrungen der Mission, die an ihren Neophyten beobachten kann, dass bereits in dem Initiationsakt der Taufe, also dem Sakrament, das grundlegend im Dienste der *vocatio ad salutem* steht, die Vergebung der Sünden, das ist die *justificatio*, wirkt und vom Glauben ergriffen wird. Demnach ist bereits der Glaube der Täuflinge *fides iustificata* im prinzipiellen und wurzelhaften Sinne. Die weitere Entwicklung des Heilsstandes ist Bewährung, Vertiefung und Entfaltung derselben. Denn der Glaube, der die Vergebung Gottes in Christo ergreift, erleuchtet die Gedanken in der *illuminatio*, die Entschlüsse des Willens in der täglichen *conversio*. Die ganze geistliche Bewegung, die in der Taufe anhebt, und unter der Wirkung des göttlichen Wortes und des an ihm sich nährenden und fortwährend sich erneuernden Glaubens in einem Prozesse der Durchdringung, Durchbildung und Wandelung allmählich alle inneren Kräfte der Seele und alle Regungen des Geistes erneuert, ist die *regeneratio*, deren Voraussetzung, deren sie auf allen Stadien der Entwicklung sie begleitendes Motiv die *justificatio* bildet. Luther hat in der Erklärung des 3. Artikels den Heilsweg in die Vergangenheit gelegt, als sei er bereits vollendet. So kühn das ist, so sehr bewährt es sich an den Erfahrungen der Mission. Im Christenglauben des Täuflings, der die Taufe nur darum gesucht hat, um Vergebung der Sünden zu empfangen und den zu belehren, er werde sie erst später auf Grund einer etwaigen Erleuchtung, Bekehrung und Wiedergeburt erlangen, ein geistliches Sacriligium bedeuten würde, liegt in der That die ganze Heilsentwicklung wurzelhaft vollendet vor. Oder soll man sagen, man dürfe nur Erleuchtete und Bekehrte und Wiedergeborene taufen? Das würden gerade die lutherischen Dogmatiker am wenigsten sagen wollen. Darum bedarf die mechanisch gedachte, komplizierte und mit manchen Widersprüchen behaftete Lehre der Dogmatiker vom Heilsstande einer Revision im Sinne Luthers und im Sinne der Erfahrung wirklichen Lebens, dessen Werden und Entwicklung zu beobachten die Mission sonderlich imstande ist. —

Wie anders würde sich die Missionsarbeit gestalten ohne Taufe. Es fehlte dann an der für alle erkennbaren Grenzscheide zwischen Christentum und Heidentum. Es fehlte an dem Abschluss des christlichen Unterrichts. Es fehlte an dem entscheidenden Wendepunkt der Bekehrungen. Es fehlte an einem göttlich sanctionierten Unterpfande ewiger Gnade. Es fehlte an der Möglichkeit, ein Gelübde von den jungen Christen mit göttlicher Machtvollkommenheit zu verlangen. Es fehlte der lebendige Mittelpunkt in dem Leben der jungen Gemeinden, der Gradmesser ihres Wachstums, die göttliche Grundlage aller Seelsorge und aller Gemeindeleitung. Es fehlte die Grenzscheide zwischen Licht und Finsternis, das göttliche Fundament des Seelenlebens und der geistlichen Entwicklung, kurzum es fehlte

alles dasjenige, was notwendig ist, damit christliche Gemeinden aus der Völkerwelt entstehen und festen Bestand haben. Hat die Mission so viele und so mannigfaltige Erfahrungen von der praktischen Wichtigkeit der Taufe, so werden diese Erfahrungen für die dogmatische Wertung des Taufsakraments nicht ohne Belang sein. Die Mission ist Zeugin ebenso von der symbolischen Bedeutung als von der thatsächlichen Wirkung der Taufe. Das Sakrament wirkt nach aussen durch die Gemeinverständlichkeit seiner Symbolik. Schon darin beweist es die ökumenische Intention seines Stifters. Es wirkt aber auch nach innen. Hier bewähren sich alle Schriftaussagen von der Taufe. Dass diese Aussagen nicht theoretische Thesen sind, sondern dass sie der tief erfassten Wirklichkeit der apostolischen Erfahrung entstammen, das vermag die Mission auch für die wissenschaftliche Betrachtung durch eigne Erfahrung zu bestätigen.

Für die wissenschaftliche Wertung des Altarsakraments bietet die Mission naturgemäss weniger unmittelbaren Ertrag, obwohl darauf hingewiesen werden darf, dass sich die Kommunionhandlung nach Inhalt und Form für das Denken und Empfinden der daran Beteiligten grundsätzlich und wesentlich von allen Ceremonien anderer Religionen unterscheidet.



## Die Berliner Mission und der südafrikanische Krieg.

Von Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt.

„Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt?“ Diese Frage des grossen Heidenmissionars Paulus dringt in dieser Zeit unwiderstehlich aus den Herzen der südafrikanischen Missionare, Antwort heischend von dem verborgnen Gott. Sieben Jahre währen nun schon seine Gerichte über Land, Volk und Mission von Südafrika. Vollstrecker des ersten Gerichts waren die Heuschrecken, die Saat auf Saat vernichteten. Die Folge war ein Jahr später (1897) eine Hungersnot, die so furchtbar wirkte, dass beispielsweise von dem Volk der Königin Motjatji in Transvaal der dritte Teil am Hunger starb. Ihr reichte noch in demselben Jahre die Rinderpest die Hand, die so verheerend auftrat, dass z. B. auf der Missionsstation Moletsche von 104 Rindern 101 Haupt fielen. Durch sie veranlasst, schloss sich an die Pest 1898 eine heftige Fieberseuche, die auch in den Reihen der Missionsarbeiter manche schmerzliche Lücke gerissen hat. Und als nun das arme Land von diesen Gerichten sich soeben zu erholen anfang, da kam als letzter und



grösster der Schrecken 1899 der Krieg. Alles, was die Propheten Israels ihren Volksgenossen um ihrer Sünden willen einst drohten: Heuschrecken, Hunger, Pest, Seuchen, Krieg, Verbannung, das alles ist jetzt über die Mission in Südafrika hereingebrochen. Wie jene an Babels Wassern sassen und weinten, wenn sie an Zion gedachten, so trauern jetzt im Blick auf Südafrika die, welche gern wollen, dass das Zion des neuen Bundes dort gebaut werde. Die Kriegsnot begann mit der Invasion der Buren in

### Natal.

Diese erfolgte alsbald nach Ablauf der für das Ultimatum gestellten Frist am 11. Oktober 1899. An dem denkwürdigen Majuba vorüberziehend, kamen die Buren nach der Missionsstation Königsberg. Ausser ihnen aber kamen hunderte von Arbeitskaffern, welche von den Goldfeldern in Transvaal, zum Teil ohne ihren Lohn empfangen zu haben, entlassen waren, auf die Station und trieben hier ihr Unwesen. Um die Ordnung aufrecht erhalten zu können, liess sich der Missionar Hug. Prozesky von den Buren, welche das eroberte Land in Verwaltung nahmen, obrigkeitliche Vollmacht geben, und dass er, obwohl englischer Unterthan, als Beamter der Burenregierung fungiert hatte, wurde ihm von den Engländern, als diese wieder in den Besitz des Landes gelangt waren, als Verrat angerechnet. Er wurde verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und zu 1 Jahr Gefängnis und 10000 Mark Geldstrafe verurteilt. Diese Strafe hat der 61jährige Missionar zu Eshowe in Sululand verbüsst. Ein für ihn von der Missionsgesellschaft eingereichtes Gnadengesuch ist nicht berücksichtigt worden. Dann aus Natal ausgewiesen, befindet Prozesky sich gegenwärtig auf der Reise nach Deutschland.

Durch die Kämpfe bei Glencoe und Dundee wurde die Armee des Generals Yule auf Ladysmith zurückgeworfen. Dadurch wurde der Kriegsschauplatz weiter nach Süden verschoben und die Stationen Emmaus, Hoffenthal, Emangweni und Stendal in seinen Bereich gezogen. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Sulus. Besonders gefährdet war Emmaus, da ein grosses Proviantlager Bullers nur eine halbe Stunde davon entfernt aufgeschlagen war, und noch gefährdeter die wichtige Hussenstation Bethany, diese Musteransiedelung strebsamer christlicher Sulus, die, kaum eine Meile von Spionskop gelegen, einen Stützpunkt für die englischen Operationen in den furcht-

baren Kämpfen vom 24. Januar 1900 bildete. Von Stendal schrieb Missionar Manzke:

„Am Tage der Schlacht bei Kolenso (15. Dezember 1899) hielt ich wie immer Taufunterricht; aber der Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre über-tönte meine Stimme. Das ganze Haus erzitterte so, dass die Balken knackten wie bei einem schweren Gewitter.“

Aber wie durch ein Wunder Gottes wurden unsre Natalstationen vor erheblichem Schaden bewahrt. — Schlimmer erging es den Stationen im

### Norden der Kapkolonie

Kimberley, Beaconsfield, Pniel und Douglas. Kimberley wurde unerwartet am 15. Oktober von den Buren belagert. Nach allen Seiten hin wurde Bahn-, Post- und Telegraphen-Verbindung abgeschnitten, und die Wasserwerke wurden unbrauchbar gemacht. Die Missionsstation lag in der Nähe des Forts ausserhalb der Umwallung. Deshalb erhielten alle ihre Bewohner den Befehl, sie zu verlassen und in die Stadt zu ziehen. Da ihnen hierzu nur eine halbe Stunde Zeit gelassen wurde, so raffte jeder das nötigste zusammen. Kleider und Esswaren, in Decken geschlagen, auf den Köpfen und Kinder, in Tücher gebunden, auf dem Rücken: so zogen die Leute ab. Hinter der aufgeschreckten Herde schritt der Missionar und seine Gattin. Bald bot die Station ein Bild der Verwüstung dar. Denn alle Häuser, welche nicht wie die Missionsgebäude massiv gebaut waren, wurden abgebrochen, die Garten-mauern niedergerissen und die Bäume abgehauen. Das geschah aus militärischen Gründen. Missionar Meyer und die Seinen fanden Unterkunft in dem leerstehenden Hause eines befreundeten Deutschen. Die farbigen Christen mieteten gegen hohen Zins kleine Wohnräume. Da die Stadt auf eine Belagerung nicht vorbereitet war, so fehlte es sehr bald an Lebensmitteln. Sie wurden von der Verwaltung nur in bestimmten Mengen unzenweise an Weisse und Schwarze verkauft. Von Weihnachten ab gab es kein Rindfleisch mehr.

„Zur Abhaltung von Sonntags- und Wochengottesdiensten mietete Meyer eine Tanzhalle. Auf seinen Amtsgängen flogen öfters Kugeln über seinem Kopfe dahin oder schlugen neben ihm ein. Doch Gottes Hand schützte ihn. Furchtbar dröhnte der Cong Tom. Während der Tod ringsum seine Ernte hielt, konnte auch der Missionar am Weihnachtsheiligabend in der Taufe von 27 Erwachsenen eine kleine Gottesernte einsammeln. — Am 15. Februar 1900 wurde Kimberley durch jenen kühnen Ritt des Reitergenerals French nach viermonatlicher Belagerung entsetzt. Meyer erhielt nun Erlaubnis zur Rückkehr auf seinen Platz. Kirche und Missionshaus waren von den Entsatztruppen mehrfach beschädigt worden. Doch

wurde dafür eine Entschädigungssumme gezahlt. Leider durften die Bewohner der niedergerissenen Häuser sie nicht wieder auf dem alten Platz aufbauen, sondern mussten sich weiter entfernt niederlassen.“

Ein sehr wechselvolles Schicksal hatte die Station Douglas. Sie liegt am Oranje, 10 km nach seinem Zusammenfluss aus Vaal- und Modderfluss. Das Burenkommando, das anfangs hier lag, wurde am Neujahrstage 1900 nach heftiger Gegenwehr durch englische Truppen vertrieben, und am 2. Januar rückte ein englischer Oberst in den Ort ein, erklärte jedoch alsbald, er könnte sich in Douglas nicht halten. Am 3. Januar erhielten sämtliche Farbige Befehl mit den Truppen mitzuziehen. Da verlor Missionar Petrick seine ganze Gemeinde. Vor dem Abzuge aber wurde den Farbigen erlaubt, den „Rebellen“ alles zu nehmen, was ihnen beliebte. Das thaten sie denn auch gründlich in Gemeinschaft mit den britischen Soldaten. Stumme Zeugen ihres Schaltens waren erbrochene Kaufläden und ausgeraubte Burenhäuser. Gross war die angerichtete Verwüstung. Kaum waren die Engländer fort, da rückte auch schon ein neues Burenkommando von Transvaalern unter van Graam ein. Es blieb fast fünf Monate und bildete die neue Gemeinde des Missionars. Sonntäglich war seine Kirche gefüllt von diesen wetterharten Männern, die mit der Büchse in der Hand, den Patronengurt über die Schulter, andächtig der Predigt lauschten. Im Februar fanden die Kämpfe am Modderfluss statt; in Douglas kam es nur zu Scharmützeln.

Aber Lebensmittel gab es überhaupt nicht mehr. Als guter Schütze nährte Petrick sich und die Seinen von der Jagd. Einmal, es war am 21. Mai, kam er jedoch beim Jagen in die grösste Gefahr. Er hatte auf einen Springbock angelegt und wollte gerade losdrücken, da fiel ein Kanonenschuss. Petrick hörte die Granate über sich hinsausen. Sie verkündete ihm den Anmarsch englischer Truppen. Patrouillen streiften an ihm vorüber, und jeden Augenblick fürchtete er, entdeckt zu werden. Doch gelangte er noch glücklich und unbemerkt nach Hause, wo seine Frau schon in grosser Sorge um ihn war. Das Burenlager war leer, die Buren spurlos verschwunden. General Warren rückte ein. Noch an demselben Tage wurden sämtliche Männer des Ortes, mit Petrick ihrer vier, zu ihm beschieden. Warren sagte: „Wer ein treuer Unterthan ihrer Majestät der Königin von England ist, trete auf meine rechte Seite!“ Die drei andern thaten es, Petrick blieb auf seinem Platze. Befragt antwortete er: „Ich bin Unterthan des deutschen Kaisers!“ „Wissen Sie nicht, dass Sie im englischen Gebiete auch den Gesetzen der Königin zu gehorchen haben?“ „Das weiss ich, das habe ich auch gethan!“ Dann ist es gut!“ Es war jedoch nicht gut. Denn folgenden Tags erschien ein Hauptmann mit zwei Soldaten, um bei Petrick Haussuchung zu halten, da er beschuldigt wäre, Esswaaren für die Buren aufzubewahren. Alles wurde durchstöbert; doch diente



dies nur dazu, um den schweren Mangel zu zeigen, in dem die Missionarsfamilie lebte. Bisher hat sich der Missionar auch bei späterem Kommandowechsel unter mancherlei Schwierigkeiten durch sein unerschrockenes Auftreten noch die Freiheit bewahrt. —

Der entscheidenden Wendung, welche der Krieg durch die Kapitulation Cronjes am Modderfluss am 27. Februar nahm, folgte sehr bald die Einnahme fast des ganzen Freistaates. Dadurch wurden die Missionsstationen im

### Oranje-Freistaat

Bloemfontein, Bethanien, Adamshoop und Gerlachsthal zum Kriegsschauplatz. Adamshoop besteht zur Zeit nicht mehr als Station. Ein Theil der über 1000 Glieder zählenden Gemeinde wurde mit Pferden, Rindern, Schafen im Dezember 1900 in das Lager nach Jacobsdale, der Rest mit Missionar Brune am 27. Juni 1901 nach Klipfontein und von hier nach dreiwöchentlichem Aufenthalt ebenfalls nach Jacobsdale weggeführt. Da man jedoch diesen Ort räumen wollte, so erhielt Brune die Erlaubnis, mit seiner Gemeinde nach Pniel überzusiedeln. Hier hat nun die umhergetriebene, zerschlagene, aus tausend Wunden blutende Herde vorläufig Ruhe gefunden. — Ein ähnliches Los hätte beinahe die Station Bethanien getroffen. Schon die erste Einquartierung britischer Truppen am 4. Dezember 1900 war an ihr nicht spurlos vorüber gegangen. Seitdem erlitt die hauptsächlich aus Betschuanen bestehende betriebsame Gemeinde von 1650 Seelen und die Mission unaufhörlich neue Verluste. Allein 15000 Schafe wurden ihr genommen. Schliesslich wurde im Juni 1901 auch ein Teil der Gemeindeglieder weggeführt. Es geschah dies während der Schulzeit. Als die Kinder nach Hause kamen und ihre Eltern nicht fanden, war das Heulen und Wehklagen auf der Station gross. Auch den Missionaren und dem übrigen Teil der Gemeinde drohte die „Flucht.“ Da eilte der Generalkonsul von Lindequist aus Kapstadt herbei; die Gemeinde durfte bleiben und die Weggeführten zurückkehren. Aber die Not ist gross. „Bethanien ist eine Wüste geworden, ohne Vieh, ohne Existenzmittel“, schrieb einer der dortigen Missionare. Der amtlich gemeldete Schaden beträgt 48909 Mark. — Die jüngste Freistaatsstation ist Gerlachsthal, auch Springfontein genannt. Sie ist Knotenpunkt mehrerer Bahnlinien und musste bei Ausbruch des Krieges von den meisten Flüchtlingen aus Transvaal passiert werden. Trotz eingelegter Sonderzüge war der Personenverkehr kaum zu bewältigen. Der tägliche

Anblick fliehender weisser Leute machte die Schwarzen in Springfontein nervös. Auch sie fühlten sich nicht mehr sicher und flohen. Ende 1899 war die Station wie ausgestorben. Seit Januar 1900 nahm eine deutsche Ambulanz dort Quartier. Ein Hospital wurde eingerichtet. Missionar Sandrock wurde zum Proviantmeister für Leib und Seele aller bestellt. In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihm vom deutschen Kaiser die Rote Kreuzmedaille verliehen. Auf die Kunde vom Anmarsch der Briten zog die Ambulanz Mitte März ab. Die Station wurde ein grosses Heerlager.

„Unser Besitztum,“ schrieb Sandrock am 2. Mai 1900, „ist von Truppen aller Waffengattungen wie von Heuschreckenschwärmen bedeckt. Wohin sich das Auge richtet, ist alles öde, das Feld ist von Pferdehufen zerstampft, alle Umzäunungen sind verschwunden.“

Jetzt sind auf der Station zudem noch zwei grosse Flüchtlingslager, eins mit Tausenden von Weissen, eins mit Tausenden von Farbigen. Täglich hat der Missionar Kirchhofsdienst, mit Arbeit ist er überbürdet.

Er schreibt: „Tausende von Farbigen sind jetzt hier auf unserm Platz, Reformierte, Wesleyaner und solche von unsern Transvaalstationen. Meine Gemeinde ist jetzt also eine wahre Union der verschiedenen Kirchengemeinschaften. Die Kirche ist stets übevoll. Auch das tägliche Brot hat uns der Herr gegeben. Das verdanken wir dem energischen Auftreten unseres Generalkonsuls in Kapstadt.“

Aber die Preise sind fast unerschwinglich; im Januar 1902 musste der Missionar für 18 Pfund Mehl 50 Mark bezahlen. Persönlich ist Sandrock höflich behandelt worden, hatte aber viel Kreuz in der Familie. Frau und Kinder waren häufig krank, zuletzt am Typhus. Ein Sohn ist auf Ceylon, ein anderer ebenfalls Kriegsgefangener. Der angemeldete Schaden der Station beziffert sich auf 35968 Mark.

Nach dem Vormarsch des Feldmarschalls Roberts über den Uaal und nach der Besetzung von Johannesburg am 30. Mai und von Pretoria am 5. Juni 1900 verbreiteten sich die Schrecken des Krieges über das Hauptfeld der Berliner Mission in Südafrika, über

### Transvaal.

Die Distriktsstadt Leydenburg, eine Station mit 1800 Getauften, wurde im Juli 1900 von den Engländern besetzt. Die Farbigen erhielten von ihnen ein Burenfeld zur Beackerung. Sie meinten, der Acker sei für immer ihr Eigentum. Missionar Bauling belehrte sie, dass die endgiltige Regelung der Verhältnisse erst nach Friedensschluss eintreten werde. Ferner ermahnte er in einer Predigt die Frauen und Mädchen seiner Gemeinde ernstlich, in dieser Zeit der Versuchung gegen

die Verführung durch die Soldaten standhaft zu bleiben. Das wurde ihm als Verbrechen angerechnet.

Nachdem er zehn Tage im Gefängnis zu Leydenburg gelegen hatte, wurde er nach Pretoria übergeführt. Während der vierzehntägigen Fahrt dorthin erfuhr er eine sehr strenge Behandlung. Er durfte sich niemals vom Reisewagen entfernen. Durch die Strassen von Pretoria wurde er wie ein gemeiner Verbrecher von zwei Soldaten mit geladenem Gewehr eskortiert. Nochmals musste er hier 8 Tage im gemeinen Gefängnis sitzen und zwar in demselben Raum mit zweien seiner Söhne, die im Burenheere gefochten hatten. Welch ein Wiedertreffen! Sein dritter Sohn war auf Zeylon. Dank der Einsprache Konsul Biermanns aus dem Gefängnis entlassen, musste er sich täglich auf dem Polizeibureau melden. Das Missionsgehöft in Leydenburg wurde in eine Schanze umgewandelt. Die Christen zerstreuten sich zum Teil. Frau Bauling musste mit ihren jüngeren Kindern in die Kaffernkirche flüchten, die, im Sommer sehr heiss, im Winter sehr kalt, ein ungesunder Aufenthaltsort war. Die wöchentlichen Briefe ihres Gatten erhielt sie nicht. Nach mehr als einjähriger Trennung durfte sie endlich nach Pretoria kommen. Bauling, durch die Last der Leiden gebeugt, kam durch eine schwere Lungenentzündung an den Rand des Grabes, doch Gottes Gnade half ihm wieder auf.

In Woyentin, wo Missionar Düring eine Gemeinde von rund 1000 Seelen gesammelt hat, brach die Heimsuchung am 4. Dezember 1900 herein. Der Missionar wurde mit seiner Familie nach der Stadt Heidelberg geschafft. Doch war seines Bleibens hier nicht. Nach einigen Tagen wurde er mitten in der Nacht aus dem Schlaf geweckt und verhaftet, weil er die Neutralität gebrochen hätte.

In strömendem Regen wurde er fortgeschleppt und in eine enge schmutzige Gefängniszelle geworfen, in welcher er anfangs auf den blossen Dielen liegen musste. Alles Protestieren war umsonst. Elf Tage lang musste er darin aushalten. Dann wurde er nach Pretoria gebracht. Mehrere Juden hatten ihn bezichtigt, er habe im Burenlager, auf einem Wagen stehend, Hetzreden gegen die Engländer gehalten und die Buren mit Proviant versehen. Besonders die zweite Anklage war lächerlich; litt doch der Missionar mit seiner Familie selbst Hunger. Die Gerichtsverhandlung erwies dann auch die Unrichtigkeit der Anschuldigungen. Nach sechs Wochen erfolgte die Freisprechung; aber die Erlaubnis zur Rückkehr auf seine Station erhielt der Missionar nicht. „Da sitze ich also“, schrieb er, „in Pretoria als Kriegsgefangener getrennt von meiner Familie. Ich habe jetzt weder Arbeit noch Gemeinde, noch Station, noch Heimstätte, noch Sachen, noch Bücher, noch irgend etwas; ich bin nur ein „Flüchtling!““ Endlich erhielt er auf Betreiben des Konsuls einen Pass zur Reise in die deutsche Heimat, die er nach 32jähriger Thätigkeit im Heidenlande zum ersten Male wiedersehen sollte, und auch die Erlaubnis, seine Familie von Heidelberg zur Mitreise abzuholen.

Mit Düring war auch die ganze farbige Christengemeinde von Woyentin weggeführt worden. Das Missionsgehöft und die Hälfte der Wohnhäuser der Farbigen, wurden mit allem, was noch darin war,



verbrannt. Düring verlor sein ganzes Eigentum. Der Schaden der Mission beläuft sich auf 106 409 Mark.

Auch Heidelberg blieb nicht verschont. Der dortige Missionar Müller war nach Natal gereist, um seinem verurteilten Schwiegervater, dem Missionar H. Prozesky, beizustehen. Die Rückkehr wurde ihm verweigert. Nur einen kurzen Besuch durfte er seiner Station abstatten. Er fand sein Haus geplündert und verwüstet, die Anpflanzungen vernichtet. Von den Bäumen, die seine während des Krieges heimgegangene Gattin gezogen hatte, standen nur noch die nackten Stümpfe. Auch in Natal durfte Müller sich nicht frei bewegen und sah sich daher genötigt, nach Deutschland zu reisen.

Von Neu-Halle wurde Frau Missionar Kahl mit 5 ihrer Kinder um Mitternacht im offenen Ochsenwagen im Januar 1901 nach Pretoria abgeführt. Ihr Gatte war mit den drei andern Kindern gerade nach Waterberg gefahren, um dort Lebensmittel zu kaufen. Der Aufforderung, sich in Pretoria zur Verantwortung zu stellen, leistete er nicht Folge, sondern blieb in Waterberg. Drei Briefe, welche er an den deutschen Konsul absandte, gelangten nicht an ihre Adresse. Endlich am 3. April erschien eine englische Truppe in Waterberg. Kahl wurde verhaftet. Fünf Tage, vom Karfreitag bis Osterdienstag, verbrachte er im Flüchtlingslager in Irene. Dann verstattete man ihm auf Intervention des Konsuls in Pretoria zu bleiben, vorerst als Kriegsgefangener. Hier hatte seine Gattin inzwischen eine kleine Wohnung zu einem Monatszins von 150 Mark gemietet. — Kahl war beschuldigt, die Buren unterstützt und sie beherbergt zu haben. Seine Station Neu-Halle lag an der Heerstrasse von Machadosdorp, dem zeitweiligen Sitz der Transvaalregierung, nach Nylstrom. So war es natürlich, dass eine Burenpatrouille unter Botha mehreremale bei ihm übernachtete, zumal Kahl als einziger Weisser in weiter Umgegend wohnte. Der gegen ihn geführte Prozess hat jedoch Gründe nicht erbracht, um deretwillen er, wie ihm gedroht war, nach Ceylon hätte deportiert werden können. Die erbetene Rückkehr auf seine Station wurde ihm nicht gewährt. Sowohl sein Privateigentum als auch das Missionseigentum in Neu-Halle blieb konfisziert.

Auf seiner Station Waterberg (mit rund 1000 Getauften) wurde Missionar Jensen am Montag, den 15. April 1901, ohne jede Veranlassung gefangen genommen und sehr übel behandelt.

Man brachte ihn mit Frau und 6 Kindern nach dem Bahnhof Nylstrom. Mehrere Tage und Nächte musste die Familie in einem Güterwagen zubringen ohne

Decken und warme Kleidungsstücke, von Soldaten stets bewacht. Speise und Crank wurde ihnen während dieser Zeit nicht gereicht. Sie selbst hatten bei ihrer Wegführung sich auch mit nichts versorgen können. Nur ein wenig Zwieback mit Wasser und einmal etwas Kaffee erhielten sie von mitleidigen Commies. Während der Zug auf einer Bahnstation hielt, bat Frau Jensen, in dem nahen Kaufladen etwas Speise kaufen zu dürfen; doch wurde ihr dies nicht verstattet. Sie waren in Gefahr zu verhungern. Dabei hatte Jensen hohes Fieber; die älteste Tochter und der jüngste Sohn waren schwer krank. Endlich brachte man sie nach Irene, wo sie im Zeltlager bleiben sollten. Die Kranken waren dem Code nahe. Da erwirkte Frau Jensen durch ihr entschiedenes Auftreten die Erlaubnis, nach Pretoria überzusiedeln, und rettete dadurch mit Gottes Hilfe das Leben ihrer Lieben. In Pretoria, wo sie am Sonntag, den 21. morgens anlangten, konnten sie sich zum ersten Male seit sechs vollen Tagen wieder etwas Speise verschaffen. Mit Mühe erlangten sie gegen teure Miete eine enge ungesunde Wohnung in der Stadt. Auf eine Eingabe an Lord Kitchener erhielt Jensen zur Antwort, dass er aus keiner besonderen Ursache, sondern lediglich um sein Leben zu schützen, nach Pretoria gebracht worden sei und nicht wieder zurück dürfe!! Das Missionarshaus in Waterberg mit allem Eigentum des Missionars wurde geplündert und zerstört.

Botschabelo, 1865 von D. Merensky gegründet, ist die grösste Berliner Station in Transvaal mit 3700 Getauften. Neben dem Superintendenten Nauhaus stehen hier die vier Missionare Trümpelmann sen., Eiselen als Leiter des Helferseminars, Taurat und Markert. Seit August 1900 wurde diese Station zum Puffer zwischen den feindlichen Heeren. Eine halbe Stunde nach Süden standen die englischen, eine halbe Stunde nach Norden die burischen Vorposten. Beide Parteien requirierten und konfiszierten abwechselnd auf der Station, jede wollte befehlen, keine vermochte zu schützen. So ging es monatelang. Die Wege waren verschlossen, den Missionaren wurde verboten, sich weiter als 1000 Schritt von ihren Wohnungen zu entfernen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, von einer der beiden Parteien als Spione ergriffen zu werden. Als Missionar Markert es dennoch einmal wagte, nach dem 12 km entfernten Middelburg zu reiten, um den dortigen Arzt zu einem Kranken zu holen, und beide nun den Rückweg von Botschabelo antraten, wurden sie in nächster Nähe der Station von englischen Truppen unter Feuer genommen. 50—60 Schüsse wurden auf sie abgegeben. Doch wurde weder Ross noch Reiter getroffen. Dreimal wurde der Missionskaufladen von Burentruppen heimgesucht und Waren im Werte von 1800 Mark entnommen. Als ein den Missionaren befreundeter Deutscher aus Middelburg hiergegen persönlich bei dem Staatssekretär und dem Präsident Krüger vorstellig wurde, erhielt er die Auszahlung der Summe bewilligt und zwar 800 Mark sogleich in

Kaufmannswaren, das übrige in Geldscheinen, die nach Friedensschluss ausgezahlt werden sollten. Der Staatssekretär betonte bei dieser Gelegenheit, dass die deutschen Missionen in keiner Weise geschädigt werden sollten. Es gereicht den Burenführern zum Ruhm, dass sie diesen Grundsatz während des ganzen Krieges thatsächlich befolgt haben.

— Am 23. Juli 1901 traf nun im Berliner Missionshause das Kabeltelegramm ein: „Botschabelo geräumt, Missionare in Middelburg.“ Den Kommentar dazu brachte vier Wochen später ein Schreiben des deutschen Freundes in Middelburg. In der Nacht vom 8. zum 9. Juli erschien eine englische Kolonne in Botschabelo. Die Missionare wurden aus den Betten geholt, nach Middelburg geschafft und hier im Arrestlokal gefangen gesetzt. Am Morgen brachte man ihnen den Frühstückskaffee in einem schmutzigen Vieheimer und behandelte sie in jeder Weise unwürdig. Kaum war jedoch ihre Gefangennahme in der Stadt bekannt geworden, so bemächtigte sich der Einwohner eine grosse Erregung. Man beschloss die sofortige Loskaufung der hochgeschätzten Missionare. Ein englischer Kaufmann zeichnete dazu allein 100 000 Mark, und bald war eine Bürgschaftssumme von 200 000 Mark gesichert. Der deutsche Freund trat bei dem kommandierenden General energisch für seine Landsleute ein, und mittags schon erschien ein Major vom Stabe, um die Gefangenen in Freiheit zu setzen mit der Erklärung, es läge gegen sie nichts vor. Die Männer waren somit frei, aber nun kam die Sorge um die zurückgelassenen Frauen und Kinder. Nach ernstest Vorstellungen erlaubte der General den Missionaren nach Botschabelo zurückzukehren und ihre Familien sowie die notwendigsten Bedürfnisse zu holen. Während alles hier beim Einpacken beschäftigt war, begannen die zur Bedeckung mitgegebenen Soldaten unter den Augen ihrer Offiziere zu plündern. Man erbrach Kisten und Schränke und nahm, was man forttragen konnte. Auch die Kirche verschonte man nicht: der Altar wurde erbrochen, das heilige Brot umhergeworfen, der Gotteskasten gewaltsam geöffnet, die Altarlichter gestohlen und den Kaffern zum Kauf angeboten. Die Missionsleute fanden in Middelburg leidliche Unterkunft. Die Station steht aufsichtslos da.

In Ermelo wechselte das Regiment zwischen den kriegführenden Parteien zehnmal im Laufe des Jahres. Verschiedene Gefechte erfolgten in der Nähe der Stadt; einmal flogen die Bomben über sie hin. Während der Kriegswehen wurde zu Weihnacht 1900 die neuerbaute Missionskirche eingeweiht. Der 10. August 1901, der Jahrestag der



Zerstörung Jerusalems, wurde für Ermelo verhängnisvoll. An diesem Tage erhielt die Bürgerschaft Befehl, die nötigsten Sachen zum Abzug einzupacken. Während diesem Befehl nach vorangegangenen vergeblichen Protest auch von Missionar Walter Folge geleistet wurde, machten sich in seinem Hause und unter seinen Augen etwa ein Dutzend Soldaten zu schaffen, durchwühlten Schränke und Kasten, stahlen, was ihnen beliebte, spielten auf dem Klavier und machten einen Heidenlärm. In offenen Ochsenwagen ging es dann im langen Wagenzuge mit 64 Familien unter starker militärischer Bedeckung fort von Ermelo. Hinter den Abziehenden loderten Flammen und Rauch der brennenden Stadt auf. Man passierte Bloemfontein, eine Hussenstation Walters. Auch hier war Kirche, Gehilfenwohnung und Missionarshäuschen niedergebrannt. 6 Tage ging es bei Hitze, Wind und Staub bis zur Bahnstation Wonderfontein. Des Nachts wurde unter dem Wagen geschlafen. In Wonderfontein, wo der Regen in Strömen fiel, wurden die „Flüchtlinge“ auf die Bahn verladen und zwar immer mehrere Familien mit Sack und Pack in einen offenen Güterwagen. Eine Nacht musste auf ihnen verbracht werden, dann kam man ans Ziel, in das Zeltlager von Balmoral. Walter mit seiner Familie genoss das Lagerleben indes nur kurze Zeit. Der deutsche Konsul erwirkte ihm und seiner Familie mit der Erlaubnis zum Reisen auch freie Bahnfahrt nach der Berliner Station Christianenburg in Natal. Hier erharret der Missionar das Ende des Krieges und die Rückkehr auf seine niedergebrannte Station.

Bange Stunden hat Superintendent Krause in Pietersburg seit dem 2. Ostertage 1901, wo die britischen Truppen einrückten, mit den Seinen verlebt. Tagelang lagen die Bündel für jedes seiner Kinder geschnürt im Garten. Denn er sollte sich laut Ordre stündlich zur schnellen Abreise nach Pretoria bereit halten. Indes gewann er durch seine Ehrfurcht gebietende Erscheinung, sein ruhiges feines Wesen und sein vorzügliches Englisch das Vertrauen der höheren Offiziere. Er durfte bleiben, und dadurch wurde nicht nur seine Station bewahrt, sondern es würden, wenn er fortgeführt wäre, höchstwahrscheinlich auch die andern Missionare in Zoutpansberg nach Pretoria geschafft und ihre Stationen zerstört worden sein. Denn in Zoutpansberg, dem grössten, vom Limpopo nördlich begrenzten Distrikt von Transvaal, haben die Kaffern schrecklich gehaust.

Kolonel Greenfell kam dahin mit 10 000 Soldaten und 5000 bewaffneten Kaffern. Letztere erhielten Befehl, den Distrikt von Weissen

zu säubern. Das liessen sie sich nicht zweimal sagen. Nachdem sie in der Nähe von Tsakoma einen deutschen Farmer, der sich der Gefangennehmung durch sie widersetzte, ermordet und sein Vieh weggetrieben hatten, sollte diese Station an die Reihe kommen. Der 9. Juni 1901, ein Sonntag, war als Tag der Ermordung des Missionars Wessmann festgesetzt. Die Flussübergänge sollten besetzt werden, um ein Entrinnen unmöglich zu machen. Wessmann wurde jedoch insgeheim von einem Nachbarhäuptling gewarnt, sodass er mit den Seinen noch rechtzeitig fliehen konnte. An dem betreffenden Sonntag erschienen die Kaffern auch wirklich auf Tsakoma, fanden aber das Nest leer. Wessmann kehrte bald wieder auf seinen Posten zurück. — In gleicher Lebensgefahr befand sich Missionar Herbst auf Mphome. Auf dieser Station wurden im Jahre 1899 nicht weniger als 388 Personen, darunter 316 Heiden getauft, während ausserdem 247 Erwachsene im Taufunterricht standen. Am letzten April 1901 verrieten Schüsse gegen das Missionshaus, auf welchem die deutsche Fahne wehte, dass Truppen in der Nähe seien. Bald erschienen denn auch die Engländer. Dem Missionar wurde vorgeworfen, dass er die Buren begünstige. Er wurde ins Lager befohlen. Dort bot sich ihm eine unangenehme Überraschung: mehrere bekannte Häuptlinge und eine ungeheure Menge bewaffneter Kaffern sah er als Bundesgenossen der Engländer. Diesen Heiden sollte ein Fest bereitet werden, und der Missionar erhielt den Auftrag, dazu drei Ochsen von den christlichen Kaffern seiner Station liefern zu lassen. Kaum war Herbst wieder daheim angelangt, so pfiessen Kugeln von allen Seiten um sein Haus und Bomben flogen über das Dach hin. Jeden Augenblick konnte eine davon das Leben aller Insassen vernichten. Diese flüchteten in ein geschützt liegendes Hinterzimmer. Schier unglaublich ist es, dass gegen den auch sonst noch viel geängstigten Missionar die Beschuldigung erhoben wurde, jene Schüsse seien vom Missionshause aus auf die Engländer abgegeben worden. Später wurde Herbst hauptsächlich auf den Betrieb des hinterlistigen Häuptlings Mamobolo, der den Briten anerkanntermassen „gute Dienste leistete,“ als Kriegsgefangener nach Pretoria geschafft, wo er z. Zt. noch sitzt, während seine Familie allein, der Willkür der heidnischen Kaffern preisgegeben, in Mphome weilt.

Nicht so gnädig wie Wessmann und Herbst blieb der Missionar Daniel Heese jun. auf Makapaanspoort vor dem Tode bewahrt. Er hatte einen befreundeten, schwer kranken Engländer, der Gefährlichkeit

der Reise voll bewusst, mehrere Tagereisen weit ins Hospital nach der Schweizer Station Elim gebracht. Bei diesem Samariterdienst ist er unter die Mörder gefallen. Auf der Rückfahrt von Elim wurde er in der wüsten Gegend am Bandelierskop samt seinem schwarzen Wagenführer am 23. August 1901 meuchlings erschossen und zwar, wie nach den Äusserungen des Herrn Staatssekretärs von Richthofen im Reichstage jetzt festzustehen scheint, von einem Trupp englischer Karabiniers. Der Ermordete hinterlässt Frau und 4 Kinder, von denen eines erst nach seinem Tode geboren wurde.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn der Krieg der weissen Nationen in Südafrika nicht auch den alten kriegerischen Geist der schwarzen Stämme, der durch die Missionare bislang niedergehalten und im Laufe der Zeit geschwächt worden war, wieder von neuem entfacht hätte; und zu verwundern ist es in der That, dass es nur vereinzelt dazu gekommen ist. Im Berliner Missionsgebiet geschah dies in Lobethal und Malokong.

Lobethal wird z. Zt., an Stelle des in Deutschland durch den Krieg zurückgehaltenen Missionars Kadach, verwaltet von dem neu ausgesandten Missionar P. Trümpelmann jun., der, als transvaalscher Missionarssohn des Sessuto mächtig, sogleich in die selbständige Arbeit eintreten konnte. Die Station liegt im Lande des als Christenverfolger bekannten Bapedifürsten Sekukuni. Jetzt spielt dessen Enkel Sekukuni II. eine Hauptrolle. Von der Burenregierung bisher unter Druck gehalten, hoffte er nun nach ihrer Beseitigung im Vertrauen auf die Duldsamkeit der Engländer, denen er seine Unterwerfung melden liess, seine hochfliegenden Pläne realisieren zu können. Diese gingen auf nichts geringeres als die Wiederaufrichtung des alten Bapedireiches. Zunächst stürzte er sich auf seinen Oheim und Nebenbuhler Kojolane, mit dem er sich wider Willen in das Reich hatte teilen müssen, besiegte und vertrieb ihn. Nun war sein mächtigster Gegner Malekut, dessen Residenz nur eine halbe Stunde vom Missionarshause von Lobethal lag. Ihm galt sein nächster Angriff. Auf beiden Seiten wurden Bündnisse mit andern Häuptlingen geschlossen. So gewann die Fehde den Charakter eines Krieges. Die Hauptschlacht tobte auf Lobethal und um das Missionarshaus, in dem sich Trümpelmann befand. Ungefähr 100 Mann fielen, viel für eine Kaffernschlacht, darunter drei Christen. Malekut, obwohl anfangs in die Berge zurückgeworfen, gewann einen



glänzenden Sieg. Sekukuni selbst entkam nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes. Der Sieger, ein Stockheide, rächte sich nun grausam an seinem Nachbarhäuptling, dem alten Moreoane, der in nächster Nähe der Station wohnte, wegen seiner Verbündung mit Sekukuni. Der Alte wurde mit vier Söhnen und drei Räten ermordet und furchtbar verstümmelt. Sein Kraal samt dem Christendorfe wurde eingeäschert, 200 Christen wurden gefangen weggeführt und dem Häuptling Motschatschi, vier Meilen von Lobethal wohnhaft, übergeben. 20 Verwundete, Heiden und Christen, pflegte der Missionar. Dieser ist im Kampfgewühl unversehrt geblieben und das durch Gottes besonderen Schutz, denn Sekukuni war sein Erzfeind. Mehrmals hatte er ihm gedroht, ihn zu töten und die Station einzuäschern. Einmal hatten die Sekukunischen ihre Speere schon auf den Missionar angelegt, ein ander Mal hielt der König selbst ihn zwei Tage in einer Hütte gefangen, ja versuchte ihn zu vergiften. Noch ist die Lebensgefahr für ihn nicht vorüber. Seit zwei Jahren völlig isoliert und als einziger Weissler auf Lobethal hat der Einsame unter vielen Gefahren und Entbehrungen treu auf seinem Posten verharret, obwohl er jeder Zeit hätte fliehen können. Der junge Mann hat die Feuerprobe als Missionar bestanden.

In Malokong kam es bald nach Ausbruch des Krieges zwischen den beiden feindlichen Brüdern, Hans und Backeberg, zu einem Kampfe um die Oberherrschaft. Aber durch ein Burenkommando wurden sie zum Frieden gezwungen. Von neuem entbrannte der Streit im Oktober 1900. Die Christen wurden von beiden Parteien aufgefordert mitzukämpfen. Sie lehnten es entschieden ab: „Wir sind als Christen Friedenskinder und vergiessen kein Blut!“ Seit dem schwebten sie in steter Gefahr. Auf den Rat ihres Missionars Sonntag hielten sie sich des Nachts in den Bergen auf. Tagsüber aber waren sie auf der Station unter dem Schutze des Missionars. Bei einem nächtlichen Zuge stiess Häuptling Hans auf eine Schar von Christen in den Bergen. Als sie bei ihrer Weigerung mitzukämpfen blieben, richtete er ein Blutbad unter ihnen an. Unter den Blutzeugen war auch der betagte und treue Helfer Salomo Koata, eine Säule der Gemeinde, der viele seines Stammes zum Herrn geführt hat. Die eingeschüchterten Gemeindeglieder verliessen nun ihre Wohnstätte und flohen auf andre Missionsstationen, nur zwei blieben. Mit ihnen hielt Sonntag Wacht über die Station, bis er wegen Ermordung des Missionars Heese nach Makapaanspoort übersiedeln musste. Übrigens wurde auch Missionar Sonntag von Hans, als er ihn

ermahnte, frech bedroht: „Wundre dich nicht, wenn ich dich eines Tages hier vor deinem Hause erschossen lasse!“

Auch über Medingen hat das Damoclesschwert gehangen, vermutlich von Seiten der Heidenkönigin Motjatji her, in deren Land die Station liegt. Missionar Reuter hält unter den obwaltenden Verhältnissen einen Bericht nicht für angängig und stellt ihn für bessere Zeiten in Aussicht. Aber vielsagend ist sein Dank an die Missionsfreunde:

„Ihre Gebete haben Medingen im wahren Sinne des Wortes vor dem sicheren Untergange gerettet. Gott der Herr hat greifbare Wunder gethan, sodass wir anbetend in den Staub sinken müssen und sagen: „Der Herr hat Grosses an uns gethan!“ Die Gefahr ist aber noch nicht vorüber.“

Das hier Mitgeteilte ist nur ein Bruchteil der Trübsale, welche die Berliner Mission durch den Krieg erfahren hat. Denn fast jede Station und fast jeder Missionar, auch die in der Kapkolonie, haben von einer mehr oder weniger schweren Leidensgeschichte zu erzählen. Die Grösse des Schadens, welchen die Mission durch Requirierungen, Plünderungen und Verwüstungen erlitten hat, ist z. Zt. noch nicht zu übersehen, und inwiefern England die Ersatzforderungen anerkennen und begleichen wird, ist noch ungewiss. Zwei Haupt- und eine Reihe von Hussenstationen sind niedergebrannt, 5 Stationen ganz oder teilweise evakuiert, 14 Stationen ihrer Missionare beraubt und zum Teil zerstört. 304 Hussenstationen und Predigtplätze in Transvaal und im Freistaat durften seit nun fast zwei Jahren nicht mehr von den Missionaren besucht werden. Viele von ihnen sind aufgelöst und die Bewohner in alle Winde zerstreut. Mühsame Sammelarbeit wartet der Missionare nach Friedensschluss. Mehr als die Plakkerswet je hätte vernichten können, hat der Krieg zerschlagen. Die sittlichen Gefahren für farbige Christen und Heiden, namentlich aber für die hirtlosen Herden, sind gross. Die Durchführung der bewährten Gemeindeordnungen auf den Stationen war den Missionaren oft unmöglich gemacht. Englische Offiziere und Nichtoffiziere schalteten und walteten nach ihrem Sinne. 8 unserer Missionare befinden sich z. Zt. noch in Kriegsgefangenschaft, 4 sind ihr entgangen, einer ist ermordet. Von 13 Missionarssöhnen, die mit den Buren gefochten haben, ist einer gefallen, 9 sind kriegsgefangen, davon 4 auf Ceylon. Mangel und Preise der Lebensmittel sind durch Absperrung der Einfuhr, Vernichtung der vorhandenen Vorräte, Ausfall der Ernten sehr hoch gestiegen. Die Entbehrungen haben Krankheit, Not und Tod von Weissen und Schwarzen

zur Folge gehabt. Bereits sind auch die Heuschrecken und die Rinderpest wieder auf verschiedenen Stationen in Transvaal und im Freistaat aufgetreten, während die Beulenpest in Mosselbay und Ladysmith wie in der z. Zt. mit einem Missionar besetzten Kapstadt ihre Opfer an Menschenleben gefordert hat. Der Mangel an Kleidung wird von den Missionarsfamilien schon schwer empfunden, während die farbigen Christen zum Teil wie vor ihrer Bekehrung in blossen Schurzellen einhergehen müssen. Der Mangel an sonstigen Bedürfnissen, wie an Streichhölzern, Licht, Seife, Papier, Tinte, welche die Missionare sich übrigens aus Granatwurzeln selbst herstellen, lassen sich eher verschmerzen als das Fehlen des Weines, das an einigen Orten die Feier des heiligen Abendmahls unmöglich gemacht hat. Der Postverkehr war nach manchen Stationen über Jahr und Tag völlig unterbrochen und ist nach allen auch jetzt noch durch die Censur stark beschränkt, sodass die wahre Lage vieler Stationen in der Heimat erst nach Friedensschluss bekannt werden wird. Da Zeitungen und Druckschriften aller Art nach Transvaal und dem Freistaat nicht hineingelassen werden, so haben die Missionare über die Weltereignisse, wie z. B. über die Wirren in China, seit langem nur gerüchtweise etwas erfahren.

In mancherlei Nöten hat es der treue Gott doch auch an Beweisen seiner Liebe nicht fehlen lassen. Hier und da hat er die Nacht des Elends durch freundliche Lichtstrahlen seiner Gnade erhellt. Aus Medingen schreibt Missionar Reuter unter dem 20. Oktober 1901:

„Von Oktober 1899, als von Ausbruch des Krieges bis heute, Oktober 1901, konnten dennoch 312 Seelen getauft werden, darunter 143 Erwachsene. Hierzu kommt noch, dass ich am nächsten Weihnachtsfest wieder ein grosses Tauffest mit etwa 50 Seelen halten werde. Die Sakramente wurden mehr begehrt denn je. Die Sonntagsschule mit mehr als 200 Kindern ist in voller Blüte. Auch sind die Gaben, obgleich die Not und die Armut gross waren, doch noch reichlicher geflossen denn je. Nur einige Zahlen: vom Oktober 1899 bis Oktober 1901 Abendmahlskollekte 1024 Mk., Missions- und Dankesgaben 310 Mk., Erntedankfestgaben etwa 1000 Mk., in Summa 2325 Mk.“

Auf der am 18. August 1899 neu begründeten Station Kreuzburg konnte Missionar Endemann während der Kriegszeit 136 Erwachsene und 52 Kinder taufen. Auf einigen Stationen, namentlich auf Riversdale, wirkte der Krieg sogar günstig auf das geistige Leben der Gemeinde. Als eine Freundlichkeit Gottes muss es auch angesehen werden, dass unsere Missionare in Bloemfontein, Springfontein, Pretoria, Johannesburg und Krügersdorp durch Geldsummen, welche ihnen von



dem Chefredakteur des „Reichsboten“ in Höhe von 50000 Mark und von Pastor von Bodelschwingh in Höhe von 35000 Mark anvertraut wurden, zur Linderung des Elends in den Flüchtlingslagern beitragen konnten.



## 25 Jahre am Nyassa.

Geschichte der freischottischen Livingstoniamission.

Von P. Strümpfel-Herengosserstedt.

(Schluss.)

### 7. Der heutige Stand.

Die Livingstoniamission steht unter einem besonderen Komite in Glasgow, welches die Einnahmen (1900: 170000 Mk.) aufbringt und die Ausgaben bewilligt, aber dem Missionskomite der Freikirche Rechenschaft ablegt. Ihre Vertreter begrüßten freudig die Entstehung der Vereinigten Freikirche; Dr. Laws, welcher bisher den Vereinigten Presbyterianern angehört hatte, nahm mit Miss. Donald Fraser an der erhebenden Unionsfeier in Edinburg am 31. Oktober 1900 teil.

Kurz zuvor feierte die Livingstoniamission ihr 25jähriges Bestehen. Auf ihre Einladung nahmen Vertreter von 6 anderen im Nyassagebiete thätigen Missionsgesellschaften an der Jubiläumskonferenz in Livingstonia<sup>1)</sup> 12.—20. Oktober 1900 teil; im Ganzen waren 21 männliche und 12 weibliche Missionsarbeiter zugegen und ihre Beratungen waren von einem wohlthuenden Geiste brüderlicher Einigkeit erfüllt. Sie beschlossen ihr Beisammensein mit einer Gedächtnisfeier zu Ehren der im Missionsdienste am Nyassa Gestorbenen.

Die Livingstoniamission hat 23 Gräber aufzuweisen; in ihnen ruhen 4 Missionare (Black, Bain, Henry, Steele), 3 Missionarsfrauen (Dr. Cross, Henry, Fitken), 14 Laienmissionare (Lehrer, Ingenieure, Landwirte, Handwerker, Führer der Hala) und 2 kaffrische Gehilfen. Im Ganzen waren bis 1900 ausschliesslich der Missionarsgattinnen 80 Personen ausgesandt, von welchen 20 draussen gestorben, 12 wegen Erkrankung zurückgekehrt, 25 ausgeschieden und 23 noch im Dienste waren. Von den 25 Ausgeschiedenen ist die Mehrzahl Handwerker, welche nach Ablauf ihrer dreijährigen Kontraktszeit heimkehrten oder in andere Dienste (Regierung, Seeengesellschaft, Londoner Mission) traten, doch gehört dazu auch der jetzt in Regierungsdiensten stehende Dr. Kerre Cross und zwei Schwestern, die sich draussen mit Missionaren verheirateten. Von den 1900 noch in der Mission

<sup>1)</sup> H. M. Z. 1901, 392 ff.

Chätigen hatte Dr. Laws die längste Dienstzeit, 25 Jahre, ein Zimmermann in Bandawe 19, Dr. Elmslie 16, ein Zimmermann und der Vorsteher der Druckerei je 11, ein Zimmermann und Missionar Mac Alpine je 8, ein Buchdrucker und Missionar Dewar je 7, 9 Personen je 3—6 und 8 Personen je 1—2 Dienstjahre. In diesen Zahlen spiegelt sich der grosse Wechsel und Verbrauch an Kräften, den das Klima verursacht.

Wie ersichtlich arbeitet die Livingstoniamission mit einem verhältnismässig kleinen Stabe akademisch gebildeter Missionare. Im Mai 1901 waren es 8 Geistliche, unter denen Laws, Elmslie, Prentice zugleich Ärzte sind, und 3 nicht ordinierte Ärzte; ihnen standen aber 13 nichtstudierte Männer, Lehrer, Handwerker und Landwirte, und 4 Schwestern zur Seite. Von den 13 Handwerkerbrüdern kommen allein 9 auf die Anstalt Livingstonia. Von ihnen sei ausser dem Drucker Thomson nur der Leiter der Landwirtschaft genannt, Malcolm Moffat; er ist ein Enkel von Robert Moffat, dem Schwiegervater Livingstones. Wenn so die Zahl der europäischen Kräfte eine relativ bescheidene ist, so ist die Zahl der eingeborenen Gehilfen desto grösser, sie beträgt 367 (Lehrer und Lehrergehilfen.)

Dass von diesen Lehrern noch 43 ungetauft oder zum Teil erst im Taufunterrichte sind, ist ein neuer Beweis dafür, wie eifrig man bestrebt ist, die Erweckten zur Arbeit heranzuziehen und welchen Nachdruck man auf die christliche Beeinflussung der Jugend legt. Trotz aller Hindernisse haben die Schotten ihr Schulwesen zur Blüte gebracht. Neben Lesen und Schreiben nimmt in den einfachen Dorfschulen der Religionsunterricht den breitesten Raum ein. Oft kamen auch Erwachsene, namentlich wenn in einer Gegend das Christentum populär wurde, und setzten sich zu den Kleinen, um zu buchstabieren. Den besten Erfolg erzielen die auf allen Stationen unterhaltenen Kostschulen, weil sie die Zöglinge vom heidnischen Wesen fern und in steter christlicher Zucht halten. Die Kinder nähen und waschen ihre Kleider selbst, reinigen ihre Schlafräume und halten die Wege in Ordnung; eine Frau kocht für sie, ein älterer Lehrer führt die Aufsicht. Nach Dunkelwerden müssen sie zu Hause bleiben, morgens und abends wird Andacht gehalten. Es ist natürlich, dass gerade aus diesen unter den Augen der Missionare aufgewachsenen Kostschülern nachmals Lehrer hervorgehen. Die Wertschätzung der Schule ist beim Volke im Steigen, sodass z. B. im Bezirke von Bandawe ein Schulgeld von 25 Pfg. eingeführt werden konnte. Namentlich ist der Andrang in Livingstonia gross, längst nicht alle, die sich melden, können Aufnahme finden. Die Lust Englisch zu

lernen trägt wohl dazu bei, das Englische kommt in Livingstonia immer mehr zur Herrschaft. Im Jahre 1900 betrug die Gesamtschülerzahl der Mission 11929. Das Seminar in Livingstonia liefert jährlich etwa 30 Lehrer und befriedigt damit das Bedürfnis; die von dort Kommenden stehen an Tüchtigkeit über der bisherigen Lehrerschaft.

Für das geistliche Amt bereitet sich der jetzt an der Schule in Livingstonia wirkende Charles Domingo vor; ein anderer, Jakob Mwamba, starb 1900, als er eben seine theologische Prüfung bestanden hatte. Der theologische Lehrplan umfasst von homiletischen Übungen und Pastoralanweisungen abgesehen, Einleitung ins Alte Testament, Exegese des Neuen Testaments, systematische Theologie, Kirchengeschichte. Neuerdings findet man es nötig, die Studenten mehr im Gebrauche der Bibel in der Volkssprache zu üben. „Es ist offenbar,“ heisst es im Berichte, „dass ihre Bildung im Englisch ein Fach in ihrem Geiste ausfüllt und ihr Unterrichten in der Volkssprache aus einem anderen Fache kommt, während zwischen beiden wenig oder gar keine Verbindung besteht.“

Auf ihrem Arbeitsgebiete hat es die Livingstoniainmission mit einer ganzen Anzahl afrikanischer Sprachen zu thun. In der wichtigsten, Tschinyanja, hatte Dr. Laws 1884 das Neue Testament vollendet. Um die Mängel dieses ersten Entwurfes zu beseitigen und allen Dialekten des Tschinyanja gerecht zu werden, ist ein Bibelrevisionskomitee aus Mitgliedern aller beteiligten Gesellschaften thätig. Von Dr. Henry in Livlezi wurden Genesis und Bunyans Pilgerreise in Tschinyanja und eine Grammatik dieser Sprache geliefert, von Dr. Laws Wörterbücher von den Sprachen der Nyanja, Tonga und Ronde, von Dr. Emslie Grammatik, Bibelteile und Schulbücher für die Ngoni, auch Vorarbeiten in der Sprache der Tumbuka, eines nördlich von den Ngoni wohnenden, diesen unterthänigen Stammes. Missionar Bain schrieb Übersetzungen für Ronde und Wanda, fand aber leider nicht Musse seine reichlichen Kenntnisse verschiedener Sprachen schriftlich niederzulegen. Neuerdings wird auch in den Sprachen der Henga, Wemba und Namwanga (letztere beiden in und um Mwenzo gesprochen) gearbeitet. Einen Einblick in die sprachliche Arbeit gewährt die Liste der 1900 in Livingstonia gedruckten Bücher: für Nyanja Genesis und Liederbuch, für Ngoni Ev. Marci, für Namwanga und Tumbuka Lesebücher.

Entsprechend der Zahl europäischer Missionare giebt es auch verhältnismässig nur wenig Hauptstationen. Wesentlich von einem Punkte aus evangelisiert man unter jedem Stamme, indem man an diesem Punkte die Jugend erzieht, Lehrer bildet und die Dörfer mit eingebornen Helfern besetzt. Von Livingstonia abgesehen, welches nur für seine allernächste Umgebung einige Bedeutung als Station hat, waren es 1900 nur 4 Hauptstationen und von diesen ist Karonga klein ge-



blieben, Mwenzo aber (auf der Hochebene zwischen Nyassa und Tanganika) noch in den Anfängen, sodass Bandawe für die Tonga und Ekwendeni für die Ngoni die eigentlichen Vollstationen bilden. Erst Ende 1900 ist die Jubiläumsstation Kasungu angelegt worden, hauptsächlich weil Gefahr vorlag, dass die Römischen das Gebiet besetzten, und 1901 ist das Ehepaar Donald Fraser (Frau Fraser ist approbierte Ärztin) nach Hora gegangen, um auf diesem längere Zeit verlassenen Posten solide Gebäude zu errichten und von da aus die Mission im südlichen Drittel von Ngoniland zu leiten, vielleicht auch eine Ausdehnung nach Westen und Süden vorzubereiten. In Bandawe weihte Dr. Laws, als er aus Schottland zurückkam, Anfang August 1901 die neue massive Kirche ein und sah auch den Neubau des Hospitals weit vorgeschritten. Zu Bandawe gehören 22, zu Ekwendeni 30, zu Karonga 1, zu Mwenzo 5 Hussenstationen.

Mit den Taufen ging es in der Livingstoniamission anfangs langsam. Sie zählte Ende 1900 1331 Abendmahlsberechtigte und 809 getaufte Anhänger, meist Kinder, im Taufunterrichte standen aber 2368 Personen und die Zahl der Erwachsenentaufen stieg 1900 auf 464. Nach der breiten Grundlegung des Werkes und Durchdringung des Volkes mit christlichem Geiste wird die Taufzahl in steigender Progression wachsen. Wie schon länger in Bandawe und Ekwendeni, so ist jetzt auch in Livingstonia ein Kirchenrat der Gemeinde eingesetzt worden, welcher nicht nur die Sammlungen leitet und Kirchkasse und Missionskasse verwaltet, sondern auch die Evangelisation im Bezirke ordnet und Kirchenzucht übt (43 Älteste und Diakonen in allen 3 Gemeinden). Die Aufbringungen der Heidenchristen beliefen sich 1900 auf 9253 Mark. Die Schotten haben auch aus Missionaren und eingeborenen Ältesten ein Presbyterium Nord-Livingstonia gebildet. Das Presbyterium Süd-Livingstonia sollten die kapländischen Missionare einrichten, haben aber abgelehnt.

Wir fügen hier die Angaben über die kapländisch-reformierte Mission ein; sie zählt 5 Stationen (Mwera, Kongwe, Akoma, Livlezi, Magwero), 378 Getaufte, 579 Taufbewerber, 81 Evangelisten, 7274 Schüler.

Mit Recht betonen die Schotten in ihren Jubiläumsberichten nicht sowohl die zahlenmässigen Erfolge, sondern die in allen Verhältnissen zu Tage tretende Umwandlung. Die Zeiten des Sklavenhandels und Blutvergiessens sind vorbei, die Stämme pflegen friedlichen Verkehr,

der Kriegsschmuck der Ngoni wird an Reisende als Merkwürdigkeit verkauft, Conga und Henga kommen aus ihren Verstecken und bauen sich im offenen Felde an. Die heidnischen Tänze und Trinkgelage, Zwillingskindermord und ähnliche Gräuelpiece sind bei den Conga vorüber, die Häuptlinge und Ratsleute der Ngoni verpflichteten sich in feierlicher Versammlung auf dem Kraale des Oberhäuptlings im Januar 1900 aufs neue zum Frieden, indem sie erklärten, Jehova sei der wahre Gott und die Bibel müsse in allen Fragen die letzte Entscheidung geben. An gewissen Tagen sammeln sich auf den Stationen andächtige Schaaren von 4000—7000 Hörern des göttlichen Wortes. Statt wie früher die Missionare anzubetteln, überhäuft man sie bei ihren Reisen oft mit Geschenken an Lebensmitteln und Hunderte arbeiten tagelang ohne Bezahlung bei Kirchen- und Schulbauten. Unter diesen Umständen darf man auf eine gesegnete Weiterentwicklung in Zukunft hoffen.



## Eine Kundgebung zum Schutze der Eingeborenen.

Auf der diesjährigen (24.) sächsischen Provinzial-Missions-Konferenz zu Halle, die wieder sehr zahlreich besucht war, stand in der Hauptversammlung als Thema zur Verhandlung: „Die Mission, der Anwalt der Eingeborenen.“ D. Merensky hielt das gediegene Referat, das in dieser Zeitschrift noch veröffentlicht werden wird und wesentlich Leute, „die draussen gewesen sind“, Inspektor Dr. Schreiber aus Barmen, Grosskaufmann Vietor aus Bremen, Missionspräses Bohner aus Kamerun, sprachen auf Grund ihrer Erfahrungen sachlich zur Sache. Zum Schluss wurde einstimmig folgende Kundgebung angenommen, um deren weitere Verbreitung gebeten wird.

1. Die zur Missions-Konferenz der Provinz Sachsen in Halle versammelten ca. 800 evangelischen Männer sprechen ihren Schmerz darüber aus, dass das ohnehin schwere Werk der Mission, für das in der Heimat arbeiten zu dürfen ihnen Ehre und Freude ist, so viel gehindert wird durch Ärgernisse, welche das mit den Forderungen der christlichen Moral im Widerspruch stehende Verhalten vieler der unter den Heiden lebenden abendländischen Christen giebt.

2. Sie protestieren insonderheit gegen die leider so häufige menschenunwürdige Behandlung der Eingeborenen, namentlich der der uncivilisierten Rassen, und gegen die Verhöhnung einer menschenwürdigen Behandlung derselben als „Humanitätsduselei“.

3. Für so berechtigt auch die Versammelten die Bestrebungen halten, die Kolonien für die Europäer gewinnbringend zu machen, so protestieren sie doch

energisch gegen den herzlosen Egoismus, der über der Jagd nach Gewinn das Wohl der Eingeborenen mit Füßen tritt.

4. Die Versammelten sind weit davon entfernt, einer Verhätschelung der Eingeborenen das Wort zu reden; sie wissen, dass dieselben Kinder sind, die der Erziehung bedürfen. Aber sie verlangen, dass in dieser Erziehung Menschenfreundlichkeit mit der Zucht und Gerechtigkeit mit der Strenge sich verbindet, und dass Weisheit und Geduld geübt wird gegenüber den ungewohnten Anforderungen, die man an sie stellt.

5. Speziell treten die Versammelten dafür ein, dass den Eingeborenen ein genügender Schutz gegen Misshandlungen gewährleistet; dass ihnen nicht durch sklavischen Zwang die Arbeit verleidet; dass ihnen ein zureichender und unveräusserlicher Landbesitz erhalten; dass die Anwerbung und Behandlung der Plantagen-Arbeiter unter sichernde Kontrolle gestellt; dass vor etwaigen Strafexpeditionen eine gründliche Untersuchung angestellt und bei Strafausübung jede Brutalität vermieden; dass die Einfuhr des so verderblichen Branntweins, wenn nicht verboten, doch wenigstens erschwert werde.

6. Die Versammelten danken der deutschen Staatsregierung, dass sie in den deutschen Kolonien der Fürsorge für den Schutz und das Wohl der Eingeborenen ernstliche Aufmerksamkeit widmet; aber sie wünschen ihr den Rücken zu stärken, indem sie die vorstehenden Proteste und Wünsche auf die Tagesordnung der öffentlichen Diskussion setzen.



## Chronik.

**Die Uganda-Eisenbahn fertig.** Am 20. Dezember des vorigen Jahres erreichte die erste Lokomotive Port Florence am Viktoria-Nyanza, den Endpunkt der von Mombas nach Uganda führenden Eisenbahn und in  $1\frac{1}{2}$  Stunde erfuhr per Telegraph das Auswärtige Amt in London die Nachricht von diesem für Ostafrika epochemachenden Ereignis! Am 8. August 1896 wurde an der Küste die erste Schiene gelegt; es hat also nur  $4\frac{1}{2}$  Jahre bis zur Vollendung dieses Riesenbaues gedauert. Ja, dieses Riesenbaues. Noch nicht, das macht ihn dazu, dass er eine Strecke von 880 Km. durchquert, sondern dass er durch ein Terrain geführt worden ist, in welchem er Höhen bis zu 2300, ja einmal bis zu 2500 Meter zu überwinden hatte, zu denen es an den schwierigsten Partien steil auf- und wieder abwärts ging. Der höchste Punkt, Mau, 2500 Meter, befindet sich nur 130 Km. entfernt von dem Endpunkte der Bahn, Port Florence, der 1200 Meter hoch liegt, sodass diese auf der letzten verhältnismässig kurzen Strecke einen Fall von 1100 Metern, d. h. einen Ab- und Aufstieg zu überwinden hat, der den höchsten Punkt im Tunnel der Gotthardbahn (1155 Meter) fast erreicht. Und dieses Werk ist ausgeführt in einem völlig uncivilisierten und zum Teil ungesunden Lande, ohne viele der Hilfsmittel für die Arbeiter wie für die Arbeit, welche ein altes Kulturland bietet. In der That eine respektable Leistung. Nun gebe nur Gott, dass sie Afrika zum Segen gereiche. Die Reise von Mombas nach Port Florence beansprucht nach Er-



Öffnung der ganzen Linie  $2\frac{1}{2}$  Tage, und demnächst wird man vermittelst Anschlussdampfers, Mengo, die Hauptstadt Ugandas, von der Küste aus in  $3\frac{1}{2}$  Tagen erreichen können, während bisher die Karawanen für diesen Weg — wenn alles gut ging — 70 Tage brauchten. — Mit grossartigen Plänen zu Eisenbahnbauten im centralen Afrika von den Stanleyfällen aus trägt sich auch der Kongostaat; über sie später, wenn die ausgearbeiteten Projekte vorliegen.

\* \* \*

Mit Spannung sieht man der Veröffentlichung des **indischen Bevölkerungs- und Missions-Census** von 1900 entgegen. Bis jetzt sind nur aphoristische Statistiken zur allgemeinen Kenntniss gebracht worden, welche noch keinen sichern Schluss auf dem Gesamtfortschritt der Mission in Indien gestatten. In einzelnen Gebieten des riesigen indischen Missionsfeldes stellt sich dieser Fortschritt als beträchtlich heraus; so ist von 1890—1900 die Zahl der Christen (beider Konfessionen) gestiegen, z. B. in Pandschab von 53537 auf 71854; in Assam von 16844 auf 35967; in den Centralprovinzen von 13308 auf 25571; in den Nordwest-Provinzen von 59518 auf 102955; in Bengalen von 192484 auf 278366; in Madras von 1580179 auf 1934480. Freilich sind auch die 250000 Europäer mit eingeschlossen. Die Zahl der eingeborenen Christen beider Bekenntnisse in 1900 wird vorläufig auf 2700000 berechnet. Speziell über die evangelischen liegt der Census noch nicht vor; soviel ist aber sicher, dass ihre Vermehrung die der Bevölkerung überhaupt weit übertrifft.

\* \* \*

**Humor in der Mission.** Als unser Missionar Präses Dr. Nottrott — erzählen die Mitteilungen aus der Gossner'schen Mission — vor 4 Jahren in der Heimat weilte, fuhr er einst auf der Bahn mit einem biederem Gothaer zusammen, mit dem sich folgendes ergötzliche Gespräch entwickelte: Der Mitreisende begann: „Liebes Herrchen, so weit wie ich sind Sie doch wohl noch nicht in der Welt herumgekommen.“ „Das kann wohl sein,“ war die Antwort, „wo kommen Sie denn her?“ „Na, raten Sie einmal.“ „Nun, vielleicht von Australien?“ „I, wo werd ich denn so weit übers Wasser gehen,“ war die Antwort, „na, so weit dürfen Sie nicht raten.“ „Dann vielleicht aus Russland?“ „Zu den Russen? Na, das woll'n mer ooch bleiben lassen; na, Sie raten es doch nicht, ich komme, denken Sie sich, aus Karlsbad; da sind Sie doch noch nicht gewesen?“ „Nein, da war ich noch nicht.“ „Na, wo denn?“ „In Indien.“ „In Indien? Na, was haben Sie denn da für ein Geschäft?“ „Ich bin Missionar.“ „Missionar? Sagen Sie; ist denn das was mit Maschinen?“ „Nein,“ war die Antwort, „mit Seelen.“ „Mit Seelen?“ „Hm, hm, — na, wie viel haben Sie denn gemacht, mir können Sie das im Vertrauen sagen.“ „Vierzig Tausend.“ „Sind das Thaler oder Märkelchen?“ — „Seelen.“ „Seelen, ich dachte, so hiesse da draussen bei Sie das Geld; i, seh'n Sie emal, davon habe ich ja noch niemals was gehört.“ Freilich ergab es sich im Laufe des Gesprächs, dass der gute Gothaer von Mission auch nicht das mindeste wusste. Wck.

\* \* \*

**Die deutschen Kolonien und die römische Propaganda.** — Das Januarheft von „Kreuz und Schwert“ behandelt in seinem einleitenden Artikel, welcher

die Überschrift trägt: „Eine Missions-Konferenz“ und konstatiert, dass die Anregung des Osnabrücker Katholikentages, eine solche ins Leben zu rufen, keinen praktischen Erfolg gehabt hat, die Frage: „wie grosse Mittel sind erforderlich“, um eine gründliche und dauerhafte Regelung der Fürsorge für die (scil. katholischen) Missionen in den deutschen Kolonien zu gewährleisten. Der Verfasser des Artikels verlangt dann, dass „unsere 19 Millionen deutscher Katholiken“ jährlich zu ihren bisherigen Leistungen 1 Million Mark hinzufügen sollten. „Damit werden jährlich 20 neue Stationen errichtet werden können, also das Doppelte wie in den letzten Jahren.“ Der Verfasser sagt: „Wir sind überzeugt, zu haben ist diese Million“ „für einen so katholischen und gleichzeitig so patriotischen Zweck“. Denn — und deshalb nehmen wir von diesem Artikel Notiz — „wir haben bekanntlich Kolonien, deren Umfang etwa 4mal so gross ist als das ganze deutsche Reich. Die Bewohner dieses ungeheueren Gebietes sollen katholisch werden. Ganz wird uns das ja nicht gelingen, denn die Protestanten zahlreicher Schattierungen beanspruchen dasselbe für sich. Es kommt nur darauf an, wer das Meiste erreicht. Jedenfalls nehmen wir pflichtgemäss das ganze Gebiet für die wahre Kirche Christi in Anspruch.“

In der Februar-Nummer wird dann die Parole ausgegeben: „Unsre Kolonien katholisch“, ehe „der Same der katholischen Lehre“ „vorher von dem importierten Unkraut des Irrglaubens und der Unsittlichkeit überwuchert und erstickt wird.“ Um die Million zu bekommen, sollen die deutschen Katholiken fortan ihre Gaben weder dem Xaverius-Verein noch dem Verein der heiligen Kindheit zuwenden, sondern ausschliesslich auf die Katholisierung der deutschen Kolonien konzentrieren. An Deutlichkeit lässt dieses Programm des mit dem Schwerte alliierten Kreuzes nichts zu wünschen übrig. —er.



## Missions=Rundschau.

### Westafrika. I.

Von R. Grundemann.

Indem wir den Faden der Rundschau von 1898 (S. 86 ff.) aufnehmen, überblicken wir zunächst kurz den Fortschritt, welchen die dort ausführlich besprochenen europäischen Kolonialbestrebungen seither gemacht haben. Im Hinterlande von Lagos und der Goldküste wäre es zwischen Engländern und Franzosen beinahe zu ernstlichen Verwicklungen gekommen. Durch den Pariser Vertrag vom 14. Juni 1898 wurde durch eine Vereinbarung der Grenze der Streit beigelegt. Von der Linie Say (am Niger) — Barua (Tschadsee), die England früher beanspruchte, hat es sich im Westen ein gut Teil nach Süden zurückziehen müssen, doch hat es Sokoto gehalten und sein Gebiet im Umkreise auf 100 engl. Meilen im Durchmesser. Im Hinterlande der Goldküste ist der schwarze Volta als englisch-französische Grenze bestimmt; was jenseits des 11<sup>o</sup> n. Br. liegt, hat England preisgegeben. (Z. M. Rep. 99, 43).

Die von der Königl. Niger-Kompanie mit grosser Rührigkeit und Eifersucht erworbenen Gebiete sind am 1. Januar 1899 ein britisches Protektorat unter dem Namen Nigeria geworden. Eine halbe Million engl. □ Meilen dichtbevölkerter und fruchtbarster westafrikanischer Länder sind dadurch dem Besitz des britischen Reiches einverleibt worden. (L. M. Rep. 1900, 48.)

Mit Deutschland wurde im November 1899 ein Vertrag abgeschlossen, durch den die bis dahin bestehende neutrale Zone im Hinterlande von Cogo aufgeteilt wurde. Die östliche Hälfte bis zu 10° 30' n. Br. ist dem deutschen Schutzgebiete einverleibt. (L. M. Rep. 1900, 47.)

Die Kongo-Bahn wurde vollendet und am 1. Juli 1898 dem Verkehr übergeben. Th. Cook & Sons hatten dazu eine Gesellschaftsreise veranstaltet, die von Antwerpen bis Stanley-Pool und zurück nur 2 Monate erforderte. Später wurde ein belgischer Schnelldampfer hinaufgebracht. Seitdem nimmt die Reise von Europa bis zu den Stanleyfällen (die vom Victoria Nyansa nur noch 600 km entfernt sind) nur noch 31 Tage in Anspruch. (E. Bapt. Rep. 98, 77 ff.)

Erwähnenswert ist die Konferenz zur Beschränkung des afrikanischen Branntweinhandels, welche in Brüssel 1899 die Erhöhung des früher auf 15 fr. pro Hl. festgesetzten Zolles auf 70 fr. beschloss.

Fast überall auf dem weiten Gebiete machen die Mohammedaner bedeutende Fortschritte und treten der Mission entgegen. Es würde zu weit führen, im einzelnen besonders darauf einzugehen.

Die Übersicht der einzelnen Missionsfelder beginnen wir von Norden mit Senegambien. Wie auf einsamem Posten steht hier die Pariser evang. Mission, „eines der Chore der mohammedanischen und heidnischen Welt bewachend“, schon seit langer Zeit. Schon öfters hatte man daran gedacht, eine Änderung eintreten zu lassen. Im Sommer 1900 wurde darüber verhandelt, die Mission zu St. Louis aufzugeben und dafür etwas neues am oberen Niger anzufangen. Der Antrag wurde jedoch abgelehnt. Das alte Werk sollte weitergeführt und durch ärztliche Mission verstärkt werden. Der Ausbruch des gelben Fiebers verhinderte Monate lang alle weiteren Unternehmungen. Alle Europäer verliessen die Kolonie. Missionar Moreau blieb. Er wurde von der Epidemie ergriffen — aber überstand sie. Nach der Erholungszeit in der Heimat stand er mit seinen Kollegen bereit, auf das Arbeitsfeld zurückzukehren, als die Regierung die M.-G. auf die evangel. Sierra-Leone-Leute im Distrikte von franz. Guinea, besonders in der Gegend von Konakry, aufmerksam machte, für die namentlich Schulen gewünscht wurden.<sup>1)</sup> Da sich in jener Gegend auch heidnische Stämme finden, wurde eine Untersuchungsreise beschlossen. Diese ist nunmehr durch den genannten Missionar ausgeführt worden. Sein Bericht (Journ. d. M. ev. 1901, 515 ff.), besonders betreffs der „Bagas“, eines bis zum Rio Nuñez wohnenden Stammes, der sich bisher vom Islam frei gehalten hat, lautet günstig. Eine weitere Entscheidung liegt bisher noch nicht vor.

In der Wesleyanischen Mission am Gambia, die bereits 1856 mehr als 1200 Mitglieder zählte und dann allmählich unter mancherlei Schwankungen auf

<sup>1)</sup> Auch dies ist ein Zeichen von veränderter Stellung der franz. Regierung zur Mission. Ugl. 1901, S. 386.



659 (1899) niederging, sind die seit Jahrzehnten gemachten Anstrengungen dem Verfall aufzuhalten noch immer nicht erfolgreich gewesen. In dem letztgenannten Jahre hatte man die höhere Schule in Bathurst neu eingerichtet und versprach sich viel von den Nationalarbeitern, die in ihr herangebildet werden sollten. Dann aber kam die Schreckenszeit des gelben Fiebers, das sich auch hierher verbreitete. Der einzige weisse Missionar war auf Urlaub. Infolge der Quarantäne erreichten die Preise der Lebensmittel<sup>1)</sup> einen fast unerschwinglichen Stand. Die auf die Hochschule gesetzten Hoffnungen wurden durch den Tod des Lehrers vernichtet. Von 20 Schülern blieben nur 10. Doch waren die Gottesdienste besucht und selbst die Mitglieierzahl hat sich ein wenig gehoben, auf 730. In diesem Jahr ist eine neue Station mit einem farbigen Gehilfen eröffnet zu Ballanghar — auch ein Versuch, das Werk wieder zu beleben.

Am Rio Pongo (Franz. Guinea) steht es mit der von der anglikanischen Kirche Westindiens mit Beihilfe der S. P. G. betriebenen Mission auch nicht gut, da bei dem wirtschaftlichen Niedergange Westindiens die dortigen Gemeinden nicht imstande sind, das Werk weiterzuführen. In Konakry hat ein schwarzer Prediger, Mc. Even, die englisch sprechenden Afrikaner der verschiedenen Denominationen auf eigne Hand zu einer Gemeinde gesammelt und eine Kirche gebaut. Das kirchliche Leben macht trotz mancher Schatten einen günstigen Eindruck. Leider starb der Prediger; man hofft, dass er einen Nachfolger finde. Die Schliessung wenigstens einiger Stationen stand in Aussicht. (S. P. G. Rep. 97, 144.) Seither scheint die S. P. G. grössere Anstrengungen zu machen, um das alte Werk zu erhalten. Zu den beiden farbigen Pastoren, die sie seit 1877 resp. 1888 dort erhält, ist 1901 ein (wie es nach der statist. Tafel scheint) weisser Missionar gesendet worden, der in Domingia seinen Sitz hat. Die Erhaltung der dortigen Gemeinde hat bei den sprachlichen Anforderungen der französischen Behörden und dem Andringen der römischen Missionare viel Schwierigkeit. In den letzten Jahresberichten erscheint übrigens einer der farbigen Missionare auf der Station Kambia, die auf britischem Gebiete liegt. Seine Arbeiten waren durch den Aufstand 1898 sehr gehindert, da die Bevölkerung floh, wurden aber nach hergestellter Ruhe wieder aufgenommen. Aus dem neuesten Jahresbericht ist nur zu ersehen, dass 10000 M. zu einem Kirchbau angewiesen worden sind.

Sierra Leone. Der vom Bai Bureh angestiftete Aufruhr von 1898, welcher, wie schon in der letzten Rundschau gemeldet ist, einem weissen Missionar der E. M. S. und 5 farbigen amerikanischen Missionaren das Leben kostete, und der nur mit viel Anstrengung gedämpft werden konnte, hat die Mission im Protektorat für mehr als Jahresfrist zum Stillstande gebracht. Nur Port Lokkoh (60 km von Freetown) konnte schon im Dezember 1898 wieder besetzt werden. An diesem früher blühenden Handelsplatze zeigt sich Geschäftsrückgang. Englisch sprechende

---

<sup>1)</sup> Die Bevölkerung der Kolonie ist grossenteils auf Import angewiesen. Dass in  $\frac{3}{4}$  Jahrhunderten die christliche Zivilisation noch nicht imstande gewesen ist, in der christlichen Gemeinde das Verständnis für richtigen Ackerbaubetrieb zu wecken und zu pflegen, zeugt von verfehlter Praxis und von Versäumnissen, wie wir hier nur kurz andeuten können.

Sierra-Leonier, unter denen Schnapshändler sind, die viel Schaden anrichten, werden in erster Reihe mit Predigt, Sonntagsschule u. s. w. von der Mission versorgt. Sie erweisen sich durch kirchliche Beiträge dankbar; aber für Gewinnung der umwohnenden Heiden und Mohammedaner sind sie nicht zu haben. Für diese werden Gottesdienste in Cimne gehalten, besucht von 30 Personen. Die Arbeit auf 3 Ausstationsstationen wird als hoffnungsvoll bezeichnet. Vor dem Aufstande zählte die Gemeinde 136 Christen; jetzt sind nur 12 nebst 4 Katechumenen angegeben. — Roßbere wurde erst 1899 wieder aufgenommen. Dort besteht nun wieder eine Abendschule mit 8 Schülern; zur Predigt kommen einige, die aber sonst den Sonntag nicht feiern. Evangelisationsversammlungen wurden gehalten in der Umgegend und auf weiteren Reisen in 138 Dörfern — aber machten wenig Eindruck. „Beide (die dazu verwendeten schwarzen) Prediger wie Hörer bedürfen noch der Geistestaupe.“ Freilich ist da die Evangelisation verfrüht. — Ein neuer Anfang wurde 1900 in dem Limba-Gebiete mit der Besetzung von Katimbo gemacht. Dort waltet noch die volle heidnische Finsternis. Der am weitesten vorgeschobene Posten ist im Gebiet der schon mohammedanischen Valunka, etwa 80 km weiter. NO. Die Station ist von Sinkunia nach Manonkhon verlegt. Der Missionar ist jetzt zur Erholung in England; ein paar schwarze Lehrer vertreten ihn. Dies ist die eigentliche Missionsthätigkeit der E. M. S. in Sierra Leone.

In der Kolonie wirkt sie bekanntlich nur noch durch die höheren Schulen zu Freetown. In Fourah Bai hat sich die Zahl der Zöglinge auf 40 gemehrt infolge einer Stiftung von Stipendien zur Ausbildung von Elementarschullehrern, die der Gouverneur Sir F. Cardew machte, ehe er infolge von Versetzung die Kolonie verliess. Es musste angebaut werden. Gerühmt wird der gute Einfluss des von den Zöglingen betriebenen Sports. Die Vorbereitungsschule (Grammar School) wurde von 154 besucht (darunter 76 im Internat). Der moralische Ton war nicht ganz befriedigend. — In der höheren Töcherschule findet sich eine rührende Opferwilligkeit. Oft verzichten manche Mädchen auf ein Frühstück, um einen Missionsbeitrag geben zu können. Drei bestanden glänzend das 1. Lehrerinnen-examen. Gerühmt werden die Fortschritte im Zeichnen und Malen (!). Doch giebt es noch immer viel Schwierigkeit, strenge Beachtung der Wahrheit und des Mein und Dein (inbezug auf kleine Gegenstände der Mitschülerinnen) einzuschärfen. Auch wahre Reue selbst bei solchen, die der Übertretung überführt sind, findet sich selten. Diese Mädchen (sagt der Bericht) gehören zu den besten des weiblichen Teils der Sierra-Leone-Bevölkerung. — Die bereits lange verselbständigte anglikanische Kirche zählt neuestens 11876 Seelen.<sup>1)</sup> Der Zuwachs kommt wohl daher, dass ein paar abgefallene Gemeinden zurückgekehrt sind. Wir müssen uns aber immer wieder daran erinnern, dass Sierra-Leone, eines der ältesten Missionsfelder, noch kein christliches Land ist. Selbst wenn man die sämtlichen Besucher des Gottesdienstes bei den Methodisten mitzählt, kommt die Zahl der Christen auf etwas über 61000 — während die Einwohnerzahl 100000 beträgt. Der Bericht klagt über die Tausende von Heiden, „die dicht vor unsrer Thür in tiefster Finsternis leben.“ Wohl werden bedeutende äussere Fortschritte angeführt. Die Steuer ist

1) Einschliesslich der Missionsgemeinden 13079.

auf 2367 000 Mk. gestiegen und die Einfuhr hatte einen Wert von mehr als 13 Millionen. Seit 1899 ist die Eisenbahn eröffnet, die nach dem Innern (freilich etwas langsam) vorschreitet. Die Hüttensteuer, die 1898 zu dem Aufruhr Veranlassung gab, wird jetzt ohne Schwierigkeit erhoben. Dennoch kann man an diesem Gebiete keine ungetrübte Freude haben. Ist doch nur ein kleiner Fleck und wenige Punkte an der Küste vom Evangelio erleuchtet — und das ganze übrige Gebiet liegt in tiefer Dunkelheit, in der der Islam starke Fortschritte macht. Die Hoffnungen der alten Missionsfreunde sind hier jedenfalls nicht erfüllt worden — auch nicht durch die Qualität der heutigen Sierra-Leone-Christen, die grossenteils Namenchristen sind. Zwar wird allerlei schönes von ihnen berichtet. Sie sind sehr freigebig für die Mission. Ein Bazar brachte 2600 Mk. Die Gottesdienste und Sonntagsschulen sind gut besucht. Die christlichen Feste werden gern gefeiert.<sup>1)</sup> Auch die Feier des Jubiläums der Missionsgesellschaft erfolgte mit Enthusiasmus und viel Gepränge.<sup>2)</sup>

Die Wesleyaner erfreuen sich trotz schwerer Schädigungen durch den Aufstand, dank der Opferwilligkeit der Gemeinden, einer sehr befriedigenden Finanzlage. Die im letzten Jahre um 18 000 Mk. gestiegenen Einnahmen betrugen über 160 000 Mk. Zwei Methodistengemeinden in Freetown, die sich seit 50 Jahren getrennt hielten, haben sich der Wesleyanischen Kirchengemeinschaft wieder angeschlossen. Daher die Erhöhung der Mitgliederzahl auf 6769. Obwohl der geistliche Zustand der Gemeinden nicht ungeteilte Befriedigung gewährt, fehlt es nicht an erfreulichen Zeichen. Hier und da werden Heiden nach gründlicher Vorbereitung gekauft. Die nur von farbigen Predigern im Protektorate (Limbah, Timne und Scherbro) getriebene Mission erholt sich schnell von den Zerstörungen des Aufstandes. Ein neues Zentrum im Hinterlande ist zu Bandajuma besetzt worden. (Rep. 1901, 114.)

Auch die United Methodist Free Church hatte furchtbar gelitten. Eine Station im Mendi-Gebiet wurde völlig zerstört und mehrere Personen von der Mission grausam ermordet. Jetzt sind die zerstörten Stationen im Mendilande wiederhergestellt, und die weiteren Aussichten sind sehr günstig. Von den Gemeinden in der Kolonie wird stetiger Fortschritt gemeldet. (Gesamtzahl der Kirchenglieder: 2620).

Liberia, die Negerrepublik, in der kein Weissler stimmfähig ist und nicht einmal Grundbesitz erwerben darf, ist ein vielsagendes Beispiel davon, wie verhängnisvoll der Mission eine Verbindung mit dem doktrinären, politischen Liberalismus wird. Die ausgedehnteste Arbeit haben hier die Methodist-Episkopalen, die bereits auf eine 67jährige Thätigkeit zurück schauen. Ihre Gemeinden aber scheinen noch immer auf die amerikanisierten Schwarzen beschränkt zu sein, die auf die

---

1) Sonderbar ist der nächtliche Fackelzug, mit dem 1000 Christen den Festprediger aus dem Bette holten um ihm zu danken, wobei sie die Doxologie sangen *E. M. S. Rep.* 54 f.

2) Auch von den folgenden Feldern der *E. M. S.* gilt dasselbe. Wir begnügen uns hier mit der einmaligen Andeutung.



von ihnen verachtete heidnische Bevölkerung keinen christianisierenden Einfluss üben. Nach unsrer Auffassung ganz unverständlich ist die jüngst erfolgte Ausdehnung dieser Mission nach Madeira mit seiner weissen Bevölkerung. Dahin hat der Bischof seinen Sitz verlegt. Die Fortschritte, welche im letzten Berichte gerühmt werden, liegen besonders auf dem Gebiete der höheren Schule. Am West-African College zu Monrovia promovierten 9 Jünglinge und 2 junge Damen. Auch von der Zeitung verspricht man sich viel. Aber bei allem Rühmen lassen sich manche Spuren elender Zustände nicht verbergen. Es wird geklagt über den Mangel passender Lehrer und Prediger. Von den eigentlichen Missionsstationen ist gar nicht die Rede. Die entsprechenden Rubriken der statistischen Tabelle enthalten sehr geringe oder gar keine Zahlen. Ganz kurz werden die Elementarschulen mit 1146 Schülern erwähnt, von denen 346 den benachbarten Stämmen angehören. Ob sie die gewonnene christliche Bildung in ihre Heimat bringen, ist fraglich. Wahrscheinlicher dürfte es sein, dass sie ihren Angehörigen entfremdet und in die amerikanisierte Bevölkerung absorbiert werden. Die letztere wird übrigens neuerlichst auf 25000 Seelen angegeben. Die Zahl der methodistischen members ist 3876, einschliesslich 829 Probeglieder. Bemerkenswert ist, dass 265 Taufen Erwachsener neben 147 Kindertaufen stattfanden.

Die Mission der amerikanischen Presbyterianer ist 1898 zurückgezogen worden. Die betr. Gemeinden (400 Mitglieder) sind jetzt selbständig.

Die amerikanischen Protest.-Episkopalkirche ist wohl die einzige, die sich nachdrücklich der Eingebornen annimmt. In zweien ihrer 3 Distrikte Kap Palmas und Montserrado übersteigt in den Gemeinden die Seelenzahl der letzteren die der Liberianer. Im Sinoe- und Bassa-Distrikt haben letztere die Oberhand. Der Bericht von 1898/99, den der Bischof als den günstigsten bezeichnet, den er je zu erstatten hatte, zählt

	Kirchgänger.	Taufen.		Kommunik.	Schüler.
		Erwachs.	Kinder.		
Eingeb.	2046	160	136	864	876
Liberianer	723	22	57	643	264

Die Mission am Kavalla-Fluss zu Bohlen war durch die Kämpfe zweier Stämme gestört. (Leider stand uns der letzte Jahresbericht nicht zur Verfügung.)

Über die andern in Liberia arbeitenden Missionen fehlen uns neuere Nachrichten; doch entnehmen wir einem amerikanischen Blatte die Bemerkung, dass die Lutherische Generalsynode ihre Arbeit in Mühlenberg aufgibt. Als Gründe werden angegeben die gedrückte Finanzlage, sowie die Erfahrung, dass die Eingebornen immer mehr und mehr von der Station fortziehen. Es ist zu bedauern. Diese Station war sonst eine von den erfreulicheren Erscheinungen in Liberia.

Die Goldküste. Während uns auf den bisher besprochenen Feldern viel Stagnation, getäuschte Hoffnungen und allerlei betrübende Erscheinungen entgegen treten, bietet uns hier, wenigstens die Baseler Mission, seit einer Reihe von Jahren das erfreuliche Bild gesunden Wachstums. Hat sich doch im letzten Jahrzehnt die Seelenzahl der Gemeinden nahezu verdoppelt (9672 : 18136), während in derselben Zeit die members der Methodisten (Seelenzahl wird leider nicht angegeben) nur von 6045 auf 8021 stiegen. Auffallend ist der Unterschied der

Missionare. Sonst finden sich in West-Afrika nur noch wenige Europäer unter ihnen. Selbst bei der E. M. S. sind unter 78 Ordinierten in ganz West-Afrika nur 18 Europäer, bei den Methodisten unter 46 nur 9. Die Baseler dagegen haben hier unter 69 noch 46 — eine Zahl, die sich im letzten Jahrzehnt fast um 30% vermehrt hat. Auch die Schülerzahl hat sich von 3022 auf 5395 gehoben — freilich nicht ganz im gleichen Schritte mit dem Zuwachs der christlichen Gemeinden. Auch sonst waren wir von diesem Felde vorwiegend erfreuliche Berichte gewohnt. Hier erwartete man um so weniger ausgedehnte Sichtungen, wie sie anderswo, infolge von Massenbekehrungen nötig werden, da solche hier noch nicht vorgekommen sind und der Zuwachs der Gemeinden (abgesehen von der natürlichen Vermehrung) durch die Taufe vieler einzelner, lange vorbereiteter Personen erfolgt. Aber auch in solchen Gemeinden sammelt sich trotz sorgfältigster Pflege ein Rest von allerlei heidnischem Wesen an, das, trotzdem es verborgen gehalten wird, doch einmal an den Tag kommt und dann ernste Zuchtmassregeln nötig macht. In neuerer Zeit haben sich die Ausschlüssungen auf der Goldküste sehr gemehrt, und betragen in den am meisten betroffenen Bezirken bis über 30%. Es handelt sich meistens um den Kampf gegen die Sinnlichkeit der Neger (J. B. 1900 S. 27), die hier neuerlichst durch Musikbanden mit europäischen Instrumenten mächtig gefördert wird. Viele Christen, besonders jüngere Leute, vermögen dieser Verführungsmacht nicht zu widerstehen. Leider müssen auch immer wieder einige (oder selbst eine grössere Zahl — J. B. 1901, 24) von den Gehilfen entlassen werden. Es sind jedoch nicht alle Ausgeschlossene für die Gemeinde verloren. Manche kommen später bussfertig zurück, und die Aufnahme wird gern gewährt, wenn sich ernstliches Streben zur Besserung zeigt.

Anzuerkennen ist das wachsende Verständnis der Gemeinden für ihre Verpflichtung zu kirchlichen Leistungen. Manche Kapelle und manches Lehrerhaus ist in den letzten Jahren repariert oder neu erbaut worden, oft mit ansehnlichen Opfern der Gemeinde. Auch die neue, hübsche Pretorius-Gedächtniskirche zu Akra entstand aus eigenen Gedanken der eingeborenen Christen, bei denen der verstorbene Visitator noch nicht vergessen ist. — In dem Stationsgebiete von Odumase, wo früher ein sehr harter Boden war, begannen sich gegen den Schluss des Jahrhunderts merklich die Thüren zu öffnen. In Akem konnte die lange aufgegebene Missionsstation Kyebi wieder besetzt werden. Die Heidentaufen mehren sich dort. Das Evangelium wird so bekannt, dass schon Schriftworte als Autorität ins Volksbewusstsein eingedrungen sind.

Ein wichtiges Ereignis ist die Gründung eines zweiten Lehrer- und Predigerseminars in Abetifi. Obwohl das bestehende Seminar zu Akropong 70—80 Zöglinge zählt, vermochte es die Zahl der erforderlichen eingebornen Mitarbeiter nicht zu liefern — auch ein Zeichen für die kräftige Entwicklung der Missionskirche. Sehr erfreulich erscheint uns der bei dieser Gelegenheit gefasste Beschluss, in den beiden Anstalten den Unterricht in der griechischen Sprache vom Lehrplan zu streichen. Es wäre zu wünschen, dass derselbe auch auf manchem andern Missionsfelde aufgegeben würde. An das Griechische ist schon sehr viel vergebliche Mühe und Arbeit verwendet worden. Die schönen Erwartungen, die man davon für Bibelverständnis und Bibelübersetzung hegte, sind bis auf wenige

vereinzelte Ausnahmen gründlich getäuscht worden. Der erwähnte Beschluss geht sachgemäss dahin, eine gründlichere Einführung in die Bibel in der Landessprache an die Stelle des griechischen Unterrichts zu setzen.

Als das wichtigste Ereignis, das die gesamte Mission auf der Goldküste in Mitleidenschaft gezogen hat, ist der Aufstand in Asante zu nennen. In dem bewältigten Reiche hatte sich die Mission langsam entwickelt. Der Stolz der Vornehmen bildete ein bedeutendes Hindernis, und in der Hauptstadt Kumase war der Erfolg gering. Aber im Lande weit und breit fand die Predigt viel Entgegenkommen. So rühmte Missionar Ramseyer, dass er auf einer 32tägigen Reise nach Norden und Nordwesten ungehindert das Evangelium verkündigen konnte. Auf einigen Hussenstationen mehrten sich die kleinen Christengemeinden. Alles erschien für die weitere Entwicklung hoffnungsvoll.

Eine ganz andere Wendung trat ein, als der Gouverneur der Goldküste, der in Kumase die zur Begrüssung versammelten Häuptlinge von Asante durch die Forderung der Auslieferung des goldenen Königsstuhles tief verstimmt hatte, damit die Veranlassung zu dem blutigen Aufstande gab, der ihn mit seiner kleinen Truppenmacht, sowie die Missionsgeschwister, in grosse Gefahr brachte. Bei abgeschnittenem Rückwege mussten sie in dem kleinen Fort vom 18. April bis 23. Juni eine furchtbare Belagerung aushalten. In der höchsten Not wurde der Durchbruch gewagt, und er gelang. Unter entsetzlichen Mühsalen kamen die Missionsgeschwister zur Küste, bis auf Bruder Weller, der unterwegs den Anstrengungen erlag. Die schöne neue Station zu Kumase wurde verbrannt; das Christenhäuflein war schon vorher versprengt worden. Auf einer der Hussenstationen erduldeten ein Katechist, treu im Glauben, den Märtyrertod. — Auf der ganzen Goldküste gab es viel Unruhe und Aufregung. Bei den Heiden loderte die alte Wildheit wieder auf. Dagegen zeigte der deutliche Unterschied der Christen die Wirkungen des Evangeliums. Glücklicherweise blieb der Aufstand auf Asante beschränkt. Dennoch war das Missionswerk auch in den andern Landschaften durch die herrschende Unruhe behindert. Daraus erklärt der letzte Bericht die verminderte Zahl der Heidentaufen, die jedoch immer noch 859 betrug.

Seither ist Kumase und einige andere Plätze von einer grösseren britischen Truppenmacht besetzt. Asante ist nicht mehr Protektorat, sondern der Kolonie einverleibt. Von der Station Abetifi aus ist auch bereits die Missionsarbeit durch eingeborne Gehilfen wieder aufgenommen und die heldenmütigen Geschwister Ramseyer sind nach einem Erholungsjahr in der Heimat wieder hinausgezogen, um in Kumase die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Anlage einer zweiten Hauptstation in Asante ist beschlossen. Neuerlichst aber kommen von der Goldküste so bedrohliche Nachrichten, dass es fraglich ist, ob die Herstellung und Erweiterung der Mission vor einem neuen kriegerischen Ausbruch möglich sein wird.

Ein ganz neues Moment, mit dem auch die Mission zu rechnen bekommt, bildet die seit Wiederherstellung der Ruhe begonnene Ausbeutung der Goldlager seitens einer Reihe von Gesellschaften mit angeblich über 300 Millionen Mark Kapital. Scharen von Goldgräbern strömen zusammen. Die Hauptminen liegen im Bereich von Abetifi. Durch eingeborene Gehilfen ist die Missionsarbeit unter



den schwarzen Goldgräbern schon eingeleitet. Bei dem neuesten, unsichern Stande sind übrigens die Aktien sehr gesunken.

Eine besondere Erwähnung verdient das grösstenteils zur deutschen Cogo-Kolonie gehörende Woltagebiet mit der Hauptstation Anum. Dort hat sich die Mission durch eingeborene Gehilfen weit nach Norden ausgebreitet. Seit einigen Jahren wohnt ein schwarzer Pfarrer in Kratschi, der zahlreiche Orte der Umgegend besucht und an mehreren bereits Taufbewerber hat. Die schon lange geplante Anlage einer neuen Hauptstation konnte bis jetzt leider noch nicht ausgeführt werden. Sie wird aber nicht ausbleiben können, da sich gerade auf deutschem Gebiete die Verhältnisse für die Mission ungleich günstiger gestalten, als auf den südlichen, englischen, wo Anum liegt.

Aus dem Wesleyanischen Berichte über die Mission an der Goldküste ist nicht viel zu entnehmen. Auch sie hatte eine nun zerstörte Station in Kumase. Ausser den Schrecken des Krieges wird hier noch eine furchtbare Pockenepidemie erwähnt. Der letzte Bericht bringt viel Erfreuliches. Zwischen den Zeilen aber kann man hier und da Spuren von recht dürftigen Zuständen in den christlichen Gemeinden finden — z. B., wenn aus dem Distrikte Cape Coast gemeldet wird von ernstlichen Bemühungen, die Jugend „von einer blos formalen Anhänglichkeit an das Christentum zu einem tieferen geistlichen Leben zu führen“. — Als besonderes Ereignis wird die Eröffnung einer Mädchenschule erwähnt. Es wird in derselben auch Schneidern, Kochen, Waschen u. s. w. gelehrt. Als Ziel ist angegeben, tüchtige christliche Hausfrauen heranzubilden. — Auch die Wesleyaner haben eine besondere Mission bei den Goldminen.

Im Evhegebiete wurde die Norddeutsche Mission, die bisher noch immer ihren Stützpunkt in dem englischen Keta hatte, durch die teilweise Zerstörung ihres dortigen Missionshauses (in der Brandung, welche viel Land hinwegriss), veranlasst, denselben nach Come, auf deutschen Grund und Boden, zu verlegen. Eine Kirche steht dort schon seit Jahr und Tag. Auch für die deutschen Beamten wird darin Gottesdienst gehalten. Ein guter Weg erleichtert den Verkehr mit den Inlandstationen. Dort ist die 5. Europäerstation Agu hinzugekommen, früher Aussenstation von Ho. Die Gemeinden sind stetig gewachsen. Während die Rundschau von 1898 erst 1258 Seelen zählt, giebt der neueste Bericht 2616 an nebst 170 Taufbewerbern. — Wenn hier auch noch viel Krankheitsnöte vorkommen, so durfte der Tod in vier Jahren doch nur eine Person von den Arbeitern hinaraffen, eine von den Diakonissen, deren 6 jetzt noch auf dem Felde stehen. Diese Mission hat viel zu leiden von der sehr rührigen katholischen Konkurrenzmission, wie auch der von Norden her vordringende Islam ihr Schwierigkeiten macht.



## Litteraturbericht.<sup>1)</sup>

**Casalis:** „Meine Erinnerungen“. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Gräfin E. Gröben. Verlag der deutschen Orientmission. Berlin. 1901. Mk. 2.— geb. 2,50. — Ein sehr empfehlenswertes, obgleich in der französischen Originalausgabe (1884) kein neues Buch. Es führt uns in die Anfänge der südafrikanischen Mission, speziell der Pariser Missions-Gesellschaft unter den südlichen Bassuto, und schildert mit französischer Lebhaftigkeit und Geistreichigkeit die persönlichen Erlebnisse des Hauptbegründers dieser Mission und nachmaligen Direktors der Pariser Missions-Gesellschaft von seiner Kindheit und seinem Eintritt in den Missionsdienst an bis zu seiner originellen Brautfahrt in die Kapstadt und der endgiltigen Gründung der zweiten Hauptstation Ehaba Bossiu. Mit dem Code seiner Gattin schliesst das von Anfang bis zu Ende interessante Buch. Leider, denn man hätte gern mehr gehört. Aber auch als Bruchstück haben diese Erinnerungen einen bleibenden Wert. Neben der malerischen Beschreibung der Schwierigkeiten, mit denen zu Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Mission in Südafrika zu ringen hatte, fesseln besonders die Charakteristiken einiger südafrikanischer Pioniermissionare, und die liebevolle Zeichnung des Bildes des begabten und edeln Bassutohäuptlings Moschesch, der die Missionare in sein Land eingeladen hatte und ihr Werk nach besten Kräften förderte. Die Übersetzung, obgleich sie einige steife Passagen hat, liess sich fliessend. Statt des konsequent gebrauchten französisierten „Namaquois“ hätte Namaqua oder wie man jetzt allgemein schreibt: Nama gesagt werden sollen; dass ebenso konsequent statt Wagenmaker Valley — Valex oder Vallex geschrieben wird, ist wohl nur ein Druckfehler.

**Lett:** „Im Dienste des Evangeliums auf der Westküste von Nias.“ Barmen. Missionshaus. 1901. Geb. 1,75 Mk. Ein würdiges Pendant zu Kunze's in dieser Zeitschrift warm empfohlenen Buche: „Im Dienste des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden“, gleichfalls in 4 Hefen, denen als Anhang die Geschichte eines tüchtigen niasischen Evangelisten, Fetero, hinzugefügt ist. Die 4 Hefte tragen die Überschriften: „Ein Vorbereitungs- und Reisejahr“; „Aus den Tagen der Anfänge“; „Ernste und heitere Erlebnisse“; „Durch Kampf zum Sieg“. Alle 4 sind wieder in eine grössere Anzahl von meist kurzen Kapiteln gegliedert, die durch charakteristische Überschriften ihren Inhalt angeben. Der Vorzug des mit vielen Bildern illustrierten Buches besteht darin, dass der als ein fesselnder Erzähler sich ausweisende Verfasser uns in das Detail des wirklichen Missionslebens einführt, die Leute uns sehen lässt, wie sie leiben und leben, die Schwierigkeiten der Missionsarbeit an konkreten Erlebnissen schildert und den Missionsbetrieb wie den Missionserfolg anschaulich exemplifiziert. An systematischer Ordnung lässt die Arbeit manches zu wünschen übrig, aber dieser Mangel wird dadurch ausgeglichen, dass die disiecta membra immer im Zusammenhange mit dem Leben und Er-

1) Bei der augenblicklich vorliegenden Menge von Schriften muss ich mich teils der möglichsten Kürze in ihrer Anzeige befleissigen, teils um Geduld bitten, wenn diejenigen Bücher, die eine längere Besprechung erheischen, nicht sofort nach ihrer Einsendung zur Anzeige kommen.

lebten stehen. Die Missionsliteratur bedarf durchaus solcher mit Fleisch und Blut umkleideten Miniaturbilder, die die heimatlichen Missionsfreunde mit der Wirklichkeit genau bekannt machen, und bei dem grossen Aufschwunge, den die Rheinische Mission auf Dias in den letzten Jahren genommen hat, ist eine solche spezialisierte Einführung in ihren Betrieb von doppeltem Werte.

**Kranz:** „D. Ernst Faber, ein Wortführer christlichen Glaubens und seine Werke“. Mit einem Bilde Fabers. 1. Heft der 2. Flugschriften-Reihe des allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins. Heidelberg. Evangelischer Verlag. 1901. 0,50 Mk. Dieses mit liebender Hand von seinem Schüler und siebenjährigen Mitarbeiter gezeichnete Bild Faber's, ein Abdruck aus der Z. M. R., beschäftigt sich ganz vorwiegend mit der litterarischen Thätigkeit desselben, die ja wesentlich seine missionarische Lebensarbeit bildete, und ihn zum Lehrer sowohl der Chinesen wie der Missionare in China machte. Der vorausgeschickte „Abriss des Lebens D. Fabers“ ist etwas zu aphoristisch geraten und enthält bezüglich seiner Trennung von der Rh. M. G. einen Irrtum, auf den ich schon H. M. Z. 1900, 148 aufmerksam gemacht habe. „Hubrigs lutherischer Dogmatismus“ war nicht der Hauptgrund der „Entzweiung“. Abgesehen von diesem kurzen Abriss ist der Inhalt des gediegenen Schriftchens in 4 Haupt-Kapitel gegliedert: 1) Allgemeines über Fabers litterarische Thätigkeit. 2) Die deutschen Werke Fabers (über Konfucius, Mencius, Cicus, Micus; Sitten und Gebräuche der Christen unter den Heiden; China in historischer Beleuchtung; Theorie und Praxis des protestantischen Missionars in China). 3) Fabers Werke in englischer Sprache (5 und eine Menge bedeutender Aufsätze). 4) Chinesische Werke Fabers (11, zum Teil kompensiöse). Sie alle werden inhaltlich skizziert. Das Schriftchen ist kein volkstümlicher Missionstraktat, es gehört in die Hände der Gebildeten; hoffentlich lesen es ihrer viele und bekommen dann Respekt vor einem Missionar, der es verstanden hat, den Abendländern das Chinesentum und den Chinesen das Christentum wie neben ihm kaum ein anderer zu erschliessen.

**Falke:** „Zum Kampfe der drei Weltreligionen“ (Buddhismus, Islam, Christentum). Ein Katechismus für wahrheitsuchende Leute. Gütersloh 1902. 1 Mk., geb. 1,50 Mk. Dies nur 102 S. starke, in Frage und Antwort verfasste Schriftchen ist ein popularisierter Extrakt aus dem bekannten, bereits in 2. Auflage erschienenen grösseren Werke des Verfassers: „Buddha, Mohamed, Christus. Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen“, der nach einer einleitenden Orientierung kurz und klar Aufschluss giebt über „die geschichtlichen Urkunden“, über „das Lebensbild der drei Religionsstifter“ und über „die Lehre derselben und deren sittlich-religiöse Einwirkung“. Der die geschichtlichen Urkunden behandelnde Abschnitt beschäftigt sich am ausführlichsten mit der Zurückweisung der Behauptung einer Abhängigkeit der Evangelien von den buddhistischen Legenden; der biographische Teil erweist nach verschiedenen Seiten hin die Superiorität der Person Jesu über die Persönlichkeit der beiden anderen Religionsstifter; und der die Lehre der drei Religionen miteinander vergleichende Schlussabschnitt stellt die christliche heraus sowohl als die am segensreichsten auf ihre Anhänger einwirkende wie als die alleinige Inhaberin der Wahrheit. Die S. 8 gemachten statistischen Angaben sind nicht völlig zutreffend. Das Christentum hat mehr als 486 Millionen Anhänger;



man rechnet ihrer wenigstens 530 Millionen. Und „die Zahl der Heidenchristen, die von der evangelischen und katholischen Kirche im verflossenen Jahrhundert getauft sind“, „beläuft sich nach neuester Schätzung“ nicht „auf 7 Millionen“, sondern in beiden Kirchen zusammen genommen wohl auf das doppelte.

**Spoelstra:** „Sind die Buren Feinde der Mission?“ Deutsch von H. Schowalter. Berlin 1902. 0,10 Mk. Obgleich diese begeisterte Apologie der Buren hinsichtlich ihrer Stellung zur Mission im einzelnen manchen historischen Beitrag zur gerechten Beurteilung der Haltung derselben sowohl den Eingeborenen wie ihrer Christianisierung gegenüber beibringt, so trägt sie doch im Ganzen einen fast leidenschaftlich parteilichen Charakter und schießt, indem sie bis zur missionarischen Verherrlichung der Buren geht, weit über das Ziel hinaus. Der Raum gestattet mir nicht, Seite für Seite der Broschüre nachzugehen, ich müsste dann mindestens eben so lang werden wie sie. Nur zweierlei sei bemerkt: 1. dass der Unterschied zwischen der Stellung der Buren zur Mission und ihrer Behandlung der Eingeborenen in der älteren Zeit und im letzten halben und speziell im letzten viertel Jahrhundert teils gar nicht, teils nicht deutlich genug zum Ausdruck gekommen und ihrer Feindschaft gegen die englischen Missionare in einseitiger Weise gedacht ist und 2. dass alle Sympathie, die wir heute mit den, so tapfer für ihre Freiheit kämpfenden und unter englischer Misshandlung so schwer leidenden Buren haben, die Chatsachen der älteren Geschichte nicht aus der Welt schaffen kann. Gerade aus dieser Broschüre wird ersichtlich, wie schwer es ist, in Zeiten aufgeregter politischer Sympathien und Antipathien sich den Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn zu wahren, und die augenblickliche Parteinahme nicht in die Geschichte der Vergangenheit hineinzutragen.

**„Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1902.“** Leipzig und

**„Jahrbuch der vereinigten nordostdeutschen Missionskonferenzen 1902.“**

Im Selbstverlage der betreffenden Konferenzen, das erste 192 S. stark in ähnlicher Weise allseitig und gediegen wie in den früheren Jahrgängen, das zweite, ohne den provinziellen Anhang 96 S. umfassend, beschränkt sich abgesehen von den Jahresberichten der 3 Berliner Missions-Gesellschaften, einer Rundschau über die deutschen Missions-Gesellschaften und einer kurzen Übersicht über die deutsche Mission und Literatur in 1900/1901 auf „missionshomiletische Kontroversen“ und „Stoffe zu Missionsvorträgen“. Da beide zu den bekannten periodischen Missionsschriften gehören, so begnüge ich mich von nun an hierorts mit der einfachen Anzeige.

**Fries:** „Geschichten und Bilder aus der Mission.“ Heft 26. Halle, Waisenhausbuchhandlung 25 Pfg., in Partien 20 Pfg. Auch diese jährlich erscheinenden gelben Hefte sind hinreichend bekannt; es genügt also anzugeben, dass das vorliegende Heft neben 3 Bildern 2 Aufsätze bringt: „James Chalmers, ein Streiter Christi unter den Wilden Neuguineas“ und „Denkwürdige Tage der Livingstonia-Mission“. Das Heft verdient wieder die weiteste Verbreitung.

**Richter:** „Die Mission und die nichtchristlichen Völker.“ Heft I der „Beiträge zur Missionskunde“. Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft. Kurz zusammengefasst behandelt dieses 23 Seiten starke Schriftchen die Fragen: sind Natur- und Kulturvölker in gleicher Weise Objekt der Mission? Antwort: ja. Hat die Mission ihnen gegenüber die gleiche (religiöse)

Aufgabe? Antwort: ja. Ist trotzdem eine Modifikation der Missionsaufgabe nach dem Bildungsstande der Natur- und der Kulturvölker anzuerkennen? Antwort: ja, und zwar in der doppelten Richtung: „nach der historischen Entwicklung und nach der sozialen Ausgestaltung der Mission.“ Soviel in der Kürze über diese inhaltvollen Fragen etwas gesagt werden kann, alles klar und in den Grundzügen richtig.

Wie es scheint, soll diese Serie von „Beiträgen zur Missionskunde“ eine Art Pendant zu den „Basler Missionsstudien“ werden. So sehr nun auch eine Bereicherung der Missions-Flugschriften-Literatur durch allgemein verständliche Abhandlungen über wichtige missionstheoretische Fragen zu bewillkommen ist, so möchte ich doch zweierlei zur Erwägung zu geben mir erlauben: 1) ob der Sache wirklich gedient ist, wenn jede Missions-Gesellschaft eine Fülle dieser Broschüren-Literatur herausgibt? Werden es nicht nachgerade der Broschüren zu viel, wird der Absatz und wird die Wirkung nicht durch die Menge geschwächt? Ist hier nicht weniger — besser? Und 2) Sollte die Herausgabe solcher Broschüren nicht beschränkt werden auf Fragen, die der Klärung bedürfen, die zeitgemäss sind und — die etwas Neues zur Sache herbeibringen, im übrigen aber die Erörterung der missionstheoretischen Fragen den Fachzeitschriften überlassen bleiben?

**Haller:** „Theorie und Praxis der konstituierten Missionskonferenzen.“ Basel. Missionsbuchhandlung. 1902. 0,20 Mk. Der Verfasser, der Schriftführer der in 1900 begründeten Südwest-Württembergischen (Horber-) Missions-Konferenz, behandelt seinen Gegenstand, von einer sehr kurzen „geschichtlichen Einleitung“ einem ebensolchen „Schlusswort“ und einem vierfachen „Anhange“ abgesehen, in 2 Hauptabschnitten: 1) Theorie der Missions-Konferenz; Begriff; Aufgabe; Stellung zu andern Missionsorganisationen; Stellung zur Kirche; Stellung zu Volks- und Staatsleben; und 2) Praxis der Missions-Konferenzen: Thätigkeiten; äussere Einrichtung. Der Anhang enthält: einschlägige Literatur; tabellarische Übersicht über die (19) deutschen Missions-Konferenzen (nach Döhler); Übersicht über die Thätigkeiten derselben; Satzungen der Halle'schen und der Horber Missions-Konferenz. Zweck der 32 Seiten umfassenden Schrift ist: „in solchen Gegenden, wo keine festen Missions-Konferenzen (besonders in den südwestdeutschen Ländern) bestehen, zur Gründung von solchen anzuregen, Missverständnisse, welche da und dort namentlich in den Kreisen der Missions-Leitungen und -Vereinen obwalten, zu beseitigen, endlich die Mitglieder von Missions-Konferenzen in ihrem Eifer für die Sache zu bestärken.“ — Was der Verfasser sagt, ist allerdings, einige Definitionen ausgenommen, (namentlich nach dem Döhler'schen Aufsatz in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift. 1899, 493 ff.) nicht neu, aber klar, meist richtig, und für werdende Missions-Konferenzen recht brauchbar. Bezüglich der Halle'schen Missions-Konferenz enthält das Schriftchen einige Defekte, <sup>1)</sup>

---

1) Und dagegen protestiere ich, dass „eine Gefahr für die Eigenart einer Missions-Konferenz darin liege, wenn sie regelmässig grössere Beiträge an eine oder mehrere Missions-Gesellschaften abliefert“ (S. 15). Die Halle'sche Missions-Konferenz hat das seit ihrem Bestehen „regelmässig“ — und zwar in beträchtlicher Höhe, in diesem Jahre ca. 2800 Mk. — gethan, weil sie von den Mit-

und ein paar kritische gegen mich gerichtete Bemerkungen beruhen wohl auf Missverständnis, an dem ich selbst vielleicht die Schuld trage, weil ich manchmal zu kurz bin. Nur auf eine dieser Bemerkungen, dass in meiner „umfassenden Missionslehre“ das heimatliche Missionsleben in ein Kapitel „zusammengeschumpft“ sei, ein Wort. Das ist 1) nicht richtig, denn der 1. Abschnitt der 2. Abteilung meiner Missionslehre: „Die Sendenden“ enthält 6 Kapitel (S. I—140), und wenn 2) „die Pflege des heimatlichen Missionslebens“ in ein Kapitel (S. III—140) zusammengedrängt, nicht „geschumpft“, ist, so glaubte ich, nachdem ich diesen Gegenstand in 5 dort citierten Einzelessays ziemlich eingehend behandelt, dass ich nun knapp sein durfte. — Beiläufig sei noch bemerkt, dass Halle nicht die Hauptstadt der preussischen Provinz Sachsen ist; das ist Magdeburg.

**G. Müller:** „Die deutschen Kolonien, Monatsschrift für die sittliche und soziale Hebung der Eingeborenen in den Schutzgebieten.“ Jährlich 12 je ein Bogen starke Hefte im Format der Richterschen Evangelischen Missionen. Gütersloh. Mk. 3.— Diese neue, von dem bisherigen Redakteur des Organs des Evangelischen Afrika-Vereins „Afrika“ herausgegebene und vom Ausschuss der deutschen ev. Missionen empfohlene Zeitschrift spricht ihre Tendenz prägnant in ihrem Motto aus: „Kolonialpolitik ist in der Hauptsache Eingebornenpolitik.“ Sie will der Kolonialpolitik dienen, indem sie das Wohl der Eingeborenen vertritt. Wie notwendig das ist, darüber kann unter allen, die mit der thatsächlichen Behandlung der Eingeborenen in den Kolonien bekannt sind, kein Zweifel bestehen. Die vorliegenden beiden ersten Hefte haben einen verheissungsvollen Inhalt: Unser Motto; Kulturversuche in Usambara. Koloniale Rundschau. Kleine Mitteilungen: Verordnung betreffend die Haussklaverei in Deutsch-Ostafrika; Grausamkeiten im Kongostaat; Greuelthaten in Kamerun. Bücherbesprechungen. Ausser vom Herausgeber von Cr. — Die Verordnung betreffend die Haussklaverei von H. von Hassell. Der Anteil des deutschen Reichs an der Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels von v. Wissmann; Koloniale Rundschau. Kleine Mitteilungen: aus portugiesisch Angola; Kongo-freistaat; die Vermehrung der afrikanischen Völker; wertvolle Gesichtspunkte; Bücherbesprechungen. — Möchte die neue Zeitschrift viele sachkundige Mitarbeiter, vornehmlich aus den kolonialen Kreisen und in diesen Kreisen eine weite Verbreitung finden, sodass sie der heimatlichen öffentlichen Meinung eine einflussreiche Führerin werden kann.

**Fitzner:** „Deutsches Kolonial-Handbuch.“ Nach amtlichen Quellen gearbeitet. 2 Bde. 2. Aufl. Berlin 1901. Mk. 8.— Ein vollständiges, detailliertes und zuverlässiges Nachschlagebuch, welches im ersten Bande die afrikanischen deutschen Kolonien, im zweiten die ozeanischen und Kiautschau in der Weise behandelt, dass zuerst eine geographische, bzw. topographische und ethnologische, dann eine wirtschaftliche und administrative Generalübersicht gegeben wird, in welcher auch die Missionen eine Stelle finden. Nach dieser allgemeinen kurzen und guten

glieder-Beiträgen Überschüsse hatte, und bei ihren zahlreich besuchten Gottesdiensten und volkstümlichen Abendversammlungen einträgliche Kollekten sammelte. Irgend eine „Gefahr“ ist in den 24 Jahren ihres Bestehens deshalb von niemand entdeckt worden.



Gesamtorientierung folgt der umfangreiche spezielle Teil, der alle einzelnen, von der Regierung, von Privatunternehmern und von den Missionen besetzten Ortschaften und Stationen und über sie alles Wissenswerte registriert. Eine sehr willkommene Illustration sind die übersichtlichen Karten, welche den einzelnen Kolonialgebieten beigegeben sind. Neben den spezialisiertesten Personalverzeichnissen enthält das fleissige Werk auch noch eine (wesentlich Personal-) Übersicht über die Kolonial-Behörden, Kolonial-Gesellschaften und Vereine und über die Missions-Gesellschaften. — Uns interessieren natürlich besonders die die Missionen betreffenden Abschnitte und Notizen. Was die deutschen Missionen betrifft, so sind in den die Kolonialgebiete behandelnden Partien im Ganzen die Angaben richtig, nur ist das, was mitgeteilt wird, sehr ungleichmässig: namentlich die Statistik das eine Mal ausführlich, das andere Mal nur stückweise, oder sie fehlt ganz. Am dürftigsten kommen die nichtdeutschen evangelischen Missionen weg, die auch nicht allerorts besonders bei den Marshall- und Karolineninseln, vollzählig angegeben sind. Bei Samoa erhält man den unrichtigen Eindruck, als ob die katholische Mission überwiege, während sich doch ihre Anhängerzahl zu der Zahl der evangelischen Christen etwa wie 1 zu 5 verhält. Samoa ist längst christianisiert, und die später eingedrungene katholische Mission hat wesentlich unter der evangelischen Bevölkerung proselytiert. Auch in der am Schlusse des 2. Bandes befindlichen Generalübersicht über die „Missions-Gesellschaften“ findet sich dieselbe Ungleichmässigkeit: das eine Mal nur Personalien, das andere Mal Angabe der Einnahme, Ausgabe, Missionsgebiete, litterarische Organe etc. Beiläufig bemerkt ist hier auch ein unbegreiflicher Fehler untergelaufen: Von der Baseler Mission wird eine Einnahme von 1620617 Franken und eine Ausgabe von 72229 Franken registriert. Wird, wie zu erwarten steht, später eine neue Ausgabe veranstaltet, so dürfte es sich empfehlen, dass der Verfasser, wie er sich mit vielem Fleiss ein authentisches handschriftliches Material aus den Kolonien gesammelt hat, sich auch an die Missionsfachleute bzw. an die Missions-Gesellschaften wende, um durch sie die in den kolonialamtlichen Berichten sich etwa findenden Lücken in authentischer Weise sich ausfüllen zu lassen. Erst durch Vollständigkeit und Ebenmässigkeit der Mitteilungen in allen seinen Partien erhält solch ein Sammelbuch wirklichen Wert.

**Gareis:** „Deutsches Kolonialrecht. Eine orientierende Schilderung der aussereuropäischen Erwerbungen des deutschen Reiches und Darstellung ihrer Rechtsordnung nebst dem Text und Erläuterungen der diese Schutzgebiete betreffenden Gesetze und Kaiserlichen Verordnungen. 2. Aufl. Gießen 1902. 4 Mk. geb. Mk. 5.— Das ist ein ausführlicher Titel, der sofort den Inhalt des Buches angiebt, welches die gesamten kolonialen Institutionen, Betriebe etc. unter dem juristischen Gesichtspunkte behandelt, dabei aber auch Geschichtliches und Statistisches über die Schutzgebiete einflicht. Der erste allgemeine Teil (S. 1—158) beschäftigt sich mit den juristischen Begriffen Schutzgebiet und Schutzgewalt, den verschiedenartigen Hoheitsrechten und den Rechtsnormen (dem Texte der Gesetze und Verordnungen mit Anmerkungen), der zweite besondere Teil (S. 159—230) mit den einzelnen deutschen Schutzgebieten. Es ist eine wahre Flut von Gesetzen und Verordnungen, mit der unsre junge Kolonialära die Schutzgebiete bereits überschwemmt hat; Gareis giebt nur eine Auslese, Professor Zorn hat eine Sammlung von 462 herausgegeben und

die von Riebow-Zimmermann veranstaltete Sammlung umfasst bereits 5 Bände! Es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe dieser Zeitschrift sein, uns auf eine juristische Besprechung einzulassen; aber 2 Laien-Bemerkungen kann ich doch nicht unterdrücken: 1. sollte die Kolonial-, Gesetz- und Verordnungsmaschine nicht ein wenig gebremst werden? und 2. verlohnt es sich nicht der Mühe zu untersuchen, ob die gegebenen Gesetze und Verordnungen überhaupt und besonders soweit sie sich auf die Rechtsverhältnisse der Eingebornen beziehen, den fremdartigen kolonialen Zuständen auch wirklich angepasst sind? — In der Einleitung bespricht der Verfasser auch die Frage nach dem Recht der kolonialen Erwerbungen überhaupt; aber dass die sehr kurze juristische Antwort, die er giebt, denjenigen befriedigt, für den das Recht auch eine moralische Seite hat, wird nicht gesagt werden können. Voraussetzung des Kolonialrechts scheint doch zu sein: die Eingeborenen sind rechtlos. Wenn ich ein Jurist wäre und ein Kolonialrecht schrieb, so würde ich in demselben auch der Kolonialpflicht gegen die Eingeborenen gedenken und zwar in einem ausführlichen Kapitel sowohl unter dem prinzipiellen Gesichtspunkte wie in dem konkreten Nachweise, in welchen Massnahmen sie sich zu bethätigen habe.

In einem besonderen Anhang zur Einleitung des allgemeinen Teils giebt der Verfasser auch eine Übersicht über „die christlichen Missionen in den deutschen Schutzgebieten“ (S. 43—55) nicht in ihrer Beziehung zum Kolonialrecht, sondern einfach als Statistik. Notabene ist eine solche Zusammenstellung nicht die erste in ihrer Art. Gegen das über die an erster Stelle stehenden katholischen Missionen Gesagte ist nichts einzuwenden, aber bezüglich der protestantischen Missionen sind verschiedene Irrungen und Defekte untergelaufen. Von meinem „Abriss“, dessen 4. Auflage Gareis benutzt hat, ist mittlerweile die 7. erschienen; es ist also nicht zutreffend, wenn er bemerkt: „Neuere und umfassende Detailzählung scheint zu fehlen.“ Diese neuere und umfassende Detailzählung wäre auch in der Allgemeinen Missions-Zeitschrift zu finden, und durch direkte Anfrage bei einem Missionsfachmann zu erfahren gewesen. In die Übersicht H. der protestantischen Missionen hätte weder die alte deutsch-hallische Mission noch die Jänickesche (nicht: „Jänkesche“) Missionsschule gehört und die Berliner Missions-Gesellschaft hätte nicht 2 mal aufgeführt werden sollen. Die Brüdergemeine hat nicht erst 1800 sondern schon 1732 auswärtige Missionen begonnen<sup>1)</sup> und von der Gossnerschen und Hermannsbürger Mission kann nicht gesagt werden, dass sie „überhaupt wenig“ in Betracht kommen. Entweder musste die Übersicht H. ganz weggelassen oder sie musste vollständig gegeben, d. h. alle deutschen evangelischen Missionen mussten aufgeführt werden. In Abschnitt B. folgen dann nur die in den deutschen Schutzgebieten arbeitenden evangelischen Missionen. (Unbegreiflich ist mir, wie Gareis von der Rheinischen Mission auf Neuguinea schreiben kann: „Die Mission hat auf ihrem Gebiete 3 Sprachen, und in allen 3 Sprachen besitzt sie für die Schulen gedruckte Bibeln.“ Soviel ich weiss besitzt weder die Rheinische noch die Neuendeffelsauer Mission eine Bibelübersetzung in irgend einer Neuguinea-Sprache). Hier sind die deutschen im Ganzen richtig registriert, aber von den nichtdeutschen

---

1) Der Verfasser hat an der betreffenden Stelle meines „Abriss“ den früheren Abschnitt über die Brüdergemeine übersehen.

fehlen bei Kamerun die amerikanischen Presbyterianer, bei den Marshallinseln ist die bedeutende Mission des Amerikanischen Board unvollständig, bei den Karolinen gar nicht erwähnt, bei Samoa fehlt die ausgedehnte protestantische Mission der Londoner und der Wesleyanischen Missions-Gesellschaft ganz, und bei Kiautschau ist überhaupt keiner Mission, weder der beiden deutschen noch der amerikanischen Presbyterianer gedacht. Wenn einmal in ein solches Buch, das doch Anspruch auf wissenschaftliche Akkuratess macht, eine Missionsübersicht aufgenommen wird, dann muss sie auch lückenlos und zuverlässig sein.

**Brose:** „Die deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1900“. Berlin 1901. 1 Mk. Eine mit staunenswertem Sammelfleiss zusammengestellte, lückenlose und übersichtlich geordnete Generalschau über die gesamte allgemeine und spezielle Buch-, Broschüren- und Zeitschriftenliteratur, soweit sie in irgend einer Beziehung zu dem Kolonialwesen steht, mit Einschluss der Missionsliteratur. Für die kolonialliterarische Arbeit ein wertvolles Hilfsmittel.

**Plehn:** „Tropenhygiene“ mit spezieller Berücksichtigung der deutschen Kolonien. Ärztliche Ratschläge für Kolonialbeamte, Offiziere, Missionare, Expeditionsführer, Pflanzer und Faktoristen. 20 Vorträge, gehalten am Seminar für orientalische Sprachen im Wintersemester 1900/1901. Jena 1902. 5 geb. 6 Mk. Ein nicht bloß allgemein verständliches, sondern auch fesselndes medizinisches Lehrbuch für alle Berufsklassen der in den Tropen lebenden Europäer. Ich gebe die Überschriften über die 20 Vorlesungen; sie werden genügen, um zu zeigen, wie anziehend ihr reicher Inhalt ist: das Tropenklima im allgemeinen. Das Klima in den tropischen Kolonien Deutschlands. Einfluss des Tropenklimas auf den menschlichen Organismus und Akklimatisation. Die Malaria der Tropen. Die Erreger der Malaria und die Art ihrer Übertragung. Die Verhütung der Malariaerkrankung. Verlauf und Behandlung der tropischen Malaria. Das Schwarzwasserfieber. Pocken und Pest in ihrer Bedeutung für die deutschen Kolonien. Tropische Hautkrankheiten, Magen- und Darmkrankheiten in den Tropen. Tierische Parasiten des Menschen in den Tropen. Schlangen- und Pfeilgift in den Tropen. Krankheiten der Augen und Ohren. Verletzungen. Vorbereitung für den Kolonialdienst und Ausreise. Tropenhäuser. Stationsanlagen in den Tropen. Tropisches Stationsleben. Expeditionshygiene. Tropenapotheke. Warneck.





# Die Mission der Anwalt der Eingeborenen.

Von D. Merensky.<sup>1)</sup>

Bei der bedeutsamen und immer schneller voranschreitenden Ausbreitung des Christentums in überseeischen Ländern kommen drei Faktoren besonders in Betracht: Die Erweiterung des Machtbereichs der altchristlichen Völker, unter deren Herrschaft zwei Dritteile aller Menschen leben; die Kolonisation im eigentlichen Sinne, durch welche Stapelplätze unseres Handels und Niederlassungen christlicher Auswanderer in heidnischen Ländern begründet werden; und in unmittelbarer Weise die christliche Mission, deren Aufgabe es ist, den Befehl des Herrn auszuführen: „Machet alle Völker zu meinen Jüngern.“ Auf das Zusammenwirken dieser drei Mächte kommt viel an, wenn das gottgewollte Ziel: Die Ausbreitung des Reiches Gottes in der Welt erreicht werden soll. Die Macht-Ausbreitung der christlichen Völker, ihre Kolonisation und Mission wandern eine Strasse, sie streben gemeinsam den

---

1) Vortrag auf der sächsischen Provinzial-Missions-Konferenz zu Halle am 4. Februar 1902. Die Kundgebung, die sich an diesen Vortrag anschloss, ist bereits S. 133 veröffentlicht.

Die „Koloniale Zeitschrift“ vom 20. Februar cr., welche in der letzten Zeit als Hauptvertreterin des gegen die Eingeborenen anzuwendenden Arbeitszwanges sich geriert hat, fertigt unsere Kundgebung mit folgender Expektoration ab: „Es ist ein betrübendes Zeichen für die Zerfahrenheit und das geringe Verständnis der „kolonialen Kreise“, dass bis jetzt noch niemand unserer „Kolonialpolitiker“ gegen diesen Schlag ins Gesicht protestiert hat. Diese anmassenden, pfäffischen und an Insinuationen reichen Sätze müssen einen jeden aufs tiefste verletzen, welcher in der Kolonialbewegung steht. Ist es nicht eine Übertreibung sondergleichen, die Ausschreitungen einzelner Europäer in dieser Weise zu verallgemeinern? Wo wird denn das Wohl der Eingeborenen über der Jagd nach Gewinn mit Füßen getreten? Wo werden in unseren Kolonien die Eingeborenen menschenunwürdig behandelt? Wer verhöhnt denn eine menschenwürdige Behandlung der Eingeborenen? Wer misshandelt die Eingeborenen? Wer will ihnen durch sklavischen Zwang die Arbeit verleiden? Ehe sich die evangelische Mission zur Richterin über die kolonialen Bestrebungen setzt und gegen Ansichten und Meinungen kämpft, die sie vorher nach Wunsch verzerrt hat, möge sie erst einmal vor ihrer eigenen Thüre kehren, denn da liegt es bergehoch!“

Wir werden ja bald Gelegenheit finden, mit Thatsachen zu antworten.

D. H.

Enden der Erde zu; sie können sich nicht aus dem Wege gehen, sie müssen sich mit einander vertragen, ja verständigen, sie sollen und können sich sogar vielfältig zur Erreichung ihrer Ziele behilflich sein. Sie stehen auch vielfach in freundlichem Verhältnis zu einander. Die Kolonisation erleichtert oder ermöglicht der Mission manchmal den Eintritt in ein neues Arbeitsfeld, ermöglicht oder erleichtert ihr sogar manchmal ihre Arbeit, während die Mission der Kolonisation zu Zeiten Pionierdienste thut. Sie ist bei solchem Dienst auch überall willkommen, ist auch sonst willkommen als nützliche Ratgeberin, sie wird aber auch oft genug zur unbequemen, ja gefürchteten Mahnerin, wenn sie für die Rechte der eingeborenen Bevölkerung eintritt. Sie kann und darf aber auf diese Thätigkeit nicht verzichten um der christlichen Völker willen, die durch Vergewaltigung der Eingeborenen überseeischer Länder nur zu leicht schwere Schulden auf sich laden, deren Vergeltung früher oder später sie treffen muss; sie darf auch nicht darauf verzichten um der Ausbreitung der europäischen Herrschaft und Kolonisation willen, die im eignen wohlverstandenen Interesse die Eingeborenen und ihre Rechte schonen sollten. Für die Mission selbst aber ist die Eingeborenfrage und auch die Frage ihres Eintretens für die Eingeborenen eine wahre Lebensfrage. Wir wollen uns deshalb heut hier ermutigen und stärken zu der Ausübung der schweren Pflichten, die Gott uns in dieser Hinsicht auferlegt hat, indem wir betonen, dass die Übernahme dieser Anwaltschaft für uns eine Notwendigkeit ist, und zugleich auch die Aufgaben erwägen, die uns aus der Übernahme solcher Anwaltschaft erwachsen.

# I.

Man ist herechtigt die Frage aufzuwerfen: Weshalb brauchen die Eingeborenen überhaupt einen Anwalt?“ Deshalb, weil die Europäer ihnen gegenüber nur zu sehr zur Gewaltthat neigen! Dafür ist ein Grund mit der Thatsache gegeben, dass die Europäer, die hierbei in Betracht kommen, der hochstehenden, geistig hochbegabten indogermanischen Rasse angehören, die geneigt ist, auf die Angehörigen anderer minderwertigen Menschenrassen trotzig und hochmütig herabzusehen. Wir kennen alle die grossartige Schöpfung Kaulbachs, welche die Völkerscheidung zu Babel darstellt. Auf diesem Gemälde kommt auch die innere Entfremdung der Rassen von einander klar zum Ausdruck. Die Kinder Sems fliehen erschreckt vor den Hamiten, und der reine germanische Jüngling blickt auf die Schwarzen herab

mit Abscheu und Verachtung. Unserer germanischen Natur ist noch heute diese Verachtung der tiefer stehenden nichteuropäischen Völker eingepflanzt. Der Indogermane sieht in dem Angehörigen dieser Rassen nicht seinen Nächsten. In Indien tritt uns dieser Gegensatz im Verkehr der höher stehenden Kasten mit den Parias entgegen, und wir selbst fühlen uns im Verkehr mit Mongolen, Papuas, Hottentotten und Negern zunächst von diesen Leuten abgestossen. Es haben die Europäer deshalb von Natur niemals Gefallen an der biblischen Wahrheit gefunden, dass aller Menschen Geschlechter von Einem Blut herkommen. Die Kolonisten in Südafrika scheuten sich früher nicht zu behaupten, dass Buschleute und Hottentotten vom Teufel erschaffen seien, oder wiesen darauf hin, dass alle Eingeborenen Afrikas dem Geschlechte Hams angehörten, welches von Gott verflucht sei. Gebildete Europäer aber halten noch heut vielfach die Fabel aufrecht, dass diese Völker von den Affen abstammen. Damit ist eine Entschuldigung gefunden für alle Ausschreitungen und Gewaltthaten, zu denen man diesen Völkern gegenüber neigte. Wenn Buschleute, Neger und Papua nur höher entwickelte wilde Tiere sind, die keine unsterblichen Seelen haben, dann kann man nicht mehr von Rechten sprechen, die ihnen zukommen, sie sind dann vogelfrei, der Willkür ihrer Dränger preisgegeben.

Als weiterer Grund für den Gegensatz zwischen diesen Völkern und uns fällt der Umstand ins Gewicht, dass sie anderen Glaubens, dass sie Heiden sind. Alle Religionen verlangen von ihren Anhängern, dass sie ein gewisses Mass von Milde gegenüber den Mitbekennern ihres Glaubens walten lassen, auch wenn sie solche als Feinde oder als Unterworfenen zu behandeln haben. Weder Christen noch Mohammedaner durften Angehörige ihres Bekenntnisses zu Sklaven machen. Dieser mildernde Umstand fehlt bei dem Zusammenstoss von Europäern mit nichtchristlichen Völkern; die Kämpfe mit ihnen erhielten deshalb oft ein fanatisch religiöses Gepräge. Zu manchen Zeiten haben christliche Herrscher und Kolonisten geglaubt, dass sie Gott einen Dienst erwiesen, wenn sie Heiden ausrotteten. Die verweltlichte römische Kirche, der die Kraft des Geistes mangelte, die Heiden durch das Evangelium zu gewinnen, weil das Evangelium ihr verloren gegangen war, machte und macht noch heut den Arm der weltlichen Obrigkeit ihren Zwecken dienstbar, und hat oft genug Werkzeuge der Gewalt geweiht und Thaten der Gewalt gesegnet. Aber auch evangelische Christen haben häufig, z. B. in Amerika und Südafrika, für Gewaltthaten an den Ein-



geborenen eine Beschönigung gesucht in unevangelischen Lehren, z. B. in der Lehre von der prädestinierenden Gnaden- und Zorn-Wahl Gottes.

Es fehlen aber auch nicht andere allgemein menschliche Beweggründe, welche die Europäer reizen, an unterworfenen überseeischen Völkern Gewalt zu üben. Wie einst die Römer unsere Vorfahren, so sehen wir heut die Naturvölker als Barbaren an. Unsere höhere Bildung, unser erweitertes Wissen, unsere verfeinerte Lebensweise, unsere grössere Macht, lassen uns niedriger stehende Völker verachten. Auch der einzelne Europäer, fühlt sich dem fremden Volke gegenüber nur zu leicht als Übermensch, der dem von ihm Überwältigten kein Schonen, ja kein Mitleid schuldig ist. Solch Übermenschentum artet dann auch hier nicht selten in förmlichen Wahnsinn aus, für den wir Deutsche in unserer bekannten Gründlichkeit auch bereits eine besondere Bezeichnung gefunden haben. Der „Tropenkoller“ ist bei uns zu trauriger Berühmtheit gelangt, seit wir die Herrschaft über heisse Länder angetreten haben. Und neben dieser hoffärtigen Gesinnung, die in harter ungerichteter Beurteilung und Behandlung der Unterworfenen in die Erscheinung tritt, ist es die Gewinnsucht, die uns zu allerlei Gewaltthaten treibt. Der Spekulant, der Händler, der Landmann, der sein Vaterland verlässt, will, wenn er auswandert, für das, was er mit der Heimat verliert, möglichst schnell und reichlich entschädigt sein; das Land und die Güter der Fremden sollen ihn bezahlen; und in der Gier nach solchem Gewinn fragt man oft nicht danach, welche Schuld man auf sich ladet, wenn man ganze Völker oder Stämme enterbt, oder ungezählte Scharen von Menschen durch Opium und Branntwein an Seele und Leib vergiftet. Und dann thut die Fleischeslust das ihre. Ein Schleier sei über das gebreitet, was Europäer auch im Dienst des Fleisches an Eingeborenen überseeischer Länder gesündigt haben und noch sündigen.

Und diesem Europäertum, diesem Strome gewaltigen und vielfach gewaltsamen Weltverkehrs stehen drüben Menschen gegenüber, die durch die ihnen anhaftenden Schwächen, durch Mangel an Klugheit, Zuverlässigkeit und Charakterfestigkeit Gewaltthaten höher stehender Völker oft geradezu herausfordern. Das Staatswesen dieser eingeborenen Völker, teils noch im ersten Stadium der Entwicklung, teils alt und morsch geworden, ist unserer Macht und Klugheit nicht im entferntesten gewachsen. Ihre einfachen Verteidigungsmittel sind unseren mörderischen Waffen gegenüber unbrauchbar. Da ist die Leichtigkeit, mit der hier diploma-

tische Siege zu erringen sind, für unsere Staatsmänner versuchlich, und ebenso versuchlich muss es für militärische Befehlshaber sein, die Wirkung der neusten Magazin- und Maschinen-Gewehre an nackten Wilden, und die Treffsicherheit und Sprengkraft der neusten Granaten an Rohrhäusern und zerbrechlichen Kanoes zu erproben. Gewiss, wenn christlicher Geist und christliches Gewissen in den europäischen Völkern ganz erstorben wäre, dann würden die Eingeborenen überseeischer Länder gegenwärtig kaum noch eines Anwalts bedürfen, dann würden sie vernichtet sein überall, wohin der Weltverkehr seine Arme ausstreckt und seine Waffen trägt.

Alle die angeführten Umstände haben zuwege gebracht, dass die Geschichte des Verkehrs der Europäer mit den überseeischen Völkern, der mit der Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien seinen Anfang nahm, mit Recht das schwärzeste Blatt in ihrer Geschichte genannt werden kann. Die grösste Schuld dabei haben die romanischen Völker auf sich geladen. Die Ära ihrer überseeischen Eroberungen wurde durch eine Bulle des Papstes Nikolaus V. eingeleitet, der im Jahre 1452 „kraft apostolischer Vollmacht“ dem König Alfons von Portugal den Auftrag gab „alle Länder und Reiche in Besitz zu nehmen und die Eingeborenen in ewige Sklaverei zu versetzen.“ Kraft dieser Vollmacht fingen die Portugiesen gleich bei ihren ersten Fahrten an der Westküste Afrikas soviel Menschen, als sie deren habhaft werden konnten, und schenkten von diesen eine Anzahl dem Papste. Die Spanier erhielten später (1493) von Papst Alexander VI. eine ähnliche Vollmacht in Bezug auf die westlich liegenden Länder, und es ist bekannt, wie furchtbar Portugiesen und Spanier in Befolgung dieser päpstlichen Weisungen gehandelt haben. Ganz besonders grausam haben die Spanier in Mittel- und Süd-Amerika gewirtschaftet, wo in einer Zeit von noch nicht 40 Jahren zwölf Millionen Menschen durch sie ausgerottet worden sind.

Wenn wir mit Recht dieses Vorgehen der romanischen Völker verurtheilen, so dürfen wir uns doch keineswegs in selbstgerechter Weise brüsten, denn auch die germanischen protestantischen Völker, durch welche jene vielfach vom Schauplatz verdrängt wurden, haben durch gewalthätige Unterdrückung der Eingeborenen manch schwere Schuld auf sich gehäuft. Die englische ostindische Kompanie hat durch Blutvergiessen, durch Treulosigkeit und Ungerechtigkeiten aller Art ihre Herrschaft ausgebreitet, die als höchstes Ziel nur den Erwerb von Reich-

tum kannte, und die holländisch ostindische Kompanie hat sich ähnliches zu Schulden kommen lassen. In Südafrika unterdrückte sie allen freien Handel und beutete die Kolonisten aus, gestattete aber diesen dafür die Eingeborenen auszubeuten und zu Sklaven zu machen. Ebenso haben in den letzten beiden Jahrhunderten die Indianer Nordamerikas und die Bewohner der Südsee-Inseln es oft genug spüren müssen, dass die meisten Christen Amerikas, Englands und Australiens ihnen gegenüber weder von Recht noch von Barmherzigkeit etwas wissen wollten. Am Sklavenhandel beteiligten sich römische und protestantische Christen in gleichem Masse und mit gleicher Grausamkeit, und wenn der schändliche Opiumhandel in China zunächst nur einer Regierung, der des indobritischen Reiches zur Last fällt, so haben sich an dem ebenso schändlichen und verderblichen überseeischen Brantweinhandel mehr oder weniger alle christlichen Völker beteiligt.

Gott sei Dank, die Zeiten sind andere geworden. Wir erkennen es dankbar an, dass der Sklavenhandel abgeschafft ist, dass auch die Sklaverei verschwindet, und dass in der neueren Zeit die christlichen Mächte sich mehr und mehr bestreben, in ihrer Kolonialpolitik besseren Grundsätzen zu folgen. Man scheut sich, den Eingeborenen ihr Land und Eigentum offen mit roher Gewalt zu rauben, sondern bringt es lieber mit einem Schein des Rechts an sich. Das geschieht in dem Bewusstsein, dass das christliche Volk in der Heimat offene Unbill nicht mehr dulden will. Schwarze Thaten geschehen auch heute noch, aber sie fliehen das Licht und werden möglichst verheimlicht. Das Gewissen der christlichen, besonders der protestantischen Völker ist erwacht und lehnt sich auf gegen Unrecht und Gewaltthat, auch wo es sich um Eingeborene handelt.

Viele Faktoren haben mitgewirkt, um diesen Umschwung herbeizuführen. Zuerst die christliche Bewegung, welche unter deutschen, mennonitischen Einwanderern in Pennsylvanien am Ende des 17. Jahrhunderts ihren Anfang nahm. Da wurde, wie Dr. Schreiber sagt, die christliche Idee der allgemeinen Menschenrechte gleichsam wieder entdeckt, so dass es schon damals zu einem Protest der frommen Ansiedler gegen die Negersklaverei kommen konnte. Dann begann unter den Quäkern in England eine gleiche Bewegung, die endlich dazu führte, dass im Laufe des vorigen Jahrhunderts die Sklaverei in allen christlichen Staaten abgeschafft wurde. Mitgewirkt hat dabei auch die Bewegung, welche von Frankreich ausgehend im revolutionären Kampfe



mit althergebrachten Schranken den Gedanken der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter den Massen verbreitete. Neuerdings aber hat die stille aber stetig erstarkende Arbeit der christlichen Mission die Eingeborenen der überseeischen Länder dem mitleidigen Empfinden der christlichen Völker näher gebracht.

Und doch hat es auch in neuester Zeit bei den kolonialen Unternehmungen an Ausschreitungen und Gewaltthaten gegen die Eingeborenen keineswegs gefehlt. Man braucht nur an die Greuel zu denken, die im Kongostaat verübt worden sind, und im Blick auf unseres Volkes Thätigkeit an Namen zu erinnern, die eine traurige Berühmtheit erlangt haben, um zu erkennen, dass die Neigung zu Grausamkeiten den Eingeborenen gegenüber leider noch immer in bedeutendem Masse vorhanden ist. Zum Überflus wird dies dadurch bewiesen, dass sich immer wieder Pläne in Bezug auf Behandlung der Eingeborenen ungescheut ans Licht des Tages wagen, obwohl ihnen schreiende Ungerechtigkeit zu Grunde liegt. Ich erinnere an das wieder neuerdings empfohlene Zwangsverfahren, wodurch die Eingeborenen zum Arbeitsdienst auf den Plantagen der Erwerbsgesellschaften oder bei den Kaufleuten gepresst werden sollen. Alle Beweggründe, welche die Europäer zu solchen Gewaltthaten von jeher gereizt haben, sind auch heute noch vorhanden und stehen als gefahrdrohende Wolken über der Entwicklung der Kolonien. Deshalb bedürfen die Eingeborenen auch jetzt noch eines Anwalts, der ihre Sache führt und sie beschützt.

## II.

Dem Umstande nun, dass die Zeiten sich geändert haben, verdanken wir es, dass ein Forum da ist, vor dem ein Anwalt der Eingeborenen auftreten und bei dem er Gehör finden kann. Dieses Forum sehen wir in der heutigen christlichen Welt, im besonderen Falle in dem Volk, welches in Berührung mit den Eingeborenen kommt, und weiter in der Regierung, welche solchem Volk Verantwortung schuldig ist. Denn die zu feindseliger Bedrängung der Eingeborenen neigenden Kolonisten müssen in Schranken gehalten werden durch die heimischen Regierungen, denen sie unterstehen. Wo solche Regierung fehlt, die zwischen Kolonisten und Händlern einerseits und den Eingeborenen andererseits vermittelt und die Eingeborenen schützt, treten auch heute noch die alten Gewaltthaten wieder auf. Um der Eingeborenen willen muss man wünschen, dass die europäischen Kolonien

recht lange noch mit ihren Mutterländern verbunden, also unter der Oberaufsicht derselben bleiben. Was würden wir in Beziehung auf Unterdrückung der Eingeborenen erleben, wenn unsere Kolonien stark genug wären, sich selbständig zu machen, und wenn dort unsere Landsleute stark genug wären mit den Eingeborenen zu thun, was ihnen beliebte. Jetzt wird das Verhältniß beider zu einander durch die deutsche Reichsregierung bestimmt und beaufsichtigt. Vor diesem Forum müssen Klagen der Eingeborenen zunächst zum Austrag kommen.

Es wäre nun gewiss am wirkungsvollsten, wenn die Eingeborenen selbst ihre Sache führen, wenn sie hier selbst bittend und klagend auftreten könnten. Allein leider sind sie für dies schwierige Geschäft noch viel zu schwach. Sie stehen dabei vor einem fremden Volk, dessen Sprache und Sitte sie nicht kennen, dessen Rechtsanschauungen ihnen fremd sind. Das Thun und Handeln der Europäer ist ihnen so unverständlich, dass sie nicht wissen, wo dabei das Recht aufhört und das Unrecht anfängt. Sie finden die Wege nicht, um ihrer Stimme am rechten Ort Gehör zu schaffen, finden auch den Ausdruck nicht, der Erfolg verbürgt. Das ist der Fall im grossen wie im kleinen, inbezug auf das Verhältniß der Leute zur Reichsregierung wie zum Bezirksamt, zum Gouverneur wie zum Unteroffizier. Sie dulden meist lieber das Unrecht als dass sie klagen, weil sie fürchten müssen, durch Ungeschicklichkeit beim Klagen sich Strafen zuzuziehen. Ehe die eingeborenen fremdländischen Unterthanen einer christlichen Macht oder deren Beamten, oder auch Händlern und Kolonisten gegenüber ihre Rechte selbst vertreten können, müssen sie durch längere Berührung mit Europäern, durch gleichmässige gesetzliche Behandlung und durch Aneignung der Elemente, die allgemeine Bildung vermitteln, dazu erzogen sein. Zu solcher Erziehung gehört Zeit und bei den Erziehern gehört dazu Mühe und guter Wille. Man ist aber in vielen Kolonien keineswegs gewillt, den Eingeborenen solche Erziehung zu gewähren, grade weil man sie den Übergriffen der Weissen gegenüber im Zustand unmündiger Kinder erhalten will. Die Kolonialbevölkerung ist deshalb fast überall dagegen, dass Eingeborene sich eine einigermaßen höhere Bildung aneignen. Bezeichnend ist hierfür z. B. die Bestimmung des holländischen Gouverneurs Janssen, der in der Kapkolonie im Jahre 1804 verfügte, dass kein Eingeborener im Schreiben unterrichtet werden dürfe, der nicht dazu besondere Erlaubnis vom Gouverneur erhalten habe. Erschwert wird den Eingeborenen die Abwehr von Unbilden

auch dadurch, dass der Europäer es meist schon als ein Verbrechen oder mindestens als eine Ungehörigkeit ansieht, wenn der Farbige nicht geduldig alles, was man ihm zufügt, in hündisch unterwürfiger Weise sich gefallen lässt, wenn er dagegen aufsteht und einen Menschen europäischer Abstammung verklagt. Der Eingeborene, der sein Recht einem Weissen gegenüber sucht, hat die Stimmung der herrschenden Klasse gegen sich, und es ist gewiss für Behörden und Richter nicht leicht, sich von dieser Stimmung nicht beeinflussen zu lassen, sondern völlig unparteiisch ihres Amtes zu walten.

Aus dem allen geht hervor, dass es den Eingeborenen meist unmöglich ist ihre Sache selbst zu führen, und dass sie dies am wenigsten da vermögen, wo die Kolonisation in ihren ersten Anfängen steht, wo sie sich also mehr oder weniger auf Kosten der Eingeborenen den Boden erst erobern muss. Da stehen die Eingeborenen meist so gut wie schutzlos den neu eingesetzten Beamten und den sogenannten Schutztruppen gegenüber. Freilich sind diese von Amtswegen verpflichtet, sich den Schutz der Eingeborenen angelegen sein zu lassen, allein es hat leider unter ihnen immer Leute gegeben, denen Verständnis für Leben und Rechte der Eingeborenen vollständig abgeht. Was soll man z. B. von einem Beamten erwarten, der auf die Bitte, er solle doch bei Ausübung seiner Herrschaft den Sitten der Eingeborenen in etwa Rechnung tragen, kurzweg erklärt, das sei nicht nötig, denn die Eingeborenen hätten nur Unsitten. Es giebt unter unseren Beamten und Offizieren freilich eine nicht unbeträchtliche Zahl, die anders denkt, eine Zahl von Leuten, welche die Eingeborenen in wohlwollender Weise beurteilen und behandeln. Aber auch solchen wird es bei den Verhältnissen unserer Beamten-Hierarchie fast unmöglich sein, bei Ausschreitungen, die andere Standesgenossen sich zu schulden kommen lassen, als Anwälte für die Eingeborenen aufzutreten. Höher gestellte Beamte oder Offiziere sind wohl meist ziemlich sicher, dass keiner ihrer Untergebenen gegen sie auftreten wird. Unterbeamte oder Soldaten aber werden selten wirkliche Ausschreitungen begehen, wenn sie nicht wissen, dass ihre nächsten Vorgesetzten ihr Thun übersehen, wo nicht billigen. Man kann fragen, ob denn nicht Privatleute an Stelle von Beamten für Misshandelte eintreten können, und man muss dankend anerkennen, dass von dieser Seite schon öfter Forderungen, Missstände abzuschaffen und wo es nötig war, Anklagen laut geworden sind. Aber in dem entfernten Innern werden Unberufene nur selten als



Zeugen bei Unthaten zugegen sein, und wo Privatleute eine Kolonie zu dauerndem Wohnsitz erwählt haben, werden sie sich nur schwer entschliessen, das Odium, Anwälte der Eingeborenen zu sein, auf sich zu nehmen. Wir richten aber an alle, die in unseren Kolonien wohnen, die dringende Bitte, ihrer Pflicht gegen Gott und Vaterland eingedenk zu bleiben und mit uns zu stehen gegen Gewaltthat und Unrecht, wenn auch die darunter seufzenden Menschen schwarze oder braune Haut haben.

Vor allem aber hat die christliche Mission die Pflicht, für die Eingeborenen einzutreten, tritt sie doch für diese Leute ein durch ihr Bestehen, durch ihr ganzes Werk. Wir treten für die Eingeborenen ein, indem wir ihnen das Christentum bringen, dessen Besitz das grösste Vorrecht ist, dessen wir uns erfreuen. Wenn Paulus, der Heidenapostel, den Ausspruch thut: Sollte Gott, welcher seines eigenen Sohnes nicht verschonet hat, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, uns mit ihm nicht alles schenken, so können wir auch weiter sagen: sollten wir den Angehörigen fremder Völker denn etwas Gutes missgönnen und vorenthalten, wenn wir ihnen unser Bestes, den Schatz des uns in Christo geschenkten Heils, gönnen und mittheilen? Menschenwürdige, christliche, ja brüderliche Behandlung der Eingeborenen ist die notwendige Folge ihrer Aufnahme in die Gemeinschaft der Christenheit. Deshalb sind alle Feinde der Eingeborenen ganz folgerichtig auch Feinde der christlichen Missionsthätigkeit. Es erklärt sich mir so auch das Wort, welches ich aus dem Munde von Kolonisten habe hören müssen: dass Eingeborene getauft würden, könne man sich gefallen lassen, aber zum heiligen Abendmahl sollten sie nicht zugelassen werden.

Die christliche Mission ist der Anwalt der Eingeborenen, deshalb sind auch alle Organe der christlichen Mission berufen, die Vertretung der Eingeborenen auf sich zu nehmen; und zwar ganz besonders da, wo diese Organe dem Volk angehören, welches sich Gewaltthaten gegen Eingeborene zu Schulden kommen lässt. In diesem Fall wird die allgemeine christliche Pflicht, welche uns gebietet, den Armen und Elenden beizuspringen, gestärkt durch die patriotische Pflicht gegen das eigene Volk und Vaterland. Wir können und dürfen es nicht ruhig mitansehen, dass unser Volk Blutschulden auf sich ladet, dass Seufzer und Thränen Unterdrückter es vor Gott verklagen, oder dass es Schulden auf sich ladet dadurch, dass es Verbrechen ungesühnt lässt, die einzelne

seiner Angehörigen begangen haben. Wir dürfen dazu nicht schweigen, auch deshalb nicht, weil wir glauben, dass sich solche Schulden früher oder später rächen werden; denn die Misshandlung und das Untertreten der Eingeborenen, gefährdet die gesunde Entwicklung unserer Kolonien, an der gerade der Mission so viel liegen muss. Wir können es nicht lassen, dagegen zu zeugen, weil in der Missionsgemeinde ein gut Stück Gewissen des besseren Theils unseres Volkes verkörpert ist. Dieser Teil unseres Volkes verlangt es von uns, dass wir nicht Unrecht bemänteln, sondern dass wir es ans Licht ziehen, damit es bestraft werde. Die Mission kann dazu die Augen nicht schliessen, da sie nach Lage der Dinge von diesen Vorkommnissen meist sehr gut unterrichtet ist. Sie darf sich nicht zur Mitwisserin und damit zur Mitschuldigen von Verbrechen machen dadurch, dass sie ihnen schweigend zusieht. Die Mission besitzt auch die Kenntniss der Verhältnisse, die nötig ist, um die betreffenden Vorgänge richtig zu beurteilen. Es sollte daher Volk und Regierung es mit Dank begrüßen, wenn die Mission in Fragen, welche die Eingeborenen betreffen, ihre Stimme abgibt.

Die Mission hat aber auch um ihrer selbst willen die Pflicht, für menschliche Behandlung der Eingeborenen einzutreten. Sie hat die Aufgabe, den Eingeborenen das Evangelium zu predigen, welches ein gewisses Mass von Gleichheit aller Menschen lehrt, welches lehrt, dass alle Menschen unter der Sünde sind, alle aber auch erlöst durch das teure Blut, welches auf Golgatha vergossen ist. Die Mission verkündigt, dass alle Menschen, die da glauben, zu Einem Leibe getauft und zu einem Geist getränkt werden sollen, damit alle als Bausteine im Tempel des lebendigen Gottes seiner Herrlichkeit theilhaftig werden. Die Mission lehrt deshalb mit Paulus, dass im Reiche Gottes nicht ist Grieche, Jude, Barbar, Scythe, Sklave, Freier, sondern alles und in allen Christus. Kol. 3, 11.

Soll die Mission diese Lehre vom Wert jeder einzelnen Menschenseele, von der Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott und von der Bruderschaft aller Christen predigen, ohne diese Lehre in Thaten umzusetzen? Das würde ihre Worte Lügen strafen und die Frucht ihrer Arbeit in Frage stellen.

Weiter: Die Mission hat die Pflicht die Eingeborenen zu ermahnen, dass sie nach Pauli Vorschrift (Röm. 13) der Obrigkeit unterthan seien, die Gewalt über sie hat, auch dass sie jedem Europäer als einem Gliede des herrschenden Volkes die schuldige Ehrerbietung be-

weisen. Das ist oft schwer, weil die europäische Oberherrschaft den Leuten doch fast überall mit Gewalt aufgezwungen ist und mit Gewalt aufrecht erhalten wird. Die Mission kann aber diesen Dienst nur dann mit Freudigkeit und mit Erfolg thun, wenn die Eingeborenen von dem herrschenden Volk mit Gerechtigkeit behandelt werden. Gebet, Fürbitte und Danksagung nach apostolischer Vorschrift können die Unterthanen nur da mit Freudigkeit für die Obrigkeit bringen, wo die Obrigkeit ihres Amtes wartet und dazu hilft, dass die Beter ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Jedenfalls muss die Mission den grössten Anteil nehmen an friedfertiger, gedeihlicher Entwicklung der eingeborenen Bevölkerung, um deretwillen sie überhaupt da ist, für die sie ihre ganze Kraft einsetzt und ihre mühevollen, opferreichen Arbeit thut. Die Heiden sieht sie an als Berufene, als verheissungsvolles Ackerland, die gewonnenen Getauften als Pflegebefohlene, die sie weiter zu fördern und zu erziehen hat. Kein anderer Stand kann soviel wahre, selbstlose Teilnahme am Wohlergehen und der Entwicklung der Eingeborenen haben, deshalb ist es verständlich, dass die Mission sich nicht scheut, gegebenenfalls für die Eingeborenen als Anwalt einzutreten.

Fragen wir weiter nach den Werkzeugen, nach den Menschen, durch welche die Mission der in Rede stehenden wichtigen Pflicht genügen soll, so kommen in erster Reihe unsere draussen stehenden Missionare in Betracht. Sie leben mit den Eingeborenen, sie erkunden und kennen deren Denkweise, Sitten und Bedürfnisse. Sie sind die unfreiwilligen Zeugen vom Thun und Treiben der drüben wohnenden und verkehrenden Europäer, ihrer Landsleute, sie sind deshalb auch berufen, zwischen beiden aufeinanderstossenden Massen zu vermitteln. Die Vertretung der Eingeborenen zählt aber zu den schwierigsten Aufgaben, die dem Missionar gestellt sind. Es gehört dazu ein grosses Mass von Selbstverleugnung und von Liebe zu den Eingeborenen. Es gehört dazu auch tiefere Bildung, welche richtiges Erfassen der vielseitigen fremden Verhältnisse ermöglicht. Nicht selten findet man Missionare, die nach dieser Seite hin ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, die sich von der draussen herrschenden Luft benebeln lassen, deren Urtheil über die Eingeborenen das Urtheil der Kolonisten widerspiegelt unter denen sie leben. Es giebt aber andere, die innerlich ganz mit den Eingeborenen verwachsen und deshalb mit ihnen denken und fühlen lernen. Solche können es nicht lassen, für die Armen und



Elenden einzutreten; die Liebe Christi dringet sie also. Ich wünsche der heutigen Mission mehr Leute dieser Art, Männer wie es in Amerika Eliot, in Afrika Livingstone, v. d. Kemp und Dr. Philips, auf den Südsee-Inseln Paton und andere gewesen sind. Solche haben hier oft Schmach zu tragen oder Verfolgung zu erleiden, aber sie werden belohnt durch die Gegenliebe des Volkes, unter dem sie arbeiten, und einst wird ihnen das Wort des Heilandes gelten: „Was ihr gethan habt dieser geringsten einem, die an mich glauben, das habt ihr mir gethan.“ In der Heimat aber haben die Missionsgesellschaften die Pflicht, für die Missionare, die solche Stellung einnehmen, und nötigenfalls mit ihnen vereint für die Eingeborenen einzutreten. Die Gesellschaften thun gut, sich untereinander über die hierbei einschlagenden Wege zu verständigen und es ist mit Dank zu begrüßen, dass es dem Leiter dieser Konferenz, D. Warneck, gelungen ist, im Ausschuss der deutschen Missionen ein Organ zu schaffen, welches den Behörden gegenüber die Gesellschaften in einheitlicher Weise vertreten kann. Diese stille Thätigkeit des Ausschusses entzieht sich zunächst der Öffentlichkeit, ist aber schon oft von wesentlicher Bedeutung und von Erfolg gewesen.

### III.

Aus der Pflicht für die Eingeborenen einzutreten, erwachsen der Mission im einzelnen Aufgaben mancherlei Art. Zunächst hat die Mission die Völker, an denen sie arbeitet, gründlich zu studieren, sie muss deren Eigenart, Sprache, Sitten und Bedürfnisse erkunden, damit sie in Bezug auf Fragen, die die Eingeborenen betreffen, Autorität sei. Sie muss dann versuchen, die heimischen Kreise über die Eingeborenen aufzuklären, sie muss beweisen, dass die Eingeborenen ein Recht haben zu leben, ein Recht auf Fortentwicklung ihres Volkstums. Ein wichtiges Mittel in dieser Richtung zu wirken, bietet uns die Presse. Durch Zeitschriften, durch Broschüren und Bücher müssen wir die öffentliche Meinung beeinflussen. Es ist in dieser Richtung in den letzten Decennien manches geschehen, es ist aber noch Raum für bedeutende Erweiterung dieser Thätigkeit. Wenn die Stimmen der Missionsleute auch nicht sofort beachtet werden, so dringt doch auch hier die Stimme der Wahrheit mit der Zeit durch. Beharrlichkeit führt auch hier zum Ziel. Wenn jetzt z. B. in Kolonialkreisen Stimmen laut werden, die Eingeborenen seien für die wirtschaftliche Erschliessung Afrikas als freie Landbauern gar nicht zu entbehren, so ist das doch wohl zumeist

Widerhall von Stimmen, die von Missionsleuten ausgegangen sind. Die Mission hat weiter die Aufgabe, für die Menschenrechte der Eingeborenen den Beweis der That zu führen. Wir sollen die Eingeborenen nicht etwa nur von der Wahrheit des Christentums überzeugen, sie auf den erwachten Glauben hin taufen, und meinen, damit sei unsere Aufgabe an ihnen erfüllt. Wir müssen sie auch weiter im christlichen Leben fördern und zur wirklichen Bethätigung ihres Glaubens durch treuen fürsorglichen Fleiss erziehen. Unsere Christen müssen für ihres Volkes Sache durch ihr Leben eintreten. Ganz besonders sollten alle Stationen, wo die Mission Grundherrin ist, wo die Mission also in der Lage ist, erziehlische Kräfte nach allen Seiten wirken zu lassen, in diesem Sinne leuchtende Städte auf dem Berge sein. Die Mission hat deshalb auch die Pflicht, das Schulwesen auf ihren Gebieten möglichst in der Hand zu behalten, und soll mit allem Ernst danach trachten, auf dem Gebiet des Volksschulwesens Erfolge zu erzielen, welche schliesslich die beste Apologie für die Erziehung der Eingeborenen sind. So wird es auch gelingen, Eingeborene soweit zu fördern, dass sie die Sache ihres Volkes selbst führen, oder einzelne Glieder ihres Volkes gegebenen Falls selbst vertreten können. Die Mission wird auch sonst den Eingeborenen als treue Beraterin zur Seite stehen müssen. Sie erweist einem unterworfenen Volk und auch den einzelnen Gliedern solches Volkes den besten Dienst, wenn sie vor ungesetzlichem Widerstand nach Kräften warnt und den Ausbruch solch rohen Widerstands verhütet, der schliesslich immer zum Nachteil der Schwächeren endet. Sie muss also immer vor Selbsthilfe warnen, sie darf aber den Eingeborenen die Wege zeigen, auf denen sie in ordnungsmässiger Weise Abhilfe dieses oder jenes Notstandes erlangen können. Es ist überaus wichtig, die Eingeborenen davon zu überzeugen, dass sie die Europäer nicht mit roher Gewalt wieder zurückdrängen können, dass es aber für sie wohl möglich ist, sich durch fleissigen Gebrauch ihrer Kräfte zur Arbeit und durch Aneignung höherer Bildung eine bessere, geachtete Stellung im kolonialen Leben zu erringen.

Die Mission wird sich auch gelegentlich beteiligen müssen an Einwirkung auf die Gesetzgebung, sie wird auch mit Vorstellungen und Bitten herantreten müssen an die Regierung, sie wird manchmal in der Lage sein Missverständnisse aufzuklären und zu vermitteln. Nicht selten ist es Missionaren durch solche Vermittelung Beamten gegenüber gelungen, Blutvergiessen zu verhüten oder zur Herstellung des

Friedens beizutragen. Wenn es aber durchaus geboten erscheint, wenn also alle anderen Mittel, Missstände abzuschaffen, versagt haben, oder wo es gilt Verbrechen an's Licht zu ziehen, werden die Organe der Mission sich auch nicht scheuen dürfen, mit Klagen gegen Privatpersonen oder selbst Beamte vorzugehen. Dabei sollte aber stets die grösste Vorsicht und Gewissenhaftigkeit walten. Vorsicht ist besonders da geboten, wo die Anklage sich auf blosser Gerüchte oder auf Mittheilungen von Eingeborenen stützt, die bekanntlich nur selten die Tragweite von Entstellungen oder Übertreibungen ermessen. Gewissenhaftigkeit ist geboten, weil unbegründete Klagen Ruf und Ansehen des Klägers schädigen, also in unserem Falle das Vertrauen beeinträchtigen, welches die Mission geniessen soll. Eine unberechtigte Klage gegen Beamte dürfte geeignet sein, auf längere Zeit hin ihre und ihrer Vorgesetzten Stimmung zu unseren Ungunsten zu beeinflussen. Die grösste Vorsicht aber ist geboten, wenn man glaubt mit Klagen oder auch nur abfälligen Urtheilen über Zustände und Verwaltung in den Kolonien an die Öffentlichkeit treten zu müssen. Die deutschen Missionen dürfen nicht vergessen, dass bei uns missliebige Äusserungen über die Regierung und ihre Organe, seien solche Äusserungen nun mündlicher Art oder geschehen sie durch die Presse, vielmehr beachtet und übel genommen werden, als das z. B. in englischen Kolonialverhältnissen der Fall ist. Wir müssen uns daher darein finden, dass wir unserer Regierung oder auch den Gouvernements der einzelnen deutschen Kolonien gegenüber mit mehr Zurückhaltung und Vorsicht aufzutreten haben, als das bisher in manchen fremden Kolonialländern nötig gewesen ist. Das darf uns aber nicht abhalten, wo es geboten erscheint, Missstände auch bei uns öffentlich im Reichstage, in der Presse oder in Versammlungen zur Sprache zu bringen, oder an denselben Stellen berechtigten Wünschen Ausdruck zu geben. Der Sturm der Entrüstung, der schon manchmal durch unser Volk gegangen ist, wenn der Schleier hinweggezogen wurde, der über schwarze Thaten, die drüben geschehen waren, gebreitet lag, hat gezeigt, dass unser Volk Unrecht und Gewaltthat gestraft sehen will, auch wenn sie an Eingeborenen begangen sind.

Es bleibt uns noch übrig die Forderungen wenigstens in ihren Grundzügen anzudeuten, welche die Mission zu Gunsten ihrer Schutzbefohlenen stellt. Die Feinde der Eingeborenen suchen häufig jedes Eintreten für diese Leute dadurch zu verdächtigen und leichter Hand abzuweisen, dass sie uns unterschieben, wir träten thörichter Weise für



gesellschaftliche und politische Gleichberechtigung der Eingeborenen mit den Europäern ein. Das ist aber keineswegs der Fall. Wir vertreten die Gleichberechtigung aller Menschen im Reiche Gottes, aber nicht etwa im Reiche dieser Welt. In letzterem mögen Rang- und Standes-Unterschiede bestehen mit ihren verschiedenen Ansprüchen und Rechten. Wir ereifern uns nicht dafür, dass in Eisenbahnen und Strassenbahnen Europäer und Farbige durchaus in einem Abteil fahren müssen, oder dass jedes Hotel gehalten sein soll, Leute beider Rassen aufzunehmen. Wir halten es auch nicht für förderlich, dass Europäer schwarze Frauen heiraten, sondern geben gern zu, dass es für die Erziehung der eingeborenen Rassen nötig und heilsam ist, sie so zu behandeln wie es ihre fremde Sitte, ihr geringerer Bildungsgrad und ihre Stellung als Unterworfenen erfordern. Wir verlangen ebensowenig, dass den kulturell noch tiefer stehenden Eingeborenen in einer Kolonie gleiche politische Rechte mit den europäischen Herren des Landes verliehen werden, dass man drüben ohne weiteres allgemein gleiches Stimmrecht bei politischen Wahlen einführe; hat man doch bei uns in Deutschland lange genug gezögert, das gleiche Stimmrecht auf alle Klassen auszudehnen, und erscheint es doch selbst bei uns noch sehr fraglich, ob das unterschiedslose Gewähren des Stimmrechts für unser Vaterland ein Segen sein wird. Wir verlangen aber mit ganzem Ernst, dass den Eingeborenen Menschenrechte gewährt werden.

Wir verlangen also für die Eingeborenen das Recht auf Besitz. Wir verlangen deshalb, dass man ihnen ihren Besitz an Land, Häusern, Herden nicht raube, damit sie sich auf Grund der Anfänge von Kultur, die sich bei ihnen finden, weiter entwickeln können. Wir glauben, dass damit der Entwicklung der Kolonien ungleich besser gedient wird, als wenn man Erwerbsgesellschaften gestattet, den Leuten das Land gleichsam unter Häusern und Füßen fortzunehmen. Die Eingeborenen können ihren Ackerbau auch meist da noch mit Vorteil betreiben, wo sich den Europäern der Anbau schlecht oder gar nicht lohnt, und entwickeln sich als Kleinbauern besser als sie sich als Tagelöhner entwickeln werden. Wir verlangen auch, dass es den Eingeborenen gestattet werde, ihren Besitz zu vermehren, dass es ihnen also nicht verwehrt werde, Land zu pachten oder zu kaufen. Wir verlangen für die Eingeborenen auch das Recht des freien Erwerbes und sind deshalb gegen Einführung direkten gewaltsamen Arbeitszwanges, der erfahrungsmässig den Leuten die Lust an der Arbeit meist gründlich verleidet. Ein neuerer Kolonial-

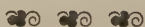
schriftsteller hat sich noch neuerdings gegen solchen Zwang mit folgenden treffenden Worten ausgesprochen: „Wir können keinen Anspruch auf menschliche Arbeitsleistung begründen mit dem Recht der Eroberung und der brutalen Gewalt der Waffen, sondern die Anschauungsweise unseres Zeitalters zwingt uns, auch dem Neger, genau wie dem deutschen und englischen Arbeiter, die Freiheit der Entscheidung zu lassen, d. h. wir müssen uns auf den Zwang beschränken, dessen Anwendung durch eine freiwillig eingegangene Kontrakt-Verpflichtung zu begründen ist.“

Wir verlangen als Menschenrecht für die Eingeborenen auch das Recht auf Bildung. Den Strebsamen unter den Eingeborenen muss die Möglichkeit gegeben werden, sich eine höhere Bildung anzueignen, die sie befähigt, aus dem Stand der dienenden Klasse herauszutreten und im Leben eine höhere geachtete Stellung einzunehmen. Denn wir bekämpfen mit aller Entschiedenheit den Wahn, der unter den Weissen Amerikas und Südafrikas als Nachwirkung der früheren Sklavenzeit noch heute vielfach herrscht, dass die farbigen Rassen von Gott dazu geschaffen oder nachträglich verurteilt seien, den Europäern zu dienen, also dazu, der Habsucht und Genussucht der Europäer Vorschub zu leisten. Wir wünschen, dass durch Besitz, der sich vererbt und durch Bildung ein Stand von gebildeten Leuten unter den Naturvölkern entstehe, die als Führer ihrer Volksgenossen anderen ein Vorbild werden können, das zur Nacheiferung reizt.

Wir verlangen auch Schutz der Eingeborenen gegen Gewaltthat aller Art. Wir verlangen, dass man ihre Rechtsbegriffe und Sitten schont, dass man ihnen nicht ohne weiteres unsere Gesetze aufdrängt, die ihren Anschauungen und Bedürfnissen gar nicht entsprechen. Wir verlangen Schonung und Schutz ihres Familienlebens. Wir verlangen auch Schonung ihrer Sprache, weil die von den Vätern ererbte Sprache das beste Mittel ist, erziehenden Kräften Einfluss auf ein Volk zu verschaffen. Wir verlangen für die Eingeborenen auch Schutz gegen wucherische Ausbeutung durch Erwerbsgesellschaften und Kaufleute, z. B. dagegen, dass man den Stamm oder ein Dorf verantwortlich dafür hält, wenn einer aus seiner Mitte leichtsinnig Schulden gemacht hat. Wir verlangen, dass man die Leute nicht durch Steuererheben in harter, wucherischer Form ausbeutet. Wir verlangen, dass man Leben und Blut der Eingeborenen schont, dass man also nicht leichtsinnig die Waffen gegen unsere Schutzbefohlenen kehrt, nicht schnell vorgehe mit

Straf-Expeditionen, bei deren Vorgehen doch meist das Blut unschuldiger Leute vergossen wird. Wir wollen nicht, dass unsere Schutztruppen sich auf ihren Märschen und unsere Kriegsschiffe bei ihren Fahrten zum Schrecken friedlicher Dörfer machen. Wir verlangen, dass Ausschreitungen und Grausamkeiten, an jedem, der sich ihrer schuldig macht, nicht nur an Kaufleuten, sondern auch an Reisenden, Beamten und Offizieren in gerechter und strenger Weise bestraft werden. Wir verlangen, dass man endlich Mittel finde, den Opiumhandel in China und den Branntweinhandel in Afrika zu beschränken und allmählich abzuschaffen. Wir wissen uns im Streben nach diesen Zielen eins mit der Mehrheit des deutschen Volks und eins auch mit unserer Regierung, welche gerade in der letzten Zeit Schritte zur Beseitigung der Sklaverei und zur Regelung der Arbeiter-Verhältnisse gethan hat, welche jetzt auch der Forderung und Ausgestaltung des Schulwesens ihre Aufmerksamkeit zuwendet. Eine Eingabe betreffend die Menschenrechte der Eingeborenen, welche der Ausschuss der deutschen Missionen unter dem 14. September vorigen Jahres bei der Reichsregierung eingereicht hat, wird von der Reichsregierung einer eingehenden Erwägung unterzogen. Wir hoffen, dass wir auch in Zukunft im Einverständnis mit ihr an der Erziehung der Eingeborenen werden arbeiten können. Wenn die Mission eintritt für das Wohl der Eingeborenen, so tritt sie damit ein für das Wohl unserer Kolonien, denn von der Entwicklung der Eingeborenen hängt schliesslich zum guten Teil die gedeihliche Entwicklung unserer Kolonien ab. Wenn wir aber für unsere Kolonien arbeiten, so arbeiten wir für die Weltmachtstellung des deutschen Vaterlandes.

Ob aber in unseren eigenen Kolonien oder anderwärts, überall wird und muss die Mission der Anwalt der ihr zugewiesenen Eingeborenen sein, und bei dieser ihrer Thätigkeit darf sie auf die Hilfe und den Segen dessen trauen, der da sitzt zur Rechten der Majestät in der Höhe als der rechte Anwalt unser aller.





# James Chalmers.

Eine biographische Skizze.<sup>1)</sup> Von D. G. Kurze.

## I. Aus der Jugendzeit.

Es war an einem Sonntagabend des Jahres 1856. Die Spitzbogenfenster der Presbyterianerkirche in der schottischen Stadt Inveraray waren hell erleuchtet; denn der alte Pastor Meikle hatte seine Sonntagschüler um sich versammelt, um ihnen eine Missionsstunde zu halten. Begeistert flossen die Worte von den Lippen des ehrwürdigen Mannes, als er den Knaben von der an wunderbaren Führungen und Durchhilfen Gottes so reichen Missionsgeschichte der Witi-Inseln erzählte, und man merkte es an dem Mienenspiel und an der gespannten Aufmerksamkeit der jugendlichen Zuhörer, dass sie das Erzählte auf's tiefste bewegte. Meikle schloss seine Ansprache mit den Worten: „Ich möchte wohl wissen, ob unter euch Jungen einer ist, der Lust hat, einmal Missionar zu werden. Will einer von euch zu den wilden Heiden gehen und ihnen von Gott und seiner Liebe erzählen?“

Der Pastor hatte sicherlich keine laute Antwort auf seine Frage aus der Mitte seiner Schüler heraus erwartet, sondern mit seinem Wort nur einen Stachel in ihr Herz senken wollen. Ein frischer, helläugiger Knabe unter seinen Zuhörern sprach aber im gleichen Augenblick still bei sich: „Ich will!“ und als nach Gesang und Gebet die Jugend wieder heimwärts eilte, da machte sich jener Knabe von seinen Gefährten los, sank an einer einsamen Stelle hinter einer Mauer auf die Kniee und that das Gelübde, dereinst als Missionar in seines Heilandes Dienst zu treten. Der Knabe war James Chalmers, der später so berühmt gewordene, im vorigen Jahre von den Wilden ermordete Neuguinea-Missionar.

Die schottischen Hochlande haben der evangelischen Kirche schon manchen hervorragenden Glaubensboten geschenkt; auch James Chalmers Wiege stand in den Bergen Schottlands; dort ward er 1841 zu Ardrishaig am Loch Fyne geboren.

Quellen: J. Chalmers & W. Wyatt Gill, *Work and Adventure in New Guinea 1877 to 1885* (London 1885); J. Chalmers, *Pioneering in New Guinea* (London 1887); J. Chalmers, *Pioneer Life and Work in New Guinea* (London 1895); J. Chalmers, *Explorations in South-Eastern New Guinea* (Proceedings of the Royal Geographical Society 1887, p. 71—86); W. Robson, *James Chalmers, Missionary and Explorer of Rarotonga and New Guinea* (London 1891); „The Chronicle of the London M. S.“, Jahrgang 1866—1901; „The Annual Report of the London M. S.“, Jahrgang 1867—1901.

Bald nach seiner Geburt siedelten seine Eltern, schlichte, einfache Leute, nach der Stadt Inveraray über. Wenn es je ein fröhliches Kind gab, dessen Kopf voll lustiger Streiche und Einfälle stak, so war es James. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Glenaray-Schule, wo er wegen seiner Aufmerksamkeit manche Prämie sich erwarb und später sogar dem Lehrer beim Unterricht der Abc-Schützen mit zur Hand ging. Wo es ein Spiel galt, das besondere Waghalsigkeit und Gewandtheit erforderte, da konnte man gewiss sein, dass Chalmers seine Schulkameraden anführte. Seine Mutter lebte in beständiger Sorge, wenn sie ihren wilden Jungen draussen wusste; hatte man ihn doch zweimal halbtot aus dem Wasser gezogen. Er selbst hatte als ganz junger Bursche auch schon vier Menschen vom Ertrinken gerettet.

Ogleich seine Eltern der schottischen Staatskirche angehörten, besuchte der junge Chalmers die Gottesdienste in der Vereinigten Presbyterianerkirche seiner Vaterstadt, wo der eben erwähnte Pastor Meikle eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübte. Nach seiner Schulzeit brachte ihn sein Vater auf dem Bureau eines Rechtsanwalts in Inveraray unter, eine Stellung, die dem abenteuerlichen Sinne James' nicht sonderlich behagte. Darum kam er in seinem 16. Lebensjahre mit noch zwei anderen Kameraden auf den Gedanken, heimlich zur See zu gehen. Die zur Flucht bestimmte Nacht brach herein, und jeder hatte sich sein kleines Bündel zurechtgelegt, das er mit ins Boot nehmen wollte. Schlaflos wälzte sich James auf seinem Lager hin und her; unablässig musste er an seine Mutter denken, wie ihr Herz wohl brechen werde, wenn sie die Nachricht erhielte, dass ihr Sohn auf und davon gegangen sei, ohne von ihr Abschied zu nehmen. Dies gab den Ausschlag; er liess die Freunde ziehen und blieb in Inveraray. Sein Herz war in jenen Tagen gleichgiltiger gegen Gottes Wort geworden; nur ab und zu besuchte er noch den Gottesdienst und seinem alten Pastor ging er am liebsten scheu aus dem Wege.

Da kamen im Jahre 1859 von Nordirland zwei Erweckungsprediger nach Inveraray, deren Ansprachen unter Alt und Jung in der Stadt eine grosse Bewegung hervorriefen. Auch Chalmers konnte sich ihrer Einwirkung nicht entziehen, und es war ein deutliches Zeichen der Umwandlung, die mit ihm vorging, dass er seinen Seelsorger wieder aufsuchte und ihm sein Herz ausschüttete. Es entsprach ganz der impulsiven Natur Chalmers, dass er, nachdem er selbst Frieden gefunden hatte, auch andere zu Genossen seiner Freude machen wollte. So trat er als vollberechtigtes Mitglied in die Vereinigte Presbyterianerkirche ein und beteiligte sich eifrig als Mitarbeiter an der Sonntagschule und bei allen Arbeiten der christlichen Gemeindepflege. Nach Schluss seiner Bureaustunden hielt er hin und her in den Häusern Erbauungsstunden, die manchen der Kirche wieder näher brachten. Schliesslich wurde ihm an einer Presbyterianergemeinde der grossen Fabrikstadt Glasgow das Amt eines Stadtmissionars übertragen, das

er mit der ihm eigenen Energie und Schaffensfreudigkeit versah, sodass sich viele junge Männer zu seinen Bibelstunden drängten.

Eines Tages lief er auf einem Berufsgange dem bekannten Samoa-Missionar Dr. Georg Turner in die Hände, der ihm manches von der Londoner Missionsgesellschaft und ihren weitverzweigten Arbeitsgebieten erzählte. Nun wachte mit einem Male die Erinnerung an jenen Abend, da sein Herz sprach: „Ich will!“ mit unwiderstehlicher Gewalt wieder in ihm auf und er wandte sich auf Dr. Turners Rat an die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft mit der Bitte, ihn als Missionsarbeiter in ihrem Dienste zu verwenden. Die persönliche Vorstellung Chalmers hatte ein günstiges Resultat, und es folgten nun die Studienjahre auf dem Londoner Missionsseminare in Cheshunt. So dankbar Chalmers' der Gesellschaft für den Unterhalt und die Ausbildung war, die ihm dort ohne Entgelt zuteil wurde, so ist es doch charakteristisch für seinen Unabhängigkeitssinn, dass er in späteren Jahren sein Bedauern darüber aussprach, sich nicht selbst vorher so viel verdient zu haben, um die Kosten seiner Ausbildung aus eigenen Mitteln bestreiten zu können.

Kaum war Chalmers einige Wochen im Missionsinstitut, als er schon die Herzen seiner Lehrer und Mitschüler durch sein freundliches, offenes Wesen und seine Begeisterung für den Missionsberuf gewonnen hatte. Auch hier war er in leiblichen Übungen allen anderen voran und wenn er später in Neuguinea Jahrzehnte hindurch in einem mörderischen Klima sein aufreibendes Wanderleben fortsetzen konnte, so hat er es sicherlich mit jener Stählung seiner Körperkräfte in der Jugendzeit zu verdanken. Während seiner Studienzeit in Cheshunt hat er nicht weniger als 3 Personen das Leben gerettet, die in Gefahr standen, im Lea-Flusse, der am Institutsgarten vorüberfloss, zu ertrinken. Im Jahre 1864 wurde Chalmers nebst 10 anderen Missionskandidaten Gelegenheit gegeben, seine Ausbildung durch einen einjährigen Kursus auf dem Londoner Missionsinstitute Highgate noch zu vervollkommen. Mit grosser Begeisterung beteiligte er sich hier, wie schon früher in Cheshunt, an den Predigtübungen und an der christlichen Liebesthätigkeit in den benachbarten Kirchspielen, zu der die Studenten angehalten wurden. zeichneten sich seine Predigten auch nicht gerade durch besondere Eleganz in formeller Beziehung aus, so wohnte ihnen um so mehr Zeugniskraft inne, und die Leute in den Dorfgemeinden der Nachbarschaft hatten stets ihre Freude an den echt evangelischen Predigten des jungen Chalmers. Eines Nachmittags sollte er in Hertford Heath eine Missionsstunde halten; vorher begleitete er einige Kollegen auf einem Spaziergange. Es war ein sehr heisser Tag, und einer der Studenten konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Bad im Lea zu nehmen. Aber kaum war er im Wasser, so geriet er in eine tiefe Stelle und ging unter. Sich in seinen besten Kleidern ins Wasser stürzen und seinen Freund aufs Trockene ziehen, war für Chalmers das Werk weniger Minuten. Dann rannte er ins Institut zurück



vertauschte seine triefenden Kleider mit dem Anzug eines Kollegen und stand eine halbe Stunde später auf der Kanzel der Dorfkirche, um seine Missionsstunde zu halten.

Während der ersten Zeit seines Highgater Aufenthaltes war es der heisseste Wunsch Chalmers, von seiner Gesellschaft als Missionar nach Afrika ausgesandt zu werden. Sein berühmter Landsmann, Dr. Livingstone, hielt sich damals gerade in England auf und rüstete sich zu neuen Reisen in den „dunklen Erdteil“; so war es sehr natürlich, dass auch Chalmers gern seinen Spuren gefolgt wäre. Doch die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft hatten ihn für eins ihrer Arbeitsfelder in der Südsee, für Rarotonga, ausersehen, und Chalmers fügte sich willig in die ihm zunächst nicht sehr sympathische Entscheidung.

Da noch geraume Zeit verstrich, ehe das Missionsschiff „John Williams II.“ — das erste Schiff mit dem Namen des grossen Südseemissionars war an den Klippen der Insel Pukapuka gescheitert — in See stechen konnte, bot sich für Chalmers und seinen Kollegen Saville die höchst willkommene Gelegenheit, in Woolwich unter Leitung des Missionsveteranen W. Gill, der lange Zeit auf den Cook- oder Hervey-Inseln gearbeitet hatte, die Rarotonganische Sprache studieren zu können; gleichzeitig trieb er auch medizinische Studien, was ihm späterhin ausgezeichnet zu statten kam. Gleich nach seiner Ordination und kurz vor seiner Ausreise auf das Missionsgebiet trat er mit Jane Hercus, der Tochter eines Kaufmanns in Greenock, in die Ehe. Sie ward ihm nicht nur eine treue Lebensgefährtin, sondern auch eine verständnisvolle Mitarbeiterin auf dem Missionsgebiete. An Kühnheit und Mut konnte sie sich getrost mit ihrem Gatten messen.

## II. Auf der Fahrt in die Südsee.

Am 4. Januar 1866 trat das prächtige Missionsschiff „John Williams“ II, das aus den Missionsgaben (223 803 M.) der Jugend Grossbritanniens erbaut worden war, von Gravesend bei London aus mit dem Ehepaar Chalmers und noch 4 anderen Missionarsfamilien an Bord seine erste und, wie sich bald zeigen sollte, zugleich letzte Reise in die Südsee an. Gleich in den ersten Tagen hatte das Schiff eine schwere Probe seiner Seetüchtigkeit zu bestehen, indem es im Kanal von einem furchtbaren Sturme überrascht wurde, in welchem 21 Schiffe darunter die grosse „London“, mit Mann und Maus zu Grunde gingen. Der „John Williams“ wurde so dicht an die Klippen der französischen Küste angetrieben, dass selbst der Lotse an seiner Rettung verzweifelte; aber das wackere Schiff bot Sturm und Wogen Trotz und rettete sich in den Hafen von Weymouth, wo die vom Unwetter verursachten Schäden ausgebessert wurden.

Chalmers befand sich an Bord ganz in seinem Elemente. Bei jeglichem Wetter sah man ihn auf Deck, wo er den Matrosen zur Hand ging oder sich von ihnen etwas erzählen liess. Als bald begann er auch Missionsarbeit unter den rauen Ceerjacken, indem er sie regelmässig zu einer Bibelstunde und zu einer Gebetsandacht im Vorderkastell versammelte. Einige von den rohesten Matrosen wurden durch sein liebeiches und doch zugleich mannhaftes Werben um ihre Seele zur Umkehr gebracht, wie einer seiner Reisegefährten noch nach Chalmers Tode bekräftigt hat.

Sein überschäumendes Kraftgefühl liess ihn oft, zum Entsetzen seiner jungen Gattin, die gefährlichsten Stellen droben im Takelwerk oder vorn auf dem Bugspriet als Ruheplatz aussuchen. Mit Vorliebe sass er oben in schwindelnder Höhe im sogenannten Krähenneste des Hauptmastes, um sich in das Studium der Rarotonganischen Bibelübersetzung und eines Lexikons jener Sprache seines künftigen Missionsfeldes zu vertiefen. Von Weymouth aus folgte nun noch eine stürmische Reise von 110 Tagen, bis endlich die Küste Südaustraliens vor den Augen der von Wind und Wetter weidlich zusammengerrüttelten Seefahrer auftauchte. Wie in England, so wurde auch in den Hauptstädten der australischen Kolonien, in Adelaide, Melbourne, Hobart und Sydney, die der „John Williams“ nach einander anlief, das neue Schiff von den Missionsfreunden mit grosser Begeisterung begrüsst. Chalmers benutzte besonders den Aufenthalt in Sydney, um Abend für Abend Missionsansprachen zu halten; Sonntags predigte er in drei Kirchen. Grosse Freude bereitere ihm und seiner Frau in Sydney das Zusammentreffen mit einigen, dort ihren Ruhestand verlebenden Missionaren von Rarotonga, aus deren Munde sie manche belehrende Einzelschilderung über ihr Missionsgebiet zu hören bekamen.

Am 21. August 1866 sagte dann der „John Williams“ Australien Lebewohl und kam nach 14tägiger Fahrt nach Aneitjumi, wo er beim Einlaufen in den Hafen auf ein Riff aufrannte. Chalmers blieb mit seiner Frau an Bord, um dem Kapitän Williams und dessen Gattin mit Rat und That zur Seite zu stehen. Zuerst hielt man den Schaden für gar nicht so bedeutend; aber nach wenigen Stunden zeigte sich, dass das Schiff stark leckte. Drei ängstliche Tage und Nächte hindurch arbeiteten die hilfreichen Aneitjumer an den Pumpen, um das eindringende Wasser zu bewältigen, während die Missionare zusammen mit der Mannschaft das Schiff durch Ausladen zu erleichtern suchten. Chalmers arbeitete abwechselnd an den Pumpen und beim Löschen der Ladung. Am 8. September liess er und sein Kollege Saville eine Schar stämmiger Eingeborener auf dem Verdeck des Schiffes antreten, die nach ihrem Beispiele gleichzeitig von einer Bordseite nach der andern rennen mussten, bis das Schiff langsam von dem Riff wieder ins tiefe Wasser hinabglitt.

Die eingeborenen Christen weigerten sich, die geringste Vergütung für ihre mühevollen Arbeit anzunehmen; ja zweiundzwanzig von ihnen erboten sich sogar, während der gefährlichen Rückfahrt des Missionsschiffes nach Sydney, wo sich das nächste Dock zur Reparatur befand, die Pumpen zu bedienen. Eingeborene Taucher nagelten geteerte Decken über das umfangreiche Leck, und die gerade in jenen Tagen Aneitjumi berührende „Dayspring“, das Missionsschiff der Presbyterianer, begleitete den „John Williams“ nach Sydney, um im Notfall wenigstens

die Bemannung des Schiffes retten zu können. Natürlich machte das Ehepaar die Fahrt mit. Wäre der „John Williams“ nicht so aussergewöhnlich solid gebaut gewesen, so hätte er sicherlich die lange Fahrt nicht überstanden. Als das Missionsschiff wieder seetüchtig war, nahm es zunächst die in Aneitjua zurückgelassenen Missionsgeschwister und die Ladung auf's neue an Bord und segelte nach der Loyalty-Gruppe und von da nach Niue, wo das kurze Dasein des „John Williams“ II. enden sollte.

Bei der Ankunft vor letzterer Insel — in den ersten Tagen des Januar 1867 — war das Wetter recht ungünstig; aber dann klärte es sich auf, so dass nach einigen Tagen mit dem Löschen der Ladung begonnen werden konnte. Am 8. Januar morgens verliess der Kapitän mit sämtlichen Passagieren das Schiff und verbrachte den Tag am Lande; am Abend kehrten die Ausflügler wieder an Bord zurück; nur Missionar Lawes blieb mit seiner Frau auf Niue. Da trat bei einbrechender Nacht Windstille ein, und eine zunächst ganz unmerklich einsetzende Meeresströmung trieb das eine Stunde vom Lande entfernt liegende Schiff gegen die von der Brandung umtoste steil abfallende Felsenküste Niue's hin. Der erfahrene Kapitän liess kurz nacheinander sämtliche drei Boote flott machen, um das Schiff aus der gefährlichen Nähe des Landes hinwegzubugsieren. Aber obwohl sich die Matrosen mit fast übermenschlicher Kraft hinter die Riemen legten, zog das Schiff langsam seine verderbliche Bahn weiter. Um 9 Uhr zogen sich Chalmers und die übrigen Missionsehepaare mit der Frau des Kapitäns in die Kajüte zurück, um auf den Knien in heissem Gebete Gott um Rettung des seinem Dienst geweihten Schiffes anzuflehen. Die Nacht war dunkel und über Niue lagerten Gewitterwolken, die sich von Zeit zu Zeit entluden. Als das Brüllen der Brandung immer lauter wurde, gab endlich schweren Herzens der Kapitän nach 11 Uhr den Befehl zum Verlassen des Schiffes, und wenige Minuten, nachdem die 72 an Bord befindlichen Personen — unter den letzten, die das Schiff verliessen, war Chalmers — in die drei Boote verteilt waren, wurde der „John Williams“ als ein hilfloses Wrack von den empörten Wogen auf das Riff hinaufgeschleudert. Nun folgten für die Schiffbrüchigen noch ein paar bange Stunden; ehe sie, von den Feuerzeichen der Insulaner geleitet, die einzige Stelle am Strande von Niue fanden, wo es den freundlichen Eingeborenen möglich war, die Insassen der Boote durch die Brandung an Land zu retten.

Die an Bord gewesenen eingeborenen Missionsgehilfen fanden mit ihren Familien ein Unterkommen bei den Insulanern, während den Europäern sich die gastlichen Pforten des Missionshauses in Alofi, dem Hauptorte der Insel, öffneten. Es waren drei lange Monate, die Chalmers mit seinen Gefährten auf der abseits vom Weltverkehr gelegenen Insel ausharren musste. Schliesslich waren sie noch froh, dass ein berühmter Seeräuber, Kapitän Bully Hayes, der das Wrack des „John Williams“ bemerkt hatte, sie in seiner Brigg „Rona“ auf einem Umwege über Tahiti nach Rarotonga brachte.

### III. Zehn Jahre Missionsarbeit auf Rarotonga.

Als Chalmers mit seiner Gattin am 20. Mai 1867, also über 16 Monate nach ihrer Abfahrt von London, in Avarua den Boden



seiner neuen Heimat betrat, fanden sie überall die Spuren der Verwüstung auf der sonst so paradiesisch schönen fruchtbaren Insel. Nach zwanzigjähriger Verschonung von ähnlichen Katastrophen war Rarotonga im März 1866 und 1867 hintereinander von schrecklichen Wirbelstürmen heimgesucht worden, die an den Häusern, Fruchtbäumen und Plantagen unberechenbaren Schaden angerichtet hatten. So waren z. B. die Häuser, welche die eingeborenen Seminaristen des Missionsinstitutes in Avarua mit ihren Familien bewohnten, entweder ein Trümmerhaufen oder doch dem Einsturz nahe; auch die auf der Hauptstation befindliche Schule hatte der Orkan dem Erdboden gleich gemacht. Erschwerend kam hinzu, dass alles Material und sämtliche Werkzeuge, mit denen man den Schaden an den Gebäuden hätte schnell ausbessern können, beim Schiffbruch des „John Williams“ mit verloren gegangen waren; hatte doch das junge Ehepaar selber zwei vollständige Ausstattungen und Vorräte auf 2 Jahre beim Untergange des Schiffes eingebüsst.

Um so dankbarer war Chalmers dafür, dass wenigstens das Missionshaus und die Kirche in Avarua dem Wüten des Sturmes widerstanden hatten, und dass er mit seiner Frau in der Familie des bejahrten deutschen Missionars Krause gastfreundliche Aufnahme fand. Derselbe war 1842 von Vater Gossner der Londoner Missionsgesellschaft zur Verfügung gestellt worden und hatte ein Vierteljahrhundert hindurch zuerst auf den Gesellschaftsinseln und seit 1860 auf Rarotonga den Eingeborenen das Evangelium gepredigt. Es war von grosser Wichtigkeit für Chalmers, dass jener Missionsveteran vor seinem Eintritt in den Ruhestand seinen jungen Nachfolger noch einige Monate hindurch in alle Einzelheiten seiner Arbeit einweihen und bei den ungefähr 2000 Seelen zählenden Rarotonganern, die ihrer Mehrzahl nach der evangelischen Kirche bereits angehörten, einführen konnte. Sehr zu statten kam es ihm auch, dass er sich mit den Elementen der Sprache seines Missionsgebietes bereits vorher vertraut gemacht hatte.

Sein Arbeitskreis war ein weitausgedehnter. Er umfasste nicht nur neben Rarotonga die anderen 6 zur Cook-Gruppe gehörenden Inseln Mangaia, Mauke, Mitiaro, Aitiu, Manuae und Aitutaki, sondern auch die im Norden weit entfernt gelegenen 4 kleinen Koralleneilande Penrhyn, Manihiki, Rakaanga und Pukakupa mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 10000 Seelen. Die Londoner Mission zählte auf den 11 Inseln im Ganzen 20 Christengemeinden, von denen jede aus eigenen Mitteln Kirche und Schule erbaut hatte und einen ein-

geborenen Geistlichen, der zugleich den Unterricht der Jugend mit versah, besoldete. Ausser der Oberaufsicht über diese gesamte Mission, die jedes Jahr zeitraubende und beschwerliche Visitationsreisen nach den einzelnen Inseln nötig machte, hatte Chalmers noch die Direktion und den Hauptunterricht am Avaruaner Missionsseminar, in welchem einerseits die zukünftigen Lehrer und Missionsgehilfen ausgebildet wurden, anderenteils Söhne vornehmer Familien von den verschiedenen Inseln des Archipels eine bessere allgemeine Bildung empfangen, als sie die Dorfschulen gewähren konnten. Sonntags pflegte Chalmers abwechselnd in einer der fünf Gemeinden Rarotongas zu predigen; an die Predigt und Kinderlehre schlossen sich dann immer allerlei wichtige Besprechungen mit dem Ortspfarrer und den Gemeindeältesten an, sodass er vor Abend selten wieder in's Missionshaus zurückkam. Waren die beiden nächstgelegenen Dörfer an der Reihe, so konnte Chalmers noch den Nachmittagsgottesdienst auf der Hauptstation versehen.

Auch an Wochentagen nahm der Missionar öfters Veranlassung, seine eingeborenen Mitarbeiter in ihren Dörfern aufzusuchen und sie zu selbstständiger, gewissenhafter Arbeit anzuhalten. In den zwei wichtigsten Ortschaften, Ngatangia und Arorangi, pflegte Chalmers mit seiner Gattin, die sich besonders den Ehefrauen der Missionsgehilfen und der heranwachsenden weiblichen Jugend widmete, wenn möglich, ein paar Tage hintereinander zu verweilen. Alle Vierteljahre kamen die eingeborenen Pfarrer und Lehrer zu einer Konferenz auf die Hauptstation, um über ihre Erfahrungen und die Bedürfnisse ihrer Gemeinden und Schulen Bericht zu erstatten. Für die Gemeindeglieder der Hauptstation Avarua hielt der Missionar an bestimmten Tagen Bibelstunden und erteilte auch den Katechumenen die nötige Unterweisung.

Bis zu Chalmers Eintreten in die Missionsarbeit auf Rarotonga war es Brauch gewesen, dass die Zöglinge des Missionsseminars, die fast durchweg verheiratet waren und mit ihren Frauen und Kindern kleine, von Gärten umgebene Häuser auf dem Stationsgrunde bewohnten, mit ihren Familien auf Kosten der Londoner M.-G. Lebensunterhalt und Kleidung erhielten. Die Direktoren in London waren nun im Hinblick auf das Missionsinstitut Malua in Samoa, dessen Zöglinge ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit bestritten, der Ansicht, dass die Rarotonganer Seminaristen dies gute Beispiel nachahmen sollten. Und Chalmers, diese freundliche und doch so energische Natur, war wie dazu geschaffen, seine Zöglinge mit diesem Gedanken vertraut zu machen. Mit der liebenswürdigsten Miene von der Welt erklärte er den jungen Männern, dass er für sie und die Ihrigen nur auf sechs

Monate Lebensmittel eingekauft habe; wäre dieser Vorrat aufgezehrt, so müssten sie selbst für das Nötige sorgen und zu diesem Behufe in der nächsten Zeit Plantagen anlegen.

Es traf sich gut, dass der inzwischen verstorbene Häuptling von Hvarua einige Jahre zuvor dem Missionar Krause ein 80 Acker grosses Stück Buschland als Geschenk angeboten hatte. Als der letztere unter herzlichem Danke für diesen Beweis der Liebe dem Häuptling erklärte, er hielt es nicht für weise, als Missionar ein solches Geschenk anzunehmen, übertrug der Häuptling das Land an die Mission, mit der Begründung, dass in späteren Jahren für dieselbe ein solcher Grundbesitz von wesentlichem Vorteil sein könne. Krause hatte dann von seinen Seminaristen das Land urbar machen lassen wollen; aber seine Kränklichkeit hatte die Ausführung des Planes verhindert. So wurde nunmehr auf Chalmers Betrieb mit dem Roden jenes Grundstückes begonnen. Bei den ersten drei oder vier Parzellen, die in Angriff genommen wurden, leisteten einige Gemeindeglieder aus benachbarten Kirchspielen wertvolle Hilfsdienste; die Seminaristen machten dann das Übrige, Streifen für Streifen, urbar und legten darauf Pflanzungen an. Um den Eifer der jungen Leute anzuspornen, gab ihnen Chalmers, der Sitte der Eingeborenen sich anbequemend, von Zeit zu Zeit je nach dem Fortschreiten der Arbeit einen Schmaus. Da im Seminar der Mittwoch ein unterrichtsfreier Tag war, so wurde dieser fortan regelmässig der Arbeit auf dem Missionsgrundstücke gewidmet; in der notwendigsten Bestellzeit aber, im Frühjahr, zog die ganze Schar der Seminaristen dreimal in der Woche hinaus in die Plantagen, wobei es sich Chalmers zur Pflicht machte, die jungen Leute zu begleiten, um ihre Arbeit zu überwachen und öfter selber mit Hand anzulegen. Ausser auf dem Missionsgrundstücke arbeitete jeder Seminarist täglich eine Stunde in dem zu seinem Häuschen gehörenden Privatgarten. Es dauerte nicht allzulange, so konnte Chalmers voll freudiger Genugthuung nach London berichten, dass das Missionsinstitut sich selbst unterhalte.

An 5 Tagen in der Woche widmete Chalmers je zwei Vormittagsstunden ausschliesslich dem Unterrichte seiner Seminaristen; während derselben Zeit hielt seine Gattin mit den Frauen derselben eine Art Fortbildungsschule ab, in welcher diese ausser in den gewöhnlichen Schulfächern auch in Handarbeiten und in der Pflege und Erziehung ihrer Kinder unterwiesen wurden.

Begleiten wir einmal die Missionarsfamilie bei dem täglichen Kreislaufe ihrer Arbeiten. Den Beginn des Tagewerkes machte zwischen 5 $\frac{1}{2}$  und 6 Uhr morgens — je nach Sonnenaufgang — die in der Kirche abgehaltene Morgenandacht der Hvaruaner Gemeinde, an der sich das Ehepaar Chalmers regelmässig beteiligte. Auf das zwischen  $\frac{1}{2}$ 7 und 7 Uhr eingenommene Frühstück folgte die in englischer Sprache abgehaltene Morgenandacht im Hause, an die sich unmittelbar die Austeilung von Arznei und die Beratung der inzwischen auf der Veranda des Missionshauses versammelten Patienten anschloss. Von 8—10 Uhr unterrichteten der Missionar und seine Gattin die Seminaristen und deren Frauen in den betreffenden Klassen. Während sich hiernach Frau Chalmers mit Hausarbeiten befasste, erteilte er



seinen Seminaristen allerlei Unterweisung in praktischen Fächern, z. B. wie man ein Haus baut oder Hausgerät zimmert und was dergleichen mehr ist, oder er machte sich auf seiner Studierstube zu thun, bis die Glocke das Zeichen zum Essen gab. Nach Tisch gönnten sich Ehalmers eine Erholungspause bis 2 Uhr, der Stunde, wo jedermann ein Bad nahm und seine Kleidung wechselte, eine notwendige Gesundheitsmassregel in jenem erschlaffenden Tropenklima.

Dann widmete sich Ehalmers einem Zweige seiner Berufspflichten, dessen wir bisher noch nicht gedacht haben, der Missionsbuchdruckerei, in welcher eingeborene Knaben ganz geschickt unter Aufsicht des Missionars alle Satz- und Druckerarbeiten besorgten. Gar manches nützliche Schulbuch, sowie einzelne Teile der heiligen Schrift sind aus dieser Presse hervorgegangen. Im Jahre 1873 fing Ehalmers sogar an, ein Rarotonganisches Monatsblatt für seine Christengemeinden herauszugeben, zu welchem er den Stoff allein liefern musste, während ihm seine Gattin wenigstens die Korrekturarbeiten abnehmen konnte. So eifrige Leser dieses Blatt auch bei den eingeborenen Christen im Cook-Archipel und auf den Ausstationen fand, so lastete die mit der Herausgabe verbundene Arbeit doch zu schwer auf des Missionars Schultern, so dass er es, wenn auch ungern, nach einiger Zeit wieder eingehen lassen musste. Waren die Arbeiten in der Buchdruckerei erledigt und um 4 Uhr eine Erfrischung eingenommen, so machte sich das Ehepar auf die Wanderung, um Kranke und alte Leute, die nicht mehr von zu Hause fort konnten, zu besuchen, vielleicht auch einmal die Wohnungen der Seminaristen zu inspizieren und auf dem Missionsgehöfte nach dem Rechten zu sehen. Um 6 Uhr — dort folgt auf den Sonnenuntergang fast unmittelbar nächtliches Dunkel — wurden die Lampen im Missionshause angezündet und die Rarotonganische Hausgemeinde versammelte sich zum Abendsegen um die Missionarsfamilie, die gleich danach ihre eigene Andacht in der englischen Muttersprache hielt. Bis um 9 Uhr wurde in der Studierstube für den folgenden Tag vorgearbeitet, und um 10 Uhr hatten für gewöhnlich alle Insassen des Missionshauses ihre Lagerstätte aufgesucht. Als mit den Jahren die Seminarklassen sich immer mehr füllten, und als vollends Ehalmers sich durch die Verhältnisse gezwungen sah, in Avarua auch noch eine höhere Knabenschule zu begründen, deren Zöglinge meist als Kostschüler auf dem Missionsgehöfte wohnten, musste freilich die ganze Zeit vor und nach Tisch auf den Unterricht verwendet werden.

In Bezug auf die Qualität seiner Christengemeinden machte Ehalmers bald die Wahrnehmung, dass das verlässlichste Element die ältere Generation bildete, welche das Elend des Heidentums an der eigenen Person erfahren hatte und nun die Segnungen des Evangeliums um so besser zu schätzen wusste. Gleich in den ersten Wochen nach seiner Landung war es ihm aufgefallen, dass sich zu den Gottesdiensten wohl die Alten, ferner die jungen Frauen und die Kinder fleissig einstellten, dagegen von den jungen Männern nur vereinzelte zu sehen waren. Wie er von seinem Senior Krause erfuhr, führten letztere seit geraumer Zeit ein Zigeunerleben ausserhalb ihrer Dörfer,

um ungestört dem Genusse berauschender Getränke fröhnen zu können, die sie aus dem Saft von Orangen, Bananen, Ananas und anderen Früchten zu destillieren verstanden.

Raum war Chalmers hinter diese Schliche gekommen, als er lange Wanderungen über Berg und Thal durch ganz Rarotonga unternahm. Da die Insel im Innern mit Urwald und dichter Buschvegetation bestanden ist, so waren derartige Ausflüge mit grossen Beschwerden verknüpft; denn es gab nur ganz vereinzelte Fusssteige, die eben breit genug waren, dass eine Person darauf gehen konnte. Gelegentlich seiner Wanderungen begegnete nun Chalmers hier und da einzelnen jener jungen Männer. Er liess sich mit ihnen in ein freundliches Gespräch ein; ein Wort gab das andere, und schliesslich waren die Männer ganz entzückt von der Herzlichkeit und Freimütigkeit des jungen Weissen. Nachdem so der Anfang gemacht war, that Chalmers den nächsten schwereren Schritt. Da nämlich keiner von den eingeborenen Richtern oder Polizisten so viel Mut hatte, die jungen Trunkenbolde bei ihren meist zur Nachtzeit gefeierten Orgien zu überraschen, und zur Bestrafung zu bringen — an einem guten Gesetzbuche fehlte es seit 1857 in Rarotonga nicht — so bahnte sich Chalmers zur Nachtzeit mitten durch das dichte Gewirr der Schlingpflanzen im Urwalde seinen Weg, bis er auf eine der abgelegenen Waldblössen kam, wo die übermütige Jugend ihre Hütten aufgeschlagen hatte und ihre wüsten Trinkelgelage feierte. In Nachäffung gottesdienstlicher Gebräuche pflegten jene jungen Rarotonganer ihre Gelage mit dem Gesange von Chorälen und mit Gebet zu eröffnen. Dann lagerten sich die 50 oder 60 Zechgenossen, die sich auf dem bestimmten Platze zusammengefunden hatten, um ein halbes Dutzend Fässer Orangenrum auf den Rasen und betranken sich bis zur Besinnungslosigkeit. In der Trunkenheit rissen sie sich die spärliche Kleidung vom Leibe und fielen gleich Wilden übereinander her, so dass Chalmers manchmal gerade noch zur rechten Zeit kam, um dem einen oder andern das Leben zu retten. Traf es sich, dass er die Leute während des Gesanges überraschte, so ging er stracks auf die Fässer zu und öffnete die Spunde, oder gebot den Männern zu ihrer grösseren Demütigung, selber das berauschende Getränk auf die Erde laufen zu lassen. Kein Einziger wagte es, dem Missionar zu widersprechen, geschweige denn, die Hand wider ihn zu erheben. Der Eindruck der Persönlichkeit Chalmers war ein so mächtiger, dass die Missethäter seine ernste Zurechtweisung ruhig hinnahmen und sich von ihm nach Hause zu den Ihrigen geleiten liessen. Nicht mit einem male natürlich, aber nach und nach gelang es seinen eindringlichen Ermahnungen, die jungen Trunkenbolde einen nach dem andern dahin zu bringen, dass sie dem alten, verderblichen Treiben den Abschied gaben und sich wieder zu ihrer Gemeinde und zur Kirche hielten.

Da das Laster der Trunksucht ziemlich weite Kreise in seinen Bann gezogen hatte — äfften doch sogar einzelne Kinder die Erwachsenen nach, trafen sich im Walde und versuchten ebenfalls aus Früchten Rum herzustellen — so gründete Chalmers einen Mässigkeitsverein und hielt in den Gemeinden hin und her regelmässige Zusammenkünfte ab, in denen er die Christen vor dem Gebrauch be-

rauschender Getränke warnte. Gleichzeitig sprach er auch den Häuptlingen derb ins Gewissen, dass sie die Gesetze mit grösserem Nachdruck handhaben sollten.

Ein Grund, warum die jungen Leute auf die vorerwähnten bedauerlichen Ausschreitungen verfielen, lag sicherlich mit darin, dass es ihnen an unschuldigem Zeitvertreib fehlte. In der heidnischen Zeit hatte das Volk eine Menge Spiele gekannt, aber die ersten eingeborenen Missionsgehilfen, die auf den Cook-Inseln das Wort Gottes predigten, hatten dieselben samt und sonders in ihrem Übereifer verpönt, ohne den geringsten Unterschied zwischen unschuldigen Spielen und solchen, mit denen unsittliche Gebräuche verknüpft waren, zu machen.

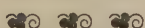
Darum war es dem Missionar sehr willkommen, als nach dem Vorbilde von Tahiti unter der Rarotonganischen Jugend sich plötzlich ein besonderer Feuereifer für Turnspiele und Freiübungen entwickelte. Dadurch wurden die jungen Männer nicht nur wieder mehr an ihre heimatlichen Dörfer gefesselt, wo sie von der Mission leichter beeinflusst werden konnten, sondern sie gewöhnten sich auch an Arbeit, denn die uniformartigen Turnanzüge, die bald für die Teilnehmer an den Spielen Mode wurden, mussten um ein tüchtiges Stück Geld oder eine entsprechende Menge Kopra von dem weissen Händler erstanden werden. Die jungen Leute waren stolz darauf, als sie zu wiederholten Malen auf Chalmers Einladung ihre Künste auf dem grossen Rasenplatz vor dem Missionshause in Avarua zeigen durften. Sie fanden sich dann an den Sonntagen auch regelmässig in der Kirche ein, und schliesslich richtete der Missionar für das „Freiwilligenkorps“ sogar besondere Bibelstunden ein. So wurden denn für viele junge Männer jene Spiele ein Anlass, sich mehr mit dem Worte Gottes vertraut zu machen und zur Erkenntnis des Heils zu kommen. Andere, bei denen die Wirkung nicht so tief ging, befreilichigten sich wenigstens nach aussen hin eines ehrbaren Wandels.

Eine grosse Anziehungskraft übten auf die eingeborene Bevölkerung die alljährlich im Maimonat stattfindenden Missionsfeste aus, bei denen die aus allen Dörfern Rarotonga's, ja manchmal auch von den andern Cook-Inseln zusammengeströmte Festgemeinde willig für die Ausbreitung des Reiches Gottes auf den noch heidnischen Südsee-Inseln zu opfern pflegte. Missionskollekten im Betrage von 4000—5000 Mik. waren für Rarotonga keine Seltenheit. Aber die Bewohner des Cook-Archipels, und zwar Rarotonga an der Spitze, stellten auch willig ihre Söhne und Töchter, die im Missionsseminar in Avarua erzogen wurden, für den Missionsdienst zur Verfügung. Vornehmlich war es das ferne Neuguinea mit seinen wilden Kannibalenstämmen, das eine besondere Anziehungskraft auf die jungen eingeborenen Glaubensboten ausübte.

Auch Chalmers Gedanken waren manchmal nach den ungastlichen



Gestaden der Rieseninsel hinübergeschweift und schon 1869 stellte er sich seiner Gesellschaft zur Verfügung, um als Pionier des Evangeliums unter die heidnischen Papua Neuguineas auszuziehen, aber man schob damals die Inangriffnahme dieses neuen Missionsgebietes noch um ein paar Jahre hinaus, und als die Missionsdirektion 1873 von seinem hochherzigen Anerbieten Gebrauch machen wollte, legten sich die andern Londoner Südsee-Missionare ins Mittel und baten dringend darum, man möchte Chalmers seine segensreiche Arbeit auf Rarotonga und den dazu gehörenden Inseln noch eine Reihe von Jahren fortsetzen lassen. Da kam 1877 von London aus an Chalmers ein neuer Ruf, nach Neuguinea auszuziehen; diesmal gab es kein Halten mehr. Auf Rarotonga freilich waren die Gemeindeglieder sehr unglücklich darüber, ihren geliebten Missionar und dessen freundliche Gattin so bald wieder hergeben zu müssen: aber schliesslich sahen sie doch die Notwendigkeit des Opfers ein, und so schied das Ehepaar Chalmers im Mai 1877, genau zehn Jahre nach seinem Einzuge auf Rarotonga, geleitet von den Segenswünschen der Gemeinden, von der Stätte seiner ersten Wirksamkeit.



## Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

### IV.

Es tritt in der Mission besonders klar hervor, dass die Sakramente einmal eine Beziehung haben zu dem persönlichen Heilsstand der Christen, dann aber auch zu dem Wesensbestand der Kirche und den gemeindlichen Gestaltungen. Darin liegt vielleicht die Anregung, dass im System der Dogmatik die Lehre von den Sakramenten zwischen der Lehre vom Heilsstand und der Lehre von der Kirche ihre organische Stellung zu finden hat. Das wäre um so entsprechender, weil das sakramentliche Wesen in einer Verbindung unsichtbarer Realitäten mit sichtbaren Elementen besteht, so dass hier dasselbe Verhältnis obwaltet, als im Wesen der Kirche, welche der Sichtbarkeit ebenso angehört als der Unsichtbarkeit, deren Erscheinungsformen der mehr oder minder getreue

Ausdruck einer im Evangelium real vorhandenen Idee sind. Die Mission zeigt in den mannigfachsten Gestalten und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen das Ringen, konkrete Bildungen aus der Gemeinschaft bildenden Kraft des Evangeliums entstehen zu lassen und das institutionelle Kirchentum mit einem Geist zu durchdringen, welcher der Entstehung, Erhaltung und Mehrung einer *communio sanctorum* oder *vere credentium* dient. Nirgends sind die kirchlichen Bildungen vollendet. Wie überall so ist auch hier die Kirche im Werden und nicht im Sein. Die Mission verdankt die tiefsten Anregungen und eindringendsten Bestimmungen für die Gestaltung ihres Kirchentums den Gleichnissen Christi vom Reiche Gottes. Sie wird demgemäss den Begriff des Reiches Gottes für ihre Anschauungen von der Kirche nicht entbehren können. Die Kirche nach ihrer göttlichen Seite, soweit diese in Beziehung zur Welt tritt, ist Reich Gottes, ohne dass der umfassendere Begriff des Reiches Gottes sich in dem Begriff der Kirche erschöpft. Dieses Verhältnis festzustellen, ist eine noch ungelöste Aufgabe der Dogmatik. Es ist sonderlich die Mission, welche die Klärung, die tiefere Erfassung und wissenschaftliche Lösung dieses Problems von der Theologie zu erwarten Interesse hat. Sie selbst wird zu einer theoretischen Lösung nichts wesentliches beitragen können. Es kann dieselbe nicht ohne eine biblisch theologische Untersuchung umfassender und eingehendster Art geschehen, deren Resultat die Dogmatik zu formulieren hätte. Wenn wir, S. 59 f., behaupteten, der dogmengeschichtliche Werdeprozess sei im wesentlichen abgeschlossen, so wurde das ausdrücklich nur im Hinblick auf die soteriologische Seite der Dogmen gesagt. Wie sachgemäss diese Einschränkung war, zeigt sich hier, wo sich die Notwendigkeit ergibt, das Dogma von der Kirche wesentlich zu ergänzen. Nach den Erfahrungen der Mission dürfen wir feststellen, dass ein Kirchenbegriff nicht genügt, der zu dem Begriffe des Reiches Gottes sich entweder ablehnend verhält oder doch in keinem lebendigen Konnex mit demselben steht, wie auch wiederum keine Auffassung des Reiches Gottes genügend erscheint, welche der von Christus vorbereiteten und durch den Geist Gottes ins Leben gerufenen Kirche nicht gerecht wird. Denn eben das ist die Erfahrung der Mission, dass lebenskräftige, kirchliche Bildungen nur entstehen, wo diese im Sinne des Reiches Gottes arbeitet, während umgekehrt die Arbeit im Sinne des Reiches Gottes im wesentlichen fruchtlos erscheint, wo nicht kirchlich organisierte Gemeinden zur Entstehung gelangen. Es wird demnach

weder im römischen Sinne Kirche und Reich Gottes identifiziert werden können, als ob die Kirche selbst das Reich Gottes wäre, noch wird im vermeintlich evangelischen Sinne der Begriff der Kirche in den des Reiches Gottes aufgelöst werden dürfen, als habe die Kirche kein selbständiges Wesen und keine ihr eigentümliche Aufgabe. Es wird auch nicht in der Weise das Verhältnis der Kirche zum Reich Gottes bestimmt werden können, dass die Kirche die Erscheinung des Reiches Gottes für den gegenwärtigen Heon sei. Allerdings war das Reich Gottes vorhanden, ehe die Kirche war und wird eben dann zur Vollendung kommen, wenn die Kirche ihre Aufgabe vollendet hat. Aber dass das Reich Gottes auch im gegenwärtigen Heon eine Realität ist, die man zum mindesten als eine das Wesen und Wirken der Kirche beeinflussende göttliche Modalität betrachten muss, davon steht die Mission in lebendiger Erfahrung. Denn wenn es sich um die Aufgabe der Mission handelt, die Welt zu beeinflussen und für Gott zu gewinnen, so geben dafür die Aussagen der Schrift über die Kirche keine wesentlichen Direktiven. Diese müssen den Schriftaussagen über das Reich Gottes entnommen werden. Dagegen tritt das was die Schrift über die Kirche sagt in seiner Bedeutung hervor, wenn es sich um Bildung und Leitung von Gemeinden handelt. Aber hierfür sind auch die Schriftaussagen über das Reich Gottes durchaus nicht belanglos, sondern von wesentlicher Bedeutung. Und doch kann man den Begriff des Reiches Gottes nicht den fruchtbareren nennen. Denn während er mehr bietet für die Beziehung der gläubigen Gemeinden zur Welt als der Begriff der Kirche, bietet wiederum der biblische Begriff der Kirche mehr in Hinsicht auf das Verhältnis der Gläubigen zu Gott in Christo durch den heiligen Geist. So spiegelt sich im Begriff des Reiches Gottes das Weltverhältnis der Kirche und im Begriff der Kirche das Gottesverhältnis der Kinder des Reichs. Eine auf dieser durch die Mission, wenn nicht erworbenen, so doch aufs neue veranschaulichten und wesentlich vertieften und erweiterten Erfahrungsgrundlage anzustellende dogmatische Untersuchung würde darzuthun haben, wie sich die Attribute der Kirche, ihre evangelische Katholicität, ihre Apostolicität, ihre Christianität, ihre Sanctität zu dem Begriffe des Reiches Gottes verhalten. Dadurch würde die Lehre von der Kirche nicht nur bereichert und geklärt werden, sondern vielleicht würde man erst dann imstande sein, die göttlichen Motive völlig zu überschauen, welche die Kirche gründeten und ihr Wesen noch heute gestalten. Denn das Reich Gottes erscheint als eine göttliche Energie,



welche die Kirche ebenso durchwirkt, wie sie den Dienst der Kirche zur Durchwirkung der Welt in Anspruch nimmt.

Das Dogma der Dreieinigkeit Gottes habe ich bisher nicht erwähnt. Wenn aber nun am Schlusse dieser Darlegungen, die von dem Ertrag handeln, welchen die Mission der dogmatischen Auffassung zu bieten vermag, dieses Centraldogmas Erwähnung gethan wird, so geschieht dies aus dem Grunde, weil die Missionserfahrung davon Zeugnis ablegt, dass ein Verständnis des in der Einheit dreifaltigen Gottes nur möglich ist als Resultat aller übrigen Heilserkenntnisse. Aus ihnen aber erwächst dies Verständnis mit innerer Notwendigkeit als reife Frucht. Die Missionserfahrungen geben nicht die geringste Ermutigung zu einer spekulativen, aprioristischen Behandlung der Dreieinigkeit Gottes. Es wäre ein praktisch und theoretisch verhängnisvoller Irrtum, wollte man eine solche mit dem Umstand rechtfertigen, dass es auch in Indien eine Trimurti gebe, dass also der indische Geist den Denkformen geneigt sein müsse, in welchen sich die Spekulation über die Dreieinigkeit bewegt. Echte Hindu, das heisst solche, die nicht mit abendländischen Ideen genährt sind, wissen nichts von einer Trimurti. Denn wie wir gesehen haben, gehört Brahma einem älteren Göttersystem an als Wischnu und Siva. Und Wischnu und Siva sind einander feindliche Götter,<sup>1)</sup> deren jeder von einer eigenen Anhängerschaft auf den Schild erhoben wird. Die Götterdreiheit ist eine Kompilation vermutlich europäischen Ursprungs.<sup>2)</sup> Die öffentliche Missionspredigt muss sich der Beziehung auf die Dreieinigkeitslehre schlechthin enthalten, weil die Möglichkeit eines auch nur ahnenden Verständnisses solange ausgeschlossen ist, als die Heilslehre in ihrem Zusammenhange nicht Gegenstand des Glaubens und einer innern Erfahrung geworden ist, die den Vater im Sohne gefunden hat und im heiligen Geiste die Wesenheit beider inne geworden ist. Dann weicht von der Dreiheit in der Einheit und der Einheit in der Dreiheit, wenn auch nicht das Geheimnis, so doch der Bann der Undenkbarkeit. Der Weg zur Erkenntnis der Wesenstrinität geht durch das Verständnis der Offenbarungstrinität. Davon geben auch die Erfahrungen der Mission Zeugnis.

5. Die Symbolik gehört nach der einen Seite ihrer Aufgabe zu den historischen, nach der anderen zu den systematischen Disziplinen. Sie kommt für uns hier nur nach ihrer systematischen Seite, also als konfessionelle Principienlehre in Frage. Wenn nun diese in ihrer praktischen Abzielung sich der kirchlich irenischen oder kirchlich polemischen Tendenz nicht zu entschlagen vermag, je nach dem sie die Einheit oder die Verschiedenheit der kirchlichen Bekenntnisse betont, so kann es nicht

1) vergl. Graul, Reise nach Ostindien V S. 189 und IV S. 9.

2) Man kann wohl in indischen Vorstellungen Anklänge an die Logosidee finden, so in dem Vers des Tajumanaver:

„Für dich thronend ob des Hethers Zinne  
Bist du, Herr, das „Wort“ zusamt dem „Sinne“,  
Allerhöchstes Wesen!“ —

nirgends aber einen Anklang an die göttliche Dreiheit in der göttlichen Einheit.

ohne Interesse sein, welche Tendenz nach den Erfahrungen der Mission als gerechtfertigt erscheint. Das Urteil wird sich darnach bemessen, ob in der Geschichte der Mission die konfessionellen Unterschiede als unwesentlich oder als wesentlich in ihren Wirkungen erscheinen, ob die Lehrunterschiede Lebensverschiedenheiten erzeugen oder nicht.

Dass die Frage nicht im Sinne der grundsätzlichen Polemik behandelt werden darf, ist zweifellos. Denn das Missionswerk würde nicht bestehen, wenn für die einzelnen Konfessionen ein Nein die Seele ihres Ja wäre. Andererseits ist ebenso klar, dass die Entscheidung nicht im Sinne des consensus quinque saeculorum des Calixt fallen kann, weil eine bedingungslose Irenik gegen die Wirklichkeit blind sein müsste, um sich zu behaupten.

Schon der Blick auf die römische Mission zeigt die Unmöglichkeit einer auf breiter Grundlage versuchten Irenik. Da diese eine friedliche oder nur gerechte Stellung zu den evangelischen Missionen grundsätzlich ablehnt, da die evangelische Mission fast überall von den römischen Sendlingen bittere Feindschaft und geflissentliche Hinderung erfährt, so scheidet die römische Mission für unsere Fragestellung aus. Wer etwa noch die Hoffnung hegt, dass eine Union der römischen und der evangelischen Kirche zur Erfüllung des *ut unum omnes* möglich sei, der würde sich auf dem Missionsgebiete eines andern überzeugen. Die Früchte der römischen Lehre reifen hier am erkennbarsten, nicht nur in unversöhnlicher Feindschaft gegen das Evangelium und seine Anhänger, sondern auch in der Unfähigkeit, im Sinne des Reiches Gottes zu missionieren und Gemeinden im Geiste der Wahrheit, der Liebe, der innern und lebendigen Einheit zu gründen und zu erhalten. So gross die Scheinerfolge der römischen Mission sein mögen, so gering sind ihre Erfolge auf ihre Echtheit und höhere Wirklichkeit angesehen.

Wenn somit die konfessionelle Prinzipienlehre, will sie die Erfahrung der evangelischen Mission für ihr Urteil in Betracht ziehen, aus der Thatsache der noch vorhandenen gemeinsamen Grundlage mit Rom nicht Folgerungen ziehen darf, die die vorhandenen Gegensätze abschwächen, da ja das, was Rom mit der Kirche des Evangeliums gemeinsam besitzt, dort in einem völlig andern Geiste gehandhabt wird, so ist die wissenschaftliche Symbolik vielleicht um so zuversichtlicher der Erwartung, inbezug auf die konfessionellen Verschiedenheiten innerhalb der evangelischen Kirche werde die Erfahrung der Mission ein durchaus irenisches Urteil ermöglichen. Aber auch hier zeigt sich, dass die Lehrunterschiede Lebensverschiedenheiten und divergierende Geistesrichtungen zur Voraussetzung und darum auch zur Folge haben. Mit einer inwendigen Notwendigkeit gestaltet sich eine Gemeindebildung anders, je nachdem sie lutherische oder reformierte Missionare leiten. Herrnhutische Gemeinden haben auch in der Mission ihr bestimmtes Gepräge. Der Methodismus bringt auf den Missionsgebieten Bildungen hervor, die in jedem einzelnen Zuge seine Geistesart tragen. Christliche Gemeinden, die nichts anderes sind als christlich, deren Charakter lediglich eine allgemein christliche Färbung trägt, giebt es auf den Missionsgebieten ebensowenig, wie in der Heimat. So paradox

es klingen mag, so entspricht es den Thatsachen, dass evangelische Ökumenicität des Geistes am ehesten da sich findet, wo das konfessionelle Bekenntnis am unterschiedensten gewertet wird. Die lutherische Mission denkt und handelt weitherziger, als methodistische Sekten. Die englische Church-Mission, der Sendling der Kirche Englands, denkt ökumenischer, als die englische Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.), welche sich als die Vertrauensmission hochkirchlicher, also sonderlich gerichteter Kreise Englands betrachtet. Je treuer die Missionare ihrem Bekenntnis sind, desto klarer stehen sie auf dem gemeinchristlichen Boden und um so gewissenhafter werden sie für Christus allein werben, während Missionare mit Sektencharakter allzuleicht für ihre Sondermeinungen werben. Je unklarer im Bekenntnis eine Mission ist, desto engherziger wird sie ihr Werk treiben, je klarer, desto mehr werden in ihrem Handeln die gemeinchristlichen Prinzipien zum Ausdruck gelangen. Bekenntniskirchen sind Charaktere im grossen Styl. Ihr Charakter mag im Einzelnen fehlsam sein, aber er ist besser und wirksamer auch im geistlichen Sinne als Charakterlosigkeit.

Die Trennung würde der Mission einen üblen Dienst leisten, wenn sie die Bekenntnischaraktere auf ein allgemeingiltiges Mass zu reduciren oder unter eine doktrinäre Schablone zu einigen suchte. Wie ein echter Charakter durch das Leben lernt und sich selbst korrigirt, so lässt es sich beobachten, dass auch die Konfessionen in der Mission ihre Einseitigkeiten zurückstellen und sich selbst korrigieren. Die lutherische Kirche zeigt sich in der Mission praktischer, thatkräftiger, hingebender, weniger doktrinär gerichtet als in der Heimat. Die reformierten Missionen mildern manche Härte des reformierten Bekenntnisses. Die Baptisten sehen sich genötigt, die Taufe höher und anders zu werten, als es in ihren Prinzipien liegt. Die Brüdergemeinde ist durch ihre umfassende Missionsarbeit ernüchtert und vertieft worden. Methodistische Missionare erkennen, dass stürmisches Drängen Heiden gegenüber erfolglos ist, und entschliessen sich zu einer geduldigeren Arbeit und zu einem Wirken in der Stille. Trotzdem bleibt überall der Konfessionscharakter im wesentlichen bestehen und die Charismen der einzelnen Konfessionen sind ein nicht zu unterschätzender Faktor in dem Gelingen des Missionswerkes. Die reformierten Missionen entfalten jene Organisationsgabe, die ihren Mutterkirchen in der Heimat eignet. Sie besaßen je und je Persönlichkeiten von besonderem Adel der christlichen Gesinnung oder andere von besonderer praktischer Tüchtigkeit. Die Brüdergemeinde bewährt auch in der Mission die Einfachheit und Innigkeit ihrer Auffassung des Christentums und ihre kleine aber konzentrierte Kraft findet eine offene Thür. Es ist dem Methodismus hier und da gelungen, einer rasch aufflammenden Bewegung sich zu bemächtigen, während sich im allgemeinen die Methode des Zwanges und Dranges in der Mission als wirkungslos erweist. Das lutherische Bekenntnis beweist besonders in Indien seine Anziehungskraft auf tiefer angelegte, zu systematischem und wurzelhaftem Denken befähigte Charaktere. Die lutherischen Kirchenlieder haben eine eigentümliche Anziehungskraft auch auf das Gemütsleben der Fremden. Und dem kleinen Katechismus Luthers in seiner tiefen und umfassenden Überzeugungskraft und geistlichen Reife haben andere Konfessionen nichts an die Seite zu setzen. Die lutherische Abendmahlslehre erweist sich als ein Einigungsband innerlichster Art. Gerade die lutherische Mission erlebt es, dass



Menschen mit tieferem Bedürfnis um des Gewissens willen zu ihr kommen. Ihr Einfluss ist ein langsam wirkender, aber ungemein zäher und nachhaltiger.

An der Stellung, die die Taufe in der Missionspraxis einnimmt, kann man den Geist der einzelnen Missionen am deutlichsten erkennen. Wenn die römische Kirche Taufen vollzieht wider den Willen der Täuflinge, wenn sie Kinder tauft wider den Willen und ohne das Wissen der Eltern und ohne eine Garantie für die christliche Erziehung derselben zu haben, wenn sie die Taufe vielfach anwendet wie ein Zaubermittel, so charakterisiert das mehr als alles andre den äusserlichen, geistlosen und nur auf Mehrung der Zahlen gerichteten Sinn der Kirche Roms. Wenn Missionen reformierten Bekenntnisses die Taufe ihrer geistlichen Pfeglinge so lange hinausziehen, bis sie an ihnen die Überzeugung erlangen, dass sie wirklich bekehrt sind, so kennzeichnet das jene Auffassung, welche in der Taufe nur ein Siegel des bereits vorhandenen Glaubens sehen möchte, weil sie annimmt, dass die Umgestaltung des Menschen entweder durch menschliche Entschlüsse oder durch unmittelbare Machtwirkungen Gottes geschehe. Ich glaube, dass die Taufpraxis der lutherischen Missionen diejenige ist, die dem Wesen des Evangeliums am unmittelbarsten entspricht. Lutherische Missionen würden keinen Heiden taufen, von dem sie nicht die Überzeugung haben, dass er aufrichtig glaubt. Sie werden sich auch hüten, jemanden durch geistlichen Zwang und Drang zum Glauben zu bringen. Aber sie lassen die Katechumenen nicht so lange auf die Taufe warten, bis er den Glauben durch Werke bewährt hat, sondern sind der guten Zuversicht, dass, wie die Taufe dem Glauben hilft, dass er Glaube bleibe, so werde sie ihm auch helfen, dass er sich in Werken bewähre.

Auch die Verschiedenheit in der Behandlung praktischer Fragen lässt in den durch die Konfession bestimmten geistlichen Charakter der Missionen oft tiefe und lehrreiche Blicke thun. Es entsprach die grundsätzliche und berechnende Colerierung ja Glorifizierung der indischen Kaste von Seiten der Römischen dem weltförmigen Sinn ihrer Kirche ebenso, wie die evangelische Duldung der Kaste als nationaler Sitte, so weit sie nicht religiösem Aberglauben dient, dem weltoffenen Sinn der lutherischen Kirche entspricht, während die gesetzliche Strenge der reformierten Missionen die Kaste als solche bekämpft.

Wenn somit die Konfessionscharaktere in der Mission sich klar und bestimmt auswirken und an eine Ausgleichung der Verschiedenheit nicht gedacht werden kann, so ist wenigstens bei den evangelischen Konfessionen ein feindlicher Gegensatz durch das Wesen der Konfession, so weit dieses in der Position und nicht in der Negation gesucht wird, auf das bestimmteste ausgeschlossen. Die im evangelischen Sinne aufgefassten Heilsgrundlagen des Christentums bilden eine lebendige Macht der Einigung und der Annäherung, zum mindesten der gerechten wechselseitigen Beurteilung für die verschiedenen Missionen. Einigend wirkt auch der Begriff des Reiches Gottes. Denn alle evangelischen Missionen wollen dem Reiche Gottes dienen. So bietet die evangelische Mission trotz der Verschiedenheit der Konfessionen ein Bild grösserer innerer Einheit, als die Mission der römischen Kirche, die unter der Form äusserer Einheit eine den äusseren Erfolg suchende Willkür duldet, welche sie innerlich zerklüftet.

Welchen Ertrag diese thatsächlichen Verhältnisse in der Mission

der wissenschaftlichen Behandlung der Symbolik bieten, kann nicht zweifelhaft sein. Sie reden einer bedingungslosen Irenik nicht das Wort. Da nachgewiesen ist, dass die Konfessionen unter völlig veränderten Verhältnissen ihren Principien im wesentlichen treu bleiben, dass die mannigfaltigen Aufgaben des Missionsbetriebs eine nicht nur dem christlichen, sondern in den meisten Fällen auch dem konfessionellen Geiste gemässe Lösung erfahren, so würde es unrichtig sein, die den konfessionellen Ausprägungen zu Grunde liegenden Lebensmächte zu unterschätzen. Ihr Verständnis und ihre gerechte Beurteilung ist die Aufgabe der Wissenschaft.

Andrerseits entspricht eine einseitig konfessionelle Polemik nicht den Verhältnissen der Mission. Es erscheint richtiger, die Principien einer Konfession positiv zu erläutern, als sie lediglich durch Konstatirung ihrer Gegensätzlichkeit zur Darstellung zu bringen. Die Symbolik wird des komparativen Verfahrens nicht entraten können. Aber wenn darin der Hauptnerv ihrer dialektischen Beweismethode liegt, dann wird einmal nicht zum Ausdruck kommen, dass das gemeinsame wesentlicher ist, als die Verschiedenheit, und sodann wird es unmöglich sein, die höhere und überwaltende Einheit wissenschaftlich zum Verständnis zu bringen, die für die Konfessionen in dem Begriffe des Reiches Gottes liegt. Dieser Begriff wird freilich erst dann für die Symbolik eine eingreifende Bedeutung erlangen, wenn es der Dogmatik gelungen sein wird, sein Verhältnis zum Begriff der Kirche festzustellen. Aber auch ohne völlige Klärung dieses Verhältnisses ist der Begriff des Reiches Gottes für die wissenschaftliche Wertung der konfessionellen Unterschiede nicht irrelevant. Er mag etwa dieselbe Stellung in der konfessionellen Principienlehre einnehmen, die der Begriff des Gewissens in der dogmatischen Darstellung des Heilsstandes behauptet.



## Ein Antimissions-Roman.

Beleuchtet von R. Grundemann.

„Et in terra pax“ ist der Titel eines tendenziösen Reiseromans von Karl May, der in Stärke von 18 Bogen, reich illustriert, dem von J. Kürschner herausgegebenen patriotischen Prachtwerke „China — — — ein Denkmal den Streitern und der Weltpolitik“ einverleibt ist. Augenscheinlich war es das Bestreben, nach der eingehenden Schilderung der Kämpfe in China den Ausblick auf

die Zukunft in versöhnlichem Tone ausklingen zu lassen und dem weiteren Verkehr der europäischen Völker mit Ostasien friedliche Bahnen zu weisen. In der dritten Abteilung des Werkes<sup>1)</sup>, welche allerlei Unterhaltendes bringt, schien hierfür der geeignete Platz. Der beauftragte Schriftsteller aber hat seine Aufgabe in einer Weise gelöst, die ihn im schroffen Gegensatz zu allem bisher gebotenen erscheinen lässt. Von China selbst spricht er sonst nichts; aber die von ihm charakterisierten Chinesen strafen die wissenschaftlichen Darstellungen der ersten Abteilung geradezu Lügen, und die Tendenz des Ganzen ist ein vernichtendes Urteil über die in der zweiten gefeierte Bekämpfung der Wirren in China. Der Verfasser zeigt sich nämlich als der Entdecker des anscheinend bisher noch unbekannten wahren Christentums, des Evangeliums der Liebe, durch welches alle Völker des Erdballs mit einander verbrüderet werden sollen. Dass er ganz einseitig gewählte Sprüche aus dem Neuen Testament und sogar die am Kreuze sich opfernde Liebe als Folie für seine phantastischen Zukunftsbilder benutzt, macht die Darstellung, welche in den Gedanken: Eine Herde und ein Hirt ausklingt, zu einer nicht unbedenklichen Gefahr. Diese betrifft besonders die Mission, welche in geradezu empörender Karikatur vorgeführt wird.

Der Verfasser spricht es mehrfach aus und schärft es dem Leser ein, dass er die in seiner Dichtung dargestellten Personen nur als Vertreter der verschiedenen Völker oder Religionen auftreten lässt. Seine Reisebeschreibung in der er selbst die ersten Rollen spielt als ein Weltreisender, der fasst an allen berührten Orten schon zu Hause ist, und die betreffenden Sprachen — arabisch und chinesisch nicht ausgenommen — anscheinend fließend spricht, beginnt er in Kairo. Dort präpariert er sich zunächst in Omar, dem Eselstreiber, der aber schon einige Jahre Theologie studiert hat, einen Vertreter des Islam, der im Verlauf der Erzählung unter dem Einfluss des Herrn Karl May alles was er von muhammedanischen Schwachheiten und Schroffheiten an sich hatte, gründlich ablegt und sich zu einem prächtigen Friedenskinde entwickelt, und ohne Unterschied der Nation und Religion selbst seinen Feinden in edelster Weise Liebe erzeigt. Seine Anhänglichkeit an Herrn May, der ihn mit 5 Mk. pro Tag als Diener gemietet hat, ist rührend und wirkt so, dass selbst hochgestellte Personen den Versuch machen, dieses Kleinod zu gewinnen, der natürlich kalt lächelnd abgelehnt wird. Dieser Bursche, der übrigens manchmal die neckische Figur bildet — jede fremde Sprache in ein paar Tagen wenigstens radebrechen lernt und oft sehr klug in die Entwicklung der Geschichte eingreift, vertritt also die mohammedanischen Völker!

Weiter aber hat sich der Verfasser schon die Vertreter der chinesischen Nation in Kairo zurecht gemacht. Dort logieren mit ihm im Hotel Kontinental Monsieur Fu und Mr. Tsi, Vater und Sohn, in strengstem Inkognito aus Paris gekommen. Tsi hat Medizin studiert und macht die schwierigsten Kuren, nicht bloß somatische, sondern auch wunderbare psychische. Wir werden gleich hören, wie er mit einer solchen einen Missionar bekehrt. Fu ist vom ältesten Adel, unermesslich reich und

---

1) Die erste enthält eine aus Beiträgen vieler Fachmänner zusammengestellte Schilderung Chinas und der Chinesen, wobei auch die Mission (paritätisch evang. und kath.) vertreten ist. Die zweite beschreibt die Wirren, ihren Ursprung, Kampf Sieg und Frieden.



Mandarin allerersten Ranges, wie es überhaupt im grossen chinesischen Reiche nur 5 giebt, welche Gewalt über Leben und Tod ausüben. (Über diese Einrichtung ist meines Wissens sonst nichts bekannt.) Vater und Sohn werden als höchst taktvolle Menschen bezeichnet von vollkommener Herzensgüte und selbstloser Opferfreudigkeit geschildert. Der Vater ist von dem „wahren Christentum“ des Verfassers bereits so durchdrungen, dass er sich selbst einen Christen nennt, obwohl er in derselben Minute sich als Konfuzianer bekennt. „Das (nämlich dass man sich nicht zu bekehren braucht) ist eine Sache, welche in China jedermann schon längst begriffen hat.“ Mit ganz besonderer Teilnahme wird der Ahnenkultus berührt, der kein Kultus sein soll. Die Verbindung mit den Seelen der Verstorbenen spielt in der ganzen Geschichte eine bedeutende Rolle, wobei sich der Dichter stark in spiritistischer Richtung bewegt. Doch ist er vorsichtig genug, die Grenze des letzteren nicht zu überschreiten. Die Erzählung schliesst damit, dass die ganze Gesellschaft (2 Engländer, 1 Deutscher, 2 Amerikaner, 1 Araber und die Chinesen im Ahnensaale des Sommerpalastes des Herrn Fu sich versammeln — da fällt der Vorhang.

Jeder der nur einigermaßen die Chinesen kennt, wird beurteilen können, ob Fu und Csi zutreffend als Vertreter dieser Nation gezeichnet sind.

Die christliche Mission vertritt ein amerikanischer Missionar Mr. Waller. Man mag schwanken, ob man mehr lachen soll über die Unwissenheit, oder ergrimmen über die Bosheit, mit der diese greuliche Karikatur gezeichnet ist. Sein Bild wird noch mehr verdunkelt durch das daneben gestellte seiner Tochter Mary, die als ein Engel der Liebe neben diesem Vater erscheint, ganz wie einst ihre (deutsche) Mutter, die verstorbene Frau Waller, deren Geist in der Entwicklung des Romans mehrfach eine Rolle spielt. Jeder Sachverständige wird Herrn Waller gleich beim ersten Auftreten für verrückt halten. Aber Herr May schneidet diese Annahme geflissentlich ab durch die ausdrückliche Erklärung, dass er eine geistige Störung nicht habe annehmen können. Später (S. 103) erklärt ihn ein amerikanischer Professor für erblich belastet. So müsse er wenigstens den Chinesen erscheinen in seiner religiösen Unduldsamkeit. Dieselbe sei seit Generationen jedem Gliede seiner Familie anerkannt. „Und dabei gehört sein Christentum nicht einmal einem gewissen, kirchlich abgegrenzten Bekenntnisse an, sondern beruht auf den Lehrsätzen, welche sich in seiner Familie nach und nach herausgebildet haben und von den Eltern auf die Kinder vererbt worden sind. Dazu kommt, dass er seinem Vater hat versprechen müssen, Missionar zu werden, um durch Verbreitung der religiösen Familientraditionen möglichst viele Heiden zu bekehren und dadurch für sich und seine Vorfahren bei Gott ein Verdienst zu erwerben, welches ihnen im Jenseits angerechnet werden muss.“

Wie kann jemand, der auf etwas Bildung Anspruch macht, es wagen, solche unsinnigen Phantastereien als Charakterisierung amerikanischer Missionare, oder sogar der amerikanischen Nationalität auszugeben!

Doch wir müssen Herrn Waller näher betrachten, so wie der Dichter ihn kennen lernte. In der Nähe von Kairo sah dieser, wie W. einen betenden Araber, den Omar, am Arm fasste und ihm durch den Dolmetscher sagen liess, dass er es nicht dulden könne, dass in seiner Gegenwart mohammedanisch gebetet werde.

Er solle sofort aufhören. Omar hätte ihn gern vom Felsen heruntergeworfen; aber er besinnt sich und will sich nicht durch Berührung solches Schmutzes besudeln. Mary äussert dem Vater Bedenken, ob er wohl recht gehandelt habe? Er antwortet: „Natürlich; du sollst keine andern Götter haben. Elias hat die Baals-Pfaffen geschlachtet. Sein Eifer soll ein Vorbild sein für jeden, der als Glaubensbote zu den Heiden geht.“

Im Hotel drängt er sich in taktloser Weise an die Chinesen heran, trotzdem die Tochter abmahnt. Sie muss jedoch beim Abendessen mit an den Tisch der Fremdlinge kommen; die sich höchst taktvoll benehmen. Es giebt eine komische Szene, da Waller versucht chinesisch zu sprechen, was er von seinem Wäscher in Amerika gelernt hat. Herr Fu fragt ihn auf englisch, welche Sprache er rede? Die Unterhaltung wird englisch weitergeführt und der Missionar macht sofort einen plumpen Bekehrungsversuch,<sup>1)</sup> wobei er von dem alten Herrn mit der Äusserung: „Wir sind ja Christen,“ abgewiesen wird. Es folgt ein langes Religionsgespräch, das Herr May ausführlich wiedergiebt. Die Tochter sitzt wie auf Kohlen und macht einige begütigende Bemerkungen, die von dem Vater schroff zurückgewiesen werden. Der Mann mit seiner scharf schnarrenden Stimme wird jedem Leser höchst unsympathisch, während die liebevolle Tochter, die mit ihrer wohlklingenden Altstimme schon den Dichter sowie die Chinesen gefesselt hat, als Vertreterin der Religion der Liebe, sich von diesem dunkeln Hintergrunde leuchtend abhebt. Der Alte aber wettet weiter: „Ich werde von Tempel zu Tempel ziehen und meine Stimme erschallen lassen, dass die Götzen erzittern. Du weisst, dass mir die Macht des Wortes gegeben ist, welches Felsen zerschmettert. — — — — — Wir sind die kühnen Pioniere der geistlichen und infolgedessen auch der weltlichen Macht. — — — Die Diplomatie der U. St. wird nun auch besser als bisher in China Position nehmen müssen. Ich werde an dieser Aufgabe arbeiten und ich glaube nicht der unrichtige Mann dazu zu sein.“ Der Gedanke: „Die Tempel der Heiden müssen fallen und ihre Säulen zerstört werden“ wiederholt sich öfter.

Die Bekehrung dieses Missionars bildet eines der hauptsächlichsten Stücke in der Entwicklung des Romans. Den Grund dazu legt Herr May durch folgende Zeilen die ein zufälliger Wind der guten Mary zuweht. Sie lauten:

Tragt euer Evangelium hinaus,  
Um aller Welt des Himmels Gruss zu bieten;  
Doch achtet jedes andre Gotteshaus,  
Ein wahrer Christ stört nicht den Völkerfrieden.

Diese wie vom Himmel gekommene Mahnung macht auf den Vater tiefen Eindruck. Am nächsten Tage kommt er durch seine Taktlosigkeit bei den Pyramiden mitten in einer Schar von fanatischen Mekkapilgern in grosse Lebensgefahr. Herr Tsi fängt den tödtlichen Dolchstich mit seinem Arm unter leichter Verletzung auf. Der Dichter und Omar vollenden in wunderbar geschickter Weise die Rettung.

Am Abend jenes Tages unterhält sich die Gesellschaft in Eintracht und

---

1) Es freut sich der guten Gelegenheit; er hat ja mit einem Rev. Burton gewettet (!) dass er vor Ablauf eines halben Jahres so und so viele Chinesen bekehren werde.

Frieden über alles Gute, Edle und Schöne und Mr. Waller verfällt nicht ein einziges Mal in seinen schnarrenden Con. Auch die Geister der alten Ägypter sind an der Unterhaltung theilhaftig.

Der zweite Theil des Romans, der sonderbarer Weise den Titel „im Herzen des Islâm“ hat, spielt auf Ceylon. Herr May fördert mächtig die weitere Bekehrung seines Dieners Omar, lernt einen amerikanischen Professor, den geistlichen Vater von Fräulein Waller, kennen, die mit ihrem leiblichen Vater inzwischen auf ziemlich unwahrscheinlichen Wegen durch Indien reist. Durch Zufall bekommt er ihr Notizbuch in die Hand, in dem sich seine Verse finden, denen er heimlicherweise folgende Fortsetzung beifügt:

Gebt was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit;

Das andre alles sei daheim geblieben.

Grad weil sie einst für euch den Tod erlitt,

Lebt sie durch euch, um weiter fortzulieben.

Diese Zeilen, die für die volle Bekehrung Wallers eine grosse Bedeutung gewinnen, kommen wieder in Marys Hand, ohne dass sie etwas vom Verfasser erfährt.

Als Vertreter der englischen Nation treten hier eine Anzahl sehr fleghafter Englishmen auf,<sup>1)</sup> die sich im Hotel besonders mit ihrem Spott über die Deutschen sehr unnütz machen, ebenso wie sie einen friedlichen Chinesen verspotten. Sie werden von dem Dichter samt seinem treuen Omar die Treppe hinuntergeworfen. Später rettet letzterer einen von diesen Herren mit Lebensgefahr aus den Fluten des Meeres. Infolge dessen kommen auch diese wüsten Gesellen zu einer ganz neuen Gesinnung.

In Pulo Pinang trifft der Dichter mit einem alten Freund zusammen, einem Engländer ganz anderer Art. Raffley ist ein junger, unermesslich reicher Mann aus einem der ältesten Adelsgeschlechter, der eine Chinesin geheiratet hat!! Diese Yin, ist der Inbegriff aller Schönheiten (glücklicherweise hat sie keine Klumpfüsse), dazu ist sie ein Engel in Menschengestalt. Der junge Gatte war daran, mit seiner Familie wegen dieser Heirat zu zerfallen. Nun ist er in seiner eigenen Yacht (Yin) in der Heimat gewesen und hat mit der Familienvertretung eine Wette gemacht. Er setzt sein ganzes Vermögen ein. Ein Onkel, ein steifer, hocharistokratischer Gentleman, kommt mit nach China. Wird er von dem Zauber der jungen Gattin überwunden, so hat Raffley die Wette gewonnen. Dazu scheint wenig Aussicht; denn der alte Herr spricht von Yin immer nur als dem Gespenst. In der fürstlich eingerichteten Kabine Raffley's hängt ihr Bild, stets mit frischen Blumen bekränzt. Aber der Onkel hat es noch nicht angesehen.

Dieses Bild muss ein weiteres Mittel zur völligen Bekehrung des Missionars werden.

Inzwischen sind nämlich auch Wallers auf Pulo Pinang gewesen. Der Vater ist bedenklich an Dysenterie erkrankt und die Ärzte haben als einziges Mittel Bergluft angeraten. Daraufhin hat die Tochter den Patienten nach Hschin gebracht (!), wo sie auf den Bergen weit von allem europäischen Einfluss unter Malaien gast-

1) Sie sollen im Segelschiffe von Pondichery nach Point de Galle gekommen sein, um mit der Bahn nach Kolombo zu fahren!

liche Aufnahme gefunden haben. Aber der Kranke hat in seiner fieberhaften Bekehrungswut den Tempel,<sup>1)</sup> in welchem sie einquartiert waren, in Brand gesteckt. Nur Marys Thränen haben ihn vorläufig von dem drohenden Tode errettet. Aber sie soll 50 000 fl. Schadenersatz schaffen, bevor der Vater freigegeben wird. Sie lässt sich nach Pulo Pinang in einem kleinen Fahrzeug herüberbringen und versucht, die geforderte Summe von einem Bankhause zu erhalten. Ohne Sicherheit wird jede Zahlung verweigert. Nun tritt Raffley edelmütig ein und verschafft 60 000 fl. Dazu kommt Dr. Tsi, der ein unfehlbares Mittel gegen Dysenterie hat. Es wird sofort Dampf gemacht und die ganze Gesellschaft edler Menschen fährt in der Yin nach Atschin. Unterwegs gewöhnt Herr May den Engländern das Wettrennen ab und weiss auch den Onkel bereits ein gut Teil freundlicher gegen die Chinesen zu stimmen, wozu die Persönlichkeit des vorzüglichen Tsi das übrige thut. Den Patienten loszukriegen, macht aber grosse Schwierigkeiten, die schliesslich der Chinese mit einer verborgenen Macht überwindet. Endlich wird der Kranke gebracht, wobei der Edelmut der Malaien sich in hellem Lichte zeigt. Dem Bewusstlosen wird Raffleys Kabine eingeräumt und hier vor dem Bilde der Yin beginnt Dr. Tsi, unterstützt von Marys treuer Pflege, die somatisch-psychische Kur. Die letztere besteht darin, dass Herrn Mays weitere Verse dem Phantasierenden beigebracht werden, der angesichts des Bildes der Yin mit seiner verstorbenen Frau in Verbindung steht. Er spinnt die in den Versen gegebenen Gedanken im Wechselgespräch mit der ihm nahen Seele aus und zwar in tadellosen Versen. So lautet das Bekenntnis des zuvor so eifrigen Missionars:

Uergieb, ich war vom Antichrist bethört!

Er that, als ob er unser Jesus sei! — — —

Du warntest mich — — — in deiner Stimme ward mein Engel laut

Der Engel unsrer ganzen Christenheit — —

Wohl ein Dutzend ähnlicher Verse rezitiert der Kranke. Dazwischen folgen langatmige Auseinandersetzungen, in denen der Verfasser u. a. sein Werk „An der Schwelle des Jenseits“ empfiehlt.<sup>2)</sup> Der Chinese wird selbst von den Versen so ergriffen, dass er in dem noch ungenannten Verfasser einen Menschen entdeckt, „der, obgleich ein Christ, doch in nicht misszuverstehenden Worten das auszudrücken wagte, was von dem gegenwärtigen Christentume noch nicht ausgesprochen worden ist, obgleich die Menschheit schon seit ungemessener Zeit darauf gewartet hat.“

Kurz: der Missionar wird wieder gesund und völlig zu dem „Wahren Christentume“ des Dichters bekehrt. Raffley entpuppt sich als Socius des Herrn Fu. Sie wollen das chinesische Reich in gleichem Sinne unter Festhaltung alles eigentümlich chinesischen regenerieren. Wie das geschehen soll, wird freilich nicht gesagt. Aber die Küsteninsel Ocamä (die auf der Karte nicht zu finden ist), auf der Herr Fu wohnt, unter dessen Obhut die Yin zurückgeblieben war, scheint schon ein reines Paradies zu sein. Noch ehe dasselbe erreicht ist, ist auch der alte, steife Gentleman so weit bekehrt, dass er dem chinesischen Dr. Tsi drei herzhaft

1) Bekanntlich sind die Atschinesen Mohammedaner.

2) Schon anfangs musste Fräulein Waller seine drei Bände, „Im Lande des Mahdi,“ empfehlen.



Küsse giebt (!), und bald nach der Ankunft geht er mit Vin Arm in Arm im Park spazieren. Er erklärt sich überwunden, Raffley hat die Wette gewonnen und wird nun nie wieder wetten.

Mary und Tsi empfangen als Verlobte den Segen des bekehrten Missionars. China und die Vereinigten Staaten sind zur innigsten Gemeinschaft verbunden. Darüber lässt sich der Verfasser folgenden Weihrauch streuen: „Ah, jetzt verstehe ich! Schriftsteller der Schalk! Weltreisender Volksseelenforscher! Alles personifizieren der Bücherschreiber! Jede eurer Gestalten ist die Lösung eines menschen- und völkerpsychologischen Problems!“ (Welche Bescheidenheit!) Der Wunsch der Beteiligten geht dahin, dass die Schilderung dieser Reise den Titel „Et in terra pax“ führen solle. Raffley aber fordert kategorisch, dass sie hier abschliessen. Man gebiegt sich in den Ahnensaal und der Vorhang fällt.

Einer weiteren Beleuchtung bedarf dieser utopische Roman des in den Wolken wandelnden „Volksseelenforschers“ nicht. Dass seine phantastischen „Gestalten“ zur Lösung eines einzigen „menschen- und völkerpsychologischen Problems“ auch nur den geringsten Beitrag liefern werden, wird kein mit der Wirklichkeit vertrauter Mensch zu glauben sich bewegen lassen. Auch die Karikatur eines fanatischen Missionars, die er sich konstruiert, ist mit so unnatürlichen Farben aufgetragen, dass sie kaum Schaden anrichten kann. Was aber den „Völkerfrieden“ anbetrifft, so wird er durch den Propheten dieses neuen Evangeliums seiner Realisierung schwerlich auch nur einen Schritt näher geführt werden.



## Chronik.

**John Mott**, der Leiter des Student volunteer movement und Verfasser der bekannten Schrift: „Die Evangelisation der Welt in dieser Generation“, hat zum zweitenmale eine Reise nach Asien und zwar nach Japan, China, Ceylon und Indien gemacht, nicht zu Studienzwecken sondern um die dortigen höheren Lehranstalten (auch die nichtchristlichen) zu besuchen, evangelistische Versammlungen zu halten und die missionarische Aggression namentlich unter der gebildeten Jugend zu organisieren. Diese Reise, die von New-York über San Franzisko und zurück über London nur 5 Monate gedauert hat, von denen die Hälfte auf die Fahrt selbst entfiel, ist nach den übereinstimmenden Berichten von solcher kraftvollen Anregung gewesen, dass man sie als ein Ereignis bezeichnen darf. Die Kürze, die vielleicht darin ihren Grund hatte, dass Mr. Mott am 26. Februar schon wieder in Toronto, Kanada, sein wollte, um hier der 4. internationalen Konvention des Student volunteer movement zu präsidieren, wurde dadurch ausgeglichen, dass alles ausgezeichnet vorbereitet und weise Fürsorge zur Ausbreitung der gegebenen Anregungen getroffen worden war. Nach Japan kam Mr. Mott in der denkbar günstigsten Zeit, nämlich mitten hinein in die grosse christliche Bewegung, die dort infolge der vereinten missionarischen Offensive seit dem vorigen Jahre im Gange ist (1901, 546). Er hielt sich hier einen Monat auf und sprach in Sendai, Tokyo, Kyoto, Osaka, Okayama, Kumamoto und Nagasaki vor etwa 11500 Jünglingen,

von denen etwa 1500 sich entschlossen Christen zu werden bzw. um christliche Unterweisung baten. Die Versammlungen gliederten sich in 3 Sektionen: in der ersten sprach Mott wesentlich über die Erkenntnis der Sünde und die Notwendigkeit einer Kraft, sie zu überwinden; in der zweiten, in welcher nur diejenigen zuzukzubleiben gebeten wurden, welche diese Kraft begehrten, sprach er über die machtvolle Errettung durch Christus. Am Schlusse derselben forderte er diejenigen, welche das ernste Verlangen hätten, Jünger Jesu zu werden und zu ihm zu kommen, um ihn als ihren persönlichen Heiland und Herrn kennen zu lernen, auf, zum Zeichen ihre Hände einen Moment zu erheben, und mit diesen veranstaltete er dann eine dritte Versammlung, in der er über den Anschluss an die christliche Kirche und christliche Jünglingsvereine, Bibelstudium, Gebetsübung, Lossagung von jeder erkannten Sünde, lebendigen Glauben etc. ebenso praktisch wie eindringlich sprach. In China, wo sich Mott nur 3 Wochen aufhielt, besuchte er Schanghai, Nanking, Peking, Kanton und Hongkong. In Nanking fand eine Konferenz der Vertreter von 33 höheren Lehranstalten statt, welche 15 verschiedenen Denominationen angehörten. Mit ihnen wurden eingehende Beratungen über den praktischsten und fruchtbarsten Missionsbetrieb in China gepflogen, ausserdem aber auch evangelistische Meetings veranstaltet, in denen 65 gebildete Männer sich entschlossen, Christen zu werden. In Ceylon besuchte Mott nur Kolombo und Kandy, in ähnlicher Weise verfahrend wie in Nanking und mit ähnlichem Erfolge. In Indien, wo er sich am längsten aufhielt, wurden Zusammenkünfte gehalten in Madras, Kalkutta, Allahabad, Bombay und noch einigen anderen Städten. Hier waren besonders in Madras die Versammlungen zahlreich besucht und eindrucksvoll. Von der ersten Ansprache an über die Notwendigkeit der Realität des christlichen Lebens bis zum Schlusswort über den persönlichen Dienst für Christus wirkte alles durchschlagend. „Es ist bei diesem jungen Redner — schliesst der Bericht — nichts von einem aufregenden Echauffement, nichts überrascht einen mehr als seine grosse Selbstzucht; aber sein gewaltiger männlicher Ernst hat etwas ansteckendes.“ Und das ist richtig. Hinter den männlichen Worten Mr. Mott's steht ein männlicher Christ; darin liegt die Macht seiner Rede, und angesichts der Ströme lebendigen Wassers, die Gott von ihm ausgehen lässt, kann man die amerikanischen Besonderheiten, an denen die deutsche Kritik einigen Anstoss nimmt, wohl übersehen.

Aus China kommen, abgesehen von einigen kleinen nachhinkenden Revolten, fortgehend überraschend günstige Nachrichten, so dass die Frucht der blutigen Aussaat von 1900 schon jetzt kenntlich wird. Fast alle verlassenen Posten sind wieder besezt, fast überall sind die zurückkehrenden Missionare ehrenvoll empfangen worden und zahlreich sind die Berichte sowohl über die tapfere Haltung der eingeborenen Christen in der Zeit der Bedrängnis wie über die Willigkeit der heidnischen Chinesen, jetzt das Evangelium zu hören. Einmütig haben alle evangelischen Missionen jede Sühne für die ermordeten Missionare abgelehnt; bezüglich der Entschädigung für zerstörtes Missionseigentum nehmen sie eine verschiedene Stellung ein; die einen beanspruchen bzw. acceptieren eine solche Entschädigung, und in vielen Fällen sind ihnen die Chinesen mit einem Angebot freiwillig entgegen gekommen, auch mit dem Angebot einer Entschädigung für die beraubten eingeborenen Christen. Andere haben jede Entschädigung abgelehnt; so z. B. die britische

Bibel-Gesellschaft, die einen Verlust von 60000 Mk. erlitten hat, und die China Inland-Mission, deren Verlust viel grösser ist. Auf die betreffende Anzeige übersandte der Bürgermeister von Kiu Kiang unter dem Ausdruck seiner Hochachtung der ersteren eine persönliche Gabe von 1600 Mk., der von Schanghai eine solche von 700 und mehrere angesehene Mandarine zeichneten Jahresbeiträge von je 400 Mk. Und infolge der Erklärung ihres Verzichts auf jede Entschädigung seitens der China Inland-Mission erliess der Gouverneur der Provinz Schansi, wo die meisten Christenmorde stattgefunden, eine Proklamation, die in 15 grossen Städten anzuschlagen befohlen wurde, in der er nicht blos die Hochherzigkeit dieser Handlungsweise bewundernd kennzeichnete, sondern auch den Chinesen erklärte, wie sehr sie sich angesichts derselben ihrer Gewaltthaten gegen die Missionare zu schämen hätten und erkennen müssten, dass diese Männer nichts anderes wollten, als ihnen umsonst Gutes thun. Er befahle und erwarte, dass die Chinesen aller Berufe und Stände ihrem guten Vorbild hinfort folgten. Von allen diesen glänzenden Rechtfertigungen der chinesischen Mission nehmen aber die Tageszeitungen, welche 1900 diese Mission so masslos verdächtigt haben, nicht die geringste Notiz. Warnock.

### Ein anerkennendes Urteil eines Staatsmannes über die Mission.

John Barrett, früherer amerikanischer Gesandter in Siam schreibt: „Nach einem sorgfältigen fast sechsjährigen Studium der missionarischen Wirksamkeit nicht nur in Siam, sondern auch in China und Japan bin ich zweifellos überzeugt, dass die Missionare ein grosses und gutes Werk zur Beförderung sowohl der ethischen wie der materiellen Interessen dieser asiatischen Länder ausführen. Die Verbreitung so vieler anti-missionarischer Gerüchte hat ihre Quelle in dem oberflächlichen Klatsch in den asiatischen Vertragshäfen. In den Klubs von Yokohama, Cientsin, Shanghai, Hongkong und Bangkok besteht die Neigung, wegwerfend von den Missionaren und ihrer Thätigkeit zu sprechen, ohne dass man eine ernsthaftere Kenntnis von dem hat, was sie wirklich leisten, und welche Fortschritte in erzieherischer, medizinischer und evangelistischer Beziehung gemacht sind. Der Durchschnittsreisende hört dies Gerede und nimmt eine vorurteilsvolle Meinung mit fort. Dahingegen diejenigen, welche die Arbeit der Missionare sorgfältig studieren, und zwar nicht blos in den Vertragshäfen, sondern im Innern, sind darin einstimmig, dass die Missionsthätigkeit nicht nur nicht eingeschränkt, sondern vielmehr ausgedehnt werden sollte.“



## Missions-Rundschau.

### Westafrika. II.

Von R. Grundemann.

Das Yorubaland erscheint in dem jüngsten Jahresberichte der E. M. S. mit dem Gebiete der Nigermision zu einem Felde: Westl. Äquatorial-Afrika, vereinigt. Recht treffend ist die Bezeichnung nicht; man wird sich aber an die-

selbe gewöhnen müssen. Sachlich lag die Vereinigung der beiden Sprengel des zu Lagos residierenden Bischofs H. Tugwell nahe. Zu den beiden farbigen Assistent-Bischöfen Phillips<sup>1)</sup> und Oluwola ist 1900 J. Johnson<sup>2)</sup> als dritter getreten, vorläufig auch in Lagos. Mit je einem oder dem andern dieser Gehilfen macht Tugwell fleissig Reisen auf seinem sehr ausgedehnten Felde, das in die 4 Bezirke: Küstenbezirk, Innerer Yoruba-Bezirk, Unter-Nigeria und Ober-Nigeria eingeteilt ist. Im ersten besteht schon eine selbständige Kirche. In Lagos ist nur eine englisch sprechende Gemeinde unter Verwaltung der Mission, vor der in den Berichten die dortigen hohen Schulen in den Vordergrund treten. Auch hier wird guter Kirchenbesuch und Opferwilligkeit gerühmt. Über die sonstigen Zustände erfährt man nicht viel. Auffallend ist, dass die unabhängigen Gemeinden, die 1891 mit 3527 Seelen verzeichnet sind, 1901 nur 2690 zählen. „Es ist Grund zu befürchten, dass der geistliche Zustand vieler Christen nicht befriedigend ist.“ Es giebt viel äusserliches Wesen. Der Ernst der Heiligung fehlt. Sünden, besonders Fleisches-sünden, werden leicht genommen. Eine dreiwöchige Evangelisationsarbeit, zu der man einen Erweckungsprediger aus Abeokuta kommen liess, zog zwar grosse Scharen an, aber der Erfolg war sehr gering. Besser gelingt es in Badagry, wo seit 1845 missioniert wird, einem treuen Katechisten, der kürzlich ordiniert wurde, unter den Namenchristen Besserung der sittlichen Schäden herbeizuführen. Noch günstiger sind die Berichte vom Idschebu-Lande, wo es in neuester Zeit offene Thüren giebt. Eigentlich treibt hier die farbige Lagoskirche ihre Mission; die E. M. S. stellt den Missionar und gewährt sonst noch Unterstützung. Schon 1898 war dort eine Bewegung im Gange, die wie ein Präriefeuer um sich griff. Leute, die erst kürzlich vom Christentum berührt waren, wirkten als „selbsterwählte Apostel“, sammelten Schüler und unterrichteten sie im Lesen und Katechismus. Die Bewegung (in der auch das Singen der volkstümlichen Moll-Melodien mit christlichem Text — meist improvisiert — eine hervortretende Rolle spielt) scheint mit der der Gottesknaben im Abo-Lande (Kamerun) viel Ähnlichkeit zu haben. Nach Jahr und Tag rechnete man schon 80 Orte, je mit gegen 80 Suchenden. Von weit her kamen Leute und baten unter Thränen um einen Lehrer. Bischof C. giebt ganz nüchtern die Beweggründe an: 1. Reaktion gegen die Unterdrückung der Häuptlinge, 2. Neugierde bei angeborener Intelligenz und 3. Trachten nach Vorteil. Wohl kann auch an solche Beweggründe eine Umwandlung des Volkslebens anknüpfen, die zu einer wirksamen Christianisierung wird. Man sollte sich aber recht hüten diese Scharen, die sich im Vorhof sammeln, als geistlich gereifte Christen zu verherrlichen. Der Fall, in welchem für einen wegen Unsittlichkeit aus der Gemeinde ausgeschlossenen 14 Tage lang täglich besondere Gebetsversammlungen veranstaltet wurden, (Rep. 1900,66) deutet nicht gerade auf eine recht gesunde Praxis. — Der jüngste Bericht erwähnt das Eindringen eines Agenten der United Native African Church, der eine grosse Zahl von Anhängern sofort taufte.

1) Hat seinen Sitz in Ode Ondo.

2) Derselbe wurde 1900 in London zum Bischof geweiht und hielt beim 101. Jahresfeste der E. M. S. die Predigt — ein Schwarzer vor der weissen Gemeinde ein beachtenswertes Zeichen von dem Erfolg der Mission.



Abeokuta ist jetzt von Lagos in 4 Stunden mit der Eisenbahn zu erreichen, die weiter schon bis Ibadan fertig ist und über Ilorin bis an den Niger fortgeführt werden soll. Sie bringt viel Veränderung in die Bevölkerung: der Aberglaube bricht zusammen, die Scheu vor den Häuptlingen, die bisher viele vom Christentum abhielt, verschwindet. Eine neue Kirche wurde 1900 geweiht, wozu der Gouverneur und viele angesehene Personen von Lagos mit der Bahn gekommen waren. Auch der König beteiligte sich und kommt seitdem dort regelmässig zum Gottesdienst. Auf dem Turm hat die von den Häuptlingen angeschaffte grosse Stadtuhr ihren Platz gefunden. Einer der farbigen Pastoren meint, es sei nahe daran, dass das Christentum zur Staatsreligion gemacht werde (Rep. 1901,77). Auch hier ist in der Bevölkerung eine Bewegung bemerkbar. Eine Zeit lang wurde sie geschürt durch evangelisierende Frauen (22) die unter Leitung einer unverh. Missionarin in mehreren Gruppen auf den Märkten Erweckungspredigten hielten. Seitdem jene in die Heimat zurückgekehrt ist, wird davon nichts weiter erwähnt. Es kommen aber immer noch viele und melden sich zum Übertritt. Einer der farbigen Pastoren schreibt: „Wir haben lange um Öffnung der Thüren gebetet. Jetzt sind wir bestürzt, wenn wir sehen, wie wunderbar unsere Bitte erhört wird.“ — Ein Asyl für Aussätzige wurde eröffnet. Selbst der Häuptling der in der Stadt wohnenden Mohammedaner beteiligte sich bei der Feier. — Weiter im Innern ist Oshogbo als Station besetzt worden. Weisse Arbeiter wirken noch in Ibadan, Oyo und Ogbomosho.

Wir fügen hier sogleich einige Bemerkungen über die Mission der Südlichen Baptisten auf diesem Gebiete bei. Leider liegt uns nur der Jahresbericht von 1899 vor. Lagos, Abeokuta, Oya und Ogbomosho waren mit Weissen besetzt. Es trifft wohl mehr oder weniger auf das ganze Werk zu, was von letzterer Station berichtet wird, dass die Verluste und die Fortschritte einander aufwiegen. Ausser dem Hauptgottesdienst werden Sonntags 2—4 Versammlungen auf der Strasse gehalten. Tausende hören das Evangelium, aber sehr wenige fragen weiter danach. Sonntagsschulen und Gebetsversammlungen fehlen nicht. Aber die Gemeinden machen nicht den geistlichen Fortschritt und zeigen nicht den Eifer, den man wünschen möchte. Der Missionar unterrichtet 3 junge Leute, die 7 Mk. (später nur 5) zu ihrem Unterhalt erhielten, um sie zu Missionsarbeitern auszubilden. Es wird nur das Neue Testament studiert; in 3 Jahren sollte die Ausbildung beendet sein (Rep. 99, XXX.) — „Abeokuta ist immer ein harter Boden gewesen.“ — „Die einzige Ermutigung, die wir haben, ist die Aufregung über die Eisenbahn und der Einfluss der engl. Regierung, der auf die Herzen der Bevölkerung erweichend wirkt“ (ib. XXXIII.) Die ganze Mission zählte 341 Mitglieder. 37 Taufen standen 13 Ausschlissungen gegenüber.

Die Wesl. Methodisten arbeiten auch hier überwiegend mit farbigen Missionaren. Von 20 sind nur 5 Europäer — darunter ein Franzose in Porto-Novo (auf französischem Gebiete) und ein Deutscher zu Klein-Popo. Letzterer ist von der Süddeutschen Methodisten-Konferenz ausgesendet. — Auch hier wird sehr über den Mangel an besonders gebildeten Arbeitern von wirklich ernster Hingebung geklagt. Ebenso ist immer wieder von Bemühungen mehr geistliches Leben zu wecken die Rede, besonders bei der jüngeren Generation. — Neue Arbeit

wurde im Idschebu-Gebiet angefangen (wo die E. M. S. schon lange thätig ist). Man gewann bald an vielen Orten Anhänger. Der neueste Bericht aber spricht von schweren Kämpfen, in denen viele wieder abfielen. Im Ganzen zählt der Lagos-distrikt, der diese Gebiete umfasst, 2685 Mitglieder und 6938 Besucher des Gottesdienstes.

Unter-Nigeria umfasst zunächst die Stationen der E. M. S. in dem Delta des mächtigen Stromes: Bonny, Brass-Cuwon und Brass-Nembe. Das ungesunde Klima fordert noch immer viele Opfer und bedingt viel Wechsel der europäischen Arbeiter, der ebenfalls die Fortschritte der Mission erschwert. Von Bonny aus wurden an mehreren Plätzen, die in Handelsverbindungen stehen, Kirchen gegründet. Auch zu Neu-Kalabar ist die Mission wieder aufgenommen. Hier liegt das Werk in den Händen des Archidiakon Erowther. Das selbständige Native Delta Pastorate erhält eine Unterstützung von der Regierung wegen der unter seiner Leitung stehenden Industrieschulen. Da dasselbe nicht wieder in den Organismus der E. M. S. eingegliedert ist, so giebt auch ihr Rep. keine Statistik über dieses Pastorat, so dass man im unklaren darüber ist, ob seit der bekannten Krise die Christenzahl gestiegen oder gefallen ist. 1889 betrug sie ca. 1500. Im Jahre 1897 finden wir erst 29 Katechumenen; im folgenden waren von den getrennten Christen 500 zur E. M. S. zurückkehrt. Aber die Verhältnisse scheinen noch immer der Stetigkeit zu ermangeln. Polygamie und Unsittlichkeit sind hier die grössten Hindernisse des Christentums, obgleich es von vielen äusserlich angenommen ist. Ein Missionar formuliert das Glaubensbekenntnis solcher schwarzen Christen folgendermassen: „Ich bin getauft, also ein Kind Gottes. Ich thue nichts, das nach der Landessitte böse wäre. Ich treibe keinen Dschudschu-(Fetisch)-Dienst. Zuweilen komme ich in die Kirche. Wenn ich sterbe, erhalte ich ein kirchliches Begräbnis. Also komme ich in den Himmel. Gott ist gnädig.“ Rep. 1901, 87. — Der Schulunterricht wird wenig geschätzt. Besonders verachtet man den Unterricht in der Muttersprache. Wenn überhaupt, sollen die Kinder englisch lernen. Dass eine Dame eine Knabenklasse unterrichtete, war ein Missgriff bei der herrschenden Verachtung des weiblichen Geschlechts.

Im Ibo-Gebiete mit den Stationen Onitscha und Asaba ist die Christenzahl auf mehr als 1000 angewachsen. Bei der grösseren Sicherheit, die durch die Besitzergreifung seitens der Regierung herbeigeführt ist, kann man darangehen, auch in den entfernteren Ibo-Städten zu missionieren. Manche Anzeichen deuten auf die nahe Ernte. Dazu kommt, dass manche von den schwarzen Christen auffallend zur Arbeit unter ihren Landsleuten begabt sind. Doch erfordern auch hier die oben erwähnten Schwierigkeiten einen harten Kampf.

Zu Ober-Nigeria gehören die Stationen der E. M. S. Lokodsha und Gbebe, wo trotz langer Arbeit die Mission noch immer nicht zu einer recht erfreulichen Entwicklung gekommen ist. Wenn es auch nicht an Katechumenen fehlt, so vermindert sich die Gemeinde doch oft durch Rückfälle. Eine neue Mission wurde im Gebiet der Basa begonnen, die um den unteren Binue wohnen. Die kräftigen, fleissigen Ackerbauer schienen mehr als andere Negerstämme für das Evangelium zugänglich zu sein. 2 Stationen sind gegründet: Kpata (15 Kilometer östlich von Gbebe) und Akabe (am Binue ca. 20 Kilometer von Gbebe),

wo zeitweise europäische Missionare arbeiteten. Auf ersterer ist ein kleines Häuflein gesammelt, unter einem dort stationierten schwarzen Pastor. Die Basas aber haben das obige günstige Urteil nicht gerechtfertigt. Sie erweisen sich als ebenso hart, roh und grausam wie die andern Stämme.

Die nördlich von Binue gelegenen Hausaländer, bewohnt von ca. 15 Millionen kräftiger Bewohner mit eigenartiger Kultur, bei denen trotz des dem Namen nach herrschenden Islam sich doch noch viel Heidentum findet, bilden schon lange das Ziel englischer Missionswünsche. Über die früheren Versuche können wir auf die letzte Rundschau in unserm Blatte (1898, 285 f.) verweisen. Seitdem dies grosse Gebiet zum englischen Protektorat gekommen ist, wurde die Sache noch kräftiger ins Auge gefasst und eine sorgfältig vorbereitete grossartige Expedition, geführt von dem für das Unternehmen aufs höchste begeisterten Bischof Cugwell<sup>1)</sup>, ging im Dezember nach Lagos ab, um über Dschebba am Niger mit 270 Trägern (darunter 142 Yorubas) nach Kano vorzudringen und dort festen Fuss zu fassen. Der Raum verbietet uns auf die abenteuerlichen Erlebnisse der Expedition, die ihr Ziel wirklich erreichte, aber entschieden abgewiesen wurde, näher einzugehen. Sie ist völlig gescheitert. Nach  $\frac{5}{4}$  Jahren kehrte der Bischof mit 2 seiner weissen Begleiter<sup>2)</sup> über Lokodscha zurück. Man tröstet sich mit den indirekten Erfolgen, die den grossen Verlusten einigermassen Wage halten.

Die Alt-Kalabar-Mission, welche jetzt der United Free Church of Scotland gehört, kann von den älteren Stationen über erfreuliche Zustände der Gemeinde berichten. Besonders zu rühmen ist die Erziehungs-Anstalt (Hope Waddell School) in der sehr erfolgreich viele Zweige der Industrie getrieben werden. Auch fortschreitender religiöser Ernst war bemerkbar. Die Unterrichtssprache ist englisch, da die Schüler verschiedenen Sprachgebieten angehören. — Im Norden des Feldes scheint es nicht besonders vorwärts zu gehen. (Im ganzen 834 Mitglieder.)

Die Qua-Ibo-Mission, die bereits in der letzten Rundschau (1898, 327) erwähnt wurde, hat sich erfreulich entwickelt, obgleich sie unter dem Mangel an Arbeitern leidet. Jetzt arbeiten 9 Europäer mit mehreren eingeborenen Gehilfen auf 3 Stationen um die 650 Kirchenglieder nebst 320 Katechumenen gesammelt sind. Auf industrielle Arbeiten wird Gewicht gelegt.

Am Kamerun war nach den Baseler Berichten in den letzten Jahren ein beträchtlicher Rückschlag eingetreten. Auf Seiten der Mission, wie auch bei den Schwarzen, zeigte sich eine gewisse Enttäuschung. Unter dem freundlichen Entgegenkommen der Bevölkerung, das zur Hoffnung auf baldige grosse Erfolge zu berechtigen schien, entdeckte man immer mehr die entsetzliche Versunkenheit dieser Negerstämme und sah sich trotz der erfreulichen Anfänge auf mühevollen, langsamen Geduldsarbeit angewiesen. Die Eingeborenen aber waren in demselben Masse gleichgiltiger geworden, als sie erkannten, dass ihnen die Mission in erster Linie geistliche Güter und nicht nur die Vorteile einer höheren Kultur bringen will.

1) Der a. a. O. erwähnte Robinson, war dabei, nachdem er in Tripoli lange die Hausasprache studiert hatte, ein Arzt Dr. Miller, zwei andere weisse Missionare und ein schwarzer Gehilfe von Lokodscha.

2) Ein dritter war gestorben, der vierte schon vorher zurückgereist.



Besonders stark zeigte sich dieser Rückschlag im Abolande, wo sich die anfänglich etwas sanguinisch betrachtete Bewegung der Gottesknaben vielfach als ein Strohfeuer erwies. In vielen Dörfern erlahmte der Eifer und die Christen fielen nach und nach in's Heidentum zurück. In manchen Gemeinden mussten viele ausgeschlossen werden. Die durch die weitere Verbreitung des Branntweins bewirkte Verwilderung des Volkes wurde noch erhöht durch die wohlgemeinte Unterdrückung der geheimen Losangoverbindungen seitens der Regierung. Diese waren mit ihrer Schreckensherrschaft die hauptsächliche Instanz der Rechtspflege bei den Heiden gewesen. Durch die Aufhebung schien die Freiheit des Fleisches proklamiert zu sein. — Die Baseler Mission hat sich durch diese betrübende Wendung nicht irre machen lassen. Vor allem wurde die Erziehung der Jugend kräftig gefördert. Durch einen einheitlichen Lehrplan, genaue Bezeichnung des Stoffes, bessere Kontrolle der Lehrer u. s. w. wurden bald merkbliche Fortschritte im Schulwesen erzielt. In Bonaku wurde ein Mädchenpensionat gegründet. Die frühere Regierungsschule zu Bonebela wurde dem evangelischen Afrikaverein überlassen, der sich als schätzenswerter Bundesgenosse der Mission erweist. Endlich ist in dem hochgelegenen Buea ein Predigerseminar gegründet, das jetzt 23 Zöglinge zählt, die ihre Vorbildung in der Mittelschule zu Bonaberi und Lobethal erhielten.

Um die Christen zu schützen vor der Nötigung, bei Handelsgeschäften Branntwein in den Kauf zu nehmen, hat die Missionshandlung selber ein Geschäft gegründet, das sich sehr günstig entwickelt. Erfreulich ist es, dass die Regierung den Kleinhandel mit Spirituosen unter Kontrolle gestellt hat und stark besteuert.

Nachdem in mehreren Jahresberichten die angedeutete Depression in den Vordergrund getreten war, konnte der jüngste bereits von wesentlicher Besserung berichten, wenngleich noch immer über die Gleichgiltigkeit der Heiden und die Schlawheit der Christen zu klagen ist. In Abolande haben mehrere zurückgegangene Gemeinden wieder um Lehrer gebeten. Auch thun sich in neuen Gebieten die Chüren auf. In Nyasoso ist der Ausbau der Station vollendet. Die 9 Erstlinge wurden getauft, von denen freilich 2 später wegen Sündenfalles ausgeschlossen werden mussten. Eine dort errichtete Handelsniederlassung macht viel Schwierigkeit. Noch mehr ist dies am Sannaga von der katholischen Konkurrenzmission zu sagen, welche die evangelische gern ausrotten möchte. Zu Ediä hat sie bei dem einen Stamme (Bakoko?) viel Eingang gefunden. Aber andere Stämme stehen freundlich zu der evangelischen. Auf einigen Aussenstationen zeigt sich erfreulicher Fortschritt. — Die scheuen Bakwiri sind etwas zugänglicher geworden. Die Knabenanstalt zu Buea hat 35 Schüler von denen der † Missionar Bizer noch 8 als Erstlinge ihres Volkes taufen konnte.

Die neue Übersetzung des Neuen Testaments in Duala von Br. Schuler ist fertig geworden. Sie verspricht ein segensreicher Ersatz für die bisher gebrauchte Sakersche zu werden. — Unsere evang. Landsleute in den Kamerunstädten haben sich zu einer deutsch-evangelischen Gemeinde zusammengeschlossen. Seitdem sind die deutschen Gottesdienste besser besucht. Die Missionsgemeinden zählten 2615 Seelen. Der Zuwachs des letzten Jahres betrug 333.

Die deutschen Baptisten, deren Missionsgesellschaft die Rechte einer juristischen Person erhielt, hatten (1900) auf 4 Stationen am Kamerun 2 ver-



heiratete und 3 unverheiratete Missionare nebst 3 unverheirateten Missionarinnen. Die Gesamtzahl ihrer Heidenchristen war 2142. Auch bei ihnen war einiger Rückgang zu verzeichnen. Ausserdem aber giebt es freie baptistische Gemeinden (mit 1695 Mitgliedern), über welche die Berichte nicht gerade günstig lauten.

Im südlichen Teile des deutschen Kamerungebietes haben amerikanische Presbyterianer die Stationen Batanga, Efulen, Elat und Lolodorf. Die drei letzteren, 70—150 Kilometer von der Küste entfernt, waren durch die Kämpfe mit den aufständischen Bulu vielfach gestört worden. Die Missionare hatten bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen ihre Dienste geleistet, die von den Beamten dankbar anerkannt wurden. Die Züchtigung jenes wilden Stammes hat sehr heilsam gewirkt. Die Sicherheit im Lande ist befestigt. Zu Efulen konnten die 6 Erstlinge aus den Bulu getauft werden; 53 Taufbewerber blieben im Unterricht. In Elat sind Gottesdienste und Schulen gut besucht. Auf allen Stationen wird ärztliche Mission getrieben, die auch von deutschen Beamten und Kaufleuten in Anspruch genommen wird. Die Station in Lolodorf war erst 2 Jahre alt und noch in den Anfängen. Von dort öffnen sich die Thüren zu verschiedenen Stämmen: Ngumba, Yaonda, Bene und Bakoko. Die früher (1898, 361) erwähnte Mission unter den Zwergstämmen beschränkt sich noch immer auf einige Besuche. — Von verschiedenen Seiten wird schon um Missionare gebeten. Übersetzungsarbeiten (zunächst in Bulu) werden eifrig betrieben. Einige neutestamentliche Bücher sind fertiggestellt. — Diese Mission ist für unser Schutzgebiet von grosser Bedeutung. Die meisten der Arbeiter scheinen Deutschamerikaner zu sein.

Am Gabun und dem nördlicheren Benito hat die ebengenannte Mission gleichfalls ihre Stationen u. z. die viel älteren. Bei der Kürze unseres Raumes übergehen wir sie, da nichts neues von hervorragender Wichtigkeit zu berichten ist. Ihre früheren Stationen am Ogowe im Congo Français hat sie bekanntlich der Pariser M. G. überwiesen. Dort öffnen sich von Jahr zu Jahr die Thüren unter den einst als wild so verrufenen Pahuin (Fan). Es finden in neuester Zeit Taufen in grösserem Masse (27, 31 Personen) statt. Leider giebt der Bericht keine genauere Statistik. Schwierigkeiten bereitet das ungesunde Klima und die feindselige katholische Mission.

Am Kongo haben die amerikanischen Baptisten bis jetzt die ausgedehntesten Erfolge zu verzeichnen. Seit unserer letzten Rundschau (1898 S. 33 ff.) ist die Zahl ihrer Mitglieder von 1299 bis auf 2784 gewachsen. Sie würde noch weit grösser sein, wenn nicht manche von den jungen Christen wieder zurückgingen oder ausgeschlossen werden müssten. Auf einigen Stationen sind in den letzten Jahren ganze Scharen getauft worden. Zu Palabala fand 1900 ein richtiges Pfingsten statt, bei dem sich die Gemeinde fast verdoppelte.<sup>1)</sup> Auf den Stationen, wo jetzt Ärzte stehen, sind die Verheerungen der epidemischen Schlafkrankheit, die man als ansteckend erkannt hat, sehr eingeschränkt worden, was auf die Heiden Eindruck macht. Ein Missionar hat, um die Gefahr der Ansteckung zu verhüten, den Gebrauch besonderer Kelche beim heiligen Abendmahl eingeführt,

---

1) Der amerikanische Bericht, Bapt. Miss. Magazine 1901, 469 sagt überschwänglich: almost one hundred-fold.

wie er in Amerika bei manchen Gemeinden besteht.<sup>1)</sup> Auf anderen Stationen (wie Lukunga) erreichte die Sterblichkeit 25%. Die durch das Ausbleiben des Regens entstandene Hungersnot hat wohl auch dazu mitgewirkt. Es war ein furchtbares Elend. Manche Frauen mussten sich Kleider borgen, um zum heiligen Abendmahl gehen zu können. In Mukimvika wurde den Schulkindern täglich  $\frac{1}{6}$  Pfd. Reis geschenkt, ihre Zahl stieg bald auf 80. Diese Küstenstation hat unter schrecklichen Zuständen zu leiden. Der Branntwein beherrscht alles. Mit dem steigenden Verkehr sind die Preise der Frauen gestiegen und viele faule, verlodderete Burschen verdienen nicht genug, um sich verheiraten zu können. Unter diesen Unverheirateten herrscht entsetzliche Unzucht. — Leopoldville, Bolengi und Irebu erscheinen nicht mehr unter den Hauptstationen. Zu Kifwa (früher Kindschila) machte die katholische Mission Schwierigkeiten. Ein Missionar erschien mit einem Beamten und 15 Soldaten bei einem Häuptling und forderte 10 Jungen für seine Schule. Jener verweigerte die Forderung. Darauf wurden fünf Knaben mit Gewalt weggeführt. Als der Häuptling sich bei dem Inspektor in Leopoldville beklagte, statuierte dieser ein Beispiel zur Abschaffung solcher Beschwerden und warf sieben Männer des Häuptlings ins Gefängnis — davon waren fünf Nationalhelfer der Baptisten. Anderwärts wurde ein Kind ohne Einwilligung des Vaters getauft und später als katholisch reklamiert. — Infolge einer Beschwerde beim General-Gouverneur wurde denn doch den katholischen Missionaren untersagt, in sechs Dörfer zu kommen, wo evangelische Gemeinden sind, und überhaupt die gewaltsame Heranziehung von Schülern verboten. (H. a. O. S. 477.) — Die jungen Gemeinden werden von vornherein an finanzielle Selbständigkeit gewöhnt. Sie bauen ihre Kirchen ohne fremde Beihilfe und sorgen für den Unterhalt der Prediger. — In Ikoko, am Tumba-See, wird erfolgreich Missionsindustrie getrieben, sowie auch ausgedehnte ärztliche Thätigkeit. Von hier erstreckt sich das Werk auch über die nahe Grenze jenseits des Stromes ins französische Kongogebiet, wo mehrere Hussenstationen liegen, auf denen auch französischer Schulunterricht erteilt wird.

Die englischen Baptisten haben mit der Anlage der Station Ribokolo (Zomber-Gedächtnis-St.) ein neues Arbeitsfeld im Gebiete des Zombo-Stammes, westlich von S. Salvador im Portugieser Gebiet, besetzt, das trotz des Widerstandes der Zauberer sich recht erfreulich entwickelt. Es war ein Vorzug, dass ein Missionshepaar mit reicher Erfahrung aus S. Salvador den Anfang machen, sowie dass ein Missionsfräulein bald die äusserst scheuen Frauen und Kinder heranziehen konnte. Nach der Eröffnung der Eisenbahn ist die Station Cundwa mit dem Lagerhause aufgegeben und nach Matadi dem Hafenplatz und Anfang der Bahn verlegt worden. In S. Salvador hatte die Mission unter der Feindschaft des Königs zu leiden, der den Widerstand gegen die Sklaverei nicht vertragen will. Die katholischen Missionare benutzten die Situation, um sich bei dem schwarzen Fürsten beliebt zu machen. Trotz mancher Drohungen und Bedrängungen blieb die Gemeinde treu (151 Mitglieder). Die Presse liefert eine Monatszeitschrift, in der nach und nach die Übersetzung von Bunyans Pilgerreise erscheint. Eine andere Presse

1) a. a. O. S. 470. Man vergleiche die (angeblichen) verschiedenen Kelche in der Leipziger Camulen-Mission.

befindet sich zu Bolobo, welche die christliche Anfangsliteratur für verschiedene Sprachen liefert. Dasselbst ist die Station für die beiden Missionsdampfer Peace und Goodwill, welche die Verbindung der Stationen am oberen Kongo aufrecht erhalten, und gelegentlich auf manchen Nebenflüssen Pionierwerk thun. Sie bedurften beträchtlicher Reparaturen. — Von allen Stationen wird bei mancherlei Schwierigkeiten von Fortschritt berichtet. Am grössten ist die Gemeinde zu Wathen (Ngombe-Lutete) 280, deren 82 im letzten Jahre getauft sind. Die Gemeinde verteilt sich aber auf 37 Ortschaften über ein weites Gebiet. An vielen Plätzen lebt nur ein einzelner Christ oder zwei. 1425 Kinder besuchen die Tagesschulen (712 Mädchen). Im Ganzen arbeiten am Kongo 33 Missionare und 20 Frauen der E. B. mit 96 Katechisten und 110 Lehrern. Es sind 492 Mitglieder und 2964 Schüler, 1634 Mädchen). — Ein wichtiges Werk hat Rev. John Witehead zu Lukolela, geliefert: Grammatik und Lexikon der Bobangi-Sprache.

Die Balolo-Mission von Grattan Guinness arbeitet auf ihren 5 Stationen jetzt mit ca. 40 (männliche und weibliche) Arbeitern, von denen jedoch immer der dritte Teil zur Erholung in der Heimat weilen muss. Zu den beiden Schiffen, deren grösseres nicht mehr ganz leistungsfähig ist, soll ein Livingstone-Gedächtnisdampfer kommen. Statistische Angaben werden nicht gemacht, weil sich die Einflüsse des heiligen Geistes nicht zahlenmässig ausdrücken lassen. Doch wird gesagt, dass auf jeder der Stationen 2—300 Personen das Evangelium hören. Die Schulen sind besucht, manche von 100—200. Auf jeder Station ist ein Häuflein wahrhaft gläubiger Christen (30—35) und fasst ebensoviel Inquirirer, denen leider die Erkenntnis der Sünde noch sehr fehlt. Der Sprachforschung wegen lebte Missionar Bowen ein halbes Jahr lang auf einem abgelegenen Dorfe. Die weiteren Übersetzungsarbeiten sind aufgeschoben, um die Ergebnisse seiner Studien zu verwerten.

Die Foreign Christian Missionary Convention (Disciples of Christ) ist in die Arbeit am Kongo eingetreten, indem sie von den Am. Baptisten die Station Bolengi übernahm, wo nun ein Missionsarzt mit seiner Frau und andern Gehilfen wirkt.

Die Schwedische Kongomission hat auf allen ihren Stationen (jetzt 8) Fortschritt zu verzeichnen, obwohl der Tod manchen Arbeiter (1899: 7) und viele aus den Gemeinden hinweggerafft hat. Auch Ausschlüssungen (wegen Trunksucht etc.) wurden nötig, doch haben sich die Mitglieder auf 1575 vermehrt. 1899 wurden 333 getauft. Die Schülerzahl ist auf 3625 gestiegen. Das N. C. in Fioti ist fertig übersetzt und gedruckt.

Die Südlichen Presbyterianer haben auf ihrer weit im Innern gelegenen Station Lunbo unter den Bakate bisher 88 Personen getauft. Unter den nördlicher wohnenden Bakuba ist die Station Ibange (Ibandsch) angelegt worden. Auch Leopoldville ist besetzt worden.

Angola. Die seiner Zeit von Bischof Taylor gegründete Mission, welche von der Methodist Episkopal M.-G. 1896 als Kongo-Mission übernommen und sodann (nach dem ursprünglichen, etwas hochfliegenden Plane) durch Anlage einiger Stationen in Ostafrika ergänzt wurde, erscheint jetzt im Jahresberichte als West-Zentral-Afrika, dem jene Anfänge im Osten als Ost-Zentral-Afrika gegenüberstehen. Die Aufsicht über beide Distrikte, sowie über Liberia, führt Bischof Hart-



zell. Hier beschäftigt uns nur der westliche Teil. Die grossen Hoffnungen, die einst bei der übereiften Gründung der Stationen im portugiesischen Gebiete laut wurden, sind sehr wenig erfüllt worden. Die Stationen Coanda und Dondo stehen leer. Zu Quihongoa wurde mit Mühe eine kleine Schule erhalten. Pungo Andongo hat viel unter dem Wechsel der Arbeiter gelitten. Malandsche war verfallen, wurde aber in neuster Zeit wieder ausgebessert. Auf der Bergstation Quessua hatte sich eine Mädchenschule in gutem Zustande erhalten, war aber durch den Wechsel der Arbeiterinnen bedroht. Eine neue Station Comba (50 engl. M. nordost von Punga Andongo) ist erst 1899 gegründet und mit eingeborenen Arbeitern besetzt. — Man vergleiche die triumphierenden Berichte über die Gründung der älteren Stationen (1885, 532). Sapienti sat.

Recht im Gegensatz zu der eben besprochenen steht die Mission des American Board in Benguela. Auch nach den letzten Jahresberichten bekommt man wieder den Eindruck, den unsre Rundschau von 1898 (S. 368) hatte, dass die Arbeit sehr tüchtig betrieben werde. Einige independentistische, bezw. amerikanische Einseitigkeiten nehmen wir dabei in den Kauf. Auf den 4 Stationen wird in Predigt und Schule, vom Kindergarten bis zur Evangelistenklasse, in Übersetzungen und mit der Presse, sowie in ärztlicher und industrieller Mission und fleissiger Heidenpredigt in der Umgegend eifrig gewirkt und zwar mit allmählich steigendem Erfolge. Die Mission hat ihr 2. Jahrzehnt vollendet und scheint unter der Bevölkerung weithin Wurzel geschlagen zu haben. Wäre nicht als Ziel die sofortige Sammlung einer Auswahlgemeinde so sehr betont, könnte man bereits grössere Scharen der kirchlichen Gemeinschaft einverleibt haben und diese Gemeinschaft würde der weiteren Entwicklung förderlich sein. Aber jede treue, anhaltende Missionsthätigkeit wirkt als Sauerteig im Volksleben und schliesslich wird man auch den Owi-Mbundu in weiterem Masse das Wasser nicht wehren können. Die Zahl der Mitglieder ist bis jetzt nur langsam gewachsen, seit 1896 von 70 auf 108; aber die Durchschnittszahl der Kirchgänger von 445 auf 1248, und in 12 Schulen werden 653 Zöglinge unterrichtet, von denen 260 Mädchen sind. 30 Nationalgehilfen sind in Thätigkeit.



## Litteraturbericht.

Von der neuen revidierten Jubiläumsausgabe des Brockhaus'schen **Konversations-Lexikons** sind wieder 3 Bände (3—5) erschienen, welche das umfangreiche Werk von dem Artikel „Biserta“ bis zum Anfang des Artikels „England“ fortführen. Auf's Ganze gesehen ist Inhaltsfülle, Allseitigkeit und Zuverlässigkeit wieder bewunderungswürdig; Geschichte, wissenschaftliche Forschung und Litteratur bis auf die neuste Zeit ergänzt; die Illustration in Tafel-, bezw. Chromotafelbildern, Karten und Textabbildungen eine ebenso reichhaltige wie fast ausnahmslos technisch vorzügliche. Besonders an Karten bieten diese Bände ein wertvolles Material. Eine ganze Serie von Artikeln, die fast  $\frac{1}{4}$  Band ausfüllen, schliesst sich



an das Stichwort „deutsch“ an, so dass man in ihnen eine Monographie hat über die deutsche Geographie, Volkskunde und Geschichte, und zwar sowohl die politische wie die kulturelle und die kommerzielle. Von besonderem Interesse ist der Artikel über China, der sich eingehend mit den dortigen jüngsten Ereignissen beschäftigt. Dagegen ist gegenüber der allgemeinen Anteilnahme an dem gegenwärtigen süd-afrikanischen Kriege und seiner zweifellos grossen geschichtlichen Bedeutung der Artikel „Buren“ etwas dürftig ausgefallen; auch hätte nicht die englische Plural-schreibung Boers statt Buren gewählt werden sollen. Dass in dem Artikel „Christentum“ der subjektive Standpunkt der modernen freien Theologie sich als das jetzt erst herausgeklärte objektive Wesen des Christentums geltend macht, dagegen muss natürlich Protest erhoben werden. Bezüglich der Einbeziehung der Mission sind wieder allerlei Lücken zu konstatieren. Es finden sich ja eine ganze Reihe missionsbiographischer Notizen, so über Blumhardt, Buss, Carey, Christlieb, Colenso, Egede, Eliot, Ellis; aber vergeblich sucht man nicht nur nach Buchner, Burns, Caldwell, Calvert, Casalis, Coillard, Dable, Edkins, sondern auch nach missionsgeschichtlich so bedeutenden Namen wie Sam. Crowther und Alex. Duff. Natürlich ist bei der Brüdergemeine ihre Mission erwähnt, auch der Erischona ist gedacht, nur nicht gesagt, dass sie jetzt wieder in China Mission treibt, auch die Church Miss. Soc. ist — freilich im Verhältnis zu ihrer Grösse — sehr kurz angeführt; dagegen geschieht weder bei „Bremen“ der norddeutschen Mission, noch unter dem Stichwort: „deutsch“ — unter dem fast alle möglichen Gesellschaften genannt werden — der deutschen Missionen überhaupt, noch unter den deutschen Kolonien — auch nicht in Deutsch-Ost- und Südwest-Afrika — der deutschen Kolonialmissionen Erwähnung. So fehlen auch die Missionen ganz z. B. bei Canada und Celebes, die Doschischa (in Japan) ist nicht erwähnt. Bei China ist die evangelische Mission mit ihren mehr als 200 000 eingeborenen Christen nicht genügend gewürdigt, und in den Litteraturangaben fehlen bedeutende Werke evangelischer Missionare, z. B. von Medhurst, Legge, Faber, Williamson und zum Teil auch von Martin. Also wieder allerlei Wünsche für die nächste Ausgabe.

Warnack.



# Der treue und kluge Haushalter.

Ansprache<sup>1)</sup> über Lukas 12, 42—46.

Von Professor D. Loofs.

Das verlesene Gleichnis des Herrn ist im Lukasevangelium von einem vorangehenden verwandten Gleichnis, dem von den wachsamen Knechten, durch eine Zwischenfrage des Petrus geschieden. Herr, so fragt Petrus inbezug auf jenes vorangehende Gleichnis, sagest du dies Gleichnis zu uns oder auch zu allen? Die Ausleger sind nicht einig darüber, ob diese Frage aus guten oder aus schlechten Hintergedanken erklärt werden müsse. Entscheiden kann das niemand. Sicher aber ist, dass Petrus — gleichviel aus welchem Grunde — einen Unterschied macht unter denen, welche das Gleichnis von den wachsamen Knechten gehört hatten, einen Unterschied zwischen sich und den andern Aposteln einerseits, den übrigen allen andererseits; sicher ist ferner, dass der Herr diese Petrusfrage nicht direkt beantwortet, aber indirekt mit dem Gleichnis, das wir hörten, zurückgewiesen hat.

Und eben dies Sichere hat meine Gedanken bei dem verlesenen Texte festgehalten. Denn es liegt gar nahe, Unterschiede zu machen unter denen, die jetzt hier zuhören. Es sind Männer unter uns, welche die Missionsarbeit draussen aus langjähriger eigener Erfahrung kennen; aber es fehlen auch solche Zuhörer nicht, die von dem Missionsbetrieb in der Heidenwelt nur sehr unklare Vorstellungen haben; es sind Männer unter uns, die Jahrzehnte ihres Lebens dem Studium der Mission gewidmet haben, andre, die nur ungenau, wieder andre, die so gut wie gar nicht wirklich Bescheid wissen; viele unter uns haben seit langer Zeit ein herzliches Interesse für die Mission, andre sind zum ersten Male hier, wieder andre sind gekommen, weil es so Sitte ist, dass man zur Missionskonferenz sich hier trifft. Gar manchem Schriftwort gegenüber könnte da die Frage auftauchen: wem soll das gesagt sein? Dieser oder jener Gruppe unter uns, oder allen? Dem verlesenen Gleichnis gegenüber ist diese Frage unstatthaft. Der Herr setzt es einer ähnlichen Frage, der Petrusfrage, entgegen und schiebt eben damit diese Frage beiseit. Für Petrus und für alle andern, soll

---

1) Auf der Halleschen Missionskonferenz am 4. Februar 1902.

dies Gleichnis es zeigen, wie ein grosses Ding es ist um einen treuen und klugen Haushalter. Dies Gleichnis gilt also ganz gewiss uns allen, den Erfahrensten wie den Unreifsten, den Alten wie den Jungen.

## I.

Und was sagt es uns heute? Eines sieht jeder gleich — und das ist das Erste, das wir unserm Gleichnis entnehmen: es stellt auch die Missionsarbeit, alle Missionsarbeit, die Arbeit draussen wie die bescheidenste Arbeit daheim, unter die Pflicht der Haushaltertreue. Auch daran giebt's zu lernen. Ein Herrnhuter, ein Basler, ein rheinischer Missionar mag sagen: Unsere Mission hat das und das erreicht, hat das und das nötig, — solche Rede hat unanstössigen Sinn. Aber es soll doch nicht vergessen werden: es giebt nur ein grosses Missionswerk, und das ist eine Reichssache unsers Herrn; die Gesellschaften alle, die Männer alle, die dran mithelfen, sind Haushalter im Dienst eines Herrn, der sein Werk gefördert sehen will durch sie. Es hat sein Recht, wenn wir die Mission und ihre Pflege als eine Sache unserer Konferenz ansehen; es hat sein Recht, wenn der Pfarrer im Amte es als seine Amtsaufgabe betrachtet, Verständnis für die Mission in seiner Gemeinde zu wecken; es hat sein Recht, wenn Missionskreise und Missionskränzchen die Missionssache als ihr Vereinsinteresse pflegen. Aber die Mission ist mehr als Konferenzsache; um mehr handelt sich's in der Mission als um ein segensreiches Mittel zur Fruchtbarmachung der geistlichen Amtsführung, um mehr als um den Interessengegenstand frommer Vereine!

An meiner Gesellschaftsangelegenheit, an meinem Lieblingsstudium, an meinem Erweckungsmittel, an meinem Vereinsinteresse — kann meine Selbstsucht, meine Ehrsucht, kurz mein liebes Ich mit seinen Wünschen seine Rechnung finden. Und dann gilt, was der mittelalterliche Mystiker sagt: „Das mein und ich und mir und mich das hindert Gott.“ Ja das hindert Gott und sein Werk. Sein ist das Reich, und selbstlose Dienertreue nur kann es fördern. Die Mission ist eine Angelegenheit unsers Herrn; sie will und muss als solche betrieben, gefördert und besprochen werden. Darüber liesse noch lange sich reden. Doch das Eigenartige unsers Gleichnisses träfen wir damit noch nicht. Von der Notwendigkeit der Dienertreue redet der Herr in mehreren Gleichnissen. Das Besondere unsers Gleichnisses ist, dass der Herr hier einen treuen und klugen Haushalter als etwas Grosses hinstellt. Da-

rauf müssen wir achten, wenn wir unserm Gleichnis gerecht werden wollen. Paulus sagt in einem uns allen bekannten Spruche: Nun fordert man nicht mehr von dem Haushalter, denn dass er treu erfunden werde. Denkt er anders als der Herr? Gewiss nicht. Aber wenn das gewiss nicht der Fall ist, so muss für den Bereich unsers Gleichnisses Treue und Klugheit im Grunde dasselbe sein. Und so ist's auch. Nicht die Klugheit schliesst notwendig die Treue ein. Das ist nirgend so, ist auch auf dem Missionsgebiet nicht so. Aber umgekehrt ist's richtig: auf allen Gebieten, auf die unser Gleichnis angewandt werden kann, ist rechte Treue ohne Klugheit nicht denkbar. Auch Treue in der Missionsarbeit schliesst Klugheit ein, das sagt uns ein Blick auf das Arbeitsgebiet; das lehrt uns der Aufblick auf den Arbeits Herrn, — dies Doppelte wollen wir zum zweiten und zum dritten durch unser Gleichnis uns ans Herz legen lassen.

## II.

Unser Gleichnis unterscheidet sich von den verwandten Gleichnissen, welche von treuen Knechten handeln, auch dadurch, dass hier nicht von einem Knechte geredet wird, der allein ist mit seiner Arbeit, sondern von einem Haushalter, dessen Arbeit in der Leitung und Versorgung anderer Knechte besteht. Eben deshalb heisst's hier: Wie ein gross Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter! Denn ein Haushalter, der „zur rechten Zeit“ jedem Knecht geben soll, „was ihm gebührt,“ kann ohne Klugheit nicht treu sein. Ein treuer Knecht, der diese Klugheit sich nicht zutraute, würde solchen Haushalterposten gar nicht übernehmen. Darum schliesst die Treue hier von Anfang an Klugheit ein, d. h. hinreichende Kenntniss der Verhältnisse und ein gesundes Urtheil, das sie richtig zu ordnen vermag. Und auch in der Arbeit selbst wird bei einem Haushalter, wie unser Gleichnis ihn uns vorführt, Treue und Klugheit stets verbunden bleiben müssen. Die Arbeit selbst wird den Haushalter dahin drängen, dass er sich bemüht, die Personen und die Verhältnisse, mit denen er's zu thun hat, immer besser kennen zu lernen und mit wachsender Vorsicht hier, mit gesteigerter Energie dort sie so zu ordnen, wie es dem Interesse seines Herrn entspricht. Ein Blick auf das Arbeitsgebiet des Haushalters in unserm Texte macht es verständlich, dass hier rechte Treue Klugheit einschliesst.

In gewisser Weise ist's bei aller Arbeit so. Selbst die Fabrik-



arbeiterin, die tagaus, tagein in gleicher Weise die Maschine bedient, bedarf kluge Treue. Andernfalls wäre ihre Arbeit längst einer Maschine überwiesen, die nicht nachdenken kann, wenn einmal etwas in Unordnung gerät. Doch die Klugheit, die in diesem Falle und in tausend ähnlichen in Betracht kommt, braucht nicht höher bemessen zu sein, als jedes Menschen natürliche Ausstattung es mit sich bringt. Überall da aber ist ein grösseres Mass von Klugheit von treuer Arbeit untrennbar, wo es um Einwirkung auf andre Menschen, insonderheit, wo es um Versorgung und Leitung Unreiferer sich handelt. Jede Mutter, jeder Meister, jeder Lehrer, jeder Pfarrer weiss es, dass rechte Treue da Klugheit einschliesst.

Es giebt aber kein Gebiet erzieherischer und pastoraler Arbeit, auf dem dies in so hohem Masse der Fall ist, wie auf dem Gebiet der Missionsarbeit.

Gewiss, allen Völkern soll das Evangelium gepredigt werden. Aber ist „die rechte Zeit“ schon für alle Völker gekommen? Auch für die islamitischen? Den einzelnen Missionar mag die Frage unberührt lassen; — der ganzen Missionsarbeit liegt sie schwer auf; und nur kluge Treue wird im Einzelfalle recht entscheiden. Und jedem soll gegeben werden, „was ihm gebührt.“ Paulus ist den Juden ein Jude, den Gesetzesfreien ein Gesetzesfreier geworden; — die Mission muss noch heute — freilich anders, als es einst die Jesuiten in Indien und China machten, — den Brahmanen wie den Kaffern, den Japanern wie den Papuas je nach ihrer Art entgegenkommen, damit ihnen wird, was ihnen gebührt. Das aber gebührt ihnen, dass ihnen das Evangelium, das eine alte Evangelium, so gebracht wird, dass sie es wirklich verstehen. Da hilft nicht bloss Treue, oder vielmehr: da muss rechte Treue sich hineingeführt sehen in ein ernstes Studium sehr fremdartiger Verhältnisse, damit sie klug sich in sie finden lerne. Nur kluge Treue kann auch die sehr ernste, sehr schwere Frage entscheiden, wie viel wir von unserer mehr als tausendjährigen Geschichte mit hinaus-tragen dürfen in die Heidenwelt.

Und bei alle dem ist erst auf das Nächstliegende, auf die Missionspredigt hingewiesen. Aber jeder leidlich Unterrichtete weiss es, dass im praktischen Missionsbetrieb eine Menge andrer, nicht direkt mit der Predigt selbst zusammenhängender Fragen beachtet werden wollen. Politische, nationale, soziale Fragen spielen unendlich oft hinein in die Missionsarbeit. Eine Frage, in der viele andre sich be-

rühren, wird uns nachher beschäftigen: Wie weit darf und muss die Mission ein Anwalt der Eingebornen sein? Sie muss es sein. Aber wie soll sie diese Anwaltschaft ausüben? und in welchem Umfang? Ich will jetzt nicht darüber reden; mir fehlt die ausreichende Sachkenntnis. Um so deutlicher aber verstehe ich, dass treuer Missionsdienst hier ein hohes Mass von Klugheit einschliesst. Oder denkt an die Verfassungsfragen. Wann und in welchem Mass sind die Heidengemeinden selbständig zu stellen? Wie lange brauchen sie uns noch? Auch die Frage wird nur kluge Treue lösen. Und endlich lasst uns darüber uns klar werden, dass es für diese und manche ähnliche Fragen gar keine allgemein gültige Antwort geben kann. Auf dem einen Missionsgebiete wird so, auf dem andern so entschieden werden müssen. Und wie zahlreich sind jetzt die Missionsgebiete! Schlechterdings unübersehbar sind die geographischen, ethnographischen, sozialen, geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Voraussetzungen, die für die gesamte Missionsarbeit in Betracht kommen. Wahrlich ein Blick auf das Arbeitsgebiet lehrt es uns: rechte Treue schliesst hier Klugheit und ein ernstes Streben nach Klugwerden ein. Hier ist's wahrlich ein gross Ding um einen treuen und klugen Haushalter.

Das sollen nicht nur Missionare, Missionsdirektoren und Missionschriftsteller sich sagen; das sollen wir alle uns gesagt sein lassen. Es ist auch für Missionsstunden nicht gleichgiltig, ob kluge Treue das Wort führt. Denn nur wirkliche Einführung in die Missionsarbeit weckt und erhält rechtes Missionsinteresse. Wirklich einführen aber kann nur, wer selbst wenigstens einige Gebiete ordentlich kennt. Selbst für jedes Gespräch über Missionsangelegenheiten — und wer hätte das nicht einmal zu führen! — ist es von allergrösster Bedeutung, dass die Grenzen unsrer Urteilsfähigkeit nicht zu eng seien, aber gewissenhaft innegehalten werden.

Das beides nämlich ist die Pflicht, die sich für jeden von uns ergibt: wir müssen, weil treue Missionsarbeit um des Arbeitsgebietes willen Klugheit einschliesst, die Grenzen unserer Urteilsfähigkeit, wenn anders wir treu sein wollen, soweit erweitern, als es die Aufgaben fordern, die uns obliegen, — wie weit das geht, das muss jeder mit seinem Gewissen abmachen; jenseits der Grenzen unserer Urteilsfähigkeit aber sollen wir uns zurückhalten. Allerweisheit, Gemeinplätze und allgemeine Betrachtungen — und klängen sie noch so fromm — haben hier gar keinen Wert. Rechte Treue

kann auch schweigen, kann Aufgaben zurückweisen, denen sie nicht gewachsen ist. Nur soweit können wir förderlich mitarbeiten, als unsere Urteilsfähigkeit geht; und für die praktische oder gar leitende Arbeit sind die Besten und Klügsten schon wenn man auf das Arbeitsgebiet sieht, gerade gut genug.

### III.

Vollends gilt das, wenn wir aufsehen auf den Arbeitsherrn. Klugheit hat der Haushalter, von dem unser Gleichnis redet, wohl gehabt. Seinen Vorteil wusste er auszunutzen. Kluge Treue hatte er nicht: er vergass seines Herrn und schaltete, als habe er nur auf sein Interesse zu sehen. Nur die Treue gegen den Herrn kann die Klugheit vor Selbstsucht, Eitelkeit und all dergleichen bewahren. Doch das ist vorhin schon berührt. Jetzt lasst uns nur darauf noch achten, dass der Aufblick auf den Arbeitsherrn auch das uns lehrt, dass Treue in der Missionsarbeit Klugheit einschliesst. „Wie mich der Vater sendet, so sende ich euch,“ sagt der Herr bei Johannes. Das ist uns nicht deshalb überliefert, damit wir unsers Herrn Sendung im Lichte der Sendung betrachten, die noch heute Menschen erfahren. Er ist in anderer Weise nicht von dieser Welt, als er's auch von seinen Jüngern sagt. Das aber soll das Wort: es soll aller Sendung ein Vorbild vorhalten, daran wir sehen, wie gross die Aufgabe ist, die er, der Herr, seiner Gemeinde gelassen hat. Wer treu ist, treu dem Herrn, der seiner Gemeinde die Mission geboten hat, der kann auch bei der geringfügigsten Mitarbeit an den auswärtigen oder an den heimischen Aufgaben der Mission es nicht vergessen, dass solche Arbeit eine Fortsetzung der Arbeit sein soll, die unser Herr selbst gethan hat. Wir wissen alle: sein Werk war mehr. Im hohenpriesterlichen Gebet, folgt auf das Wort: „Gleichwie du mich gesandt hast in die Welt, so sende ich sie auch in die Welt,“ sogleich das andre: „Ich heiligte mich selbst für sie, auf dass auch sie geheiligt seien in der Wahrheit.“ Doch aber bleibt's wahr — und das ist die Krone alles Missionsdienstes: die Missionsarbeit ist die Fortsetzung der Arbeit, die er, der Herr, ihr lebendiger Arbeitsherr noch heute, angefangen hat. Wenn wir dem nachdenken, so muss es uns vollends deutlich werden, dass Treue hier Klugheit einschliesst. Freilich der Herr hat nicht ethnographische und geographische Studien gemacht. Aber hat er je verstossen gegen das, was Klugheit, treue Klugheit hier fordern konnte? Er hat in grossartigster Einseitigkeit — ja, so kann man sagen! und die Mission

muss auch so einseitig sein — sich darauf beschränkt, zu suchen und selig zu machen, was verloren war; er hat den Erbschichter nicht spielen wollen, hat von dem Pharisäerdiener mit dem Zinsgroschen sich nicht auf das Gebiet politischer Streitigkeiten hinüberziehen lassen. Und doch ist er umhergezogen, hat wohlgethan und gesund gemacht auch von irdischer Not Betroffene, — wenn seine Zeit gekommen war. Ja die politische Frage, in die er sich nicht hineinziehen liess, hat er gelöst. Er hat die soziale Frage seiner Zeit nicht als solche aufgegriffen, und dennoch die entscheidenden Richtlinien für alle sozialen Fragen gegeben. Und weiter: Jesus hat Israels Grenzen nur ausnahmsweise überschritten, — welche Verwirrung wäre entstanden, hätte er's anders gemacht! — Und doch hat er seine Gemeinde auf die Bahn gestellt, dass sie hinausgehen konnte, allen Völkern das Evangelium zu predigen. Er hat mit Pharisäern und Schriftgelehrten, mit Zöllern, Sündern und Magdalenen, mit Stockjuden, mit Samaritern und Heiden verkehrt und ist dabei doch nicht aus seiner Bahn gewichen; er hat Sterbezimmer und Gastmähler besucht, hat den Hochzeitleuten ihre Freude gemehrt und die Trauer der Schwestern in Bethanien aufgehoben, — und ist in alledem derselbe geblieben: der, der vor seine Feinde hintreten konnte und sagen: „Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ — Das war nicht treue Klugheit bei dem Herrn; der Ausdruck passt nicht auf ihn, den Heiligen. Aber das ist gewiss: wenn Missionsarbeit in seinem Siun getrieben werden soll, und das soll sie, so fordert sie kluge Treue. Treue gegen den Herrn schliesst hier Klugheit ein, an der niemand auslernt.

Zugleich ist hier ersichtlich, wie die Klugheit gelernt wird, die der Herr fordert. Gewiss, wir brauchen offene und willige Augen und Ohren auch gegenüber Büchern und mündlicher Belehrung, — denn wir wissen nicht, was in den Menschen ist, ehe wir uns darum bemüht haben; — aber der Kopf allein thut's nicht. In der Nachfolge des Herrn müssen wir lernen, die Treue gegen den Herrn muss den Weg weisen, muss verarbeiten, muss das Ziel bestimmen. Darum sagt der Herr: Es ist ein gross Ding um einen treuen und klugen Haushalter. — Es ist ein gar gross Ding, Weltmission treiben, fördern, verständlich machen wollen. Aber das Grösste an dieser grossen Aufgabe ist ihr grosser Arbeitsherr, — der Herr, in dessen Namen sich beugen sollen aller derer Kniee, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind. Grosse Dinge wollen gross angefasst sein. Darum möge es uns allen,



die wir die Mission lieb haben, aufs Gewissen fallen, was unser Text uns inbezug auf die Missionsarbeit zurnft: Wie ein gross Ding ist es um einen treuen und klugen Haushalter!



## Das wirkliche Defizit.<sup>1)</sup>

Von Julius Richter.

Es ist eine der besorgniserregenden Erscheinungen des jetzigen Missionislebens, dass Defizits bei den Missionsgesellschaften fast in regelmässiger Folge auftreten, zum Teil geradezu chronisch werden. Es vergeht neuerdings kein Jahr, wo nicht fast die Hälfte unsrer deutschen Missionsgesellschaften mit erheblichen Fehlbeträgen abschliesst, und den englischen und amerikanischen Gesellschaften geht es nicht besser als den unsern. Diese bedrohliche Erscheinung fordert zu einer sorgfältigen Erwägung ihres Charakters, ihrer Ursachen und der Mittel zu ihrer Beseitigung auf.

Scheiden wir von der Betrachtung zunächst die irregulären Defizits aus, welche eine besondere Behandlung erfordern. Dahin gehören vor allem die böartigen Defizits, die entweder darin ihren Grund haben, dass das Vertrauen zu der betreffenden Missionsgesellschaft erschüttert, oder dass die Missionsliebe in den Trägern derselben erkaltet ist. Da die Mission unter allen Umständen Sache der reinen Freiwilligkeit ist und das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Freundeskreis auf dem Vertrauen zur Missionsleitung beruht, so ist bei solchen Defizits der Wurm ins Lebensmark gedrungen; es ist etwas im Grunde faul. Solche Defizits gehören glücklicher Weise in dieser Missionszeit zu den Ausnahmen; Gott bewahre uns vor ihnen! — Nicht unbedenklich ist auch eine zweite Art von Defizits, die dadurch entstehen, dass zu einer Gesellschaft keine organisierte heimatliche Gemeinde gehört, sondern die Gaben zum weitaus grössten Teile von Missionsfreunden kommen, die eigentlich an eine andere Gesellschaft angeschlossen sind und sich dieser verpflichtet wissen, daneben doch aber auch für eine zweite und dritte Gesellschaft beizusteuern sich gedrungen fühlen.

Man blicke, um dies Verhältnis klar zn legen, auf die Brüdergemeinde. Diese hat bekanntlich auch in den Landeskirchen Deutschlands und Englands eine grosse Zahl zum Teil sehr opferwilliger Freunde. Die Missionsleitung der Brüdergemeinde

1) Referat auf der diesjährigen Halleschen Missionskonferenz.

freut sich von Herzen dieser reichlichen Gaben, die ihr von ausserhalb zufließen; aber sie würde nicht daran denken können, ihr Missionswerk auf diese willkommenen Hushilfen zu basieren; Rückgrat und Träger des Werkes ist die kleine, aber missions-eifrige und opferfreudige Brüdergemeine. Denkt man sich ein Werk wie die Brüdermission ohne die Brüdergemeine, so ist leicht einzusehen, dass ein solches Werk finanziell besonders starken Schwankungen unterworfen sein muss. Diesen Fall haben wir bei der Gossnerschen Mission. Sie hatte es bisher abgelehnt, ihren heimischen Freundeskreis zu organisieren und fest mit sich zu verbinden. Die Folge ist gewesen, dass weitaus die meisten ihrer Freunde irgendwie im Verbande anderer Missionsgesellschaften stehen und daher, wenn in diesen besondere Nöte vorliegen, sich in erster Linie verpflichtet halten, dort zu helfen; nur die stets wiederkehrenden Hilferufe der bedrängten Gossnerschen Mission erinnern sie daran, dass sie doch auch diese ihre zweite Gesellschaft nicht vergessen. Die Gossnersche Missionsleitung hat in letzter Zeit das Unerfreuliche dieses Zustandes eingesehen und sich die Aufgabe gestellt, ihren weiterverstreuten Freundeskreis enger mit sich zu verbinden. Gott lasse es der draussen so reich gesegneten Mission gelingen, sich auch daheim eine solide und wachstümlche Unterlage zu schaffen!

Allein das Normale ist, dass um eine grosse Missionsgesellschaft sich auch ein grosses Hinterland scharf, welches mit der Missionsleitung durch ein Band des Vertrauens verknüpft ist. So finden wir es bei fast allen grossen deutschen, englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften. Wie kann da ein Defizit entstehen? Es müssen da zunächst zwei weitverbreitete, landläufige Irrtümer zurückgewiesen werden. Sie kommen glücklicherweise nicht daher, dass die Einnahmen jahrelang zurückgehen.

Greifen wir zum Beispiel Berlin I heraus. Das Einkommen dieser Gesellschaft ist, geringe und unwesentliche Schwankungen abgerechnet, durch die 77 Jahre ihrer Wirksamkeit in einem geradezu überraschend regelmässigen Steigen gewesen, sodass man an dem Tempo dieser Steigerung zugleich das Wachstum des Missionslebens in unsern östlichen Provinzen studieren kann. Die erste Jahreseinnahme der Gesellschaft 1824 war nur 2400 Mark. Es dauerte 30 Jahre, bis die Einnahmen die Höhe von 100 000 Mark erreichten; sodann 18 Jahre, bis sie auf 200 000 Mark stiegen; weitere 14 Jahre, dann hatten sie 300 000 Mark erreicht; wiederum verstrichen 11 Jahre, dann hob sich die Einnahme auf 400 000 Mark. Das ist ein allmähliges, normales Steigen der Einkünfte. Nur die letzten 4 Jahre weisen eine ungewöhnliche Steigerung der heimatlichen Einnahmen um mehr als 200 000 Mark auf, die aber bereits mit dem Kampfe gegen das Defizit und den ausserordentlichen Massregeln zur Bekämpfung desselben zusammenhängt. Wir werden zu analogen Ergebnissen kommen, wenn wir das Rechnungswesen der Brüdergemeine, der Barmer oder der Basler Mission studieren. Ich wiederhole deshalb, die Defizits entstehen nicht dadurch, dass sich die heimatlichen Ausgaben verringern.

Auch nicht durch die grossen Kalamitäten, verheerende Kriege, Pest, Cholera, Dürre, Hungersnot und dergleichen, von denen leider in

fast regelmässiger Folge die Missionsgebiete heimgesucht werden. Die heimatliche Missionsgemeinde ist nie müde geworden, für solche ausserordentliche Nöte auch durch ausserordentliche Mittel Abhilfe zu schaffen. So viel mir bekannt, ist noch nie eine Missionsgesellschaft durch solche schwere Landeskalamitäten in dauernde Geldverlegenheit geraten; eher hat ihr Gott in solchen Notzeiten, welche an ihre körperliche und seelische Spannkraft die höchsten Anforderungen stellten, diesen Dienst der Barmherzigkeit an den Verlorenen damit gelohnt, dass er ihr selbst auch nebenbei reichlich den Tisch gedeckt hat.

Gut, erwidert man, wenn die Defizits weder durch Verminderung der Einnahmen noch durch diese erschrecklichen Nöte entstehen, dann dürfen sie überhaupt nicht vorkommen, oder sie lassen auf eine mangelhafte Geldwirtschaft der Missionsleitung schliessen. Allein da übersieht man zwei Punkte, die für jede Mission von weittragendster Bedeutung sind.

Jede Missionsgesellschaft hat neben der Missionseinnahme in der Heimat auch noch eine Einnahme auf ihren Missionsfeldern. Einmal sollen die farbigen Gemeinden bei Zeiten angehalten werden, für ihre kirchliche Versorgung, für Pastoration, Kirchen und Schulen beizusteuern; und dann bedingen es vielfach die Verhältnisse, dass die Missionsleitung grossen Grundbesitz erwirbt, um überhaupt solide Missionsarbeit treiben zu können; in Südafrika ist es in weiten Gebieten nur auf den Missionsländereien möglich, Gemeinden der Farbigen zu sammeln und zu pflegen. Und bei diesen Einkünften auf dem Missionsgebiete handelt es sich um verhältnismässig bedeutende Summen: bei der Berliner (I) Mission betrugen in den Jahren 1895/97 die Einnahmen in Afrika 217 000—218 800 M., gegen 339—416 000 M. Einnahmen in der Heimat, also  $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$  des Gesamteinkommens der Gesellschaft floss aus den südafrikanischen Quellen. Nach dem letzten Jahresberichte der Brüdermission betrugen pro 1900 die gesamten heimatlichen Einnahmen ihrer Missionskasse 607 856 M., dagegen die Einnahmen auf den Missionsgebieten 690,214 M.; also erheblich mehr als die Hälfte des Einkommens der Brüdermission kam auf den Missionsfeldern ein. Es ist klar, dass damit ein Moment in die Missionsrechnung kommt, welches durchaus dem Einfluss der heimatlichen Missionsgemeinde entzogen ist. Und wenn nun ein grosses Missionsgebiet wie Südafrika so schwer wie im letzten Jahrzehnt heimgesucht wird, wenn sich Heuschrecken und Dürre, Rinderpest und



schwere Fieber, Hungersnot und jahrelange Kriegsnöte in ununterbrochener Reihe folgen, die farbigen Christen verarmen lassen und erwerbslos machen, die afrikanischen Hilfsquellen verschliessen und die Erwerbsverhältnisse der Farbigen immer ungünstiger gestalten, ist es da ein Wunder, wenn sich die südafrikanischen Einnahmen bedrohlich verringern und eine südafrikanische Missionsgesellschaft von einem Defizit heimgesucht wird, obgleich die heimatlichen Einnahmen gleichzeitig gewachsen sind? Es ist ja schwer, wenn dann die heimatliche Missionsgemeinde zeitweilig die Last Südafrikas mittragen soll, aber muss die Missionsleitung nicht zu solchem Opfer aufmuntern, wenn anders die Missionsarbeit nicht ins Stocken geraten soll?

Aber selbst diese sich langhinziehenden Kalamitäten des wirtschaftlichen Niedergangs sind nicht die eigentliche und nicht die Hauptquelle des Defizits, sondern diese liegen in dem Gesundesten und Hoffnungsvollsten, in dem Schönsten und Erfreulichsten begründet, was die Missionsgesellschaften an sich haben, in ihrem Wachstum.

Nur ein paar Beispiele! Die Berliner Mission hat im Jahre 1891 ihr neues Arbeitsfeld in Deutsch-Ostafrika übernommen; dass sie dort relativ schnell mit 4 Stationen das Rondeland besetzte, verstand sich von selbst; auch dass sie bald auf das Livingstonegebirge hinaufstieg und dort für die armen Kinga zwei Stationen anlegte, braucht kaum weiter erklärt zu werden. Allein nun hat die Berliner Mission in Ostafrika nur einen Weg gesunder Weiterentwicklung vor sich, über die Bena- und Hehe-Hochebene nach Nordosten; und dieser Weg drohte ihr abgeschnitten und verlegt zu werden durch die römische Konkurrenz-Mission, welche sich eben anschickte, Iringa im Norden und Songea im Süden zu besetzen und dann diese beiden Stationen durch eine Kette von Zwischenposten zu verbinden. Hätte die Berliner Missionsleitung diesem Vordringen der Römer auch nur ein Jahrzehnt tatenlos zugesehen, ihre ostafrikanische Mission wäre für immer verkrüppelt und im Wachstum aufgehalten. War es nicht unter solchen Umständen richtig, dass die Missionsleitung kurz entschlossen Ordre gab, möglichst das ganze Bena- und Hehe-Hochland zu besetzen? Allerdings haben wir dadurch 7 neue Stationen mehr bekommen, alle diese 13 schnell hintereinander gegründeten Missionsstationen müssen ausgebaut werden, das Missionspersonal ist verdoppelt. Das hat den Etat für dies eine Missionsgebiet schnell auf mehr als 70 000 Mark anschwellen lassen. Aber wird nicht jeder verständige Missionsfreund zugeben, die Berliner Mission konnte und durfte nicht anders handeln?

Ein anderes Beispiel ist die Gossnersche Kols-Mission. Es ist bekannt, in welcher überraschenden Weise diese Mission im letzten Jahrzehnt gewachsen ist; fast in jedem Jahre konnten 3000—4000 Taufbewerber getauft werden, und jetzt befinden sich noch 25592 Katechumenen im Taufunterrichte. Es ist eine anerkannte Grundregel missionarischer Weisheit, dass gerade die in solchen Massenbewegungen in Scharen gewonnenen Christen besonders sorgfältiger Pflege bedürfen. Ist es da



nicht Pflicht der Missionsleitung, dass sie die allzugrossen Gemeinden von 6000, 9000, 10000 Seelen zerlegt und durch Gründung von neuen Missionsstationen neue Mittelpunkte der missionarischen Beaufsichtigung und geistlichen Pflege schafft? Zehntausende von Kols befinden sich auf einer langsamen, aber von Jahr zu Jahr mächtig vorschreitenden Völkerwanderung; schon sind die Landschaften Biru und Gangpur zum weitaus grössten Teile von dieser Kolseinswanderung besetzt, und die Scharen drängen unaufhaltsam weiter nach Süden und Südosten. Ist es nicht weise von der Missionsleitung, dass sie diesem Strom der Auswanderung folgt und sich in Biru und Gangpur gleich mit denselben niederlässt? Etwa 3000 Kolschristen sind nach Assam ausgewandert, um dort in den Theegärten lohnende Arbeit zu suchen; sie sind dort in grosser Gefahr zu verwaizen und ins Heidentum zurück zu fallen. Ist es nicht einfach Pflicht der Barmherzigkeit, diesen in der Irre verloren gehenden Schäfflein zu folgen und für sie einen eigenen Mittelpunkt der Mission und Pastoration in Assam zu gründen?

So wird jede Missionsleitung jahraus, jahrein vor Thatsachen gestellt, welche sich ihr als die Konsequenz ihrer bisherigen Arbeit, als der lange erbetene Erfolg ihre Gebete und Mühen darstellen. Darf sie da zurückschrecken und sagen: Diese neue Station würde jährlich 10000 M. mehr kosten, ich darf sie nicht bauen, bis ich gewiss weiss, die Missionsgemeinde will diesen Mehrbetrag auch wirklich und regelmässig zahlen? Eine Missionsleitung, die so zaudern und zagen wollte, würde sich gegen das erste Grundgesetz aller Reichsgottesarbeit versündigen, sie würde den Glauben verleugnen. Das ist das Grosse an der Mission wie an jeder andern Reichsgottesarbeit, dass sie in sich ein eigenes, göttliches Leben hat, und dieses Leben hat in sich die Bedingung des Wachstums, und es ist die erste und dringendste Pflicht der Missionsleitung, dass sie das natürliche Wachstum des Edelreises der Mission nicht hindert und aufhält, sondern gesund nach dem eingepflanzten göttlichen Lebensgesetze sich entwickeln lässt. Das ist der Reiz beim Studium der Missionsgeschichte, dass man auf jeder Stufe ihrer Entwicklung genau verfolgen kann, warum es so kommen musste, wie eine Periode aus der andern herausgewachsen ist, wie die Stufen der Pionierarbeit, der Festwurzelung, der ersten Früchte, der Gemeindegründung, der Volksbewegung, der werdenden Kirche sich mit innerer Notwendigkeit folgen, sowie aus dem Samen das Reis, der Stamm, die Blätter, Blüten und Früchte herauswachsen. Alles Göttliche ist wachstümlich; und die Mission trägt darin den Stempel des Göttlichen, dass sie von innen heraus wächst.

Also ein Defizit entsteht allemal da, wo das Wachstum der heimatlichen Missionsgemeinde mit dem Wachstum der

Mission nicht Schritt hält, sondern dahinter zurückbleibt. Ein normales Defizit ist deshalb wenigstens nach der einen Seite hin immer etwas für den Missionsfreund sehr erfreuliches; es zeigt, dass es draussen auf dem Missionsfeld vorangegangen ist, dass die Saat der Opfer und Gebete Frucht getragen hat. Allein das darf uns nicht verhindern, der sehr ernsten Kehrseite recht scharf ins Auge zu sehen und uns die Frage vorzulegen: Woher kommt es, dass je und dann das Wachstum des heimatlichen Missionslebens hinter den Anforderungen des normalen Wachstums der Missionsfelder zurückbleibt? Es kommt hauptsächlich und in erster Linie daher, dass die Missionsgemeinde wohl versteht und es als selbstverständlich erwartet, dass das Missionswerk draussen wachse, während sie doch nicht genügendes Verständnis dafür hat, dass ihr eignes Missionsleben im gleichen Verhältnis auch in der Heimat wachsen muss, und zwar wachsen sowohl in die Breite durch Vermehrung der Zahl der Freunde, der Beiträge, der Leser, der Hörer, als vor allen Dingen wachsen in die Tiefe durch Vertiefung des Missionsverständnisses, gläubiges Erfassen der Gottesgedanken, gesteigerte Hingabe zum persönlichen Dienst, wachsende Inbrunst der Fürbitte in der Stille des Kämmerleins. Nun hat Gottes Weisheit dafür gesorgt, dass mit der grösseren Missionsentwicklung unserer Zeit auch mannigfaltigere und stärkere Missionsanregungen gegeben sind, die zu einem lebendigen Wachstum des Missionsinteresses führen, wenn wir sie nur voll auf unsere Herzen und auf unsere Gemeinden wirken lassen. Es ist das immer die wachsende Kenntnis der Zustände in der buntfarbigen Völkerwelt, die Erschliessung des abenteuerlichen Irrgartens heidnischer Anschauungen und der damit verbundenen grausamen Sitten, Unmenschlichkeiten und Unsittlichkeiten; weiter das durch die Kolonisationsbestrebungen geknüpfte persönliche Band zwischen dem Mutterland und den Kolonien mit den besondern, daraus sich ergebenden Verpflichtungen für die farbigen Bewohner der letzteren; weiter die mancherlei Unbill, Grausamkeit und Uergewaltigung, Beraubung und Enterbung, der die schwächeren farbigen Völker durch die rücksichtslos egoistische Gewaltpolitik der weissen Rasse ausgesetzt sind, die in jedem zartfühlenden, christlich empfindenden Herzen als Reaktion den starken Trieb wecken soll und muss, dass den unterdrückten Völkern neben dem vielen Bösen, das ihnen durch die sogenannten christlichen Völker zugefügt wird, doch auch der Segen derselben zuteil werde; ich erinnere insonderheit an den doppelten

Strom des Verderbens, der von den christlichen Landen in die schutzlosen „Schutz“gebiete geleitet wird, Branntwein und Opium; die christlichen Gewissen müssten ja völlig abgestumpft sein, wenn sie sich angesichts dieser fressend um sich greifenden Übel nicht zu starker Reaktion getrieben fühlten. Ich erinnere weiter an die immer rücksichtsloser auftretende römische Konkurrenz, die uns wie hier in der Heimat so draussen fast auf allen Missionsfeldern jeden Zoll breit Landes streitig macht, und die wie daheim so draussen zur mannhaften Verteidigung des mühsam erworbenen Besitzes, zur energischen Abwehr der skrupellosen Eindrängung auffordert. Ich erinnere weiter an die mit der fortschreitenden Missionsentwicklung sich immer fesselnder und gediegener gestaltende Missionsliteratur, die in deutscher und englischer Sprache nun schon so manches Werk aufweist, das wohl verdient, einen Platz neben den Meisterwerken der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung und der fesselnden Erzählerkunst einzunehmen; wir benutzen den mit diesem Reichtum guter Missionsschriften und Missionszeitschriften uns in den Schoß geschütteten Segen schlecht, wenn wir ihn nicht dankbar hinnehmen als einen grossen Vorzug unserer Zeit vor den minder begünstigten, vorangegangenen Generationen. Ich erinnere endlich an alle die Anregungen, welche die fortgeschrittene moderne Technik unserm Missionsleben giebt, die vortreffliche Illustration, das Skioptikon mit seinen farbenprächtigen Bildern, die erhöhte Bequemlichkeit an Missionsfesten und Missionskonferenzen teilzunehmen und mit Missionaren oder Missionsleuten der Heimat in persönlichen Verkehr zu treten u. s. w. Es ist eine fast unübersehbar lange Reihe von Missionsanregungen, welche Gott in unsere Zeit hineingelegt hat. Es ist ihrer eine so grosse Fülle, damit niemand sich vor seinem Gewissen und vor seinem Gott entschuldigen könne, wenn er diese wichtige Seite seines christlichen Lebens verkümmern lässt, wenn er in engherziger Beschränkung sich auf den Pflichtenkreis der Heimat zurückziehen will. Wenn aber und wo immer diese grossen und starken Missionsanregungen lebendig gefühlt und tätig weitergetragen werden, da wächst und erstarkt das heimatliche Missionsleben, sodass es mit der Missionsentwicklung in gesunder Weise Schritt hält.

Ein Beispiel dafür aus der neuesten Vergangenheit! Noch am Anfang des letzten Jahrzehnts befand sich die Pariser Missionsgesellschaft keineswegs in einem erfreulichen Zustande, sie hatte eine Jahreseinnahme von 362 666 Fr., litt Jahr für Jahr an immer peinlicher sich gestaltenden Defizits und übernahm die neu sich ihr aufdrängenden kleinen Missionsaufgaben nur mit grosser Schüchternheit und



eigentlich in dem drückenden Gefühl des Unvermögens. Da erwuchsen ihr in dem Missionsunternehmen François Coillards am Sambesi und in dem grossartigen Hilfswerke auf Madagascar zwei so grosse Unternehmen, dass der Missionsetat innerhalb 6 Jahren von 400 000 Fr. auf mehr als 1 Million Fr. gestiegen ist. Wie ist das zugegangen? Das französische Missionsleben krankte früher an jener bedenklichen Lauwärme und inneren Zerrissenheit, die es zu keiner grossen, konzentrierten Kraftanspannung kommen liessen. Da sandte Gott vom Sambesi und von Madagascar die grossen Missionsimpulse, und sie schlugen ein. Da war in wenigen Jahren nicht nur das leidige Gelddefizit beseitigt, sondern es war ein neuer Zug, neue Kraft, neuer Trieb in das ganze Missionsleben gekommen, auch das bedenkliche innere Defizit war gehoben, das evangelische Frankreich ist aus seiner Lethargie aufgewacht und hat sich zur Missionsthat aufgerafft!

Was dort drüben unter den unendlich erschwerenden Umständen des französischen Protestantismus möglich gewesen und Thatsache geworden ist, das ist's, was auch wir brauchen: dass die kräftigen Missionsanregungen, die unleugbar auch uns auf allen Seiten umgeben, stark erfasst, innerlich verarbeitet und in Missionsthaten umgesetzt werden. Und da ist es nun nicht zweifelhaft, dass thatsächlich für starke Missionsimpulse im Herzen des evangelischen Deutschlands eine gesunde Resonanz vorhanden ist. Dass Dr. Lepsius und Pastor Lohmann für ihre beiden armenischen Hilfswerke innerhalb weniger Jahre relativ geschlossene Freundeskreise gesammelt haben und mit ziemlicher Bestimmtheit jeder auf eine Jahreseinnahme von rund 250 000 Mark rechnen können; dass die grossen, eigenartigen christlichen Persönlichkeiten Georg Müllers von Bristol und Hudson Taylors von der China-Inland-Mission auf weite Kreise auch der deutschen Missionsfreunde einen so fascinierenden Eindruck ausüben, dass neue Missionsunternehmungen nach ihrem Muster fast wie die Pilze aus der Erde schiessen, dies und ähnliches sind unleugbar Anzeichen, dass in verhältnismässig weiten Kreisen religiöse Keime vorhanden sind, die in gesundes Missionsleben sich auswachsen können. Aber bei aller Freude über diese Zeichen sprossenden Lebens können wir uns nicht verhehlen, dass auch sie wieder mit einem verhängnisvollen Mangel behaftet sind, es fehlt manchen dieser Missionsfreunde vielfach an jener Nüchternheit christlichen Geistes und Lebens, die sie das Gesunde, Grosse unserer alten Missionsgesellschaften, die offenen Thüren in den von ihnen besetzten Gebieten, die dringende Verpflichtung ihnen zu Hilfe zu kommen, recht erkennen liesse und sie abhielte, in eigenwilligen Unternehmungen nach fremden Mustern selbstgewählte Wege zu gehen und sich zu zersplittern, statt durch Einigkeit stark zu werden. So vollzieht sich vor unsern Augen



ein betrüblicher Prozess, und wir stehen ihm trauernd gegenüber ohne Macht und Mittel ihm Einhalt zu thun: wo sich starke Missionsimpulse regen, werden sie zum grossen Teile in Seitenthäler und neue Betten abgeleitet, wo sie in neuen, oft abenteuerlichen Unternehmungen ihre edle Kraft verpuffen, und die alten Missionsgesellschaften sehen sich wachsenden Aufgaben und Ausgaben gegenüber und leiden Gefahr zu verkümmern, weil ihnen daheim die Wurzeln ihrer Kraft abgeschnitten werden, weil sie nicht mehr die ganze, beste Kraft des deutschen evangelischen Protestantismus hinter sich haben. Und über diesen Mangel täuscht uns keineswegs hinweg, dass weit und breit in den landeskirchlichen Kreisen durch Haussammlungen, Kirchen- und Missionsfestkollekten, durch Pfennig- und Groschensammlungen die Missionsgaben noch wachsen. Wir sind weit davon entfernt, Gaben solcher Herkunft gering zu schätzen oder sie einer kleinlichen Prüfung auf ihre geistliche Qualität zu unterwerfen; aber nie und nimmer können solche Kreise und solche Gaben ein grosses, gesundes Missionswerk tragen, dahinter müssen die Lebenskräfte der Kirche, Glaube, Liebe und Hoffnung der Heiligen stehen. Und ist das wirkliche Defizit ein Defizit des Glaubens, der Liebe, der Opferwilligkeit, der Zucht und Demut, so muss uns das mit banger Sorge für die Zukunft und die gesunde Weiterentwicklung unserer alten lieben Missionsgesellschaften erfüllen.

Und doch haben wir das innerste Wesen des leidigen Defizits mit den bisherigen Erörterungen noch nicht erfasst; wir müssen unsern Standpunkt noch höher, freier nehmen, um seine Bedeutung ganz zu überschauen. Die Mission ist doch schliesslich nicht Aufgabe dieser oder jener Gesellschaft, sondern der ganzen Christenheit. Nicht damit sind wir am Ende unserer Missionserkenntnis angelangt, dass wir die Aufgaben erkennen, welche Gott dieser oder jener Missionsgesellschaft gestellt hat, sondern dass wir verstehen, welches die Aufgaben der Christenheit unserer Tage sind. Offenbar ist ihre Aufgabe universal, sie umfasst nicht mehr nur, wie in den früheren Missionsepochen, ein Reich oder eine Völkergruppe; bis zu einem gewissen Grade und richtig gedeutet hat jenes berühmte englische Schlagwort ganz recht, es ist die Aufgabe der jetzt lebenden Generation, das Evangelium durch die ganze Welt hindurch zu tragen. Und sobald wir uns diesen die ganze Welt umspannenden Missionsbefehl näher ansehen, zerlegt es sich uns in zwei riesengrosse Aufgaben: Es gilt, in die Naturvölker dreier Kontinente einen lebensfähigen Keim des Christentums hinein-

zupflanzen, aus dem heraus auch diese Völker dereinst wie unsere Vorfahren vor alters ein selbständiges, wachstümliches, christliches Leben zu entwickeln imstande sind; und es gilt, die grossen Kulturvölker vornehmlich Asiens, so mit dem christlichen Geiste zu durchdringen, dass sie, von allem heidnischen Sauerteig geläutert, Träger christlichen Geisteslebens werden. Alle kleineren Aufgaben der einzelnen Missionsgesellschaften können schliesslich nur im Zusammenschauen mit diesen grossen, die ganze Christenheit umspannenden Aufgaben richtig verstanden und angefasst werden. Was aber die Christenheit braucht, um diese ihre weltumfassende Aufgabe zu lösen, das ist Kraft, Kraft aus der Höhe! Wie in den Tagen der Apostel die Missionszeit erst anbrach, als sie angethan waren mit der Kraft aus der Höhe, so giebt es auch heute keine Missionsthat, als soweit und in dem Umfang wie die Christenheit ausgerüstet wird mit dem heiligen Geiste.

Als ich im Winter 1900/01 durch die verschiedenen Missionsfelder Indiens reiste, hatte ich vielfach Gelegenheit, den mannigfachen und gediegenen Missionsbetrieb zu bewundern, treue, aufopfernde Arbeit kennen zu lernen, an sprossenden Blüten und reifenden Früchten mich zu erfreuen. Aber der durchschlagende Eindruck war doch schliesslich immer wieder der: im letzten Grunde ist die Missionsaufgabe an allen den Millionen Hindu nur eine, und alle die verschiedenen Missionsgesellschaften, alle die auf weit entlegenen Missionsplätzen arbeitenden Missionsgeschwister sind wie Leute, die in einen riesigen Berg von allen Seiten her Löcher hineinbohren, weil sie alle dieselbe Überzeugung haben, dieser Berg des Heidentums, dieses Bollwerk der Finsternis muss gesprengt werden! Und die grosse Frage, die sich mir dabei wieder und wieder schwer aufs Herz legte, war die: wird die alte Christenheit, zertrennt in zahllose Denominationen und Kirchen, durchzogen von dem heillosen Riss zwischen Wittenberg und Rom, vergiftet von dem ihr Lebenswerk aussaugenden Rationalismus und Naturalismus, wird sie Kraft genug haben, diese ihr vom Herrn der Mission gestellte Aufgabe zu lösen? Das ist das grosse, gefährliche, entscheidende Defizit, das Defizit an Kraft, an heiligem Geist! Ein Fluss ist nie höher als seine Quelle; ein schwacher Fluss versiegt in der Wüste, nur ein starker Wasserstrom dringt siegreich hindurch und wandelt die öde Steppe in einen gesegneten Fruchtgarten. Was sind wir? was ist unser Missionsleben? ein schaler Bach, der eben im Begriff ist aus Mangel an innerer Triebkraft zu versumpfen,

oder ein breiter, tiefer, frischer Wasserstrom zur Gesundheit der Völker? Viele evangelische Christen in allen Landen haben sich in diesen Jahren aufgemacht mit grossem Ernst zu beten um Gabe und Kraft des heiligen Geistes; lasset uns mit diesen Betern gemeinschaftliche Sache machen, lasset uns mit ihnen beten um grosse Männer voll heiligen Geistes, welche des Herrn heilige Kriege führen; lasset uns um Männer und Frauen daheim bitten voll feurigen Gebetsgeistes, die gleich Mose, Aron und Hur in der Stille auf dem Berge vor Gottes Angesicht auf die Streiter draussen den Sieg herabbeten; lasset uns um völlige Hingabe, um ganze Opfer unsrer Kraft und unsers Vermögens beten, dass wir unser Alles an dies eine grosse Ziel setzen. Das ist das beste, das durchschlagende Mittel gegen jedes Defizit!



## Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten?

Von P. Lic. Georg Stosch.

### V.

6. Dass das Christentum eine ethische Religion ist in eminentem Masse, das beweist die ganze Missionsgeschichte. Sittliche Motive vielmehr als intellectuelle sind entscheidend für Annahme oder Verwerfung des Christentums. Sittliche Rückgänge bringen Glaubensrückgänge hervor. Wo das sittliche Leben gedeiht, gedeiht auch das Glaubensleben. Die Mission verdankt ihre Erfolge zum guten Teil der ethischen Überlegenheit des Christentums über andere Religionen. So wird sie auch imstande sein, der wissenschaftlichen Behandlung der Ethik durch ihre Erfahrung zu dienen, wenn es anders möglich ist, diese Erfahrung in principiell gültiger Weise festzustellen. Das ist nicht leicht und soll hier nur inbezug auf einen Hauptpunkt geschehen.

Für die formale und materielle Behandlung der christlichen Ethik ist es von ausschlaggebender Bedeutung, wie sie das Verhältnis des christlichen Ethos zu dem gemeinmenschlichen bestimmt, mit anderen Worten, wie sie die Frage beantwortet, ob das christliche Gewissen einen wesentlich andern und höhern Inhalt habe als das natürliche Gewissen. Je nach Beantwortung dieser Frage wird die christliche Ethik

entweder in den Formen und Argumenten der philosophischen Ethik sich bewegen, oder wird sich neue und andersartige Wege zu suchen haben. Für die Entscheidung dieser Frage ist es nicht ohne Wichtigkeit, wie sie vom Gesichtspunkt der Missionserfahrung aus betrachtet sich darstellt. Dem Missionar bietet sich die Möglichkeit, das natürliche Gewissen zu beobachten, sei es in seiner von einer bestimmten Religion unbeeinflussten Verfassung, sei es in derjenigen, in welche es durch den Einfluss einer heidnischen Religion geraten ist. Wie sich nun das Gewissen in seiner ursprünglichen, lediglich persönlich bestimmten Artung und wie sich anderseits das durch falschen religiösen Einfluss entartete Gewissen zu dem Christentum und seinen Forderungen verhält, das klar zustellen wird zur Beantwortung der Frage wesentlich beizutragen imstande sein, in welchem Masse die christliche Ethik von der Darstellung der gemeinmenschlichen Sittlichkeit beeinflusst oder unbeeinflusst bleiben müsse, um ihre Aufgabe zu erfüllen.

Aus der Werdegeschichte des christlichen Gewissens, wie sie die Mission reichlich zu beobachten Gelegenheit hat, ergibt sich, dass ein solches nirgends entstehen kann, wo nicht eine Anknüpfung an vorhandene Regungen des natürlichen Gewissens möglich ist. Das christliche Gewissen ist nicht eine völlige Neuschöpfung, sondern seinem Wesen nach Restitution. Die verblassten Linien eines ursprünglichen Bewusstseins erscheinen in schärferer Zeichnung und Abgrenzung, wo christlicher Einfluss sich geltend macht. Das natürliche Gewissen ist mehr negativ als positiv geartet, mehr formal als inhaltlich bestimmt. In dem christlichen Gewissen überwiegt die positive Gewissheit die Negation. Die in dem natürlichen Gewissen vorhanden gewesene Form erscheint nun mit Inhalt erfüllt. Diese geistliche Umbildung, Erweckung und Erfüllung des Gewissens ist nur da möglich, wo es gelingt, dasselbe, so weit es durch religiösen Aberglauben entartet und irre geleitet ist, zu sich selbst zurückzurufen. Dann aber zeigt es sich fähig, die Grundlage eines neu gearteten Verhältnisses zu Gott ebensowohl wie zu der Welt zu werden und damit eine so durchgreifende Wandelung zu erfahren, dass es als im Besitz höheren Lebensinhaltes zu dem natürlichen Gewissen sich verhält wie eine gestaltete Wesenheit zu ihrem sie nur andeutenden Grundriss. Zu der von fremdem und andersartigem religiösen Inhalt ausgehenden Gewissensbeeinflussung aber verhält sich das christlich gewordene Gewissen gegensätzlich. Das christliche Gewissen erscheint somit dem natürlichen Gewissen gegenüber als



höher geartet, dem durch heidnische Religionseinflüsse bestimmten Gewissen gegenüber als völlig anderen Wesens.

Beides, die höhere und die gegensätzliche Artung des christlich bestimmten Gewissens, lässt sich in dreifacher Beziehung erweisen.

Erstens: es ist einheitlich bestimmt, während der im Heidentum erwachsenden Moral die einheitliche Bestimmtheit fehlt und darum den von ihr beeinflussten Gewissen die Klarheit und Einfalt des Blickes. Als eines der reinsten und edelsten Erzeugnisse heidnischer Moral wird man den Kural des tamulischen Dichters Ciruvalluver betrachten dürfen. Das eingehende Studium dieses tiefsinnigen Werkes, das in Form und Inhalt klassisches und monumentales Gepräge besitzt und als ein konzentrierter Ausdruck eines mit ethischen Fragen befassten heidnischen Denkers erscheint, hat mich zu dem Eindruck geführt, der durch die Erklärungen der tamulischen Kommentatoren ebenso wie durch praktische, für das Volk bestimmte Bearbeitungen, in welche ich Einblick erlangte, nur verstärkt wurde, dass es dieser Moral an jedem durchgreifenden Prinzip fehlt. Die einzelnen Tugenden werden gerühmt in der glänzenden Rethorik eines sittlichen Idealismus. Hier und da finden sich überraschende Tiefblicke in das Wesen der Tugend. Aber jede Tugend erscheint isoliert als die vornehmste ihrer Schwestern, ohne Entstehungsgeschichte, ohne Zielbestimmung, ein von genialer Erfassung moralischer Affekte entworfenes Lichtbild, an dem die Phantasie grösseren Anteil hat als die Erfahrung. Wie man zu solchen Tugenden gelange, ist denn auch nirgends gesagt. Der Kural ist charakteristisch für die Moral des Heidentums. Sie ist aufs höchste Tugendlehre, aber nicht Lehre von der Tugend als einheitlichem Verhalten, sondern von isolierten Tugenden, die man nicht anders zu veranschaulichen vermag als durch ihre gegenbildlichen Easter. — Solcher Moral der Isolierung und Willkür gegenüber erscheint die christliche Ethik als einheitliche Anschauung und das christliche Gewissen als von einem alles beherrschenden Prinzip beeinflusst. Das Prinzip, welches das ethische Verhalten ursächlich und normativ bestimmt, ist der Glaube. Die Erfahrungen der Mission bestätigen durchaus die sittlich erneuernde und das sittliche Verhalten beseelende Macht des christlichen Glaubens. Sie bestätigen auch die Harlesssche Auffassung, dass das ethische Verhalten des Christen in der gewollten Bewahrung des Heilsbesitzes seine prinzipielle Tendenz habe. Die Tendenz der Bewahrung wird von selbst zum Prinzip der Entfaltung. Die Bewahrung des Einen, was not ist, lässt eine Kraft erwachsen, die sich in thatsächlicher Danksagung gegen den Gott des Heils in allen Lebensbeziehungen kräftig erweist.

Zweitens ist das christliche Ethos den Erfahrungen des christlichen Gewissens entsprechend lediglich von Gott aus bestimmt. Es ist darum prinzipiell höher geartet als das sittliche Verhalten nach der Auffassung der philosophischen Ethik. Wenn es dieser auch nicht an dem Willen fehlt, das sittliche Handeln aus göttlichen Motiven abzuleiten, so ist der blosse Autoritätsbegriff, auf Gott angewendet, nicht fruchtbar genug, um anders als in einem dialektischen Verfahren die ethischen Motive aus dem absoluten Willen abzuleiten. Das dialektische Verfahren bringt einen sittlichen Prozess zur Darstellung, der als Abstraktion des Denkens der thatsächlichen Wirklichkeit nicht entspricht. Die philosophische Ethik ist ärmer an wirklichen Lebensmomenten, als die schlichteste Auffassung, die das ethische

Handeln in Beziehung zu der Gottesoffenbarung in Christo setzt. — Wenn jemand den Willen hatte, die Moral mit dem Gottesgedanken zu verknüpfen, so war es der Dichter des Rural. Er beginnt sein Werk mit einem Vers, der in der lateinischen Übersetzung Beschis so wiedergegeben ist: Literae omnes principium habent literam A; mundus principium habet numen primordiale. Die ganze Einleitung ist der Anbetung Gottes gewidmet. Da heisst es im 7. Vers: *lis tantum exceptis, qui pedibus illius, qui sibi similem non habet, adhaerent, animi curam transnatare difficile erit.* Trotz dieser praefatio, die sich zu einer laus Dei gestaltet, steht hernach die Darstellung des sittlichen Lebens in keiner Beziehung zu dem Gottesgedanken. Man sieht, die Gottheit ist wohl eine Voraussetzung der natürlichen Moral. Aber der Zusammenhänge des sittlichen Handelns mit Gott sich im Einzelnen bewusst zu werden, dazu ist diese ausser Stande. Sie entfällt damit der Selbstgerechtigkeit als der unausbleiblichen Folge einer lediglich menschlichen Kraftentfaltung. — Wenn die Gottesidee, in welcher spekulativen Ausprägung sie immer erscheinen mag, die Ausgestaltung des sittlichen Lebens nicht an sich zu binden und zu beherrschen vermag, so ist im Gegensatz dazu Christus der Mittler eines Gottesgedankens, der sich kräftig genug erweist, um das sittliche Leben praktisch und theoretisch an Gottes Wesen und Willen zu binden. Die Mittler-schaft Christi bedeutet in Wirklichkeit die Befreiung der Gewissen von einem Bann, den der Ebräerbrief den der *νεκρά ἔργα* nennt (9, 14); sie erweist sich durch die Erfahrung als *συνειδήσεως ἀγαθῆς ἐπερωτήματα εἰς θεόν* (I. Petri 3, 21). Das christliche Gewissen ist durch eine klare und alle Beziehungen beherrschende freie Abhängigkeit von Gott in Christo höheren Standes und Wesens als das natürliche Gewissen. Darum wird auch die christliche Ethik sich über die Abstraktionen der natürlichen Moral erheben müssen. Um dem reicheren und höheren Lebensgebiet gerecht zu werden, dessen wissenschaftliche Beschreibung sie sein soll, wird sie sich einer anderen Methode zu bedienen haben als die philosophische Ethik, doch so, dass sie die Grundlinien beobachtet, die durch das vernunftmässige Denken vorgezeichnet sind. Denn von den Erfahrungsgesetzen der natürlichen Vernunft sich völlig zu emanzipieren, würde gerade für die Ethik sachliche und methodische Nachteile im Gefolge haben, da ja das christliche Gewissen nicht der Gegensatz, sondern die Erfüllung und Vollendung des natürlichen Gewissens ist.

Drittens kommt noch in Betracht, wenn das christliche Gewissen im Vergleich mit dem natürlichen gewertet werden soll, die Zielrichtung des sittlichen Handelns. Dem Gewissen ist das Bewusstsein eines zukünftigen Gerichtes immanent. Mit jeder Gewissensregung, mit jedem auf das Handeln gerichteten Entschluss des Gewissens ist in irgend einer Weise und in irgend einem Masse der Gedanke oder doch die Ahnung einer kommenden Entscheidung verbunden. Auch die philosophische Moral vermag sich der Thatsache nicht zu verschliessen, dass der Begriff von gut und böse von dem Bewusstsein untrennbar ist, dass beide Qualitäten eben um ihrer Qualität willen nicht nur für jetzt ein verschiedenes Urteil erleiden, sondern dass sie ein solches Urteil in der Zukunft von einer höheren und entscheidenden Instanz erleiden werden. Auch im Rural heisst es: *Nisi adhaesiseris pedi sapientis illius, qui mare virtutum est, alterum mare trajicere difficile erit.* Unter dem „anderen Meer“ ist nicht, wie D. Graul vermutet, „dieses Leben“ oder „das Laster“ zu verstehn, sondern, wie es der tamulische Kommentator erklärt, „das Meer der

Geburten“, also das zukünftige Geschick. — Die Zukunftshoffnungen und Zukunftsbefürchtungen der natürlichen Moral sind sehr schattenhaft und wesenlos. Demgegenüber bietet die christliche Eschatologie wesenhafte und klar gestaltete Vorstellungen, die sich als prinzipiell verschieden von den phantastischen und nebelhaften Vorstellungen des Heidentums über die jenseitige Welt erweisen. Welchen Einfluss die Eschatologie auf das sittliche Leben der jungen Christen hat, davon zeugen reiche Erfahrungen der Mission. Von dem Augenblicke an, da in dem Herzen des Heiden der Entschluss zu reifen beginnt, das Christentum anzunehmen, ist sein Gewissen eschatologisch bestimmt. Es erleidet Einflüsse von einer bisher ungekannten Sphäre. Es thut ahnende Blicke in eine Welt voll Weisheit und Reinheit. Nicht Lohnsucht ist es, die die sittliche Kraft spannen lehrt und sie läutert. Mit Recht hat die philosophische Moral den Lohnbegriff aus den Wesensbestimmungen der Sittlichkeit verwiesen. Das Gute wird erhofft, weil es das Gute ist, und das Böse gefürchtet, weil es das Böse ist. Die Verheissungen der christlichen Eschatologie beruhen wesentlich auf sittlichen Voraussetzungen und vermögen darum das Gewissen unmittelbar zu beeinflussen. Das Himmelreich ist die Realisierung der Idee des Guten, muss also notwendig sittliche Entschlüsse und ethische Entwicklungen hervorrufen und fördern.

So erscheint die christliche Sittlichkeit nach den Erfahrungen der Mission der natürlichen Moral und noch mehr der in religiösem Sinne heidnisch gearteten Moral wesentlich überlegen. Sie erscheint durch die Einheitlichkeit ihres Prinzips, durch ihre göttliche Motivierung und durch ihre eschatologische Zielbestimmung als ein höher geartetes Lebensgebiet, dem mit der Methode und der Argumentation der philosophischen Ethik nicht Genüge geschehen kann, dem aber auch nicht sein Recht wird, wenn man es in der christlichen Glaubenslehre behandelt. Die Eigentümlichkeit und Fülle christlich ethischer Momente kann nicht zur Darstellung gebracht werden, wenn die ethischen Fragen lediglich im Anschluss an dogmatische erörtert werden, wie umgekehrt die Dogmatik nicht in die Ethik aufgehen darf. Beides sind selbständige und doch überall sich wechselseitig berührende und einander ergänzende Wissenschaften, wie denn auch die Mission sonderlich davon Zeugnis geben kann, dass ethische Lebensfragen ebenso selbständig auftreten, wie dogmatische Lehrfragen.

7. In der praktischen Theologie findet die Mission ihre mehr oder weniger eng in den Organismus derselben eingefügte Behandlung. Deren Wissens- und Forschungsgebiet wird dadurch wesentlich erweitert und bereichert. Denn nicht nur wird in dem der Mission sonderlich gewidmeten Raum und Mass ihre Theorie entwickelt und ihre Geschichte im Umriss dargestellt, sondern es wird auch den einzelnen Disziplinen der praktischen Theologie zur Befruchtung und in wesent-



lichen Momenten zur Belebung dienen, wenn in ihnen die Erfahrungen und Probleme der Mission, sei es als Parallele oder als Gegensatz in betracht gezogen werden.

So ist für die Homiletik der methodische und inhaltliche Unterschied zwischen Kultuspredigt und missionarischer Zeugnispredigt von Bedeutung. Die Theorie der Gemeindepredigt wird auch insofern durch den Vergleich mit dem missionarischen Zeugnis wenn nicht bereichert, so doch bestätigt, dass klar hervortritt, wie die inhaltliche und formelle Gestaltung einer geistlichen Rede, will sie anders wirksam sein, unter dem Gesetz der Überzeugung stehen muss, die sie hervorrufen will. Sie bringt die Wahrheit zur Darstellung unter der Zielbestimmung, einen bestimmten Eindruck oder Entschluss, eine Demütigung, eine Erhebung, ein Bekenntnis in den Hörern zu wirken. Je einheitlicher diese Zielbestimmung ist, desto wirksamer ist die Rede. Wenn es an dieser Erfahrung den Homileten in der Heimat nicht fehlt, so ist doch der Missionar noch öfter in der Lage, den unmittelbaren Eindruck seines Zeugnisses in Erfahrung zu bringen. Waren seine Darlegungen tendenzlos gestaltet, ohne die Seele einer bestimmten Zielbestimmung, so konnten sie keinen wirksamen Eindruck hervorbringen. Wenn sich nun der Missionar vor die Frage gestellt sieht, ob die Tendenz seines Zeugnisses an Heiden unter allen Umständen darauf gerichtet sein müsse, sie zum Verlassen ihrer Religion, zur Annahme des Christentums und zum Begehr der Taufe durch unmittelbare Aufforderung zu veranlassen, oder ob er nur Erkenntnisse pflanzen und Gewissensbeeinflussung erwirken darf, deren freie Folge bei dem einen oder anderen Zuhörer die Hinwendung zum Christentum sein wird, so ist die Entscheidung dieser Frage von prinzipieller Bedeutung auch für die Gemeindepredigt. Denn würde es sich als schriftgemäss erweisen und sich in der missionarischen Praxis durchweg bewähren, dass eine starke persönliche Beeinflussung, eine Werbung ohne Schonung der Freiheit, in Heiden echte Früchte der Busse zu erzeugen vermag, so müsste erwogen werden, ob nicht auch die Kultuspredigt wesentlich Erweckungs- und Bekehrungspredigt werden müsse, da ja die meisten Gemeindeglieder der vollen Entschiedenheit ihres Buss- und Glaubensstandes ermangeln. Bedenken wir aber, um einen Schriftbeweis zu erholen, dass die Apostel, nachdem sie von Christo gezeugt hatten, auf die Frage ihrer Zuhörer warteten: „Was sollen wir thun, dass wir selig werden“ und erst nachdem diese Frage ausgesprochen oder unausgesprochen vorlag, die An-



nahme der Taufe empfohlen, so mag sich der Missionar wohl ernstlich fragen, was ihm das Recht gibt, von dieser geheiligten Praxis in stürmischen Bekehrungsversuchen abzuweichen. Ich glaube, dass die Missionserfahrung davon Zeugnis ablegt, dass die geduldigste, nüchternste Methode der Beeinflussung die wirksamste ist und dass echte Früchte der Busse und des Glaubens aus freier, nicht erzwungener Überzeugung erwachsen. Daraus würde sich auch für die Gemeindepredigt ergeben, dass sie nur in Ausnahmefällen und bei besonderen Verhältnissen des starken Tones der Erregung und Erweckung sich bedienen dürfe.

Die missionarische Heidenpredigt ist wesentlich dialogisch. Sie kann nur in seltenen Fällen ein prämeditiertes Kunstprodukt sein. Sie entspringt aus einer gegenwärtigen Konstellation und gestaltet sich ihr gemäss. Sie giebt Antworten auf Fragen, sei es, dass die Fragen wirklich gestellt werden, oder dass sie unausgesprochen bleiben, obwohl sie vorhanden sind. Ist der missionarische Vortrag erfolgreich, so schliesst sich an ihn ein Dialog. Obwohl nun die Kultuspredigt unter wesentlich andern Verhältnissen erwächst, so mögen wir uns doch von der Missionspredigt daran erinnern lassen, dass schon die Meditation nicht ohne geistliches Zwiegespräch mit der Gemeinde sein darf, und dass die Predigt, obwohl Monolog, dennoch dialogisch oder im eigentlichen Sinne homiletisch gedacht sein muss, wenn sie die Herzen der Hörer erreichen soll.

Der Katechumenat der Missionskirche steht unter ganz andern Verhältnissen doch in denselben Sorgen und Schwierigkeiten, wie die kirchliche Erziehung der Jugend in der Heimat. Die Kirche gebiert und erzieht ihre Kinder nirgends ohne Schmerzen. Dass die hier vorliegenden Probleme so tiefgehender Natur sind, dass eine allgemein gültige Lösung schwerlich bald, wenn je, erwartet werden darf, vermag die katechetische Wissenschaft mit der Erfahrung der Mission zu erweisen. Man würde in der Mission durch nichts Äusserliches gehindert sein, die Konfirmation zu einem Akt und Gelübde zu gestalten, wodurch reife und bewusste Christen zu einer bewussten und opferfreudigen Gemeinde Christi sich zusammenschliessen, um ein Salz und Licht zu sein für die andern. Aber die Versuche nach dieser Richtung unterliegen dem Bedenken, dass man nicht Christen erster und zweiter Klasse schaffen oder anerkennen darf, wenn man nicht das Wesen der Taufe gefährden will. Es zeigt sich auch in der Mission, dass jeder Versuch, auf dem Wege einer irgend wie gearteten Institution eine *ecclesiola in ecclesia*

oder eine Gemeinschaft von Erwählten unter der Gesamtgemeinde der Berufenen zu bilden, gegen das innerste Wesen der Kirche streitet. Ist eine Gemeinde von sonderlich Geförderten vorhanden, so hat sie sich nicht auf institutionellem Wege gebildet und kann auch auf solchem Wege nicht erhalten werden. Sie bildet und erhält sich in freier Geistesentwicklung durch Wort und Gebet und Sakrament. Die Konfirmation der Bildung einer Auswahlgemeinde dienstbar zu machen, ist weder in der Missionskirche noch in der Heimatkirche rätlich und angänglich. Der Katechumenat draussen und daheim dient lediglich dem geistlichen Verständnis der Taufe und soll zu Treue in Bekenntnis und Wandel gegen den Gott des Taufbundes erziehen.

Was den katechetischen Stoff anlangt, der zur Verwendung kommt, so lässt sich die Beobachtung machen, dass die Missionspraxis ihn, durch Erfahrung belehrt, immer mehr beschränkt hat, eine Mahnung für das katechetische Verfahren überhaupt, dass die Kraft der religiösen Unterweisung nicht in der Expansion, sondern in der Intensivität liegt. Die begrifflich entwickelnde oder gar die sokratische Methode der Unterweisung bewährt sich nicht in der Mission. Man würde durch sie weder das vorhandene Bedürfnis befriedigen noch den gewünschten Erfolg erzielen. Erkenntnis und sittliche Förderung wird am besten durch eine klare, autoritative Darbietung der Heilswahrheiten in seelsorgerlichem Geiste erreicht.

Die Autorität des geistlichen Amtes tritt in der Mission stärker hervor, als in der Heimat. Aber jede hierarchische Überhebung straft sich auf das empfindlichste. Man kann wohl sagen, der Amtsbegriff gehe in der Mission durch ein Läuterungsfeuer und erleide eine Korrektur ebenso in seiner Überspannung als in seiner Unterschätzung. Das Bewusstsein göttlicher Sendung und der Vertretung göttlicher Interessen ist einem Missionar unbedingt nötig, während jede Überschätzung, sei es der Person des Amtsträgers, sei es des eignen Thuns und Wirkens sich auf das bitterste rächt zum Schaden der Sache. Das zu betonen ist um so wichtiger, als der persönliche Charakter des Amtsträgers eine unmittelbare und bei weitem stärker wirkende Bedeutung hat, als in der Heimat. Die Person von der Sache zu lösen und zu trennen, ist weder eine heidnische Zuhörerschaft, noch eine junge Missionsgemeinde im Stande. Es liegt darum die besonders dringliche Notwendigkeit vor, die Person ganz an die dem Amt obliegenden Aufgaben hinzugeben und dieselbe mit ihnen zu identifizieren.

Die Seelsorge ist persönlicher von Seiten des Seelsorgers und von Seiten derer, an denen sie geübt wird, als in der Heimat, und doch auch wieder sachlicher, weil da wo junges Leben gepflegt wird, der Grund nicht in die Person des Erziehers, sondern lediglich in die Wahrheit gelegt werden darf, wie auch die einzelne Seele weniger einer isolierten, als einer in den Gesamtorganismus seelsorgerlicher Einwirkung eingefügten Behandlung bedarf.

Für die missionarische Seelsorge ist in den meisten Fällen auch die soziale Frage von hoher Bedeutung. Ich habe das in einem Missionskonferenz-Vortrag: „Die Mission und die soziale Frage“ mit besonderer Berücksichtigung der indischen Verhältnisse zur Darstellung gebracht. Dass die prinzipielle Lösung der sozialen Probleme sehr schwierig und fast unmöglich erscheint, wird der praktischen Theologie auch von der Missionserfahrung bestätigt.

In den von der praktischen Theologie behandelten Fragen und Lebensgebieten giebt es kaum ein Moment, das durch die Mission und ihren Betrieb nicht irgend eine Beleuchtung empfinde. Das Beichtwesen, die Kirchenzucht, die Kirchenleitung und Kirchenverfassung, die Armenpflege, die Schule und ihr christlicher Charakter, der Kultus und seine Prinzipien, das alles begegnet uns in triebkräftigem Werden oder charaktervoller Ausgestaltung in den kleinen aber durchaus nicht engen Verhältnissen der Missionskirche. Wir können uns von der Notwendigkeit privater Beichte und privater Absolution vielleicht nirgends so sehr überzeugen, als in der Mission. Dass die Kirchenzucht zwar nicht lebenweckend sich erweist, aber doch zum Bestande der Kirche und für die Leitung der Seelen unentbehrlich ist, zeigt die Mission durch reiche Erfahrung. Zu ihrer Ausübung gehört nicht nur der Wille und die Weisheit des Geistlichen. Auch in der Mission bestätigt sich, dass Zuchtübung nur in dem Masse möglich ist, als die Gemeinden selbst in ihrem Glauben und ihrer sittlichen Anschauung gereift sind. Autoritative und ohne Befragen der Gemeinde oder ihrer Vertretung lediglich durch den Missionar geschehende Akte der Kirchenzucht sind nur in den allerersten Anfängen einer Gemeinde rätlich und zulässig. Dass die rechte Zuchtübung ein Ausfluss heiliger Liebe ist und dass sie eine Frucht zum Leben bringen kann, beweisen viele Beispiele aus der Missionsgeschichte. Die Grundprinzipien der Kirchenleitung ebenso, wie das Wesen der kirchlichen Verfassung kann man in der Mission deutlicher erkennen, als in den komplizierten Verhältnissen der heimatlichen.

Kirche. Fremdartiges, mit dem Wesen der Kirche Unverträgliches wird dort leichter ausgestossen. Das Leben ruft Ordnung und Gesetz hervor. Die falsche Freiheit bestraft sich ebenso unmittelbar als die falsche Gesetzlichkeit. Schablone und Regierung von oben erweisen sich als machtlos. Persönliche und väterliche Autorität zeigt sich als gestaltende und Ordnung wirkende Macht. Dass auch die ärmste, vielleicht eben erst gesammelte Gemeinde, bereits Anfänge der Armenpflege zeigt, beweist, dass das Offertorium für die Armen tief im Wesen der Kirche begründet liegt. Den christlichen Charakter der Schule allseitig zu wahren, ist in der Mission nicht leichter als in der Heimat. Besonders tiefe Beobachtungen lassen sich in Beziehung auf das Kultusbedürfnis des religiösen Gemütes in den Missionsgemeinden machen. Dass der Kultus eine notwendige und wesentliche Betätigung christlicher Gesinnung sei, dass die Gottessehnsucht des Herzens im öffentlichen Gottesdienst ihre reinste und völlige Befriedigung finde, das wird in den aus den Heiden gesammelten Gemeinden vielleicht tiefer und ausnahmsloser empfunden, als in der alten Christenheit. Ein dem Kultus fernes Christentum giebt es dort kaum. Der christliche Kultus, in welcher Gestalt er auch auftreten möge, unterscheidet sich vor allem andern Kultus wesentlich dadurch, dass er neben dem sakrifiziellen Moment auch das sakramentale zum Ausdruck bringt. Nur die Offenbarungsreligion kann dem Kultus einen sakramentalen Charakter geben. Heidnischer Kultus ist lediglich sakrifiziell. Die Wahrhaftigkeit und Schönheit, die anziehende, erhebende und fördernde Macht des christlichen Kultus für die Gemeinde tritt in dem Masse hervor, als das sakramentale und das sakrifizielle Moment in gesunder Weise sich wechselseitig tragen und in lebendiger Harmonie zum Ausdruck kommen. —

Ist die Beweisführung meiner hiermit zum Abschluss gebrachten Darlegungen auch in keiner Weise erschöpfend, so mag sie doch genügend erscheinen, um zu erkennen, dass die Mission der wissenschaftlichen Theologie einen Ertrag zu geben vermag. Der Ertrag wird sich um so reicher gestalten, je mehr die Mission Gegenstand wissenschaftlichen Interesses und wissenschaftlicher Forschung wird.





## James Chalmers.

Eine biographische Skizze. Von D. G. Kurze.

### IV. Unter den Wilden in Neuguinea.

Über Neuseeland und Sydney, wo Chalmers' Missionsansprachen bei Alt und Jugend begeisterten Widerhall fanden, gelangte die von zwei verheirateten Rarotonganischen Missionsgehilfen begleitete Missionarsfamilie am 30. September 1877 nach Somerset, einem kleinen Hafenorte an der Nordspitze von Queensland, wo sich anfangs das Hauptquartier der Londoner Neuguinea-Mission befand. Seit 1871 hatten die Missionare Macfarlane und Murray, denen sich später Lawes anschloss mit einer Anzahl polynesischer Missionsgehilfen eine Reihe von Missionsstationen auf einzelnen Inseln der Corresstrasse und auf der gegenüberliegenden Neuguineaküste am Papuagolf gegründet; Lawes selbst hatte sich seit 1874 in Port Moresby, einem geräumigen Hafen an der Südostküste der Insel, niedergelassen. Chalmers nun erhielt von der Missionsdirektion die Weisung zusammen mit seinem Kollegen Macfarlane, der ihn in Somerset mit dem Schuner „Bertha“ erwartete, den äussersten Südosten der Insel zu durchforschen und an geeigneten Punkten neue Missionsniederlassungen ins Leben zu rufen. Nach einem vorübergehenden Besuche auf den Inseln der Corresstrasse, wo Chalmers mit besonderer Teilnahme die Arbeit der eingeborenen Missionsgehilfen verfolgte, ging das Missionsschiff am 21. Oktober 1877 vor der an einer sumpfigen, ungesunden Küstenstrecke gelegenen Festlandstation Boera vor Anker; hier hatte Chalmers die grosse Freude, nicht nur seinen alten Studiengenossen und Reisegefährten Lawes begrüßen zu können, sondern auch in Piri, dem eingeborenen Missionar von Boera, einen seiner alten Schüler vom Avaruaner Missionsinstitute, wieder zu sehen. Piri hatte mit Hilfe seiner reg-samen Frau eine kleine, aber schmucke Kapelle in polynesischem Stile, sowie für sich ein Haus gebaut und eine Plantage angelegt. In der Kapelle hielt er sowohl Schule für die Kinder, als auch Gottesdienst für die wenigen Erwachsenen, die sich einstellten.

Der nächste Hafen, den sie anliefen, war Lawes Station, Port Moresby, das mit seinen Mangrovesümpfen und seiner kahlen, sonnen-verbrannten Umgebung keinen sonderlich verlockenden Eindruck auf die Besucher machte. Da das Schiff einige Tage liegen bleiben musste,

benutzten Chalmers und Macfarlane diese Zeit, um eine sehr beschwerliche Tour ins Hinterland von Port Moresby zu machen; dem ersteren lag nämlich viel daran zu erkunden, ob man jetzt schon etwas für die in den Bergen des Innern lebenden Papuastämme thun könne. Ermüdet und abgerissen kehrten sie eines Sonntags wieder nach Port Moresby zurück, um den Sonntag in der Stille auf der Missionsstation feiern zu können. Es ging freilich noch nicht sehr sonntäglich in den Dörfern, die zu Port Moresby gehörten, zu. Während in der Morgenfrühe eine grosse Anzahl Eingeborener mit Speeren, Fangnetzen und Hunden auf die Jagd nach Wallabies auszog, fand sich daneben doch eine nicht ganz kleine Papuaschar in dem Stationskirchlein zum Vormittagsgottesdienst ein, welchen Lawes abhielt. Den Bemühungen eines freundlich gesinnten Häuptlings, Poi, war es gelungen, einige zu Besuch anwesende fremde Papua aus einem Dorfe im Innern, zu überreden, dass sie anstatt an der Jagd, lieber am Gottesdienste teilnahmen. Auch Nachmittags hielt Lawes wieder Kirche; als die Missionare hineingingen, kamen die Jäger gerade von ihrem Zuge zurück, der offenbar erfolgreich abgelaufen war. Während des Nachmittags lief auch ein Papuaboot von Hula ein, dessen aus alten Kokosnüssen bestehende Ladung von seinen Insassen gegen Cöperwaren ausgetauscht werden sollte.

Am Sonntagabend starb eine alte Zauberin, über deren Leiche eine grosse Totenklage angestimmt wurde. Man begrub sie am folgenden Morgen unmittelbar dem Hause gegenüber, in welchem sie gewohnt hatte, in einem mit Matten ausgekleideten 2 Fuss tiefen Grabe. Der Witwer legte sich eine Weile in das Grab auf die Leiche, hielt dann ein Zwiegespräch mit dem abgeschiedenen Geiste und stand auf, um sich aufs neue, diesmal aber aussen neben dem Grabe, in eine Matte eingewickelt, hinzulegen. Um die Mittagszeit wurde das Grab mit Erde ausgefüllt, und die Freunde der Verstorbenen liessen sich weinend darauf nieder; die Verwandten aber bekundeten ihre Trauer dadurch, dass sie ihre Leiber schwärzten und ausserdem noch mit Asche beschmierten.

Es waren damals gerade ausser der „Bertha“ noch zwei Missionsfahrzeuge, die „Ellengowan“ und die „Mayri“, auf Kreuzfahrten längs der Südostküste beschäftigt. Chalmers schiffte sich am 1. November zusammen mit Lawes, der ihn bis an die Grenze seines Bezirkes begleiten wollte, auf der „Mayri“ ein und besuchte ostwärts fahrend, Hafen um Hafen und machte auch kleine Touren landeinwärts, wo die Eingeborenen, besonders wenn sie das erste Mal ein weisses Gesicht sahen, sich sehr scheu und zurückhaltend zeigten. Sie halfen sich ge-

wöhnlich damit dass sie, grüne Zweige schwingend, den sich flüchtenden Papua die Worte „Maino, Maino“ (Frieden) und „Misi Lao“ — den Namen des Missionars Lawes, der als Friedensmann bereits weithin bekannt war, — nachriefen, worauf die letzteren wieder Mut fassten und in ihr Dorf zurückkehrten.

Nachdem Chalmers und Macfarlane auf einigen Inseln an der Ostspitze Neuguineas mehrere Stationen mit eingeborenen Lehrern besetzt hatten, erwählte sich der erstere die kleine Insel Suau am Südkap für sich und seine rarotonganischen Gehilfen als Stützpunkt, um von da aus zu den Papua auf der benachbarten Festlandküste die Botschaft von Christo hinübertragen zu können. Seine erste Arbeit bestand darin, für sich und seine Gefährten geeignete Wohnstätten zu errichten. Dabei und überhaupt bei allem Verkehr mit den Papua kam ihm seine wunderbare Gabe, rasch ihre Zuneigung zu erobern, sehr zu statten. Unbewaffnet, höchstens mit einem Sonnenschirm oder einen Stock in der Hand, trat er mitten unter die ihre Speere oder Keulen schwingenden Papua. Wie oft hing nicht dabei sein Leben nur an einem Haar, wenn er sich auf Gnade und Ungnade in die Hände blutdürstiger Wilden gab, um ihr Vertrauen und damit die Möglichkeit der Missionsarbeit unter ihnen zu gewinnen. Aber Gott liess es ihm gelingen. Sein Name „Tamate“ — so hatten ihn die Eingeborenen sich zurecht gelegt — wirkte mit den Jahren an vielen Orten wie eine Zauberformel, auf deren Klang hin die Wilden ihre Waffen beiseite legten und die landenden Missionsarbeiter freundlich bewillkommneten.

Kaum war die Niederlassung in Suau erfolgt, als die Unvorsichtigkeit des Kapitäns des Missionsschuners „Mayri“, der in der Notwehr einen Suau-Insulaner erschossen hatte, die Missionarsfamilie in die grösste Verlegenheit brachte. Schon war es zu einem förmlichen Gefecht zwischen der Besatzung des Schuners und zwischen den Papua am Strande gekommen; da stürzte sich Chalmers, der noch rechtzeitig aufmerksam geworden war, die Gefahr verachtend, mitten in die Feuerlinie, rief den Eingeborenen zu, sie möchten im Buschwalde Deckung suchen und verbot dem Kapitän, weiteren Gebrauch von den Schusswaffen zu machen. Dann nahm er sich zweier verwundeter Papua an und begab sich an Bord der „Mayri“, wo der Leichnam des vom Kapitän erschossenen Eingeborenen sich befand. Als die Leiche gelandet wurde, erhob sich allgemeines Wehklagen; scharenweise kamen bewaffnete Papua aus benachbarten Inseldörfern herbeigeeilt; Speere wurden drohend gegen das Schiff und das Missionshaus geschwungen, und wohlmeinende Papua rieten Chalmers und seinen Lehrern, unter dem Schutz der Nacht auf der „Mayri“ auf und davon zu fahren, da sie sicher von den erbitterten Verwandten des Getöteten ermordet werden würden.

Ehalmers, auf dessen Gewissen die Verantwortung für das Leben seiner Gattin und der Lehrersfamilie lastete, schwankte eine Weile, was er thun solle, da gab Frau Ehalmers in ihrem Heldenmut und Gottvertrauen den Ausschlag. Sie wies darauf hin, dass die „Mayri“ nicht verproviantiert und ausserdem zu klein sei, um das ganze Missionspersonal aufnehmen zu können. Auch würden sie sich durch die Flucht eines so guten Stützpunktes, wie es Suau in der Chat für die Arbeit auf der Südküste Neuguineas war, für die Folgezeit berauben und die übrigen auf dem nahen Festlande stationierten Missionsgehilfen in die grösste Lebensgefahr bringen. Sie schloss mit den Worten: „Der Herr hat uns hierher gesandt; es ist sein Werk, das wir treiben; so wollen wir auch auf seinen Schutz vertrauen!“

So fuhr denn der Kapitän mit der „Mayri“ in der nächsten Nacht allein fort und als am folgenden Morgen die Eingeborenen zum Missionshause kamen, suchte sie Ehalmers durch ein Geschenk versöhnlich zu stimmen. Trotz der Niederlassung der Missionarsfamilie auf Suau legten sich die Papua bei der Abhaltung ihrer althergebrachten Kannibalenmahlzeiten nicht die geringste Beschränkung auf; ja sie hatten sogar die Naivität, Ehalmers als Gast dazu einzuladen. Dieser begegnete hinterher einzelnen Eingeborenen seiner Bekanntschaft, die, von dem Schmause heimkehrend, um Hals und Arme Stücke Menschenfleisch geschlungen hatten.

Kurze Zeit nach diesen Ereignissen — im Februar 1878 — sah sich Ehalmers gezwungen, um seine und der Missionslehrer Vorräte zu ergänzen, eine Fahrt nach der Queensländer Hafenstadt Cooktown zu unternehmen. Er sträubte sich, seine Frau mit den eingeborenen Lehrersfamilien allein unter den Wilden, die eben erst eine so drohende Haltung eingenommen hatten, zurückzulassen. Die tapfere Frau weigerte sich indess mitzufahren und sagte: „Wir sind auf Christi Befehl hierhergekommen; er ist stark genug, uns vor der Wut der Heiden zu schützen.“ Als sie nach der Abfahrt ihres Gatten vom Malariafieber gepackt wurde, kämpfte sie mit übermenschlicher Willenskraft gegen die Krankheit an und ermöglichte es sogar in den spärlichen Ruhepausen zwischen den einzelnen Fieberanfällen, sich der ebenfalls am Fieber darniederliegenden Lehrersfamilien mit Rat und Chat anzunehmen. Ja, um die polynesischen Gehilfen aus ihrer Lethargie aufzurütteln und ihre Gedanken von der Krankheitsnot abzuziehen, munterte sie dieselben dazu auf, geistliche Lieder und einzelne Kapitel der heiligen Schrift in die Sprache der Suau-Insulaner zu übertragen.

Mitten hinein in diese sorgenvollen Tage fiel ein Gefecht zwischen den Bewohnern dreier Dorfschaften auf Suau. Vier Tote blieben auf dem Platze, und von ihren Leichnamen hielt man am Morgen nach dem Kampfe unter grossem Freudengeschrei ein grausiges Mahl. Als Ehalmers Mitte März auf dem Missionsdampfer „Ellengowan“ wieder nach Suau zurückkehrte, trug sein aufmunternder Zuspruch und seine



sachkundige Hilfe viel zur raschen Genesung der Kranken bei, und die Missionsarbeit nahm einen neuen Anlauf.

Im April 1878 begann Chalmers jene lange Reihe von Missionsfahrten und Wanderungen, die erst mit seinem Tode endeten, und auf denen er nicht nur weite Küstenstrecken von Britisch-Neuguinea, sondern auch einzelne Teile des Innern, die noch nie zuvor der Fuss eines Weissen betreten hatte, der Mission erschloss. Überall, wohin er kam, hielt er Ausschau nach günstig gelegenen Plätzen, die sich zur Anlegung von Missionsstationen eigneten. Durch sein freundliches Wesen und kleine Geschenke gewann er die Herzen der Eingeborenen. Zwischen einander sich befehdenden Stämmen stiftete er Frieden, und wo die Eingeborenen in volkreichen Dörfern zusammensassen, pflegte er einen Südseemissionsgehilfen mit seiner Familie zu stationieren. Doch mutete er niemals einem seiner eingeborenen Mitarbeiter zu, irgendwo unter den Wilden sich niederzulassen, wenn er nicht selbst zuvor an Ort und Stelle die Verhältnisse geprüft und mit dem betreffenden Papuastamm Freundschaft geschlossen hatte.

Man kann Chalmers in gewissem Sinne den „Livingstone Neuguineas“ nennen; wie jener grosse Reisende und Glaubensbote die Wege für die Mission in Innerafrika gebahnt hat, so ist es, menschlich geredet, in erster Linie den gefahrvollen Wanderungen und Fahrten Chalmers' zu verdanken, wenn heute auf einem grossen Teile der Südostküste Neuguineas von einer dicht geschlossenen Kette von Missionsstationen aus eine Schar evangelischer Glaubensboten mit Erfolg wider die Bollwerke des Heidentums im Papualande ankämpft. In dem engen Rahmen einer biographischen Skizze ist es ganz unmöglich, diese über mehr denn zwei Jahrzehnte sich erstreckenden Missionsreisen Chalmers im einzelnen zu verfolgen, wir können nur gleichsam einzelne Stichproben aus ihnen zum Besten geben. Rücksichtlich der näheren Einzelheiten müssen wir den Leser auf Chalmers' eigene Schriften verweisen, übrigens geben auch diese nur einen Teil seiner Reiseerlebnisse wieder; Chalmers war kein Mann der Feder, sondern ein Mann der That. Er bemerkt mit Recht in der Vorrede zu einem seiner Bücher, „dass er sich im seinem Walbote vor der Neuguineaküste heimischer fühle, als in der Studierstube, und dass seine Hand besser mit dem Ruder als mit der Feder umzugehen wisse.“

Gleich auf einer der ersten Missionsreisen Chalmers' im Jahre 1878 drohte seiner Laufbahn ein vorzeitiges Ende. Er hatte eben die Landschaften Reakaro

und Aroma besucht und gedachte sich wieder an Bord des Missionsdampfers „Ellengowan“ zu begeben. Allein das Schiffsboot konnte infolge der heftigen Brandung nicht nahe genug herankommen, um Chalmers und seine beiden Begleiter, einen polynesischen Lehrer und einen Loyalty-Insulaner, aufzunehmen. So rief er den Bootsleuten zu, sie möchten ihn in dem einige Stunden entfernten Dorfe Mailu, wo eine Passage durch das Küstenriff führte, abholen. Ein grosser Haufe Eingeborener hatte sich Chalmers angeschlossen, und weiterhin lagerten noch mehr bewaffnete Eingeborene am Strande. Als sich der Missionar Mailu bis auf eine Stunde genähert hatte, stiess er auf eine Truppe Männer und Frauen, von denen die ersteren mit Speeren, Keulen und Holzmeiseln bewaffnet waren, während die Frauen wenigstens Keulen bei sich führten. Schon kurz zuvor hatte Chalmers seine beiden Gefährten gewarnt: „Seid auf eurer Hut; ich fürchte, man will uns ans Leben!“ Als er nun bei jenem Trupp Papua anlangte, bat er, ihm gegen Perlen eine frische Kokosnuss abzulassen. Eben wollte ein Eingeborener dem Wunsche des Missionars willfahren, als ein junger Papua vortrat und jenen mit seinen Kokosnüssen wegschickte. Auf diese Unfreundlichkeit hin beschleunigten Chalmers und die beiden Südseeinsulaner ihre Schritte, um wenigstens Mailu zu erreichen; dort hielten sich gerade Papua aus zwei Inlanddörfern auf, die ihnen vielleicht Beistand leisten konnten. Während sie so dahineilten, hörte der Missionslehrer, welcher die Sprache der Eingeborenen verstand, ohne dass die letzteren es ahnten, wie sie es auf Ermordung abgesehen hatten; nur über den Ort, wo sie die Chat ausführen wollten, waren sie noch nicht im klaren. Zuvor suchten sie dem Missionar die mit Perlen und Bandeisen gefüllte Umhängetasche zu entreissen. Die Perlen, die Chalmers freiwillig verschenken wollte, wurden barsch zurückgewiesen. Der Missionar marschierte an der Spitze des Haufens, zur Rechten und zur Linken je einen mit der Keule bewaffneten Wilden, welche auf ihn einredeten, er sei ein schlechter Mensch. Chalmers fasste nach ihren Händen und hielt sie so, dass sie von ihren Keulen keinen Gebrauch machen konnten. Bei dem Loyalty-Insulaner, welcher der Jagd halber eine Vogelflinte bei sich führte, machten die Papua alle möglichen Versuche, ihn zum Abfeuern des Gewehres zu bewegen; zweimal waren sie daran, es ihm aus der Hand zu reissen. Dann versuchten sie es, den drei Wanderern ein Bein zu stellen und sie über den Haufen zu stossen.

Als Mailu schon in Sicht war, machten sich zwei Eingeborene mit grossen Keulen dicht hinter Chalmers heran: aber zwei Papuafrauen entwandten ihnen die gefährliche Waffe und eilten damit ins nahe Dorf. Die Lage wurde immer drohender und ein jeder von den Dreien schrie im Stillen zu dem Herrn um Errettung aus der Hand der Heiden. Da kam ein Papua auf den Mann zugerannt, der zur Linken von Chalmers ging, riss ihm die Keule aus der Hand und warf sie in die See. Er versuchte dasselbe Manöver bei dem Eingeborenen, der sich auf der rechten Seite von Chalmers hielt, doch ohne Erfolg, da seine Kräfte jenem nicht gewachsen waren. In diesem Augenblicke eilte ein alter Häuptling, dem Chalmers vorher einmal begegnet war, herbei und rief: „Mein ist der Friede! Was haben euch diese Fremden zu Leide gethan, dass ihr sie töten wollt?“ Gleichzeitig trat er dicht neben den Lehrer und fasste ihn an der Hand. Ein anderer Häuptling deckte Chalmers den Rücken, während unter dem Haufen der Papua eine lebhafte Diskussion

hin und her wogte. Die einen hielten sich darüber auf, dass man die Fremden so nahe an das Dorf habe herankommen lassen, ohne sie abzuschlachten; andere erklärten, dazu wäre es immer noch Zeit.

Draussen lag in einiger Entfernung das Boot vor Anker, auf das Chalmers mit seinen Begleitern nun direkt lossteuerte. Zuvor aber öffnete er seine Tasche, verteilte unter die freundlich gesinnten Häuptlinge das bei den Eingeborenen so beliebte Bandeisen und warf unter die Menge die Perlen aus. Gleichzeitig rief er nach den fremden Papua aus Kapunari, und kurz darauf bahnte sich ein stämmiger Eingeborener mit Gewalt seinen Weg durch die Menge. Von Chalmers mit einem Stück Bandeisen beschenkt, drängte er zusammen mit den Häuptlingen die drohende Volksmenge zurück und gebot Chalmers, schleunigst zu fliehen. Als Chalmers durch das seichte Wasser dem Boote zustrebte, riefen die Häuptlinge: „Mach schnell; mach schnell!“ Beinahe wäre im letzten Augenblicke die Rettung noch vereitelt worden; die im Boote befindliche chinesische Bemannung geriet nämlich beim Anblick der mordlustigen Wilden in Verwirrung und hätte bei einem Haare das Boot mit der Breitseite auf den Strand treiben lassen. Aber Chalmers und seine Gefährten griffen schnell zu Stangen und Rudern, das Segel wurde beigelegt und unbehindert ging die Fahrt nach Kerepunu, wo der Missionsdampfer vor Anker lag. Eine Woche später erzählte der gutmütige alte Häuptling, welcher sich Chalmers angenommen hatte, seinem Schützling, dass die Leute in der Landschaft Aroma gewohnt wären, alle Fremden zu töten.

In demselben Jahre 1878 machte Chalmers seine erste grössere Landreise von der Suau gegenüberliegenden Festlandküste quer durch das gebirgige Ostende Neuguineas nach der Milne-Bai, eine Wanderung, auf der er mit zahlreichen Papuastämmen in freundschaftlichen Verkehr trat. Eine schwere Heimsuchung war für ihn der Heimgang seiner edlen Gattin, die Ende 1878 fieberkrank nach Australien gereist war und dort in der Nähe von Sydney am 20. Februar 1879 entschlief. Chalmers erfuhr seinen Verlust erst aus einer Zeitung, die ihm auf dem Dampfer, mit dem er nach Sydney zu seiner Frau fahren wollte, zufällig in die Hände fiel. Als ihm die Direktion der Londoner Missionsgesellschaft an die Hand gab, auf einige Zeit zur Erholung von dem schweren Schlage nach England zu kommen, lehnte er es mit den Worten ab: „Für mich ist es am besten, wenn ich meinen Kummer in der Missionsarbeit für Neuguinea ersticke.“ Im Sommer 1879 verlegte Chalmers seinen Wohnsitz von Suau nach Port Moresby, weil er von da aus das Innere der Insel und die Küstenstriche am Papuagolfe besser bereisen konnte. Gleich im folgenden Sommer finden wir ihn auf einer abenteuerlichen Wanderung nach dem Owen Stanley-Gebirge, das er gern wegen Anlage einer Bergstation durchforschen wollte. Im ganzen hatte Chalmers von Port Moresby aus einen Weg von



200 Stunden Länge durch jungfräuliches Gebiet zurückgelegt, als er nach Ablauf von 6 Wochen dem Kemp Welch-Flusse folgend in Kalo die Seeküste wieder erreichte. Unterwegs wäre er in dem reissenden Bergstrome, der das von Chalmers gebaute Floss zertrümmerte, beinahe ertrunken.

Jedwede Gelegenheit, mit fremden Papuastämmen in Berührung zu kommen, war Chalmers gerade recht. So machte er z. B. auf einer Lakatoi, einem Lastboote des Motustammes, eine Handelsfahrt von Port Moresby nach dem Westen mit, um immer besser mit dem Volksleben der Papua vertraut zu werden. Wo er etwas davon hörte, dass ein schwächerer Stamm von einem stärkeren bedrängt wurde, war er rasch als Friedensstifter zur Hand und scheute weder Mühe noch Gefahr, bis er die feindlichen Stämme miteinander ausgesöhnt hatte.

So hatten eines Morgens Papua von Colo die Bewohner des Dorfes Delena überfallen, in dessen Nachbarschaft sich Chalmers gerade aufhielt. Nachdem er die flüchtenden Frauen und Kinder bei einem eingeborenen Begleiter in seinem Zeltlager geborgen hatte, stürzte er sich unbewaffnet mitten hinein ins Kampfgewühl und rief mit seiner gewaltigen Stimme das Wort: „Maino“ (Friede) unter die Krieger, die unter dem Eindrucke der imponierenden Persönlichkeit Chalmers wie an der Erde gefesselt dastanden. Keine Hand erhob sich, als der Missionar mitten durch die Reihen der Krieger hindurchschritt und hier dem einen Papua die Keule, dort dem anderen den Speer mit sanfter Gewalt entwand. Am Ende des Dorfes stiess er unvermutet auf den grossen Zauberer Arua, seinen erbitterten Feind. Aber ruhig, als ob sie die besten Freunde wären, ging er auf Arua zu, nahm ihm die Waffen ab, hakte seinen Arm in den seines Feindes und zog ihn mit sich fort in sein Lager. Hier redete er mit gewinnender Freundlichkeit auf ihn ein, zeigte ihm die Missionsfahne und erklärte, dass er nichts anderes als „Maino“ (Frieden) bringen wolle. Der verblüffte Zauberer versprach, die Waffen niederlegen zu wollen und ging zu den Seinen zurück. Aber nach kurzer Zeit trafen andere Kriegerscharen von auswärts ein, und das Gefecht kam aufs neue in Gang. Wiederum eilte Chalmers ins Dorf, besonders als er hörte, dass das Leben des ihm befreundeten Häuptlings Kone bedroht war. Im Nu hatten die fremden Krieger Chalmers umzingelt; schon sauste ein Keulenschlag auf ihn hernieder; da durchbrach ein Papua, namens Lavao, den dichten Ring der Feinde und riss den Missionar mit starker Hand aus dem Gewühle heraus. Anstatt sich nun vollends in Sicherheit zu bringen, redete Chalmers so lange auf die Wilden ein, bis sie sich zur Einstellung der Feindseligkeiten bequemen. Am Abend konnte dann Chalmers in Delena vor Freund und Feind die frohe Botschaft von dem Friedefürsten verkündigen und seines Amtes als barmherziger Samariter an einer Anzahl schwerverwundeter Papua warten. Die Leute von Delena aber machten ihren Herzen Luft mit den Worten: „Fürwahr, Camate, wärest Du nicht hier gewesen, so würden viele von uns ihr Leben eingebüsst haben, und die anderen hätten nach Naara auswandern müssen, ohne je ihre Heimat wiederzusehen.“



In den Ruhepausen zwischen den einzelnen Reisen beteiligte sich Chalmers an allen Zweigen der Missionsthätigkeit auf der Station Port Moresby, wo sein Freund Lawes am 5. Januar 1881 die sieben Erstlinge unter den dortigen Papua taufen konnte. Chalmers hatte dann wenige Monate darauf, am 6. März 1881, die Freude, das Taufsakrament den beiden ersten Papuafrauen auf dem Festlande Neuguinea spenden zu können. Arbeit in der Schule und in der Gemeinde, Unterweisung der von Lawes in einem kleinen Seminar vereinigten Papuajünglinge füllten seine Zeit völlig aus. Wertvolle Dienste leistete er seinem Vaterlande und zugleich der Papuabevölkerung Neuguineas, indem er bei der Erklärung der britischen Oberherrschaft über den südlichen Teil der Insel die Kapitäne der englischen Kriegsschiffe als Dolmetscher begleitete und den Eingeborenen den Übergang in die neuen Verhältnisse nach Kräften erleichterte. Auch in den leider nicht seltenen Fällen, wo Papua polynesische Missionslehrer, wie z. B. 1881 in Kalo, und weisse Reisende ermordeten, sorgte Chalmers bei den englischen Behörden dafür, dass die strafende Gerechtigkeit mit den Schuldigen nicht zugleich Unschuldige traf.

Auch die eiserne Konstitution eines Chalmers musste schliesslich durch die Beschwerden seines Reiselebens in dem fieberreichen, ungesunden Neuguinea ins Wanken kommen, und so liess er sich im Sommer 1886 überreden, nach 20jähriger Arbeit auf dem Missionsfelde auf ein knappes Jahr zur Erholung in seine Heimat zurückzukehren, wo er durch seine Ansprachen auf Missionsfesten der Neuguinea-Mission neue Freunde gewann. Nach seiner Rückkehr auf sein Arbeitsgebiet schloss er 1888 eine zweite Ehe mit einer verwitweten Frau Harrison, der vertrauten Freundin seiner verstorbenen Gattin. 1889 verlegte er seinen Wohnsitz von Port Moresby nach Motumotu, einem weiter nordwestwärts am Papuagolfe gelegenen Dorfe, und 1895 nach dem nahe dabei befindlichen Orte Jokea, um den unerforschten Gebieten im Westen näher zu sein.

Ein Jahr später sollte Chalmers die Freude beschieden sein, auf kurze Zeit seinen alten Wirkungskreis, Rarotonga und die übrigen Cook-Inseln wiederzusehen. Er erhielt nämlich den Auftrag, persönlich in den Condoner Missionsgemeinden auf Samoa und den Cook-Inseln eingeborene Hilfskräfte für die immer weiter sich ausdehnende Neuguinea-Mission zu werben. Als der Dampfer „Richmond“ am 12. Oktober 1890 Chalmers und seine Frau nach Rarotonga brachte, ging es wie ein Lauffeuer durch die Inseldörfer, dass ihr geliebter Missionar mit seiner Gattin an Bord des Schiffes sei. Schon mehrere Monate hatte die Bevölkerung diesem

Freudentage entgegengeharret, und nun kannte der Enthusiasmus beim Empfange keine Grenzen. Am Tage nach der Landung, einem Sonntage, war die Kirche in Avarua zum Erdrücken voll, und von den Lippen Chalmers flossen die Rarotonganischen Worte mit solcher Leichtigkeit, als ob er sich seiner Muttersprache bediente. Es konnte nicht Wunder nehmen, dass unter solchen Umständen der warme Appell an die Missionsgemeinden, ihre Söhne und Töchter auf das Missionsfeld nach Neuguinea ziehen zu lassen, einen lebhaften Widerhall vor allem bei den Rarotonganern fand. Nach Chalmers Abreise hatte der Direktor des Missionsseminars in Avarua seine liebe Not, wenigstens einen Teil der Seminaristen für den heimischen Kirchendienst in der Cook-Gruppe zurückzuhalten; alle wollten als Boten des Evangeliums zu den Heiden auf Neuguinea gesandt sein. Auch auf Hitutaki erweckten Chalmers Erzählungen von der Neuguinea-Mission grosse Teilnahme; waren doch gerade von hier bereits eine grössere Anzahl Missionsarbeiter in Neuguinea thätig; einige von diesen hatten ihr Leben im Dienste des Herrn dahingegeben. Um Chalmers eine Freude zu machen, veranstalteten die Hitutakier eine Sammlung, aus deren Ertrag sie dem Missionar ein solides Boot für seine Fahrten auf dem Fly-Strome, dem grössten Wasserlaufe Neuguinea's, bauen liessen.

Auf diesem mächtigen Strome war Chalmers zu wiederholten Malen in das vom Schleier des Geheimnisses verhüllte Innere der Rieseninsel vorgedrungen; wollte er doch so gern auch den Kannibalenstämmen, die an den Ufern des Fly wohnten, das Evangelium bringen. Bei der Gefährlichkeit des Fahrwassers und der Schifffahrt im Papuagolfe war es eigentlich ein Wunder, dass Chalmers in den Gewässern Neuguineas nur einmal Schiffbruch litt, und zwar im Sommer 1891, als das Missionsschiff „Harrier“, auf dem er sich gerade befand, auf dem Küstenriff scheiterte; er rettete das nackte Leben. Um seinem neuen Arbeitsfelde, dem Stromgebiete des Fly, den er seit 1893 mit dem kleinen Missionsdampfer „Miro“ befuhr, möglichst nahe zu sein, schlug er von 1896 ab sein Hauptquartier in dem Dorfe Saguane, am Ostende der langgestreckten Sandinsel Kiwai im Delta des Fly, auf. Kurz vor seiner Übersiedelung hatte er im Jahre 1895 aus Veranlassung der Jahrhundertfeier der Londoner Missionsgesellschaft eine kurze Reise nach England gemacht, wo er auch seine Gattin wiedersah, die ihrer durch Malariaanfalle zerrütteten Gesundheit wegen in den Jahren 1892 bis 1897 in ihrer englischen Heimat verweilen musste.

Neben der Missionsarbeit unter der Küstenbevölkerung des Papuagolfes lag Chalmers im letzten Jahrzehnt seines Lebens auch noch die Leitung der Christengemeinden ob, welche auf den zwischen Neuguinea und Queensland gelegenen Inseln Murray, Darnley, Stephens, Dalrymple, Yorke, Saibai, Dauan, Boigu, Yam, Mabuiag, Badu und Moa entstanden waren. Hier durfte er an den aufblühenden

Gemeinden viel Freude erleben. Gar manches schmucke Kirchlein, das sich die opferwilligen Insulaner von ihrem Arbeitsverdienst als Perlenfischer erbauten, konnte Chalmers einweihen. Auch von anderen, noch heidnischen Inseln in der Torresstrasse wurde der Missionar mit Bitten bestürmt, ihnen doch Missionslehrer zu senden. Gleichzeitig regte es sich aber auch unter der wilden Bevölkerung des Fly-Stromes, sodass Chalmers manchmal nicht wusste, welcher Hilferuf mehr Berücksichtigung verdiente.

Leider hatte seine Gesundheit während des Jahres 1898 durch einen gefährlichen Sturz und durch ein hartnäckiges rheumatisches Leiden, das er sich während einer strapaziösen Reise durch die Torresstrasse zugezogen hatte, schwer gelitten. Obgleich die Missionsleitung in London Chalmers und seine Frau, die ebenfalls dahinsiechte, drängte, eine Erholungsreise nach Rarotonga zu unternehmen, konnte es das Ehepaar doch nicht über sich gewinnen, ihr Arbeitsfeld im Stiche zu lassen. Wenigstens wollte Chalmers erst dann an einen Urlaub denken, wenn man ihm einen jungen Kollegen zur Unterstützung sende, den er vorher in die Arbeit einführen könne.

Um aus der Mitte der Eingeborenen sich Hilfskräfte heranzuziehen, hatte Chalmers in Saguane ein kleines Missionsseminar gegründet. Aber die Bitten um Zusendung von Lehrern wiederholten sich aus den Dörfern am Fly-Strome in so dringender Weise, dass er es nicht übers Herz brachte, die Papua bis dahin zu vertrösten, wo die Ausbildung seiner Seminaristen vollendet war. So griff er zu einem Notbehelfe, um wenigstens das erste Bedürfnis zu stillen. Er suchte sich nämlich diejenigen 6 Papuaehepaare aus seiner Gemeinde Saguane aus, die am meisten in christlicher Erkenntnis gefördert waren, und sandte sie im August 1900 unter Anführung des Südseemissionsgehilfen Hiro den Fly-Strom hinauf, damit sie überall in den Uferdörfern die Botschaft von Christo verkündigten. Im Dezember kehrten sie begeistert von ihrer Missionsfahrt wieder zurück; nur unter Thränen und gegen das Versprechen, bald wiederzukommen, hatten die Heiden sie von dannen ziehen lassen. Das Verlangen nach Gottes Wort nahm im Mündungsgebiete des Fly eine solche Ausdehnung an, dass während des Jahres 1900 in 26 Dorfschaften Wochentags zweimal und Sonntags dreimal Gottesdienst abgehalten werden musste. Die Schule in Saguane wurde von über 100 Kindern besucht. Besonders erhebend gestaltete sich dort die kirchliche Feier am Neujahrstage 1901; nicht weniger als 1700

Papua strömten zum Gottesdienste auf dem Kirchplatze in Saguane zusammen und 139 Katechumenen konnten an jenem Tage in die Gemeinde aufgenommen werden. Es war ein Glück, dass Chalmers im Februar 1900 in der Person des jugendfrischen und begeisterten Missionars Comkins einen gleichgesinnten Mitarbeiter erhielt, der über seinen Senior die bezeichnenden Worte in die Heimat schrieb: „St. Paulus selbst kann gegen seinen Timotheus nicht liebevoller gewesen sein als Tamate gegen mich.“ Ehe das Jahr aber zu Ende ging, musste Chalmers einen bitteren Kelch trinken. Auch seine zweite Gattin fiel dem verhängnisvollen Klima Neuguineas zum Opfer; am 25. Oktober 1900 schloss er ihr tief erschüttert an Bord des Missionschiffes „Niue“ die Augen. Sie hatte sich darnach gesehnt, bei Christo zu sein, und die letzten Worte, die über die Lippen der Sterbenden kamen, waren: „Mein Heiland ist mir ganz nahe.“

#### V. Die Todesfahrt nach Goaribari.

In den ersten Monaten des Jahres 1901 musste Chalmers auf neue seinen Wohnsitz verlegen. Der ganze Strand von Saguane war allmählich von den Meereswogen hinweggespült worden und dem Missionshause drohte ein gleiches Schicksal. Chalmers beschloss die Baulichkeiten der dem Untergang geweihten Station nach der kleinen Küsteninsel Daru — ungefähr 16 Stunden südlich von der Fly-Mündung — überzuführen und diese zum Mittelpunkt seines grossen Missionsbezirkes zu machen. Nachdem diese für Chalmers sehr strapaziöse Übersiedelung glücklich überstanden war, galt es, eine Fahrt nach dem Hird-Flusse, der sich im Nordosten des Fly in den Papuagolf ergiesst, zu unternehmen. Schon seit einiger Zeit hatte es ihm auf dem Herzen gelegen, als Friedensbringer zu den dortigen, wegen ihrer Wildheit und Fehdesucht selbst unter den Papua Neuguineas verschrieenen Stämme zu ziehen; bisher hatte noch kein Europäer dort zu landen gewagt.

Von Comkins und einem Dutzend seiner jungen Papuaseminaristen begleitet, kam Chalmers mit dem Missionsschoner „Niue“ am 7. April 1901 bei der Insel Goaribari an, welche den westlichen Mündungsarmen des Hird vorgelagert ist. Kaum war das Schiff am Abend dieses Tages bei Risk Point, dem östlichsten Ausläufer der Insel, vor Anker gegangen, als eine zahlreiche Flotille von Papuabooten die



„Niue“ umringte. Da die Eingeborenen trotz der sinkenden Nacht Miene machten, an Bord zu klettern, so bewog sie Chalmers durch kleine Geschenke, die er ihnen zuwarf, sich zurückzuziehen; zugleich gab er ihnen durch Zeichensprache — die Mundart des dortigen Stammes war ihm nicht geläufig — zu verstehen, dass er sie am folgenden Tage in ihren Dörfern besuchen werde.

Kaum war am nächsten Morgen die Sonne aufgegangen, als die Papua in noch grösserer Zahl erschienen und den Schuner förmlich stürmten, sodass man sich dort kaum rühren konnte. Als alle Mittel, die Eingeborenen zum Verlassen des Schuners zu bewegen, versagten, erklärte sich Chalmers, der einer drohenden Katastrophe vorbeugen wollte, bereit, die aufgeregten Papua, deren Augen vor Gier und Mordlust funkelten, an Land zu begleiten. Da er seinen jungen Freund nicht in Codesgefahr bringen wollte, gebot er in liebevoller Fürsorge Comkins, an Bord der „Niue“ seine Rückkehr abzuwarten. Dieser aber weigerte sich entschieden, Chalmers die gefährliche Fahrt allein unternehmen zu lassen. Widerwillig erfüllte Chalmers den Wunsch seines Mitarbeiters, bestieg mit ihm und den Seminaristen das Schiffsboot und liess sich, umringt von den Fahrzeugen der Eingeborenen nach dem nächstgelegenen Inseldorfe Dopima rudern.

Am Strande harrte ihrer eine bewaffnete Schar Goaribarianer. Ohne sich an den Friedensruf Chalmers zu kehren, drangen sie auf die Ankömmlinge ein. Ein Kriegshäuptling aus dem benachbarten Dorfe Turotere schwang seine Keule über Chalmers Haupte, und wenige Augenblicke später lagen die unglücklichen Opfer der verräterischen Papua entseelt am Boden. Dem Kannibalengebrauche gemäss wurden sämtliche Leichen verteilt und aufgezehrt und zwar Comkins Leichnam in Dopima, während Chalmers Überreste von dem Häuptling mit nach Turotere genommen wurden, des letzteren Kopf wurde als der eines grossen Häuptlings in einem Dorf auf dem Festlande geborgen. Die Kleidungsstücke der Erschlagenen wurden unter die Dorfbewohner verteilt, und das Schiffsboot zertrümmert.

Der Kapitän der „Niue“, Bob Sidaraka, ein Südseeinsulaner von Aitutaki, hatte vorerst noch keine Ahnung von der Greuelthat, da Bäume die Mordstätte verdeckten. Als aber im Verlaufe jenes 8. April die Boote der Papua wieder heraus zum Schuner kamen und ihn und die Besatzung, die ausser dem Steuermann nur noch aus zwei Papuaburschen bestand, zu überfallen drohten, wurde es ihm gewiss, dass

ein Unglück geschehen sei. Er liess alle Segel beisetzen, um zunächst seinen Angreifern zu entgehen, und umfuhr am folgenden Tage ganz Goaribari, ohne indess eine Spur der Vermissten entdecken zu können.

So blieb ihm nichts anderes übrig, als sich um Hilfe nach Port Moresby, dem Hauptquartier der Londoner Neuguinea-Mission und der Residenz des britischen Gouverneurs, zu wenden. Widrige Winde und Strömungen hielten den Schoner unterwegs ungewöhnlich lange auf, sodass er erst nach mehrwöchentlicher Fahrt Sonnabend, den 27. April, Port Moresby erreichte. Hier rief natürlich die Kunde von dem Vorgefallenen unter Weissen und Papua grosse Bestürzung und Theilnahme hervor. Der Gouverneur La Hunte war sofort entschlossen, mit dem Regierungsdampfer und einer rasch aufgebotenen Schar von 20 Weissen und 40 Papuasoldaten an Ort und Stelle eine Untersuchung vorzunehmen. Auf seine Einladung hin nahmen Chalmers Kollegen, die Missionare Hunt und Dauncey, an der Expedition theil; sie baten unterwegs den Regierungsvertreter herzlich, er möchte im Sinne der Londoner Mission und vor allem der beiden Missionare Chalmers und Tomkins von einem Rachezuge gegen ihre Mörder absehen. La Hunte trug diesen Wünschen auch Rechnung und beschränkte sich, als er mit seiner Mannschaft am 2. Mai die Insel Goaribari durchstreifte, darauf, von den Schusswaffen nur dann Gebrauch zu machen, wenn seine Leute von den Eingeborenen angegriffen wurden. Im Übrigen befahl er, in sämtlichen 9 Inseldörfern nur die Kriegsboote und die Häuser der Kriegshäuptlinge zu zerstören, während die Wohnhäuser und Plantagen der übrigen Papua verschont wurden. In dem Hause des einen Häuptlings fanden sich 700, in dem des andern 400 Menschenschädel. Die näheren Einzelheiten über die schreckliche Metzelei, der die Missionsarbeiter zum Opfer gefallen waren, erfuhr der Gouverneur von einem Insulaner, der den Truppen als Gefangener in die Hände fiel.

Es ist, als ob Chalmers sein nahes Ende geahnt hätte. In einem seiner letzten Briefe, die nach England gelangt sind, schreibt er an einen befreundeten Geistlichen in Liverpool: „Die Zeit verrinnt, und ich habe noch so viel zu thun. Wie herrlich wäre es, wenn man mitten in der Arbeit rasten und des Herrn Wort hören dürfte: „Dein Tagewerk ist vollbracht, gehe ein zu deines Herren Freude!“ Nun, der Herr hat seinen treuen Knecht mitten aus seiner Lebensarbeit zu seliger Ruhe heimgerufen. In England und Australien rüstet man sich, für Chalmers und Tomkins Tod die Rache zu nehmen, die allein der Mission und

der Ermordeten würdig ist, und auf die Lawes, der treue Freund und Mitarbeiter Chalmers abzielte, als er bei Gelegenheit einer Gedächtnisfeier in der Alberthalle zu London die Worte sprach: „Meine lieben Gefährten Chalmers und Tomkins müssen gerächt werden, nicht durch Feuer und Schwert, nicht durch Niederbrennen von Wohnstätten und Vernichtung von Kokosplantagen, sondern, wie es der verklarte Tamate selbst wünschen würde, durch Aussendung einer Schar christlicher Arbeiter, um jene Stämme für den Heiland zu gewinnen und damit die Verübung solcher Greuelthaten auf jenen Küsten für immer unmöglich zu machen.“



## Denkschrift des Ausschusses der deutschen Missionen an den Evang. Ober-Kirchenrat

betreffend die Stellung der im Missionsdienste stehenden Theologen zu den Kirchengesetzen über das Dienstalter wie über die Pensionierung der Geistlichen und die Versorgung ihrer Witwen und Waisen.

Seit etwa einem Jahrzehnt mehrt sich auch in Deutschland und speziell auch innerhalb der preussischen Landeskirche die Zahl der in den praktischen Missionsdienst tretenden Theologen. Diese jedenfalls erfreuliche Thatsache macht es den innerhalb des Jurisdiktionsbezirks des Evangelischen Ober-Kirchenrats domizilierenden evangelischen Missionsgesellschaften je länger desto dringender zur Pflicht, eine Klärung herbeizuführen bez. der Stellung der im Missionsdienst stehenden Theologen zu den Kirchengesetzen sowohl über das Dienstalter der Geistlichen wie über ihre Pensionierung und die Fürsorge für ihre Witwen und Waisen.

Alle diese Gesetze enthalten eine Erklärung, welche den „ordinierten Geistlichen der innerhalb der evangelischen Landeskirche im Dienst der inneren oder äusseren Mission stehenden und mit Korporationsrechten versehenen Anstalten“ die Theilnahme an den durch sie getroffenen Bestimmungen ausdrücklich ermöglicht. Auf Grund dieser gesetzlichen Feststellung ist zweifellos, dass auf ihren Antrag und unter Voraussetzung der Erfüllung der durch die betreffenden Gesetze stipulierten Verpflichtungen allen Direktoren, Inspektoren und Lehrern an den evangelischen Missionsanstalten, welche ordinierte Geistliche sind, nicht blos der Anschluss an den Pensions- und Witwenfonds, sondern auch die Anrechnung ihrer im Missionsdienst zugebrachten Zeit als kirchlicher Dienstjahre zugesichert ist. Unklarheit kann nur darüber herrschen, ob diese Zusicherung auch den theologisch gebildeten, pro ministerio geprüften und von einer kirchlichen Behörde ordinierten Missionaren gilt.

Dass dies der Fall sei, ist nicht bloß in Missionskreisen bisher angenommen worden. Denn wenn die zu einem bestimmten Dienst in der heimatlichen Kirche berufenen Theologen durch ihre Ordination mit dem Charakter von „Geistlichen“ bekleidet werden, so muss das doch auch mit den in den Missionsdienst berufenen und rite ordinierten Theologen der Fall sein. Durch ihre von der Kirchenbehörde vollzogene Ordination treten sie mit kirchlicher Approbation in den Missionsdienst und sind in derselben Weise „ordinierte Geistliche“ wie die in der Heimat an den Missionsanstalten angestellten Theologen. Ihnen diese Qualität absprechen zu wollen würde eine Degradation des Dienstes in der Mission gegenüber dem Dienste in der heimatlichen Kirche und in der Diaspora ausserhalb Deutschlands bedeuten. Durch das Kirchengesetz vom 7. Mai 1900 ist ausdrücklich die Anwendung sowohl des Kirchengesetzes betreffend das Dienstalter der Geistlichen wie der Zutritt zu dem Pensionsfonds für ihre Person auch solchen Geistlichen gewährleistet, welche an deutsche Gemeinden ausserhalb Deutschlands berufen sind, die der Landeskirche oder einer anderen organisierten Kirchengemeinschaft nicht angeschlossen sind. Da die Theologen unter den Missionaren doch in ganz der gleichen Weise „ordinierte Geistliche“ sind wie diese Diasporapastoren, so wird es als eine Konsequenz der Gerechtigkeit bezeichnet werden dürfen, dass ihnen für ihre Person dieselben Vergünstigungen gewährt werden wie jenen. Die betreffenden Missionare stehen im Dienst deutscher Missionsanstalten und arbeiten zu einem grossen Teil in deutschen Kolonien. Es müsste geradezu als eine Abschreckung der deutschen Theologen vom Missionsdienst erscheinen, wenn erklärt würde: der ausserdeutsche Diasporadienst wird als kirchliche Dienstzeit angerechnet und begründet den Anschluss an den Pensionsfonds, aber nicht der Missionsdienst.

Fest überzeugt nicht bloß von dem grössten Wohlwollen des Evangelischen Ober-Kirchenrats gegen die Mission, sondern auch von seiner Freude darüber, dass endlich auch unsere theologische Jugend ein wachsendes Kontingent in den praktischen Missionsdienst stellt, und von seinem Willen, diese Missionsbewegung seinerseits auch möglichst zu stärken, erlauben wir uns daher, die hohe Kirchenbehörde um die eingangs erwähnte Klärung der Stellung der theologisch gebildeten ordinierten Missionare zu den in Rede stehenden Kirchengesetzen ehrerbietigst zu bitten.

Zuerst handelt es sich um die Anrechnung der im praktischen Missionsdienst zugebrachten Jahre als kirchliche Dienstjahre, für den Fall, dass der Rücktritt eines mit dem Wahlfähigkeitszeugnis ausgestatteten Missionars in den heimatlichen Kirchendienst notwendig wird.

Es ist dem Evangelischen Ober-Kirchenrat wohl bekannt, dass und warum wir den Missionsdienst als Lebensberuf betrachten und daher ein Verlassen desselben, um in den heimatlichen Kirchendienst zu treten, in keiner Weise begünstigen, und dass wir vollends die Auffassung weit von uns weisen, die den Missionsdienst nur als eine Art Durchgang zu einer Pfarrstelle in der Heimat betrachtet. Darüber ein mehreres zu sagen, ist also nicht nötig. Aber wir müssen doch die Eventualität ins Auge fassen, dass mit keinem Makel behaftete Umstände eintreten können, welche ein Ausscheiden aus dem Missionsdienst notwendig machen. Abgesehen von möglichen Differenzen oder von der Sorge für die Erziehung der Kinder, werden



die Gründe meist gesundheitlicher Art sein, entweder Erkrankung der Frau, oder eine solche Schwächung der Kraft des Missionars, die den Anstrengungen des Missionsdienstes nicht mehr gewachsen, aber nicht derart ist, dass sie in der Heimat nicht beseitigt werden könnte. Findet der zurückkehrende Missionar nicht eine Anstellung im heimatlichen Missionsdienst, so ist das nächste, dass er in ein Pfarramt tritt. Nun macht das Kirchengesetz vom 2. Juli 1898 betreffend das Dienst-einkommen der Geistlichen die Höhe des Gehaltes von dem Dienstalter abhängig, und es wäre eine ungerechte Benachteiligung der Theologen, die 10, 15 oder vielleicht noch mehr Jahre in dem aufreibenden Missionsdienste zugebracht haben, gegen ihre Kollegen in dem viel bequemeren heimatlichen Kirchendienste, wenn sie mit dem Anfangsgehalt von 1800 Mark bedacht würden. Eine solche Zurücksetzung der theologischen Missionare gegen die landeskirchlichen Pastoren wäre ein schlechter Dank der sendenden Kirche gegen ihre Boten unter den Heiden. Wir verlangen für etwaige zurückkehrende Missionare keine Bevorzugung, aber wenn wir bitten, dass ihnen ihre missionarische Arbeitszeit als kirchliche Dienstzeit nachgerechnet wird, so ist das ein bescheidenes Ansinnen, gegen dessen Billigkeit sich der Evangelische Ober-Kirchenrat unmöglich verschliessen kann.

Nun erfordert § 1, 1 des Dienstalters-Kirchengesetzes „die Bestätigung oder ausdrückliche Zustimmung der zuständigen landeskirchlichen Behörde“ zum Eintritt in den Missionsdienst, wenn derselbe für das kirchliche Dienstalter in Anrechnung gebracht werden soll.

Wir sind bisher der Meinung gewesen, dass diese ausdrückliche Zustimmung thatsächlich gegeben sei, wenn das zur Ordination zuständige Konsistorium die ihm seitens der sendenden Missionsgesellschaft vorher namentlich angezeigten Kandidaten des Predigtamts ordiniert hat. Eine besondere Eingabe der Kandidaten selbst an die Kirchenbehörde um Erlaubnis, in den Missionsdienst zu treten, ist wohl kaum gemacht worden. Sollten wir mit dieser Meinung uns im Irrtum befunden haben, so bitten wir um Belehrung über den künftig einzuschlagenden korrekteren Weg und um Aufschluss darüber, ob für die bereits seit Jahren im Dienste stehenden Missionare etwa noch nachträglich eine ausdrückliche Zustimmung der Kirchenbehörde eingeholt werden soll und eventuell welcher? Ob das Konsistorium das zuständige ist, in dessen Sprengel der Kandidat geboren ist, oder vor welchem er das zweite Examen bestanden oder welchem die Ordination zukam?

Zum zweiten handelt es sich um den Anschluss an den Pensions- und den Reliktenfonds.

Für die in ein landeskirchliches Pfarramt zurücktretenden Missionare versteht sich dieser Anschluss von selbst. Ist er vorher nicht gestattet gewesen, so wird er jetzt gefordert; und werden die Missionsdienstjahre angerechnet, so sind nur, — was freilich gewesenenen Missionaren schwer, vielleicht sehr schwer fallen wird — die bezüglichen Beiträge nachzuzahlen.

Allein mit dieser Lösung der Frage ist unser Antrag nicht erledigt. Wir wünschen, dass allen pro ministerio geprüften Missionaren sofort bei ihrem Eintritt in den Missionsdienst gegen Zahlung der erforderlichen Beiträge der Zutritt zu dem Pensions- wie zu dem Witwen- und Waisenfonds ermöglicht werde.

Seitens der evangelischen Missionsgesellschaften für Deutsch-Ostafrika (Berlin III) und der Rheinischen Missionsgesellschaft sind die dahin gehenden Anträge bis jetzt abschlägig beschieden worden und zwar wie aus einer Zuschrift des Evangelischen Ober-Kirchenrats an die Deutsch-Ostafrikanische Missionsgesellschaft vom 27. Oktober 1897 hervorgeht, nicht aus kirchenrechtlichen, sondern aus praktischen Gründen, nämlich 1) weil „eine derartige weitgehende Belastung der kirchlichen Fonds sich kaum rechtfertigen lasse“ und 2) weil „es sich um Geistliche handle, welche in Landstrichen thätig seien, in denen . . . nach ihren Sicherheitsverhältnissen ganz anders geartete und zwar erheblich ungünstigere Verhältnisse obwalten“ als daheim, und 3) „weil bei der Versetzung in den Ruhestand jeder Massstab fehlen würde, wieweit eine solche nach den innerhalb der Landeskirche massgebenden Bestimmungen gerechtfertigt sein würde, indem eine formell den Anspruch auf Pension gewährende Dienstunfähigkeit in den Tropenländern noch keineswegs eine solche für den kirchlichen Dienst in der Landeskirche bedingen würde.“

Täuscht nicht alles, so ist der erste dieser Gründe der wesentlich durchschlagende gewesen. Die Befürchtung, aus der er hervorgegangen, ist aber unzutreffend. Für den Evangelischen Ober-Kirchenrat kommen natürlich nur diejenigen Missionsgesellschaften in Betracht, die ihren Sitz innerhalb seines Jurisdiktionsbezirks haben. Davon sind 8: 1) die drei Missionsgesellschaften Berlin I, II, III mit zusammen 25 theologisch gebildeten Missionaren; 4) die Rheinische Missionsgesellschaft mit 10, 5) die Neukirchner Missionsgesellschaft mit keinem; 6) der Berliner Frauen-Verein für China mit keinem; 7) der Jerusalem-Verein mit 3 und 8) der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein mit 6. Das sind zusammen 44, von denen aber, soweit sich nachkommen lässt, nur 28 zur preussischen Landeskirche gehören. Angesichts einer relativ so geringen Zahl kann, selbst wenn sie sich in absehbarer Zeit verdoppeln sollte, doch füglich nicht von einer „weitgehenden Belastung der kirchlichen Fonds“ geredet werden.

Was den zweiten Grund betrifft, so ist es allerdings richtig, dass die gesundheitlichen wie die Sicherheitsverhältnisse auf zwar keineswegs allen aber vielen Missionsgebieten ungünstigere sind, als in der Heimat, und wir geben die Möglichkeit zu, dass prozentualiter ein paar Pensionierungen früher nötig werden und auch ein paar Witwen und Waisen von Missionaren mehr zu unterhalten sein könnten, als unter den normaleren heimatlichen Verhältnissen. Aber es wäre wirklich nicht grossherzig von der obersten Behörde einer grossen Landeskirche, um dieses relativ kleinen Risikos willen den Männern eine billige Wohlthat vorenthalten zu wollen, die mit dem Risiko ihrer Gesundheit, ja ihres Lebens den Sendungsauftrag der Kirche ausführen!

Und was dem einen recht ist, ist doch dem andern billig. Nicht nur den bereits erwähnten ausserdeutschen Diasporageistlichen, deren Arbeitsgebiete vielfach ähnlich klimatisch ungünstige Verhältnisse aufweisen, wie die der Missionare, sondern auch den Geistlichen des Jerusalem-Vereins hat der Evangelische Ober-Kirchenrat den Anschluss an den Pensionsfonds gewährleistet; mit welchem Rechte wird er dann denen anderer Missionsgesellschaften verweigert?

Der dritte Grund endlich ist am wenigsten stichhaltig. Der Evangelische Ober-Kirchenrat hat die Prüfung über den Anspruch auf Versetzung in den Ruhe-

stand ja völlig in der Hand; nicht nur, dass die betreffenden Missionsgesellschaften ihn zuverlässig informieren werden, der invalide Missionar kehrt ja selbst in die Heimat zurück und kann hier ärztlich untersucht werden. Ist aber die Dienstunfähigkeit für die fernere missionarische Arbeit keine solche, die für den heimatischen Kirchendienst unfähig macht, und das wird sehr häufig der Fall sein, so wird der betreffende Missionar ganz aus eigenem Antriebe die Berufung in ein Pfarramt immer der Versetzung in den Ruhestand vorziehen. Bis jetzt liegen überhaupt keine Fälle vor, dass im jüngeren Alter stehende Missionare pensioniert worden wären.

Die Bedenken, welche gegen unsern Antrag geltend gemacht worden sind, haben also weit nicht das ihnen beigelegte Gewicht. Die dem Evangelischen Ober-Kirchenrat gesetzlich gegebene Ermächtigung (Kirchengesetz vom 26. Januar 1880, § 3) lässt es uns als überflüssig erscheinen, in ähnlicher Weise, wie es mit den ausserdeutschen Diasporageistlichen geschehen ist, ein besonderes Kirchengesetz für die in Rede stehenden Missionare, betreffend ihren Anschluss an den Pensions- und Reliktenfonds, zu beantragen. Sollte dieser Weg jedoch als der allein zum Ziele führende bezeichnet werden, so sind wir bereit, auf der nächsten preussischen Generalsynode ein solches Gesetz einzubringen.

Dass in den letzten Landessynoden von Württemberg und Sachsen derselbe Gegenstand bereits verhandelt worden ist und seitens der resp. Kirchenbehörden das freundlichste Entgegenkommen gefunden hat, ist dem Evangelischen Ober-Kirchenrat bekannt.

Die Frage ist für ganz Deutschland aktuell und die deutschen Missionsgesellschaften insgesamt würden dem Evangelischen Ober-Kirchenrat sehr dankbar sein, wenn sie durch seine Initiative eine unseren Wünschen entsprechende Lösung fände.

Die bereits im Missionsdienste stehenden Theologen würden dann, soweit sie den Anschluss an den Pensionsfonds beantragen, veranlasst werden, die erforderlichen Nachzahlungen zu leisten; die neueintretenden angewiesen werden, nach dem vom Evangelischen Ober-Kirchenrat zu treffenden Bestimmungen den Anschluss sofort zu bewirken.

\*

\*

\*

## Antwort des Evangelischen Ober-Kirchenrats vom 11. März 1902.

Auf die gefälligen Zuschriften vom 14. Juni 1901  
6. Januar 1902 erwidern wir Euer  
Hochwürden folgendes:

Ob einem Geistlichen die nach Erwerb der Fähigkeit zur Anstellung im geistlichen Amte der Landeskirche und nach erfolgter Ordination von ihm im praktischen Dienste der äusseren Mission verbrachte Zeit auf sein kirchliches Dienstalter angerechnet werden kann, bestimmt sich nach den Vorschriften des Kirchen-

gesetzes betreffend das Dienstalter der Geistlichen vom 17. April 1886 (K. G.- und U.-Bl. S. 59). Nach § 1, Ziffer 1c muss diese Dienstzeit angerechnet werden, wenn der ordinierte Geistliche sein Amt in der äusseren Mission unter Bestätigung oder ausdrücklicher Zustimmung der kirchlichen Aufsichtsbehörde — des Konsistoriums — übernommen hat. Die Missionsanstalten haben es hiernach in der Hand, wegen Anrechnung der Dienstzeit der von ihnen auszusendenden Geistlichen die erforderlichen Schritte zu tun. Der von dem Konsistorium erteilte Auftrag zur Ordination kann die angeführten Orts vorausgesetzte Bestätigung oder ausdrückliche Zustimmung nicht ersetzen.

Soweit die Aussendung ohne vorgängige ausdrückliche Genehmigung der zuständigen kirchlichen Aufsichtsbehörde erfolgt, ist die Anrechnung gemäss § 4 *ibid.* zwar mit unsrer Genehmigung zulässig; es ist aber mit der Vorschrift des § 4 nicht vereinbar, in dieser Hinsicht eine allgemein verbindliche Zusicherung zu machen.

Was den Anschluss der in der Landeskirche anstellungsfähigen, nach zu-  
voriger Ordination im praktischen äusseren Missionsdienste thätigen Kandidaten oder Geistlichen an den landeskirchlichen Pensions- und an den Pfarr-Witwen- und Waisenfonds betrifft, so haben wir in dem von Eurer Hochwürden erwähnten Schreiben an den Vorstand der Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika vom 27. Oktober 1897 — E. O. 6368 — diesen Anschluss nicht grundsätzlich abgelehnt, sondern unter Hervorhebung gewichtiger thatsächlicher Bedenken, unsere Entschliessung bis zur Mitteilung weiterer Daten über die Person der betreffenden Geistlichen und die finanzielle Lage der Gesellschaft vorbehalten.

Die erbetene allgemeine Zusicherung des Anschlusses aller solcher Geistlichen an die landeskirchlichen Fonds kann bei allem Wohlwollen für die Missionsarbeit von uns im Hinblick nicht nur auf die Verschiedenheit der thatsächlichen Verhältnisse, sondern auch auf die entgegenstehenden gesetzlichen Vorschriften des § 3 des Ruhegehaltsgesetzes vom 26. Januar 1880 bezw. §§ 1 und 2 des Pfarr-Witwen- und Waisen-Gesetzes vom 15. Juli 1889 zu unserm Bedauern nicht erteilt werden.



## Litteraturbericht.

**Schneider:** „Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1902.“ Der Amtskalender für evangel. Geistliche, zweiter Teil. Gütersloh. 3,50, geb 4 Mk. Es ist wieder eine erstaunliche Fülle personalen, kirchengeschichtlichen und statistischen Materials, welches in übersichtlicher Ordnung dieses Buch auf 531 Seiten bringt, freilich oft mit einer Kleinschrift, die wahres Augenpulver ist: eine umfassende Chronik des kirchlichen Lebens und Wirkens innerhalb des Zeitraumes eines Jahres, die den überzeugenden Beweis liefert, dass die heutige Kirche eine arbeitende ist. Unter den 12 Hauptkapiteln nimmt das dritte, das von der Heidenmission



handelt, den breitesten Raum ein (S. 131—220). Ich bedaure, dass mir der Raum fehlt, einmal eingehend mich mit diesem in dem Jahrbuche so umfangreichen und mit so viel Sammelfleiss zusammengestellten Kapitel zu beschäftigen und dass ich mich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken muss, die, wenn sie beherzigt werden, die Arbeit sowohl wesentlich zu verkürzen wie für die Leser instruktiver und fruchtbarer zu machen geeignet sind. 1. enthält der lange Artikel eine Menge Mitteilungen zum Teil ganz bekannter Sachen, die mit den neuesten ins Jahr 1900 bzw. 1901 gehörenden Ereignissen nichts zu thun haben, diese können künftig wegfallen; 2. fehlt es ihm sowohl an wirklicher Beherrschung, wie an Vollständigkeit, an übersichtlicher und behaltlicher Gruppierung des Stoffes und vor allem an ebenmässiger Verteilung desselben. Ganze Partien des grossen Missionsgebiets fehlen, andere von Bedeutung kommen viel zu kurz weg und auf Kleines und Kleinliches ist wiederholt zu viel Raum verwendet; 3. wird die Übersicht über die Missionsgebiete dadurch sehr auseinandergerissen, dass der deutsche Anteil nicht in die allg. Übersicht aufgenommen, sondern im 2. Abschnitte unter der Überschrift: deutsche evang. M. GG. für sich behandelt wird. Summa: in einer Jahreschronik kommt es darauf an: von dem innerhalb des betreffenden Jahres Geschehenen das wirklich Wichtige kurz, präzise, behaltlich herauszustellen, das Grosse gross und das Kleine klein zu behandeln und nichts von Belang ausser Acht zu lassen. Um die Huseinanderreissung der Geschehnisse auf den einzelnen Missionsgebieten zu vermeiden, sollte in einem ersten Abschnitte das besonders behandelt werden, was von Bedeutung in der Heimat geschehen ist. Jedes Jahr wieder in der Ausführlichkeit, wie es besonders dies Mal der Fall ist, die Jahresberichte der deutschen Missions-Gesellschaften zu exzerpieren, das muss stereotyp werden. Und wenn doch eine Generalübersicht gegeben werden soll, so dürfen auch die nichtdeutschen Missions-Gesellschaften nicht ganz und gar ignoriert werden, schon darum nicht, um den Verhältnisanteil, den Deutschland an dem Werke der Weltmission hat, erkennbar herauszustellen. Dieser generellen Kritik gegenüber, deren Berechtigung ich nicht im einzelnen nachweisen kann, weil das Seiten erfordern würde, kommen die mancherlei Irrtümer und Inkorrektheiten nicht in Betracht, auf die ich bei der Lektüre gestossen bin. Nur ein Wort noch an die Adresse des Verlegers. Bitte: die bloss broch. Exemplare besser geheftet, damit beim Aufschlagen nicht sofort die Bogen herausspringen oder noch lieber nur gebundene Exemplare.

Warnack.



# Die Früchte der Missionsarbeit im verflossenen Jahrhundert.<sup>1)</sup>

Von R. Grundemann.

Vorbemerkungen. Das Thema wurde mir in dieser Fassung ohne mein Zuthun gestellt. — Die ungesuchte Gelegenheit in Gleichnissen zu reden, habe ich mit Freuden ergriffen. Obgleich diese Darstellungsweise nicht die Beweiskraft streng wissenschaftlicher Erörterung hat, hielt ich sie gerade für jene Versammlungen in Herrnhut wohlgeeignet. Mehr als wissenschaftliche Deduktion war dort die Gleichnisrede am Platz, deren Vorbild uns der Meister hinterlassen hat.

Für gewöhnlich dient ein Gleichnis nur zur Darstellung eines Punktes. Pressung weiterer Züge führt leicht auf Irrwege. Es giebt jedoch auch Gleichnisse, die eine ganze Reihe von Zügen zu illustrieren vermögen. Man wird es mir nicht verdenken, wenn ich die in diesem Falle vorhandene Gleichniskraft möglichst ausgenutzt habe und dies nicht mit dem verfehlten „Pressen“ verwechseln.

Wenn mir die Früchte der Mission innerhalb einer gegebenen Zeitperiode zugewiesen waren, so hatte ich von zeitlichen und sichtbaren zu reden. Wohl giebt es imponderabile Erfolge der Mission — und ich habe hier und da andeutend auf solche hingewiesen, aber wir vermögen sie nicht nach Mass und Zahl zu fassen. Was mir oblag war dies, die wirklichen Missionsergebnisse des vorigen Jahrhunderts zur Darstellung zu bringen.

R. Gr.

Der Wortlaut unseres Themas enthält ein Bild, das uns von vornherein einige bedeutsame Winke zum rechten Verständnis aller Ergebnisse der Missionsarbeit an die Hand geben kann. Wenn man in industrieller Arbeit auf einen abgeschlossenen Zeitraum zurückblickt, so lässt sich feststellen, was durch menschliche Thätigkeit zustande gebracht worden ist. Ganz anders in der Gärtnerei, wo es sich um Früchte handelt. Was Menschen thun können zur Erzielung von Früchten ist offenbar das Geringere. Das Grössere kommt von dem allmächtigen Schöpfer, der Wachsen und Gedeihen giebt. Der Ausdruck: Früchte der Missionsarbeit ist ein demütiges Bekenntnis, dass alles,

---

1) Vortrag in der Festwoche zu Herrnhut 1901. — So energisch auch ich die Anschauung vertrete, dass die Mission ihre Aufgabe noch nicht erfüllt, jedenfalls ihr Ziel noch nicht erreicht hat, wenn sie sich mit dem Ergebnis befriedigt, dass durch ihre Thätigkeit einzelne Heiden gläubig und diese Gläubigen in ecclesiolae gesammelt worden sind, so kann ich doch dem nicht zustimmen, nur die Bildung von Volkskirchen und gar die Christianisierung von ganzen Völkern als „die Früchte“

was Menschen in der Mission geleistet haben, nur bescheidener Handlangerdienst war, und dass für alles, was zustande gekommen ist, die Ehre dem Herrn allein gebührt.

Es ist nicht überflüssig auch daran zu erinnern, dass Früchte unberechenbar sind. Oft versagt ein Baum die Früchte, selbst wenn der Pomolog seine ganze Kunst an ihm aufgewendet hatte. Hat in solchem Falle etwa der Schöpfer an seinem Teile etwas fehlen lassen? Welches armselige Menschenkind dürfte solche thörichte Behauptung wagen. Wohl aber ist die Handlangerarbeit des Gärtners leicht eine verfehlte. Hätte er sich z. B. Mühe gegeben, durch sorgfältige Behandlung einen Edelborsdorferstamm im Alter von 5—6 Jahren zum Tragen zu bringen, so würde er doch keine Frucht erlangen, denn in der Eigenart dieser Sorte liegt es, dass sie erst mit 20—25 Jahren tragbar wird. Der Gärtner weiss das aus der in seiner Profession schon längst gesammelten Erfahrung. Darum hütet er sich jetzt vor solcher verfehlten Arbeit.

In der Mission sind leider noch nicht entsprechende Erfahrungen in genügendem Masse gesammelt. Das verflossene Jahrhundert zeigt uns daher manche verfehlte Handlangerarbeit in solchen Fällen, wo Gottes Zeit noch nicht gekommen war. Und das nämliche gilt nicht bloß von der Zeit, sondern auch von manchen andern Verhältnissen — den Ordnungen des Herrn, nach welchen allein das Wachsen, Gedeihen und Reifen der Früchte stattfindet, — Ordnungen, welche den menschlichen Arbeitern zur Zeit noch verborgen waren, oder nicht beachtet wurden. Oft haben Missionsarbeiter sich selbst angeklagt, wenn ein Jahrzehnt nach dem andern verging, ohne dass die Verkündigung des Evangeliums den erwarteten Erfolg hatte. Es klingt rührend, wenn Männer und Frauen, die mit der denkbar grössten Selbsthingabe in

---

der Missionsarbeit zu bezeichnen. Die Rettung der Individuen bleibt immer die eigentliche Ewigkeitsfrucht der missionarischen Arbeit und ich kann in der Gewinnung und Sammlung gläubiger Individuen nicht bloß „Blüten“ erblicken. Auch ehe es zur Bildung von Volkskirchen kommt, kann eine Mission reich an „wirklichen“ Früchten sein, wie z. B. die apostolische Mission es gewesen ist. — Und bezüglich der Gleichnisrede, die mein werter Freund so liebt, darf wohl noch bemerkt werden, dass sie weder zu einseitig noch zu ausgedehnt geraten darf. Hier ist sie zu einseitig, weil sie die Frucht auf Äpfel und Birnen beschränkt und zu ausgedehnt, weil sie das Bild bis zur „Lagerreife“ verfolgt. Für das, was Grundemann illustrieren will, bleibt das einfache Gleichnis von der wachsenden Saat (Marc. 4, 26 ff.) das klassische.

Warneck.

glühendem Eifer gearbeitet haben, im Sack und in der Asche Busse thun, um ihre Versäumnisse und ihre Nachlässigkeit, die es noch immer nicht zu dem Erfolge kommen lassen. Wenn wir am Schlusse des Jahrhunderts mit sorgfältiger Sammlung der Erfahrungen zurückschauen, so finden wir manche Fälle, über die wir mit herzlichem Mitleid sagen können: „Liebe Leute, ihr hattet es ja verkehrt angefangen.“ Unter solchen Verhältnissen konnte es nach Gottes Ordnungen nicht gehen.

In der That giebt es einige Stücke, in denen uns die Geschichte der modernen Mission mit ziemlicher Deutlichkeit zeigt, unter welchen Bedingungen Gott in seinem grossen Garten die Früchte wachsen lässt oder nicht. Mehreres freilich ist uns bis auf den heutigen Tag verborgen, und staunend müssen wir in etlichen Fällen reiche Ernten sehen, wo wir wenig oder gar nichts erwarteten. Bis jetzt noch bleibt uns in diesem Stücke sehr viel unberechenbar. Um so mehr ist es unsere Pflicht darauf zu achten und Erfahrungen zu sammeln, damit wir immer mehr die richtige Handlangerarbeit thun lernen. Es würde eine grosse Unterlassungssünde sein, wenn man nicht die Lehren, welche sich aus dem verflossenen Jahrhundert für die Missionsmethode entnehmen lassen, fortan zu verwerten ernstlich bestrebt wäre.

Von Früchten wollen wir reden, nicht von Blüten. Zum Schaden der Sache sind beide manchmal mit einander verwechselt worden. Wir gönnen jedem Missionsfreunde die Freude, wie wir sie beim Anblick unsrer Bäume im Wonnemond haben. Aber wer dabei das Ziel der Mission erreicht wähnt, täuscht sich sehr. Der Rückblick auf das verflossene Jahrhundert zeigt uns unter andern auch viele verwelkte und abgefallene Blüten. Von denen handeln wir hier nicht. Wir betrachten nur Früchte.

Weiter lassen Sie uns noch eine vierte Seite des Bildes in's Auge fassen. Die Frucht ist ein lebendiger Organismus, dessen Entwicklung noch nicht zum Abschluss gekommen ist. Es lassen sich in derselben sehr verschiedene Stadien unterscheiden. Selbst wenn die Ausbildung der ausgewachsenen Frucht vollendet zu sein scheint, ist die Reife darum noch keineswegs vorhanden. Jeder kennt das Merkmal an den Kernen. Äpfel und Birnen sind nicht reif, solange die Kerne weiss sind. Weniger bekannt und oft unbeachtet ist der Unterschied der Baumreife und der Lagerreife. Schon mancher pomologisch Unkundige hat eine mit allen Zeichen der Reife gepflückte Frucht als sauer, hart und ungeniessbar verworfen, die er mehrere



Wochen später als wohlschmeckend, saftig und köstlich gerühmt haben würde.

Auch bei den Missionsfrüchten sind verschiedene Stadien der Reife zu unterscheiden und das ist höchst bedeutsam. Es ist nicht recht, wenn wir von jungen heidenchristlichen Gemeinden dasselbe erwarten, was wir von gereiften Gemeinden der heimatlichen Christenheit nach vielhundertjähriger Entwicklung mit Recht fordern dürfen. Mit solchen unzutreffenden Vorstellungen, die gelegentlich durch die Wirklichkeit bitter enttäuscht werden können, thut man den Heidenchristen schweres Unrecht — und handelt vielleicht so thöricht, wie einer, der bald nach dem Abblühen die kleinen Früchte essen wollte. Das sind ja noch gar keine Äpfel und Birnen; sie sollen erst welche werden. Also vergessen wir nicht: Nachsicht, Geduld und Hoffnung in Bezug auf die Heidenchristen! Auch wenn wir uns daran erinnern, wie jährlich nach der Blüte so zahlreiche kleine Fruchtansätze wieder abfallen, sollen wir nicht meinen es widerführe uns etwas seltsames, wenn auch die Missionsberichte von Abfall zu reden haben.

Was sind denn eigentlich in der Mission die Früchte? Die Antwort auf die Frage nach dem Endergebnis der Mission gewinnen wir nicht durch irgend ein theologisches Raisonnement, sondern haben sie einfach aus der Stiftungsurkunde zu entnehmen, die unser Heiland seinen Jüngern hinterlassen hat. Sein heiliger Wille ist, dass alle Völker seine Jünger werden sollen. Wer den Missionsbefehl einfach, so wie er bei Matthäus steht, ohne daran zu deuteln, annimmt, kann darüber nicht im Zweifel sein, dass das Objekt der Mission die Völker sind. Es ist dagegen eingewendet worden, τὰ ἔθνη sei nur die Übersetzung von ἔθνη und das bedeute die Heiden, die den wahren Gott nicht kennen, im Gegensatze zu Israel, das seine Offenbarung hatte. Das Wort sei hier in rein religiösem Sinne zu nehmen. Aber dadurch wird gar nichts geändert. Im Gegensatz zu dem Bundesvolk Israel stehen doch eben die heidnischen Völker. ἔθνη kann doch auf keinen Fall nur eine Sammlung aus den letzteren bedeuten. Am wenigsten aber kann man darunter einzelne Individuen aus den Heiden ohne Rücksicht auf ihre nationale Zugehörigkeit verstehen.<sup>1)</sup>

---

1) Im Missionsbefehl steht allerdings τὰ ἔθνη im Gegensatz zu Israel. Vergl. die eingehende Untersuchung in der eben erscheinenden 2. Auflage meiner Ev. Missionslehre 3. Abt. Kap. 33. D. H.

Bekanntlich waren die Anfänge unseres Missionslebens mit der letzteren Auffassung verknüpft, die auch den grösseren Teil des Missions-Jahrhunderts hindurch die massgebende blieb. Erklärlich ist es und fern sei es die ehrwürdigen Väter unsrer Mission zu tadeln, die da sangen: Unsre Reis' durch Schnee und Eis geht auch um eine Seel' allein. Wären wir in ihrer Lage gewesen, so würden wir es ebenso gemacht haben. Der Gegensatz, in welchen das erwachende geistliche Leben der Volkskirche gegenüber gedrängt wurde, liess den Gedanken gar nicht aufkommen, dass dem Herrn Jesus die Völker zugeführt werden sollten. Man substituierte als Missionsaufgabe unwillkürlich die Rettung von Seelen und zwar allein im Hinblick auf die zukünftige eine Herde unter einem Hirten. Der Wortlaut des Missionsbefehls wurde wenig betont. Ich meine nicht, dass er absichtlich in den Hintergrund gedrängt sei. Man nahm aber unter der Macht des Gedankens der Seelenrettung, ohne viel darüber nachzuforschen, den Befehl im allgemeinen heraus und die Völker traten in den Hintergrund.

Seitdem Graul den Missionsbefehl als die Grundlage des Werkes stärker betonte, begann sehr allmählich eine andere Auffassung sich Bahn zu brechen. Die Sammlung christlicher Gemeinden aus den Heiden-völkern wurde unter dem unbewussten Einfluss der gewonnenen Erfahrungen als die Aufgabe des Werkes betrachtet. Mehr und mehr trat dabei eine Wertschätzung der nationalen Eigentümlichkeiten hervor, Die heidenchristlichen Gemeinden sollten nicht aus dem Zusammenhange mit dem Volksganzen herausgerissen werden, sondern in demselben als ein Salz oder Sauerteig weiter wirken. Darin liegt aber schon, dass als das Ziel die Christianisierung des ganzen Volkes gedacht wurde. — Die angedeutete Wandelung in der Auffassung der Missionsaufgabe kann selber der Entwicklung der Frucht aus der Blüte analog gesetzt werden. Und wenn wir heute danach uns zu entscheiden haben, was wir als Frucht der Missionsarbeit annehmen wollen, so meine ich, wir dürfen nicht an vereinzelte gerettete Seelen denken, das sind schöne Blüten, an denen wir uns herzlich freuen können — auch nicht an zerstreute kleinere oder grössere christliche Gemeinden, sondern an Völker, die wenigstens dem Anfange nach in die Jüngerschaft Christi eingeführt worden sind. Je nachdem die Christianisierung mehr oder weniger vorgeschritten ist, werden sich verschiedene Stadien ergeben, die sehr wohl den verschiedenen Reifezuständen unsrer Früchte entsprechend gesetzt werden können.

Und nun lassen Sie uns den Rundgang um den Erdball antreten, und prüfen wo und in wie weit etwas von Völkerchristianisierung im Laufe des letzten Jahrhunderts erreicht ist.

Wir beginnen auf dem Gebiete, dem die ausgedehnteste Ernte zu teil geworden ist. In Nordamerika giebt es jetzt grosse Scharen evangelischer Neger, deren Vorfahren zu Anfang des Jahrhunderts (mit unbedeutenden Ausnahmen) Heiden waren. Ihre Zahl wird auf  $7\frac{1}{4}$  Millionen geschätzt. Vergleichen wir damit die Heidenchristen aller übrigen Missionsfelder, deren Zahl im günstigsten Falle auf ca.  $4\frac{1}{2}$  Millionen berechnet wird, so staunen wir, dass die gesamte übrige evangelische Mission in der ganzen Welt bei weitem noch nicht so viel Christen gewonnen hat, wie auf diesem einen Felde sich finden. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als die Missionskräfte und Mittel, welche der Negerbevölkerung in den Vereinigten Staaten gewidmet wurden, ausserordentlich geringe waren. Eine genauere Berechnung ist unmöglich, da die meisten Missionsarbeiten unter der Rubrik der home mission ausgeführt und also in den eigentlichen Missionsberichten nicht aufgeführt sind. Man möchte meinen, dass die Berührung mit den weissen Christen ausgedehntere Wirkung geübt habe, als die Arbeit besonderer Missionare. Dagegen aber spricht die Erwägung, dass die scharfe Rassentrennung, welche bis auf den heutigen Tag in Amerika herrscht und (bis auf verschwindende Ausnahmen) auch die kirchliche Gemeinschaft unmöglich macht, jedenfalls auch die missionierende Einwirkung der weissen Gemeinden in weitem Masse verhindert hat.

Staunen müssen wir bei der Vergleichung jener Millionen gegenüber den ca. 750 000 Heidenchristen in Afrika selbst (ohne Madagaskar), welche das Ergebnis der modernen Mission bilden. Wem sollte dabei nicht Josephs Wort einfallen: Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, dass er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks! In welchem Lichte erscheint uns von diesem Gesichtspunkte aus die Zulassung des verruchten Sklavenhandels, der unter Gottes wunderbarer Fügung das Mittel werden musste, zehnmal mehr Afrikaner in die Kirche Christi einzuführen, als dies durch viele angestrengte Missionsarbeit in Afrika selbst erreicht werden konnte.

In Westindien und Guayana finden wir ebenfalls sehr ausgedehnte Früchte der Mission unter der Negerbevölkerung. Der überwiegende Teil derselben ist christianisiert.

Nur mit Wehmut können wir an die amerikanischen Indianer

denken. Aus diesem hinsterbenden Geschlechte sind ja auch über 100 000 Heidenchristen vorhanden. In den Vereinigten Staaten sind mehr als  $\frac{1}{3}$  der noch übrigen Rothhäute evangelische Christen. Aber die weiteren Aussichten sind recht trübe. Wie anders würde sich die Indianerfrage gestalten haben, wenn die frommen Pilgerväter in bezug auf die Missionspflicht die Indianer weniger als Kananiter denn als Schafe aus dem anderen Stalle angesehen hätten, an deren Herzuführen zur Einen Herde auch sie dem Herrn Jesu dienen sollten!

Im Norden Amerikas finden wir ein paar Völklein, die mit geringen Ausnahmen völlig christianisiert worden sind. Von den Eskimo in Labrador und Grönland können wir als von reifen<sup>1)</sup> Früchten der Mission reden. Die Übergabe der grönländischen Gemeinden an die dänische Staatskirche ist ein deutliches Zeichen von dem Abschluss der Mission, mag derselbe auch ganz anders erfolgt sein, als man in den Anfängen und während der langen Arbeit erwartete.

Südamerika hat, mit Ausnahme von Guayana, keine Früchte evangelischer Mission aufzuweisen. Die Südamerikanische Missionsgesellschaft hat freilich im Feuerlande seit 50 Jahren eine harte Arbeit gethan. Aber was bis jetzt erreicht ist, gleicht noch immer einem kümmerlichen Blühen, bei dem der Fruchtansatz fraglich bleibt. Erst kürzlich hat sie in Gran Chako eine Indianermission angefangen, die vielleicht reichere Früchte bringen wird.

Ziehen wir weiter, durch die Inselflur der Südsee, so winken uns von vielen Inselgruppen ausgedehnte Missionsfrüchte entgegen. Wunderbar schnell hat sich auf manchen Gruppen nach kurzem, harten Widerstande die Umwandlung vollzogen. Charakteristisch ist die Inschrift in der dem Missionar Geddie gewidmeten Gedächtniskirche auf Anityum: „Als er hierher kam, gab's keinen einzigen Christen; als er starb, war kein Heide mehr vorhanden.“ Auf eine ganze Reihe von Inselgruppen trifft heute dasselbe zu. Auf Hawaii, Tahiti, Tonga, Samoa, Uiti und andern giebt's keine Heiden mehr. Die Bevölkerung besteht aus Getauften, die unter dem Einflusse der Predigt und des Schulunterrichts stehen. Ganz schroff dagegen herrscht auf andern Gruppen das finsterste Heidentum zum Teil verbunden mit Kannibalismus, so namentlich in Melanesien. Es ist erfreulich, dass dort in

---

1) „Reife“ Früchte erscheint mir hier zu viel behauptet. Das sind nur solche, die zugleich als Same die Fortpflanzungskraft in sich tragen. D. H.



neuster Zeit die Mission schöne Blüten treibt, aus denen sicherlich auch bald die Frucht ganzer christianisierter Stämme erwachsen wird.

Wenden wir uns nun zu dem Erdteil, in dem wir es weiter mit kulturarmen Völkern zu thun haben: Afrika. In Westen treten uns bedauerlich verkrüppelte Früchte der evangelischen Mission entgegen. Am Gambia finden wir nach 80jähriger Arbeit Gemeinden von 659 Mitgliedern, die vor 45 Jahren schon ihrer 1231 zählten.

Auch Sierra-Leone, auf das einst so grosse Hoffnungen gesetzt wurden, bietet keinen durchaus erfreulichen Anblick. Bekanntlich wurden auf der Halbinsel befreite Sklaven aus allerlei afrikanischen Völkern und Sprachen angesiedelt. Im Laufe der Zeit sind sie unter dem einheitlichen Regiment und der Macht der englischen Sprache, welche (freilich in ziemlich verderbter Form), das afrikanische Sprachgewirr zum guten Teil verdrängt zu haben scheint, einigermassen zu einer Volkseinheit verschmolzen. Man sollte erwarten, dass bei der hier besonders von christlicher Philanthropie getragenen Mission bald die ganze Bevölkerung zum Christentume geführt worden sei. Aber beinahe die Hälfte ist nach fast hundertjähriger Arbeit auch heute noch nicht gewonnen. Tausende sind dem Islam zugefallen und Zehntausende leben noch in ihrem afrikanischen Heidentum, wenngleich dasselbe durch manche Einflüsse christlicher Zivilisation gemildert worden ist. Auch sollte man erwarten, dass von dieser Leuchte für Westafrika ein helles Licht auf die umgebenden Gebiete ausgehen würde. Einzelne Funken konnten ja freilich weithinsprühend im Jorubalande neues Feuer anzünden. Aber in der nächsten Umgebung waltet (abgesehen von geringen Fünkchen) die volle heidnische Nacht, in der der Islam fortwährend weitere Fortschritte macht. Wenn nun auch auf der Halbinsel eine Anzahl Gemeinden schon vor 40 Jahren zu einer selbständigen Kirche formiert wurden, die auch selber eine eigene Missionsgesellschaft hat, so ist sie bei der Unfähigkeit, den übrigen Teil ihrer Landsleute für Christum zu gewinnen, schwerlich als eine gesunde Frucht der Mission anzusehen.

Noch weit ungünstiger steht es in Liberia. Die christlichen, schwarzen Ansiedler aus Amerika sollten ein Salz werden zur Christianisierung der eingeborenen Volksstämme. Aber nach 80jährigem Bestande stehen die amerikanisierten Liberianer von den verachteten Eingeborenen geschieden, als wären diese Parias, und auch direkte amerikanische Missionsarbeiten haben nur sehr geringe Erfolge gehabt.

Selbst die bisher immer noch einigermaßen erfreuliche Mission der amerikanischen Lutheraner wird jetzt von der Generalsynode aufgegeben und in andere Hände gelegt, u. a. weil die Gemeinden sich fortwährend durch Wegzug vermindern, ohne dass die Lücken ausgefüllt werden. — Im Äusseren wie im Geistlichen ist für dies unglückliche Gebiet keine Besserung zu erwarten, solange die Republik besteht, in der ein widerlicher Dummstolz bei höchster Unfähigkeit seine Misswirtschaft treibt. Es ist nicht zu hart geurteilt, wenn man Liberia als eine faule Frucht am Missionsbaume bezeichnet.

Erfreulicheres finden wir auf der Goldküste, wo in der gründlich arbeitenden Baseler Mission mit ihren 18000 Christen lebenskräftige Keime zur Christianisierung der Bevölkerung vorliegen. — Auch im Jorubalande ist unter hemmenden politischen Verhältnissen die Mission so vorwärts gekommen, dass z. B. in Abeokuta die Erklärung des Christentums als Staatsreligion nahe bevorstehend zu sein scheint. — In Kamerun war lange Zeit die Mission der englischen Baptisten geradezu auf dem Wege zu verkümmern. Erst seit der deutschen Besitzergreifung und dem Eintritt der Baseler Mission regt sich dort neues Leben und die Gemeinden mit 2600 Christen und nahezu 700 Taufbewerbern gleichen gesunden Fruchtansätzen.

Im Kongostaate und dem westlichen Zentralafrika überhaupt hat die evangelische Mission erst seit verhältnismässig kurzer Zeit gearbeitet. Eine und die andere künstlich getriebene Blüte (wie z. B. Bischof Taylors hochfliegender Plan) ist bereits verwelkt. Andere erschliessen sich immer weiter. Hoffentlich werden sie sich besser entwickeln. Aber von Früchten in unserm Sinne ist bis jetzt aus diesem Gebiete noch nicht zu berichten.

In Südafrika hat die Mission aus den mancherlei Völkerstämmen beträchtliche Gemeinden gesammelt. Unter  $3\frac{1}{2}$  Millionen Farbiger giebt es über  $\frac{1}{2}$  Million Christen, von denen die Methodisten und die Independenten bereits zur kirchlichen Selbständigkeit aus der Mission entlassen sind. Leider zersetzt sich aber in den bereits von der europäischen Ansiedlung besetzten Gebieten die Nationalität der eingeborenen Stämme immer mehr. Schon jetzt giebt es eine Schicht farbigen Proletariats, das ohne äusseren und inneren Zusammenhang kaum vor dem Verkommen zu retten sein wird, wenn gleich diese Farbigen physisch widerstandsfähiger sein dürften, als die Indianer in Amerika. Der unselige Krieg, der über 2 Jahre wüthet, verhüllt mehr

als je einen Ausblick in die Zukunft der südafrikanischen Völkerstämme. Es hängt davon ab, in welche Bahnen nach Wiederherstellung der Ruhe die Rassenfrage gelenkt werden wird, ob die weitere Ausbildung heidenchristlicher Volkskirchen möglich sein wird oder nicht. Bis jetzt konnte manche liebliche Christengemeinde schon als eine erfreulich gedeihende Missionsfrucht angesehen werden. Aber die Gefahr ist gross, dass solche noch ehe sie ausgewachsen sind, von dem rauhen Sturme hinweg gefegt werden. Das Schicksal mancher Missionsstation, von denen uns besonders die Berliner (man denke an Botsabelo!) und Hermannsburger angehen, muss uns mit tiefer Wehmut erfüllen. Bisher waren jene Früchte unter der patriarchalen Zucht der Burenpolitik erwachsen, ob sie später unter liberaler Politik weiter gedeihen können ist fraglich. In diesem Stück bildet Deutschsüdwestafrika einen wohlthuenden Gegensatz trotz einiger berechtigten Klagen, zu denen auch das deutsche Kolonialwesen Veranlassung giebt. Bei der mit fester Hand aufrecht erhaltenen Ruhe im Lande sind die Nama- und Herero-Stämme unter beständigen christlichen Einfluss gebracht. Wenn jetzt die Zahl der Christen auch erst 12000 beträgt, so zeigt der Zuwachs, der im letzten Jahre sogar 10% erreichte, einen erfreulichen Fortschritt und die völlige Christianisierung unsrer farbigen Kolonialangehörigen unter der treuen Arbeit der Rheinischen Mission darf als wahrscheinlich in Aussicht genommen werden.

In Ostafrika, wo spärliche Anfänge der evangelischen Mission über ein halbes Jahrhundert zurückreichen, datiert ein kräftiger Betrieb erst seit der neuen Kolonialära. Die Arbeiten eines Krapf und Rebmann erscheinen als Johanneswerk. Selbst in Uganda ist der grossartige Aufschwung bezeichnet durch den englischen Kolonialeinfluss. Dort sehen wir jetzt 30000 evangelische Christen, von denen 4000 erst im letzten Jahre getauft wurden. Das deutet auf eine kommende Christianisierung des ganzen Volkes. In Deutsch-Ostafrika haben wir noch nicht eine so bedeutende Bewegung unter irgend einer der eingeborenen Völkerschaften. Aber schöne, lebenskräftige Anfänge dürfen wir auch verzeichnen, namentlich im Nyassagebiet.

Von der grossen Insel Madagaskar, die einst als eines der erfreulichsten evangelischen Missionsgebiete galt, können wir das leider nicht mehr sagen. Unter den Erschütterungen der französischen Besitzergreifung ist die von den englischen Independenten gesammelte grosse Christenschar furchtbar zusammengeschmolzen. Hier wie auch auf

andern Gebieten zeigt sich, dass unter einer überhasteten Arbeit, die sofort die höchste Stufe erreichen will, viel Scheinfrüchte gezeitigt werden. Die solidere gründlichere Arbeit der Norweger hat sich unter den schweren Stürmen ungleich besser bewährt. Noch aber hat die Mission eine grosse Arbeit bis die Madagassen ein christliches Volk sein werden. Das Eingreifen der Pariser Gesellschaft wird für dieselbe förderlich und segensreich sein.

Wir kommen schliesslich nach Asien. Auf den zugehörigen Inseln von Holländisch-Indien fallen uns sofort einige bedeutende Missionsfrüchte in's Auge. Die Minahassa auf Celebes ist ein christliches Land geworden (mit fast 150 000 Christen), in dem nur ein verschwindender Teil der Bevölkerung noch nicht der christlichen Kirche angehört. Neben dieser reifen Frucht steht eine andere, die rasch der Reife entgegenwächst: die Batak-Mission auf Sumatra, mit ihren 46 000 Christen und 6000 Personen im Taufunterrichte. Traurig steht daneben die Dajak-Mission auf Borneo, die noch immer nicht zu einer erfreulichen Entwicklung kommen kann. Dagegen gestaltet sich auf Java in neuerer Zeit das Werk ein wenig erfolgreicher, trotz der Hindernisse des Islam, doch liegt die Aussicht auf ein christliches Java noch in weiter Ferne. — In Hinterindien ist das Völkchen der Karenen schon etwa zum fünften Teile christlich geworden, obwohl die Mehrzahl derer, die sich als Christen bekennen, nach baptistischer Ordnung die Taufe noch nicht empfangen hat.

In Vorderindien endlich finden wir sehr verschiedenartige Missionsfrüchte — einige fast ausgewachsen, andere schnell und hoffnungsvoll sich entwickelnd, andere sehr langsam wachsend und von der Reife weit entfernt, noch andere (und das ist die betrübendste Erscheinung) zurückgebliebene verkrüppelte Früchtchen, die gleichsam schon seit Jahren immer mehr eintrocknend am Baume hängen. — Das Völkchen der Schanâr in Tinneveli oder vielmehr die eine Abteilung derselben ist, wie mir an Ort und Stelle gesagt wurde, vollständig in die christliche Kirche eingetreten. Lebten die Schanâr nicht mit anderweitiger Bevölkerung gemischt, so hätte hier die Mission ihr Ende erreicht, wie dies übrigens auch durch die Organisation der anglikanischen Tinnevelikirche mit ihren 130 ordinierten Pastoren angedeutet ist.

Auch auf andern Gebieten Indiens haben Bewegungen stattgefunden und sind noch jetzt im Gange, indem Scharen familienweis und selbst in grösseren sozialen Verbänden mit dem Heidentum brechen



und die Taufe erbitten. Vor allem sind es Kastenlose (Paria) oder Angehörige niederer Kasten, die unter gegebenen Verhältnissen in Haufen zur christlichen Kirche kommen. Im Telugulande sind es die Mala und Madiga ca. 150 000 Seelen, im Marathalande Mahâr, anderwärts die Tscherumer, die Tschamâr, Dôm, Mehtar u. a. Ich möchte dabei bemerken, dass es sich in allen diesen Fällen keineswegs um Massenübertritte handelt, wie sie in der katholischen Mission vorkommen, wo Scharen geradezu ohne Unterricht getauft werden. Keine evangelische Mission hat sich solcher verwerflichen Praxis schuldig gemacht; vielmehr wird in allen Fällen auf eine möglichst gründliche Unterweisung sämtlicher Taufbewerber gehalten. Leider wird oft, wo genügende Lehrkräfte fehlen, das gewünschte Ziel nicht ganz erreicht. Von den deutschen Missions-Gesellschaften ist besonders die Leipziger durch die Pariabewegung in Anspruch genommen. Nur vereinzelt ist bei den Baslern derartiges vorgekommen.

Unter gleichen Verhältnissen kommen von den vorarischen Bergvölkern, die meist unter sozialem Drucke stehen, und die von der Kaste noch wenig berührt sind, Tausende zum Christentum. Die grösste Ernte in dieser Beziehung macht die Gossnersche Mission unter den Kolsstämmen. Andere dürfen bei den Santâl reichliche Gemeinden sammeln. Neuerdings sieht sich auch die Schleswig-Holsteinsche Mission von 5—6000 Taufbewerbern aus einem ähnlichen Bergstamm angelaufen. Durch besondere Fügungen öffnet der Herr selbst die Thüren zu solchen Schichten der Bevölkerung. Wo die Thüröffnung richtig benutzt wird, kommen ausgedehnte soziale Verbände in die Gemeinschaft der christlichen Kirche. Diese kleinen Nationalkirchen zeigen meistens ihre Lebenskraft in der Anziehung, die sie auf die noch nicht christlichen Angehörigen ihres Verbandes ausüben. In allen solchen Fällen sehen wir gesund heranwachsende Früchte.

Etwas anders gestaltet sich bedeutender Zuwachs in den Zeiten der Not. Da wird die christliche Barmherzigkeit zum Magnet, der die Leute selbst aus verschiedenen Kasten zu den Missionsstationen zieht. Ich lehne den Gedanken entschieden ab, als würden dabei nur Reischristen gewonnen, wenn ich auch nicht leugnen kann, dass in solchen Zeiten manche mit unterlaufen, die um des Reises willen Christen werden. Jedenfalls bemühen sich unsere Missionare solche auszusondern, so weit dies Menschen vermögen, die nicht Herzenskündiger sind. Besonders aber vermehren sich die christlichen Gemeinden in

solchen Hungerszeiten durch die Waisen, welche in grosser Zahl durch die christliche Barmherzigkeit gerettet werden und die naturgemäss zu Mitgliedern der Gemeinde heranwachsen.

So erfreulich nun auch solcher Zuwachs sein mag, so steht er doch gegen die vorgenannte Vermehrung insofern zurück, als den Übertretenden das Band mit ihren früheren Angehörigen verloren geht und somit fernerhin eine Zugkraft von ihnen auf die übrige Bevölkerung nicht ausgehen kann. Mehrere deutsche Gesellschaften (ich erinnere an die Baseler in Südmarathalande) haben solche Erfahrungen machen müssen. Der Zuwachs in den Notzeiten geht ruckweise. Es folgt darauf mehr oder weniger eine Zeit des Stillstandes und wenn die Taufbewerber nach Unterweisung und Probezeit die Taufe empfangen haben, vergehen Jahre bis einmal andere sich melden. Gemeinden, die vorzugsweise in solchen Zeiten gesammelt wurden, sind von der umgebenden Bevölkerung gesondert und vermögen auf dieselben keinen christianisierenden Einfluss auszuüben. Für das indische Bewusstsein bilden sie eine neue Kaste, so wie im Laufe der Jahrhunderte sich aus religiösen Sekten (den Anhängern irgend eines Guru) besondere Kasten gebildet haben. Missionsfrüchte dieser Art sind für uns unberechenbar. Grössere Hoffnung für das grosse Ziel, die Christianisierung Indiens, können wir nur da hegen, wo ausgedehnte im sozialen Zusammenhang befindliche Schichten der Bevölkerung dem Heidentum den Abschied geben.

Es ist eine Thatsache, dass von den mehr als 800000 evangel. Heidenchristen Indiens der allergrösste Teil unter den bisher besprochenen Verhältnissen gesammelt worden ist.

Anderer sind durch Einzelbekehrung der christlichen Kirche zugeführt. Dies scheint auf den ersten Blick das wünschenswerteste. In der That ist es erfreulich, wie sich die Kraft des Evangeliums an einzelnen Heiden so bewährt, dass sie selbst unter Überwindung der allerschwersten Hindernisse durchbrechen und als gläubige Christen in die Gemeinde eintreten. Aber keineswegs ist das immer bei der Einzelbekehrung der Fall. Es wirken auch da zuweilen ganz andere Ursachen mit und mancher hat den entscheidenden Schritt gethan, ohne dass ihm das volle Verständnis für das aufgegangen war, worauf es im Christentum ankommt. Bewährte alte Christen haben es bekannt, wie in Wahrheit das neue Leben in ihnen erst nachdem sie Jahrelang in der Gemeinde gelebt hatten, seinen Anfang nahm. Aber es giebt auch in solchen infolge von Einzelbekehrungen gebildeten Gemeinden

manche Glieder, über deren Mangel an geistlichem Leben die Hirten seufzen. Das ist auch bei solchen der Fall, die in der christlichen Gemeinde geboren und als Kinder getauft sind. — Wichtig ist die Erwägung, dass solche Gemeinden, die aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammen gebracht worden sind (zuweilen finden sich 3—4 verschiedene Muttersprachen vertreten), das nationale Band mit der Umgebung verloren haben, keinen werbenden Einfluss üben, wie das geschieht da, wo eine nationale Bewegung sich in christliche Bahnen gefunden hat. Jedenfalls steht es fest, obgleich es nicht statistisch berechnet werden kann, dass nur ein relativ geringer Teil der bisher gesammelten Heidenchristen durch Einzelbekehrung der Kirche Christi gewonnen wurden, während die ganz überwiegende Mehrzahl in geschlossenen Gruppen kam.

Einer bedauerlichen Art von Früchten muss ich hier noch gedenken, alter Christengemeinden, die vor 50 oder 80 Jahren gesammelt, einmal eine Zeit günstiger Entwicklung hatten, dann aber zum Stillstand kamen und nicht weiter wuchsen, nun aber mehr oder weniger des geistlichen Lebens bar in einen toten Formalismus versunken sind. Solche Gemeinden können vollends kein Salz für das Volk werden, in dem sie wie ein fremder Gegenstand der in einen Organismus eingedrungen ist, verkapselt liegen. Das sind Früchte, die am Baume vertrocknet sind, noch ehe sie ausgewachsen waren. Dass andererseits auch alte abgeschlossene Gemeinden, wenn in ihnen christliches Leben richtig gepflegt wird durch ihr stilles Beispiel trotz ihrer Abgeschlossenheit im Segen für das Ganze wirken können, will ich nicht bestreiten. Von manchen Gemeinden der Leipziger Mission, in denen die Reste der alten dänisch-hallischen Mission gesammelt sind, möchte ich dies entschieden behaupten, ebenso von manchen Baselern, namentlich die, in denen christliche Industrie ein bedeutungsvolle Moment bildet. Dennoch muss ich bei der Auffassung bleiben, dass für die Entwicklung Indiens, wie wir sie z. Z. ins Auge fassen können, die volkstümlichen Bewegungen die wichtigste christianisierende Instanz bilden.

Wenden wir weiter unsere Blicke nach Ostasien, so finden wir in Japan bereits erfreuliche Früchte der Mission. Als das mit Gewalt eröffnete Reich sich dem europäischen Einflusse im weitesten Masse hingab, fand die durch verschiedene Denominationen vertretene Mission dort einen günstigen Boden. Die Erfolge steigerten sich so, dass man schon meinte, die Christianisierung der ganzen Nation sei

nicht fern. Neuerdings, nachdem sich die Japaner die Vorteile der europäischen Civilisation in weitem Masse angeeignet hatten, ist eine rückläufige Bewegung, getragen von dünnkelhaftem Nationalgefühl, eingetreten, unter der die weiteren Fortschritte des Christentums ernstlich gefährdet erscheinen können. Glücklicherweise waren bereits selbstständige japanische Kirchen organisiert worden, in denen sicherlich die Keime zur weiteren Christianisierung vorhanden sind, auch für den Fall, dass der Einfluss der fremden Missionare unterbunden werden sollte. Jedenfalls hat die Mission in Japan bereits eine lebensfähige Frucht gebracht, die durch 85 000 evangelische Christen repräsentiert wird.

Schliesslich blicken wir auf China. Dass die neuerlich bei uns in der Heimat so schändlich verleumdete evangelische Mission in dem grossen Reiche gesunde Früchte gebracht hat, wird deutlich dadurch erwiesen, dass jetzt, nachdem der blutige Sturm, in dem so viele Märtyrer gefallen sind, eben nur vorübergerauscht ist, sich aller Orten wieder christliche Gemeinden sammeln. Statistische Angaben sind noch nicht möglich. Aber ich vermute, dass alle die Verringerungen der evangelischen Missionsgemeinden während der letzten Wirren durch neuen Zuzug von Taufbewerbern bereits wieder ausgeglichen sind. Sehr interessant würde es sein, wenn uns ein dazu befähigter Forscher die Katholikenverfolgung unter Jungtschin (1723) und ihre Wirkungen, unter denen die Zahl chinesischer Namenchristen gewaltig zusammenschmolz, und dagegen die neuste Verfolgung und ihre Wirkungen aus quellenmässiger Arbeit neben einander stellen wollte. Es würde sich unzweifelhaft ergeben, wie das Evangelium im Reiche der Mitte jetzt feste Wurzeln gewonnen hat. Mögen die Erfolge in Zahlen ausgedrückt den Millionen von Reichsangehörigen gegenüber noch sehr gering erscheinen — was sind 200 000 unter 400 Millionen — so bilden doch die bisher gesammelten evangelischen Gemeinden, besonders da, wo sie ihren nationalen Verhältnissen in keiner Weise entfremdet werden, gesunde Früchte, deren weitere Entwicklung in der Richtung zur Christianisierung Chinas uns nicht fraglich ist. Dass sich in die Mission allerlei ungesundes eingeschlichen hat und in dem menschlichen Handlangerdienste einiges gerade in China recht verkehrt gemacht worden ist, lässt sich leider nicht bestreiten. Die massenweise Verwendung junger Damen im Missionsdienste, manche ohne alle genügende Vorbildung, ist jedenfalls ein starker Misgriff. Es sollen junge Mädchen



die eine gründliche Bekehrung erfahren hatten, nach kurzer Vorbereitung geradezu von der Fabrik nach China geschickt sein. Noch schlimmer ist es, wenn solche Fräuleins nicht in häuslicher Stille an ihren chinesischen Schwestern arbeiten, sondern öffentlich predigen und lehren, was mit der guten Sitte in China nicht vereinbar ist.

Wenn wir uns aber auch nicht in allen Einzelheiten mit der von einigen Denominationen angewandten Praxis identifizieren können, müssen wir doch sagen, dass im grossen und ganzen in China eine gesunde evangelische Missionsarbeit getrieben ist, was wir namentlich von unsern deutschen Missionen behaupten, wenngleich wir nicht bestreiten wollen, dass auch für sie aus den Erfahrungen des vorigen Jahrhunderts noch manches zu lernen bleibt. Jedenfalls dürfen wir das, was bis jetzt in China erreicht ist, als eine entwicklungsfähige junge Frucht ansehen, die weiter gedeihen wird. Freilich müssen wir Geduld haben und dürfen uns nicht das Ziel, die Christianisierung des ganzen Reiches, als in der Nähe bevorstehend ausmalen.

Wir haben einen Rundgang durch den Garten der Mission gemacht und sehr verschiedenartige Früchte betrachtet. Einige sahen wir, die bereits reif vom Baume gelöst sind, andre, die vorzeitig, noch ehe sie ausgewachsen, vom Sturme herabgeschüttelt sind. Anderwärts sahen wir erst Blüten, aus denen wir seiner Zeit Früchte erwarten — oder auch schon abgewelkte, taube Blüten, die keine Frucht hinterlassen haben. Überwiegend aber mögen wir den Eindruck gehabt haben, den man diesmal beim Beginn des Herbstes in den Obstgärten wenigstens bei uns in der Mark hatte: ein reicher Obstsegen, welcher der Ernte entgegenreift.

Und diese Erntefreude soll uns auch nicht durch die Wahrnehmung verkümmert werden, dass viele von den Früchten, mit denen manche Bäume prächtig behangen sind, einen Wurmstich oder sonst einen Schaden haben. Auch unter den Missionsfrüchten giebt es wurmstichige und die Feinde der Mission lesen auch hier und da so eine auf und zeigen sie triumphierend dem Publikum, das (in Unkenntnis über unsere Sache befangen) dem Geschrei: „Die Mission ist eine ganz verfehlte Sache,“ willig lauscht und Glauben schenkt. Ich habe alle die wurmstichigen Äpfel keineswegs weggeworfen, es ist nichts, was brauchbar war, umgekommen. Die Hausfrau hat es bestens verwertet, z. B. zu köstlichem Apfelgelée. Es ist tröstlich, dass selbst Früchte, die dem Stiche nicht entgingen, darum noch nicht ganz verloren sind.

Und wenn wir armselige Menschenkinder so in unserm Garten zu walten vermögen, sollte nicht vielmehr der grosse weise Herr des Missionsgartens noch manche Frucht, die auf den ersten Blick, verderbt erscheint, noch retten können und in seinem heiligen Haushalt zu köstlicher Verwendung bringen!

Also auch wenn wir als Ergebnis des letzten Jahrhunderts an der Mission manches schadhafte und verkehrte finden, wollen wir uns nicht die Erntefreude verkümmern lassen, zumal da nach Aussonderung alles dessen, was die Kritik nicht besteht, ein gut Teil kerngesunder, grosser Früchte übrig bleibt, die alles Lobes wert sind.

Mir lachte im Garten zu Mörz manchmal das pomologische Herz im Leibe, wenn ich schon beim Pflücken einen Korb voll edler, wohlgeformter und rotbäckiger Äpfel erster Wahl aussondern konnte, Früchte deren Wert auch im herzlosen Handel durch das dreifache des gewöhnlichen Preises Anerkennung findet. Auch die Mission hat reichlich solche Früchte erster Wahl aufzuweisen, die bis zu einem gewissen Masse selbst vor der Welt, wo nicht gerade blinde Feindschaft waltet, Anerkennung finden, in ihrem vollen Wert aber erst von dem Könige und seinen Reichsgenossen erkannt werden. Möge der Herr auch uns die Augen helle machen, dass wir ohne Irreleitung durch trügerischen Schein den wahren Wert der echten Missionsfrüchte erkennen und verstehen lernen. Unsre Vorstellungen und Erwartungen gehen nämlich vielfach ab von seinen Plänen. Noch giebt es darüber unter den Missionsfreunden recht verschiedene Auffassungen. Auch die Erklärungen, welche ich eben beim Rundgang um die Welt Ihnen als Cicerone gegeben habe, dürften bei vielen auf lebhaften Widerspruch stossen. Sie werden mir vorwerfen, dass ich den Massstab zur Beurteilung der Missionsfrüchte unrichtig gewählt habe, indem ich alles danach taxierte, ob und wie es zur Christianisierung eines Volkes diene. Der Herr aber habe doch wahrlich nicht sein Erlösungswerk vollbracht, sein Reich begründet und seine Boten ausgesandt nur dazu, dass auf Erden eine Reihe von Volkskirchen entstehen sollten, Volkskirchen, vielleicht gar Staatskirchen mit all dem Jammerhaften, das solcher trübseligen Mischung von Geistlichem und Weltlichem anhaftet. Menschenseelen im Glauben an seine Erlösung selig zu machen, das allein sei das Ziel der Mission.

Gewiss ist das das Endziel. Aber diese Unterweisung zur Seligkeit hat er, der Meister, sich selbst vorbehalten.<sup>1)</sup> Bis dahin reicht

1) Die „Unterweisung“ zur Seligkeit gehört doch wohl in unseren Handlangerdienst.

unser Handlangerdienst nicht. Das Ziel das uns zunächst vor Augen stehen soll, hat er uns klar und deutlich gezeigt mit dem Befehl: „machet die Völker zu meinen Jüngern.“ Das Evangelium predigen, taufen, die christlichen Ordnungen einführen, das ist alles was wir können. Und wenn dergestalt aus den Heiden Volkskirchen gesammelt werden, in denen durch Wort und Sakrament der Meister mit seinem heiligen Geist die Seelen unterweist, dann sollen wir bescheiden uns der Grenzen unsrer Aufgabe erinnern. Den Übereifer, der jetzt schon das Unkraut aus dem Weizen ausrotten möchte, weist er zurück. Dass wir nur treu die Arbeit an dem grossen Felde der Heidenwelt thun buchstäblich wie sie uns befohlen ist.

Und wie hat er nicht grade in der Geschichte der Mission es bestätigt, dass das in unserm Wirkungskreise liegende Ziel der Mission in der That Volkskirchen sind! Die Millionen evangelischer Neger in Nordamerika bilden bei weitem keine Gemeinde der Heiligen. Auch von den Grönländern haben das die Brüder nicht behauptet und nun haben sie sie, wenn auch mit schwerem Herzen, sogar in einer Staatskirche mit unterbringen müssen. Es war unverkennbar Gottes Fügung, dass es so kommen musste. Nichts anders als Volkskirchen sind es, die entstanden sind in heidnischen Gebieten, in denen nun kein Heide mehr zu finden ist, wie auf den christianisierten Südseeinseln, in der Minahassa, bei den Schanâr u. a., Volkskirchen oft sogar recht niederen Standes, die selbst hinter unsrer Volkskirche mit ihrem vielen Unkraut unter dem Weizen noch zurückstehen müssen.

Aber nun zum Schluss ein Wort zum Troste, das uns das Bild von den Früchten an die Hand giebt. Früchte haben ihre Reife erlangt, wenn sie sich leicht vom Baume lösen. Aber das ist nur die erste Reife. Die edelsten Sorten sind zur Zeit noch ungeniessbar. Wer jetzt in eine Kasseler Reinette beisst, wird sie entrüstet von sich werfen. Das ist ganz wie das wegwerfende Urteil über die Volkskirchen. Aber man warte noch 4—5 Monate und man wird die wohl-schmeckende Frucht loben. Ich wünschte wir könnten etwas tiefere, pomologische Erörterungen anstellen über die Veränderungen, Ausscheidungen und Neubildungen, die sich nach der wunderbaren Ordnung des Schöpfers während der angedeuteten Zeit in solch einer Frucht vollziehen, eine Umwandlung, die ganz ausserhalb aller menschlichen Kunst liegt, und die der Herr seiner Macht allein vorbehalten hat. Sollte nicht der Meister auch in den auf sein Geheiss gesammelten Volkskirchen äh-

liche Umwandlungen ausführen können? So manche Probe davon, dass er's kann und das er's thut giebt er uns in einzelnen Individuen, die im Rahmen der Volkskirche zu solcher Umwandlung kommen, dass an ihnen unverkennbare Spuren eines geistlichen Lebens, das von oben stammt, hervortreten. Ich habe stets, wo ich in nüchterner Auffassung von der Qualität der heidenchristlichen Gemeinden sprach, hinzugefügt, dass ich einzelne gläubige Christen, die ihre Umgebung weit überragten, aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe, gereifte Christen, die ich gern den besten in der heimatlichen Kirche an die Seite stelle, ganz so, wie sich bei einzelnen Früchten, wenn alle die übrigen noch am Baume hängen, schon die volle Lagerreife einstellt. Das geschieht wunderbarer Weise bei solchen, die auch den Wurmstich erhalten hatten. Wo die Sünde mächtig geworden ist, da wird die Gnade noch viel mächtiger. Einzelne Individuen mit voller Erkenntnis der Sünde und Erfahrung der Gnade treten uns jetzt schon aus den heidnischen Volkskirchen entgegen. Sie sind ein Angeld auf die weitere zweite Reife, die der Herr den bisher gesammelten Früchten nicht versagen wird. Das soll uns trösten und soll uns bewahren vor unrechter Hast in der wir schaffen möchten, was wir nicht schaffen können, sondern dass wir warten in Geduld. Denn „ein Christ ist ein Mensch der warten kann.“



## Die Missionsarbeit der schottischen Staatskirche.

Von Missionsinspektor Lic. Crittelvitz.

### I. Die Zeit von 1843 bis 1880.

Die Geschichte der schottischen Staatskirchenmission<sup>1)</sup> bis zum Jahre 1843 ist wesentlich Vorgeschichte der freischottischen Mission. Bei der disruption, die zwischen der Staatskirche (Established Church

1) Über die schottischen Missionen ist in der H. M. Z. 1878, S. 132 ff., ausführlich geschrieben. Im folgenden soll darum nur die Entwicklung der letzten 20 Jahre eingehender dargestellt und ein Überblick über den jetzigen Stand der Missionsarbeit der E. K. gegeben werden. Zu Grunde liegt Weir, The foreign Missions of the church of Scotland, Edinburgh 1900. Die Missionsberichte in The church of Scotland home and foreign mission record (jetzt: Life and Work) sind für eine Reihe von Jahren verglichen. Ebenso der letzte Jahresbericht.



= E. C.)<sup>1)</sup> und der Freikirche (Free Church = F. C.) in dem genannten Jahre stattfand, traten sämtliche (14) Missionare und (3) Missionarinnen mit Ausnahme einer *Miss Saville* zur F. C. über.<sup>2)</sup> Dieselbe gewann somit alles, was Dr. Duff und andere gesegnete Männer an Erfahrung, persönlichen Beziehungen und geistigem Missionsbesitztum erworben hatten; denn mehr als alle Arbeit im Reiche Gottes ist ja die Missionsarbeit, besonders wenn sie noch in ihren Anfängen steht, von den Persönlichkeiten abhängig. Wenig bedeutete diesem Gewinn gegenüber der Verlust der Missionsgebäude. Zwar hatte Duff, unterstützt von einer Anzahl Missionare anderer Denominationen, welche alle den Fortgang der Duffschen Arbeit dringend wünschten, den Antrag an die E. L. richten lassen, sie möchte die Missionsgebäude gegen entsprechende Bezahlung eines Teiles des Wertes an die F. L. abtreten. Es wäre gross von der E. L. gewesen, wenn sie auf ihr formelles Besitzrecht verzichtet und das Recht der Persönlichkeit vorangestellt hätte. Doch nach mancherlei Erwägung lehnte sie die Forderung ab. Die F. L., von verhältnismässig wenigen, aber entschlossenen Gemeinden gebildet, hatte bald neue Gebäude, in denen die alte Arbeit ungehindert fortgesetzt wurde. Die E. L. behielt nur die leeren Häuser. Ihre Missionseinnahmen sanken auf weniger als die Hälfte, von 116 000 auf 52 000 Mk. Um so grössere Anerkennung verdienen die Männer, die, ohne entmutigt zu werden, den Aufbau einer neuen Missionsarbeit beschlossen. So ist es gekommen, dass die E. L. mit ihrer Mission nicht in Agra und Delhi (wie Duff vorgeschlagen hatte), sondern wieder an den alten Mittelpunkten, Madras, Bombay und Kalkutta, von vorne anfang.

Doch nicht nur die Stätten blieben dieselben, auch die Art, in der Duff gewirkt hatte, wurde wieder aufgenommen. Daher sind die beiden schottischen Missionen, besonders in Indien, einander so ähnlich. Ihr Zusammenleben an den gleichen Orten ist im allgemeinen ein sehr freundliches gewesen. Auch in Afrika haben sie später einander brüderlich zur Seite gestanden.

Neue Missionare fanden sich nur schwer für die E. L. Es wurden darum auch einige Deutsche ausgesandt. Als besonders tüchtig unter der kleinen Schar ist Dr. Ogilvie zu erwähnen. Er stand zuerst in

---

1) Die Staatskirche nennt sich selbst The church of Scotland.

2) 1846 ist noch eine Missionarin zur F. L. übergegangen.

Madras, wurde dann aber nach Kalkutta versetzt, weil dort die wichtigere Arbeit war. 25 Jahre lang hat er in derselben gestanden, ohne auch nur einmal nach Hause zurückzukehren. Es ist dies um so bemerkenswerter, als oft die englischen Missionare nach kurzer Thätigkeit aus der Missionsarbeit ausscheiden. Im Jahre 1847 war das Werk mit 9 Missionaren in Kalkutta, Madras und Bombay wieder in vollem Gange. In Kalkutta zählte man gegen 1000, in Madras 600—800, im Bombay etwa 300 Schüler. 1854 wurde in Uellur eine Schule angefangen, doch ist später diese Station an eine amerikanische Mission abgetreten worden.

Auch die Arbeit der Women's Association for foreign missions, die im Jahre 1837 gegründet und selbständig organisiert war, hatte im Jahre 1843 einen Stillstand erlitten, bis sie nach einiger Zeit wieder aufgenommen wurde. Sie erstreckte sich auf Waisenhäuser und Tagesschulen in Kalkutta, Bombay, von wo sie jedoch 1864 nach Puna verlegt wurde, und Madras. 1847 wurde eine Schule in Ceylon eröffnet. 1851 bestanden hier 6 Schulen mit 249 Schülern. In diesem kleinen Umfange ist dann die Arbeit betrieben, bis sie 1880 abgegeben wurde. 1859 wurde in Sialkot im Pandschab ein Waisenhaus eröffnet im Anschluss an die unten zu erwähnende Missionsstation.

Die Zeit nach 1847 war für die Missionsarbeit der schottischen Staatskirche eine Zeit kleiner Dinge. Von 1847—1854 wurde kein Missionar ausgesandt. Dazu verringerte sich die Zahl der Missionare noch durch allerlei Verluste. 1858 standen nur drei in Indien.

Einmal war die E. G. nahe daran, die ganze bisherige Arbeit aufzugeben und in anderer Weise wieder von vorne anzufangen. Durch Dr. Duff war die herrschende Missionsmethode die Schulthätigkeit geworden. Er wollte den Bildungstrieb der Hindus, an die man mit der einfachen Predigt schwer herankommt, benutzen, um sie unter den Einfluss des Evangeliums zu bringen. So eröffnete er in Kalkutta eine Schule für höhere englische Bildung, die aber einen durchaus christlichen Charakter trug, und in der den Missionaren der biblische Unterricht der wichtigste war. Auf diese Weise wurde der heidnische Aberglaube allerdings erschüttert, aber die Zahl der Taufen blieb klein. Es war Saat auf Hoffnung. Nun gründete die Regierung Universitäten in Kalkutta, Madras und Bombay und Regierungsschulen im ganzen Lande. Sie alle waren religionslos und erschienen als eine gefährliche Konkurrenz für die Missionsschulen. Auch den Missionsschulen wurden zwar beträchtliche Unterstützungen angeboten, natürlich nur für den Unterricht in den weltlichen Fächern. Die Annahme dieser Grants er-

schien aber vielen Missionsfreunden als eine Verleugnung des christlichen Charakters der Missionsschulen. Demgemäss wurde von der Generalversammlung der E. L. im Jahre 1855 die Ablehnung beschlossen, doch schon 1856 wurde dieser Beschluss geändert. Die Grants wurden angenommen, und dadurch die Kosten für die Missionsschulen auf ein geringes Mass herabgedrückt. Zu gleicher Zeit erwog man aber im Missionskomitee, ob nicht die ganze educational mission als zu erfolglos aufzugeben sei. Die Missionare sollten lieber predigen, statt nur zu unterrichten, und eingeborene Gehilfen heranziehen. In der Generalversammlung drang diese Meinung nicht durch. Man hielt an der alten Methode fest, aber beschloss, die educational mission durch evangelistical mission unter den Ureinwohnern Indiens zu ergänzen.

Schon 1836 war der E. L. ein Legat von 20000 Mark für eine Mission im Pandschab vermacht worden. 1856 wurde dieselbe begonnen von Missionar Hunter, der leider 1857 ermordet wurde. Zum Andenken an ihn ist in Sialkot die schöne Hunter memorial church errichtet. 1864 zeigten sich die ersten viel versprechenden Erfolge.

Aber auch unter Hindus wollte man die „evangelistische Methode“ anwenden. Dieser Wunsch führte 1860 zur Begründung der Station in Gajah, einem Hauptsitz des Hinduismus. Der Versuch schlug gänzlich fehl. Der Missionar Macfarlane war im Jahre 1870 nach Indien gegangen unter der Bedingung, dass er nicht zu unterrichten brauche, sondern predigen dürfe. Aber schliesslich bat er selbst darum, entweder in Gajah eine Schule wie in Kalkutta anfangen, oder anderswo unter Aborigines eine Predigtmission gründen zu dürfen.

Der Abschluss in der Frage nach dem Vorzug von educational oder evangelistical mission wurde dann herbeigeführt durch einen Mann, der für das Missionsleben der schottischen Staatskirche von grosser Bedeutung geworden ist, Dr. Norman Macleod. Schon seit längerer Zeit hatte er der Missionsarbeit wertvolle Helferdienste geleistet. 1864 trat er an die Spitze des Missionskomitees und führte bald einen Aufschwung in dem ihm anvertrauten Werke herbei.

Er begann in der Heimat. Duffs zündende Ansprachen standen noch in lebendiger Erinnerung. Jetzt hatte Dr. Macleod ähnlichen Erfolg. Sein Versuch, die Missionssammlungen zu systematisieren, misslang, aber um so eifriger suchte er durch persönliches Werben persönliches Missionsinteresse zu wecken.

Im Jahre 1867 machte er zusammen mit Dr. Watson eine Visitationsreise nach Indien, um insbesondere das Problem der besten Missionsmethode zu lösen. Das Resultat war, es sollte in Kalkutta bei der alten Methode bleiben, deren Wert klar erkannt wurde, es sollte aber auch die andere Methode zu ihrem Rechte kommen, und darum ein besonderer Missionar nur mit der Predigtarbeit betraut werden. So wurde die Eigenart und Kraft der alten Arbeit gewahrt und doch die Einseitigkeit vermieden. Dementsprechend wurde nun auch die Station in Gajah aufgelöst, und Mr. Macfarlane nach Dardschiling im Himalaya versetzt, wo er 1874 die ersten Christen taufen konnte. 1879 belief sich deren Zahl auf 130.

Seitdem hat die Diskussion geruht. Nur noch einmal, 1884, regte sie sich wieder. Es wurde wiederum eine Deputation nach Indien gesandt, die zu derselben Entscheidung kam wie Dr. Macleod.

Dieser treffliche Mann hat nur kurze Zeit die Mission geleitet. Er starb 1872. Sein Nachfolger war Dr. Herdman bis 1882. Wohl hauptsächlich als eine Frucht der Thätigkeit Dr. Macleods durfte er eine grosse Erweiterung des Missionsgebietes erleben.

In Bombay war Missionar Ferguson nach nur einjähriger Thätigkeit ausgetreten. Er war später nach Tschamba, einem unabhängigen Staat im Pandschab, gegangen. Dort nahm ihn der Radscha freundlich auf und schenkte ihm ein Haus und Land. Ferguson arbeitete als Freimissionar. 1873 aber, als er Indien verlassen musste, übergab er die Station der schottischen Staatskirche.

Im selben Jahre wurde unter dem Eindruck, den Livingstones Tod in Schottland machte, auf der General-Assembley der Antrag gestellt, die E. K. solle in Ostafrika ein Missionsunternehmen beginnen. Auch die Freikirche trug sich mit denselben Plänen. Da die letztere schon afrikanische Erfahrungen hatte, so beschloss die E. K., mit ihr gemeinsam zu handeln. Der erste Missionar, Henderson, zog mit einer Expedition der Freikirche nach dem Nyassa. Henderson wählte im Schirehochlande das jetzige Blantyre als Niederlassungsort, die freikirchlichen Sendboten siedelten sich dicht am See an. Blantyre, nach Livingstones Geburtsort genannt, war gedacht als Industriemission. 1876 kam Verstärkung von einigen Handwerkern aus Schottland. Henderson glaubte nun seine Aufgabe erfüllt zu haben und ging nach Indien. Das war verhängnisvoll. Die Laienbrüder machten Missgriffe; sie übten eine Art Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen aus, so dass in



öffentlichen Blättern von einem Reisenden über sie Klage geführt wurde. Das Komitee entsandte eine Deputation, welche die Ordnung wieder herstellte und einen neuen, besseren Anfang herbeizuführen suchte. 1880 fand die Taufe der (3) Erstlinge statt.

Die Lust zu neuen Missionsunternehmungen führte noch eine Gründung herbei. 1877 wurde in China die Station Itschang durch Rev. Lockburn eröffnet. Im November 1880 wurden auch hier die Erstlinge getauft.

Die Women's Association hatte zuerst nur in Waisenhäusern und Tages-schulen gearbeitet. Auch bei ihr erwachte der Wunsch nach mehr evangelistischer Thätigkeit. Infolgedessen wurde die Senanamission begonnen, zuerst in Kalkutta (1870), dann in Puna und in Sialkot. In Madras wurde sogar das Waisenhaus um der Senanas willen geschlossen. 1880 unterstellte sich die Association der Aufsicht der Generalversammlung.<sup>1)</sup>

1881 hatte die E. L. 13 ordinierte Missionare, 16 Laienbrüder, 4 Ärzte und eine Reihe eingeborener Hilfskräfte. Die Frauenmission zählte 5 europäische Kräfte.

## II. Die letzten 20 Jahre.

Zu ihren 4 Missionsfeldern hatte die E. L. in wenig Jahren 3 neue übernommen, darunter die beiden in Afrika und in China, bei denen die indischen Erfahrungen nur zum Teil verwertet werden konnten. In der Folgezeit galt es nun, die neuen Anfänge gründlich auszubauen und dabei die alten Unternehmungen nicht zu vernachlässigen. Eine Vermehrung der Missionsgebiete hat darum nicht mehr in dem Masse stattgefunden, wie in den siebziger Jahren. Ruhiges, hie und da sehr erfreuliches Wachstum ist das Kennzeichen der letzten 20 Jahre.

Die Leitung der Missionsarbeit als Convener im Missionskomitee übernahm 1885 Dr. M'Murtrie, der bis heute dies wichtige Amt bekleidet. Während seine Vorgänger nebenbei noch in einem Pfarramt standen, wurde er von demselben entbunden, um sich ganz der Missions-sache widmen zu können. Unter seiner Leitung hat auch die Missions-leistung der heimatlichen Kirche stetig zugenommen. Die Leistung der F. L. ist zwar nicht erreicht, aber doch bildet das, was die schottische Staatskirche für Mission aufbringt, einen ansehnlichen Beitrag zu dem Missionsoffer der evangelischen Christenheit.

---

1) Auch bei den Missionarinnen finden wir oft nur eine sehr kurze Arbeitszeit. Manche von ihnen gehen freilich nur in eine andere Art von Missionsthätigkeit über, indem sie Missionare heiraten.

An einigen Zahlen lässt sich am besten der Fortschritt deutlich machen. Abgesehen von Legaten, Zinsen und Einkünften auf dem Missionsfelde, betrug das durchschnittliche Einkommen jedes Jahres:

In den Jahren 1843—47 etwa	62 360 Mk.
" " " 1863—67 "	104 600 "
" " " 1878—82 "	192 240 "
" " " 1898—99 "	497 280 "

Die Gesamteinnahme für Mission im Jahre 1900 (die Einnahmen der Women's Association eingeschlossen) betrug: 990 560 Mk. Seit einiger Zeit ist man bestrebt, durch eine ähnliche Organisation des Sammelns, wie sie in der F. L. besteht, die Summen noch mehr zu erhöhen.

Besuchen wir nun die einzelnen Missionsfelder:

#### a) Die Missionen in den Hauptstädten der indischen Präsidentschaften.

Ein stattliches Gebäude ist die alte Institution in Kalkutta, die Duff gebaut hat. Mit Stolz sieht die E. L. auf dies ihr ältestes Missionsunternehmen und widmet ihm besondere Fürsorge. Im School department ist der Einfluss der immer zahlreicher werdenden religionslosen Schulen, an welchen von Eingeborenen unterrichtet wird, zu spüren; die Zahl der Schüler ist kleiner geworden. 1881 waren es 725, 1900 nur 658. Im College department dagegen ist die Zahl der Studierenden erfreulich gestiegen.<sup>1)</sup> 1881 waren es 409 und 1900 waren es 670, darunter nur 13 Christen. Es ist das grösste Missionskollege in Nordindien.<sup>2)</sup> Leiter der Anstalt ist D. Morrison. Fünf Missionare, von denen gewöhnlich einer auf Urlaub ist, geben den Unterricht. Unter den eingeborenen Lehrern ist die Zahl der Christen in 10 Jahren von 4 auf 9 gestiegen, die der Heiden von 20 auf 16 gefallen. Jede freiwerdende Stelle wird möglichst mit einem Christen besetzt. Die Resultate der Examina sind gute. Die Schüler kommen aus allen Teilen Bengalens. Ein Hospiz für christliche Schüler (aber auch Heiden werden aufgenommen) ist gebaut, um sie den Versuchungen der Grossstadt zu entziehen. Dem religiösen Unterricht (Bibelstudium) folgen auch die Heiden meist mit Interesse; es ist nicht zu verwundern, dass sich auch einige Widerwillige finden.

1) Seitdem Dr. Ogilvie das College der Universität „affiliert“ hat, so dass die Studierenden zu den Universitätsexamina zugelassen werden, ist dieses Steigen zu bemerken.

2) An Schulgeldern wurden im Jahre 1900 eingenommen 7631 Rup., an Colleggeldern 26 164, an Regierungsgrants 7200, ausserdem noch 536 Rup.

Von einer Reihe von eingeborenen Helfern wird in einer Kirche und einer Kapelle in der Volkssprache gepredigt. Auch wird unter den Arbeitern einiger grosser Jutefabriken missioniert. Die Zahl der Christen beträgt 246. Der Wunsch von Dr. Macleod, ein europäischer Missionar möchte sich ganz dem Evangelisationswerke widmen, ist leider noch nicht erfüllt, doch wird er immer wieder lebhaft von den Missionaren ausgesprochen.

Die schottische Frauenmission in Kalkutta arbeitet mit drei europäischen Missionarinnen und zahlreichen Helferinnen in Mädchenschulen und Senanas.

In Madras hat die Entwicklung der Missionsschule zum College nicht stattgefunden. Nur ein sogenanntes Second grade college, das der Universität affiliert ist, wurde 1887 eingerichtet. 1881 hatte Madras 602 Schüler, 1900 681, im College 105. Dagegen hat Madras den Vorzug gehabt, dass in seinem Bezirk von einem, zu Zeiten sogar von zwei Missionaren ausschliesslich Predigtarbeit gethan ist. Mittelpunkt dieser Thätigkeit ist die Station Arkonam. Der jetzige Missionar spricht das Tamulische als seine Muttersprache. Die Zahl der Christen beträgt 759. In Madras und Scholingur arbeitet die Women's Association mit 6 Damen in Schulen und Senanas. Ihre Arbeit wird besonders von Australien aus unterstützt.

Das Institut in Bombay ist nie zu einem rechten Gedeihen gekommen. Einige von den Missionaren waren untauglich, andere wechselten schnell. Als nun an andern Plätzen die Arbeit sehr wuchs und Verstärkung der Kräfte erheischte, beschloss man (1891) Bombay aufzugeben. Die Gebäude wurden verkauft. Im benachbarten Puna hat die Women's Association ihre grösste Station mit 10 Missionarinnen. Ein grosses Hospital bildet den Mittelpunkt der Arbeit. Zwei Fräulein Bernard, von denen die eine schon seit 1877 in Puna steht, sind die Leiterinnen der Station. Diese Kontinuität in der Leitung ist ein grosser Vorzug von Puna. Die Hoffnung der Missionarinnen, dass ihnen die E. C. einen ordinierten Missionar an die Seite stellen möchte, hat sich leider noch nicht erfüllt.

#### b. Die Pandschabmission.

Ist die Schularbeit in den grossen Städten mehr eine Säemannsarbeit, so hat es doch der schottischen Kirche auf andern Gebieten auch nicht an Ernten gefehlt. Im Pandschab hatte die E. C. im Jahre 1881 3 Stationen, Sialkot, Gudscharat und Wasir'abad. Dort waren im ganzen 87 Christen und 1300 Schüler gesammelt. In Tschamba, dem

benachbarten Eingeborenenstaat, waren es 72 Christen und 58 Schüler. Die nächsten Jahre vergingen in langsamem Fortschritt. Die gewöhnliche Missionsarbeit in Basar- und Reisepredigt, Schulthätigkeit und Verbreitung christlicher Literatur wurde treu gethan. Ende 1885 brachte ein Katechist aus einem Dorfe im Bezirk Sialkot die Nachricht, dass mehrere Leute getauft werden wollten. Das war der Anfang einer Erntezeit. 1886 fanden in dem Bezirk bereits 444 Taufen statt. Da die Zahlen sich in den nächsten Jahren steigerten, so empfand man lebhaft die Notwendigkeit, die jungen Christen besser als bisher möglich war zu unterrichten. Es wurde darum in Daska, wo die Women's Association schon eine Station hatte, eine theologische Schule eröffnet. Drei eingeborene Pastoren wurden ordiniert, Gemeinden organisiert. Da viele durch ihren Übertritt brotlos wurden, so richtete die Mission ein Christendorf mit Rentengütern ein, das den Namen Hunterpur zum Andenken an den ermordeten Gründer von Sialkot bekam.

1888 machte die E. K. mit der American United Presbyterian Mission einen Austausch, um die beiderseitigen Arbeitsfelder zu arrondieren. Die E. K. übernahm 572 Christen in 62 Dörfern und gab 1110 Christen in 110 Dörfern ab. Der Fortschritt ist seitdem derselbe geblieben.

Auch in den andern Bezirken der Pandschabmission wuchs die Zahl der Christen, doch nicht in dem Masse wie in Sialkot. Die Mehrzahl der Christen gehört zu den sozial niedrigstehenden Tschapra. Man hat hier also wohl dieselbe Erfahrung wie auch sonst in Indien gemacht, dass derartige Erweckungen sich in den Grenzen derselben Bevölkerungsklasse halten. 1899 gab der Gouverneur der E. K. und den im selben Gebiet arbeitenden Amerikanern ein grosses Stück Land, auf welchem Christendörfer zu je 40 Familien angelegt wurden. Der heidnische Radscha von Tschamba erbaute eine christliche Kirche. Leider genügte die Zahl der europäischen Missionare nicht, um die Arbeit zu bewältigen. Gerne hätte sich Dr. Youngson nach 20jährigem aufreibendem Dienst in Schottland zur Ruhe gesetzt, als er aber 1895 dorthin gereist war, empfing er eine Denkschrift, von 1314 eingeborenen Christen unterzeichnet, die ihn dringend baten, sie nicht zu verlassen. So kehrte er wieder auf sein Arbeitsfeld zurück.

Die E. K. hat jetzt im Pandschab 7 Stationen mit 7 Missionaren und 3 Ärzten. Die Zahl der Christen beträgt 5130. Die Women's



Association hat in Sialkot, Gudscharat und Tschamba Stationen mit 15 Arbeiterinnen. In Gudscharat und Sialkot hat sie ein Hospital.

### c. Die Himalayamission.

Für die im Jahre 1870 von Missionar Macfarlane im Himalaya begonnene Mission war es von Bedeutung, dass 1878 die Eisenbahn bis Dardschiling eröffnet wurde. Dadurch wurde der Ort zu einem viel besuchten Erholungsplatz für Europäer. Aber auch die Cheekultur nahm in der ganzen Gegend einen grossen Aufschwung. In Mengen strömten die Eingeborenen herbei. Von den Europäern empfing die Mission viel Unterstützung; manch freundliches Urteil über sie ist von Reisenden nach Hause geschrieben worden. Unter den vielen Eingeborenen aber eröffnete sich die Möglichkeit einer weitreichenden Missionsthätigkeit.

In Dardschiling sowohl wie in dem nicht weit entfernten Gebiet von Kalimpong stehen besonders viel eingeborne Gehilfen im Dienst. 1900 waren es 5 ordinierte und 30 unordinierte Prediger. Sie predigen in den von den Christen auf ihre Kosten gebauten Kirchen und ziehen auch aus zu Reisepredigten in den Dörfern ringsumher. 1881 schrieb Missionar Turnbull von seinen 6 Helfern: „Es sind gute, ehrliche Arbeiter im Weinberg Christi und verdienen wohl die fürbittende Unterstützung der Gemeinde Christi.“ Eine Gemeindeordnung ist eingerichtet. Monatlich wird ein Pandschayat (Kirchenratssitzung) von den Missionaren und eingeborenen Helfern gehalten, in welchem über Zulassung zur Taufe und Kirchenzuchtsfragen gesprochen wird. Da erhalten auch die Katechisten ihre Instruktionen. Eine jährliche Konferenz ruft alle Christen im Bezirk zusammen.

Die Missionare haben fleissig übersetzt. Die Übersetzung des Neuen Testaments in das Nepali ist fertig, die Übersetzung des Alten Testaments schreitet ihrer Vollendung entgegen. Der Druck erfolgt in der Missionsdruckerei. Dasselbst wird auch eine Zeitschrift in Hindi gedruckt und eine in Englisch für die Wohlthäter der Mission im Bezirk und daheim in Schottland. Welche Anerkennung die Mission bei den Europäern in der Gegend findet, geht daraus hervor, dass ein schottischer chaplain, der für die Pflanze in den Cheeplantagen hinausgesandt war, zu gleicher Zeit den Auftrag bekam, als Missionar unter den Plantagenarbeitern zu wirken.

1891 litten die Missionsgebäude in Dardschiling unter einem Erdsturz. 1893 wurden sie an einer geschützteren Stelle aufgebaut. In Kalimpong wurde 1892 eine schöne Kirche zur Erinnerung an den Gründer der Mission, Macfarlane, eingeweiht. Die Einladung des Evangeliums ist in ihr in 10 verschiedenen Sprachen

angeschrieben. Aus so viel verschiedenen Landesteilen strömen die Menschen dort zusammen. Aus dieser Thatsache ergibt sich die Bedeutung der Himalayamission der E. C. Sie besteht darin, dass sie an den Grenzen verschiedener Reiche Fuss gefasst hat, die zum Teil für das Evangelium noch verschlossen sind. Sie ist ein Vorposten gegen den Buddhismus in Tibet. Die heidenchristliche Gemeinde in Kalimpong hat auch die Aufgabe erkannt, die ihr damit gegeben ist.

Die Himalayamission hat eine ähnliche Bewegung erlebt wie die Pandschabmission. Nach dem Urteil der Missionare hängt dieselbe damit zusammen, dass die Christen von Kalimpong 1891 eine eigne Mission in Bhutan, einem heidnischen Nachbarstaate im Osten von Kalimpong, angefangen haben. Ein Katechist Sukhman zog als der erste Missionar dorthin. Trotz mancherlei Schwierigkeiten unter der sehr verkommenen Bevölkerung von Bhutan geht auch dies Unternehmen vorwärts. Den grössten geistlichen Segen aber hat die missionierende Gemeinde selbst gehabt. In den Jahren 1881—1900 ist die Zahl der Christen von 184 auf 2932 gestiegen, die der Schulen von 19 mit 477 Schülern auf 97 mit 3097 Schülern.

Der Erfolg, welchen die Mission unter den Ureinwohnern Indiens hat, erweckte den Wunsch in der schottischen Kirche, noch ein neues Missionsfeld der Art zu haben. 1883 erklärte sich die University Missionary Association bereit, den Unterhalt aufzubringen. Mr. Macfarlane wurde mit den ersten Untersuchungsreisen beauftragt. Er wurde zuerst auf die Santals gewiesen, er suchte auch in Assam, in Zentralindien und unter den Bhils im westlichen Indien nach einem geeigneten Felde. Schliesslich entschied er sich für das nördlich und gar nicht weit von Kalimpong gelegene unabhängige Sikkim. Der Radscha jedoch verbot eine Niederlassung. Infolgedessen wurden fürs erste in Kalimpong eingeborene Katechisten für die Arbeit in Sikkim ausgebildet. Als aber 1888 in Sikkim britische Verwaltung eingeführt wurde, konnte eine Station angelegt werden. Jetzt arbeiten für Sikkim 2 Missionare, einer davon am Seminar in Kalimpong, 5 Katechisten, 11 Lehrer. Getauft sind 199.

Der Gründer der Himalayamission, der unermüdliche Macfarlane, wurde im Jahre 1886 seinem Werk plötzlich entrissen. Am 14. Februar that er noch seine gewöhnliche anstrengende Tagesarbeit, anscheinend in bester Gesundheit. Am anderen Morgen fand man ihn tot in seinem Bette. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Alle, die ihn kannten, sagten von ihm wie *Principal Smith* in Kalkutta: „Ich bin dankbar gegen Gott, dass ich solch einen Mann gekannt habe.“

Es ist noch zu erwähnen, dass die Women's Association im Zusammenhang mit der Himalayamission der E. L. 3 Stationen hat, Dardschiling, Kurseong und Kalimpong. Fünf Missionarinnen arbeiten dort.<sup>1)</sup>

#### d. Zentralafrika.

Nach den ersten Misserfolgen machte die Nyassamission der Kirche von Schottland einen neuen Anfang im Jahre 1881. Neue Missionare wurden ausgesandt, aber mit einer andern Instruktion als die ersten. Die industriellen Unternehmungen sollten aufgegeben, und nur durch Predigt und Unterricht gewirkt werden. Es war dies eine Übertreibung nach der andern Seite. Zwar änderten sich die Verhältnisse insofern, als die African Lakes Company eine grosse kulturelle Thätigkeit entfaltete, sodass die Eingeborenen dadurch Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst hatten, aber ein gänzliches Unterlassen kultureller Arbeiten erschien für die Mission nicht praktisch. Der Kaffeebau ist von dem Missionsgärtner seit 1881 mit Erfolg betrieben. Die mancherlei Kaffeepflanzungen, die jetzt dort von Privatleuten gepflegt werden, sind mit Abkömmlingen aus dem Missionsgarten bestellt. Mancher, der früher Sklavenhandel oder andere schlechte Gewerbe betrieb, findet jetzt im Kaffeebau seine nützliche Beschäftigung. Die industriellen Betriebe der Mission, Gärtnerei, Druckerei, Zimmerei, Ziegelei, Milchwirtschaft, Wäscherei erhalten sich fast selbst. Die ordinierten Missionare sind in der Minderzahl. Es sind 4. Neben ihnen stehen 3 Ärzte, 2 Lehrer, 5 Handwerker bezw. Kaufleute. Auch die Arbeit der 4 Missionarinnen der Women's Association ist ebenso praktischen Fächern, besonders der Wäscherei, wie dem eigentlichen Unterricht gewidmet. Ein Missionsdampfer auf dem Schire hat zum Andenken an den Gründer von Blantyre den Namen Henry Henderson bekommen.

1882 wurde die erste Kirche errichtet, 1884 die Station Domasi angelegt. Im selben Jahre war Blantyre mit allen europäischen Niederlassungen der Gegend in Gefahr, von den kriegesischen Angoni überfallen zu werden. Schon standen ihre Horden nicht weit von der Station, da wendete die Überredung der Missionare das Unheil ab. 1887 drohte Gefahr von arabischen Sklavenhändlern und Annexion von

---

1) Die Mission unter den indischen Kulis auf Grenada (Westindien) untersteht zwar nicht dem Missionskomitee, wird aber hauptsächlich von Gliedern der schottischen Staatskirche unterhalten. Viele der Getauften kehren nach Indien zurück. Drei Katechisten thun die Missionsarbeit unter Leitung des schottischen chaplain.

Portugal. Da richteten die Missionare der E. C. mit denen der F. C. und den Pflanzern der Umgegend eine Petition an die englische Regierung, sie möchte das Nyassaland annektieren. Am 12. Septbr. 1889 wurde die Annexion erklärt. 1891 wurde die berühmte grosse Kirche in Blantyre eingeweiht, nachdem 3 Jahre lang daran gebaut worden.<sup>1)</sup>

1891 wurde die Station Mlandje angelegt. 1893 erlitt dieselbe einen räuberischen Überfall; der entstandene Schaden wurde durch die Regierung gedeckt. Die ersten Taufen fanden 1880 statt. Die letzte Statistik redet von 773 Christen.

In der Yao- und Ngangasprache sind Teile der heiligen Schrift, Schulbücher und sprachliche Lehrbücher gedruckt. In sprachlichen Fragen geht die Mission der E. C. mit den andern evangelischen Nyassamissionen gemeinsam vor.

### e. China.

Die Missionsarbeit der schottischen Kirche in China hat eine grössere Bedeutung bis jetzt nicht erlangt. 1887 konnte Missionar Lockburn nach Hause schreiben, dass wohl niemand in Itschang sei, der nicht mit den Wahrheiten des Christentums in Berührung gekommen wäre. Als 1890 eine Kirche eingeweiht wurde, zählte man 34 Christen. Im Jahr darauf konnten weitere 34 Taufen stattfinden. 1891 mussten die Missionare vor einem Aufstand fliehen, doch kehrten sie bald zurück. Der Mission wurde ein Schadenersatz von 155000 Mark gezahlt. 1888 war ein Missionsarzt nach Itschang gesandt, 1898 wurde ein Hospital eingerichtet. Eine neue Station in Itu ist in Aussicht genommen. Bei den Unruhen im Jahre 1900 verliessen die Missionare auf Befehl des englischen Konsuls die Station. Eine Aussenstation ist zerstört worden. Ende 1900 betrug die Zahl der Christen 354. Nach der Rückkehr der Missionare wenden sich mehr Chinesen als vorher dem Christentum zu. Während die Zahl der Taufen sich im Jahre 1900 auf 63 belief, waren es 1901 in drei Monaten bereits 57.

Die Thätigkeit der drei Missionarinnen der Women's Association in Itschang hat besondere Unterstützung von Neu-Seeland aus gefunden. Eine Witwe,

---

1) Als Bauwerk ist die Kirche zu bewundern. Aber gehört wirklich ein so prächtiger Dom auf eine Missionsstation unter Negern? Als die Macfarlanekirche in Kalimpong eingeweiht wurde, schrieb der Missionar: „Es ist ein Gebäude, das seinen Platz ebensogut unter andern schottischen Kirchen einnehmen könnte und unter ihnen als eines der praktischsten und best ausgestatteten hervorragen würde.“ Aber ist das ein Gesichtspunkt für eine Missionskirche?



Mrs. Anderson, hat mit grosser Hingebung nicht allein selbst Missionsarbeit in Itschang gethan, sondern auch, als sie dieselbe um ihrer Gesundheit willen aufgeben musste, eifrig weiter dafür geworben, ein rechtes Beispiel der Energie englischer Damen.

Das jüngste Missionsunternehmen der schottischen Kirche ist die Mission in dem Kikuyuhochland von Afrika, auf halbem Wege zwischen Mombas und Uganda. Missionar Dr. Ruffelle Scot mit Frau, früher in Blantyre, ein Arzt, Dr. Uffmann<sup>1)</sup> und 3 Laienbrüder sind 1901 ausgesandt worden.

Die Gesamtstatistik vom 31. Dezember 1900 weist auf (die Arbeit der Women's Association eingeschlossen): 22 Hauptstationen, 26 ordinierte Missionare, 9 Ärzte, 10 sonstige Laien, 45 Missionarinnen, 10 eingeborene Pastoren, 135 eingeborene Katechisten, 380 christliche Lehrkräfte, 10393 Christen, 13047 Schüler. —

Wenn in dem Missionsblatt der schottischen Staatskirche von deutscher Missionsarbeit berichtet wird, so geschieht dies selten, ohne dass ein kurzer Segenswunsch hinzu gefügt wird. So sei denn auch diese Übersicht über die Arbeit unserer schottischen Brüder, die in mancher Beziehung eine der deutschen ähnliche Art hat, geschlossen mit dem herzlichen Wunsche: Gott segne die Missionsarbeit der schottischen Staatskirche.



## Missions-Rundschau.

### Njassa Land.<sup>2)</sup>

Von Julius Richter.

Das letzte halbe Jahrzehnt ist für das Njassa Land eine Periode gleichmässigen Fortschritts gewesen. Die Engländer und Deutschen haben in ihren an den See grenzenden Gebieten ihre Herrschaft in Frieden geführt; sowohl die gefürchteten H-wemba auf der Tanganika-Hochebene, wie die noch furchtbareren

1) Sohn eines Gossnerschen Missionars.

2) Da über die Schreibung des Namens Njassa noch immer Meinungsverschiedenheit herrscht, sei bemerkt dass 1. die erste Silbe ein kurzes nja ist, das die Engländer nya schreiben müssen, weil ihr J den Sprachwert von dsch haben würde; 2. die zweite Silbe beginnt mit scharfem s, das wir durch Verdoppelung ausdrücken müssen, während im Englischen das s am Anfang der Silbe ohnehin scharf ist. Die Engländer schreiben also richtig Nyasa; wir müssen im Deutschen konsequent Njassa schreiben.

Ma-gwangwara im südlichen deutschen Gebiete haben sich schliesslich fast ohne Schwertstreich unterworfen. Auch die Portugiesen fangen nun endlich an, sich im Njassa Land festzusetzen — nicht zur Freude der evangelischen Missionsgesellschaften, welche von den ultramontanen Fanatikern nur behindert und gestört werden. Wir kommen weiter unten im einzelnen darauf. Auch die Verkehrsmittel mehren sich und kürzen die gefährlichen Reisen auf den ungesunden Wasserläufen ab. Zur Zeit befinden sich auf dem grossen Wasserwege vom Ozean bis zum Tanganika 26 Dampfer; sechs weitere sind auf dem Wege hinaus, und sechs sind noch im Bau. Selbst auf dem entlegenen Mweru-See hat die Seengesellschaft (Afr. L. Corp.) den ersten Dampfer vom Stapel gelassen. Allerdings mit dem Bahnbau Chiromo—Blantyre—Matope, über den seit einem Jahrzehnt soviel geredet und geschrieben wird, scheint es noch gute Weile zu haben; die Regierung hat nicht nur den Bau, sondern auch die Zinsgarantie abgelehnt, doch hat sich jetzt eine Shire Highland Railway Company gebildet, welcher die Regierung die Konzession zum Bahnbau erteilt hat. Nach *Life and Work*, 1901, Nr. 157, S. 8 ist die Konzession einem Syndikat unter der Leitung des Pflanzers Sharrer erteilt der Bahnbau soll in diesem Jahre beginnen.

Am 23. Oktober 1901 hat die Blantyre-Mission der schottischen Staatskirche im Schirehochland ihr 25jähriges Jubiläum gefeiert. Sie zählt heute 773 Getaufte, davon 544 Kommunikanten mit 3 Stationen: Blantyre, Domasi und Mlandsche. Eine vierte Station wird in Zomba, dem Sitz der Regierung, bewilligt. Mrs. Buce, David Livingstones Tochter, hat für dieselbe auch bereits ein Kapital zum Bau eines „Livingstone-Gedächtnis-Hospitals“ geschenkt. Mit den Aussenstationen hapert es; ihre Zahl und anscheinend auch ihre Bedeutung ist zurückgegangen; die Arbeit beschränkt sich mehr als früher auf die Hauptstationen und deren nächste Nachbarschaft. Eine hoffnungsvolle Arbeit im Comweiland (im östlich angrenzenden portugiesischen Gebiete) wurde durch ein Verbot der portugiesischen Behörden aufgehoben. Warum entwickelt sich diese Mission so langsam? Einmal ist das Missionspersonal unzureichend, und zwar trotz der grossen Zahl von 16—20 Missionaren; zur Zeit sind nämlich davon nur 2 ordinierte Geistliche, 1 Arzt, 7 Handwerksbrüder und 6 Missionsschwestern. Die schottischen Missionen haben bekanntlich keine Seminare; sie nehmen stets anderweitig ausgebildete Leute an, allein diese müssen dann eben in ihrem erlernten Berufe verwendet werden, und das hat in einer so vielen Wechsellern unterworfenen, zentralafrikanischen Mission grosse Schwierigkeiten, und bedingt ein unverhältnismässig grosses und unpraktisch zusammengesetztes Personal. Unsere seminaristisch durchgebildeten Missionare, die alle vorkommende Missionsarbeit selbstverständlich finden und angreifen, sind für solche werdenden Verhältnisse ungleich praktischer. Zweitens ist Blantyre der Mittelpunkt der Schirehochland-Kolonie und des dortigen Kaffeebaues. Die Mission ist zugleich die Staatskirche, die „Established Church“ der Kolonie, und das umsomehr, als die Mehrzahl der Pflanzers Schotten sind und viele zeitweilig mit der Mission in Verbindung gestanden haben. Das legt den Missionaren viele pastorale und gesellschaftliche Verpflichtungen auf, denen sie sich umsoweniger entziehen können, als sie mit ihren schwarzen Pfleglingen zum grossen Teil auf den Dienst bei den Europäern angewiesen sind. Noch wichtiger

ist, dass durch das Aufblühen der Kaffeeplantagen und den starken Zustrom von Ansiedlern die Eingeborenen in die ihrer freien Entwicklung wenig zuträgliche Lage einer inferioren Rasse gedrängt werden. Ist auch die Missionsarbeit in Gebieten unter unbeschränkter Häuptlingswillkür überall schwer, so gestaltet sich dieselbe bei starkem Vorwiegen des europäischen Elements meist auch nicht erfreulich. Der Hauptgrund aber scheint in der Missionsmethode der Schotten zu liegen. Soviel sich aus den Berichten ersehen lässt, werden fast ausschliesslich Zöglinge der Missionsschulen (oder solche, die es waren) getauft; in den Schulen aber ist neben dem Lehrplan industrielle Arbeit obligatorisch; die Zeit der Schule ist zwischen Unterricht und Anlernung in verschiedenen Handwerken geteilt. „Der Grundsatz ist, in jedem Fall Erziehung und Handwerksschulung zu verbinden. Dies wird dadurch erreicht, dass alle Schüler zugleich Lehrlinge in einem Handwerk oder Geschäft werden, sobald sie die Elementarklassen absolviert haben.“ Dies Doppelsystem der Erziehung wird in den Berichten in allen Tonarten gerühmt und immer nachdrücklicher durchgeführt. In *Life and Work* Nr. 154 (März 1901) wird S. 13 eine tabellarische Übersicht aller bisher getauften Männer nach ihren Lebensstellungen gegeben; nur 28 von den 314<sup>1)</sup> leben nach väterlicher Weise als Ackerbauer in ihren Dörfern, und davon sind 4 Hauptleute ihrer Dörfer und 3 arbeitsunfähige Alte. Dagegen sind 33 Aufseher, 25 Drucker, 33 Tischler, 19 Maurer, 7 Schreiber, 11 im Post- und Telegraphendienst u. s. w. Hier stossen wir auf eine prinzipielle Differenz des Missionsbetriebs. Unsere deutschen Missionen in Afrika gehen alle von der Grundanschauung aus, dass die genuine Beschäftigung und Lebensweise der Bantaneger Ackerbau und Viehzucht ist, und dass, so wünschenswert die Erziehung der Neger zur Arbeit sein mag, ein pädagogisch wertvoller Erfolg nur in der Richtung und im Rahmen dieser alteingeborenen Lieblingsbeschäftigungen zu erwarten sei. Deshalb lassen unsere Missionare überall, soweit es angeht, die Kinder in ihren Dörfern, taufen möglichst Erwachsene mit ihren Familien und suchen dörfliche Christengemeinden zu erzielen. Die Blantyre-Mission (und zum Teil auch die Livingstonia-Mission) geht von dem Grundsatz aus, dass ein fauler Afrikaner fast unter allen Umständen ein schlechter Christ ist, und da im Rahmen des einheimischen Lebens weder eine regelmässige, noch eine gewinnbringende Beschäftigung und keine Hebung auf ein höheres soziales Niveau möglich seien, müssen eben europäische Betriebe und Berufe eingeführt werden. Der Erfolg ist eine grosse Zerstreuung der Christengemeinde: Blantyre und die andern kleineren Stationen können nur der kleineren Hälfte der Christen Beschäftigung geben; es will uns schon zu viel — für afrikanische Verhältnisse geradezu ungesund — erscheinen, dass von 314 männlichen erwachsenen Getauften, 136 im Dienst und Sold der Mission stehen. Die andern müssen Beschäftigung suchen, wo sie sie finden, im Lande oder ausser dem Lande. Schon um dieser, für eine gesunde Entwicklung der Kirche durchaus ungünstigen Zerstreuung willen, scheint uns das pädagogische Prinzip verkehrt. Die Mission hat kein Interesse daran, mehr als das für ihren einheimischen Lehrstand erforderliche Personal aus der

---

1) Nur 5 von diesen 314 sind als Erwachsene getauft, alle andern als Jünglinge!

altväterlichen Umgebung und dem damit gegebenen sozialen Niveau herauszureissen, sondern vielmehr dieses selbst zu heben. Es scheint uns bei dieser allgemeinen Richtung der schottischen Mission ein bedenkliches Zeichen, dass von den 314 getauften Männern, 26, also 8%, ins Heidentum zurückgefallen sind. Überraschenderweise besteht die neueingesetzte Kirksession (Gemeinde-Kirchenrat) zum Teil aus weissen elders, d. h. die schwarze und weisse Gemeinde soll als eine einheitliche organisiert werden, wie auch beide Rassen zusammen zum Tisch des Herrn treten. Nur die Disziplinfälle sollen von den weissen und schwarzen elders für ihre Rassen in gesonderter Kommission verhandelt werden. Nach allen Erfahrungen über das Zusammenleben dieser beiden Rassen glauben wir nicht, dass man mit dieser Zerkleinerung des Rassengegensatzes in Blantyre Erfolg haben wird. Wir kommen auf das Problem bei der Rundschau über Indien zurück.

Aus der geplanten Mission längs der Ufer des Schire und Sambesi mit Hilfe des dazu hinausgesandten Dampfers Henry Henderson ist nichts geworden. Dagegen ist in Blantyre ein ziemlich grosses Hospital eröffnet, in dem ein besonderer Flügel für die Missionsgeschwister und andere Europäer reserviert ist. Leider droht der Blantyre-Mission wieder katholische Konkurrenz. Im Juli 1901 ist dort eine Gesellschaft Maristen Priester (Compagnie de la Ste Marie) angekommen, die den Auftrag hat, im Südnjassadistrikt eine starke katholische Missionsstation zu gründen.

Die hauptsächlich Manjandscha gebrauchenden Missionen des Njassa-Landes (die Blantyre, die Sambesi-Industrie, die kapholländische und die schottische Livingstonia-Mission haben sich zur Herstellung einer gemeinsamen Bibelübersetzung vereinigt. Die Übersetzung des Matthäus-Evangeliums liegt nach dem revidierten und vereinbarten Text vor. Das in Blantyre erscheinende Blatt Life and Work begleitet sein Erscheinen mit folgenden Ausführungen, die ein interessantes Licht auf die Sprachverhältnisse werfen:

„Die Übersetzer haben soweit als möglich einen Wortschatz benutzt, der allen Manjandscha leicht verständlich ist; die bekannteren Worte sind vor denen bevorzugt, die nur Dialekten von geringerer Verbreitung angehören, andererseits ist oft ein Dialektwort, welches eine biblische Idee besonders glücklich ausdrückt, einem bekannteren, aber weniger treffenden Worte vorgezogen. Solche Kombination wird ohne Zweifel zur Bildung einer besonders reichen Bibelsprache führen und so auf die Entwicklung der Manjandscha Litteratur Einfluss haben. Die einheimischen Sprachen gehen zur Zeit durch eine schwere Prüfung. Erstens sind die verschiedenen Stammessprachen sehr unbeständig, weil sie ungeschrieben sind. Es treten häufig Änderungen in den Worten ein, und sobald diese sich einbürgern, werden die alten Wortformen vergessen. Die junge Generation eines Dorfes verwendet oft einen Wortschatz, der von dem der alten erheblich abweicht. Fragt man nach der Bedeutung eines bestimmten Worts, so erhält man häufig die Antwort: „Das ist Sprache der atschakulungwa, der Hauptleute.“ Sterben diese, so nehmen sie mit sich einen Teil des alten Wortschatzes zu Grabe, der dann unweigerlich verloren ist. Diese Tatsache allein zeigt, welche Bedeutung die Niederschrift für die Erhaltung einer Sprache hat. Ein Teil der alten Volkssagen wird allerdings allem Anschein nach in fester Form ohne Änderung vom Vater auf den



Sohn überliefert; aber dieser Teil der Litteratur ist gering. Ausserdem geht 2. eine grosse Vermischung der Stämme vor sich wie nie zuvor. Die unausbleibliche Folge dieses Prozesses wird sein, dass die Seiten der Dialekte schärfer hervortreten, in denen dieselben übereinstimmen, und diejenigen abgeschliffen werden, in denen sie abweichen. Die starken Manjandscha-Endungen z. B. werden abgeschliffen, und die schwachen Yao-Endsilben werden verstärkt, bis sie einander ähnlicher werden. Man kann jetzt schon täglich im Verkehr einen ziemlich freien Austausch der Worte beider Sprachen beobachten. Yao brauchen Manjandscha-Worte und umgekehrt. Dieser unstäte Zustand der Sprachen in British-Central-Afrika rechtfertigt das vom Übersetzungskomitee gemachte Experiment.“

Die Sambesi-Industrie-Mission hat von Anfang an die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde auch in Deutschland in besonderem Masse in Anspruch genommen. Über die äussere Entwicklung des merkwürdigen Unternehmens haben wir in der letzten Rundschau (1897) referiert. Dasselbe ist nun 9 Jahre alt (seit 1892) und seine Leiter in London sind mit Recht der Ansicht, dass man sich jetzt ein objektives Urteil über seinen Wert bilden könne. Wir geben die dazu erforderlichen Daten: das Missionsplantagen-Unternehmen — die Berichte nennen es mit Vorliebe „Die Mission“ per excellence! — hat zur Zeit ca. 900 acres (1350 Morgen) in Kaffeekultur. Die erste grössere Ernte brachte das Jahr August/August 97/98: 46 460 Mk. Nun zeigte sich aber, welchen Schwankungen die Kaffeeproduktion und der Kaffeemarkt unterworfen sind: das Jahr 1899 brachte 49 582 Mk., das Jahr 1900: 122 519 Mk., das letzte Jahr 70 920 Mk. Die Einnahme ist also recht wechselnd, die heimatliche Missionsleitung rechnet aus dieser Quelle auf ein festes Jahreseinkommen von ca. 69 000 Mk., allein sie stellt daneben zugleich fest, dass die regelmässige Ausgabe daheim und in Afrika kaum unter 100 000 Mk. zu decken sei. Dabei haben alle „Missionare“ ihr täglich Brot als Kaffeepflanzer zu verdienen; Arbeiter sind fast ausschliesslich die wandernden Kulischaren aus dem Ngoni- und Congaland; spezielle Missionsausgaben können kaum vorhanden sein. Also nicht nur sind alle sanguinischen Hoffnungen, durch diese Plantagen grosse Geldmittel für die Mission flüssig zu machen, zu schanden geworden; die Sambesi-Industrie-Mission kann aus ihren Einkünften nicht einmal ihre laufenden Ausgaben decken. Dabei hat sie noch eine sich von Jahr zu Jahr hinschleppende Bankschuld von ca. 80 000 Mk. und einen mindestens ebenso hohen Betrag von zu verzinsenden Darlehen; ihre Schulden übersteigen also ihre Jahreseinnahme um das Doppelte. Die Londoner Leiter des Unternehmens haben trotzdem die Hoffnung, ihre Mission irgendwie selbsterhaltend zu machen, noch nicht aufgegeben; sie haben zwei neue, fast ebenso abenteuerliche Wege zu diesem Ziele eingeschlagen. Sie haben angefangen, im Schirehochland Weizen en gros zu bauen und haben zu diesem Zweck eine Mahlmühle mit allen zugehörigen kostbaren Maschinen hinausgesandt. Areal für dieses neue Experiment haben sie reichlich; denn allein ihr Hauptbesitz, das Mitsidi-Gut, umfasst ca. 26 779 acres (=  $\frac{4}{5}$  deutsche Quadratmeile!), und die westlich vom Schire im Süd-Angoni-Land gelegenen 6 Kaffeepplantagen haben ca. 5000 acres Grundbesitz. Damit haben sie ein grosses Handelsunternehmen verbunden; sie haben im Jahre 1900 für 141 927 Mk. Waren hinausgesandt und haben im ersten Jahre für 33 500 Mk., im zweiten für 89 140 Mk. Waren verkauft und auch dabei natürlich einen guten

Verdienst gemacht. Allein je tiefer sie sich in solche kaufmännischen und kolonisations-Unternehmen einlassen, um so mehr verlieren sie den Missionscharakter, um so weniger haben sie Anspruch auf den stark betonten Namen „Die Mission.“ Denn was von wirklicher Missionsarbeit geleistet wird, kann eben bei dieser Überbürdung mit weltlicher Arbeit nicht gross sein. Damit dass die Mission auf ihrem Gute Mitsidi und für ihre 6 Plantagen im Ngoni-Lande 2 Hospitäler unterhält, thut sie einfach ihre Pflicht gegen ihre Plantagenarbeiter, und wenn daneben noch einige hundert Neger unentgeltlich mit verpflegt werden, fällt das nicht schwer ins Gewicht. Ausserdem hat die Mission ca. 34 Schulen, — die Zahl schwankt etwas, was bei dem primitiven Charakter derselben nicht zu verwundern ist, mit 2400 Schülern; über die ersten Anfangsgründe scheint keine derselben hinauszugehen; ein Seminar zur Ausbildung von eingeborenen Gehilfen ist nicht vorhanden. Es befindet sich überhaupt unter dem ganzen Missionspersonal kein Ordinierter. Wer die Sakramente verwaltet, wird nicht gesagt; wahrscheinlich masst sich jeder Europäer das Recht dazu an. Selbst diese Mission fühlt neuerdings, dass es denn doch nicht länger mehr angeht ohne einige Leute, „die sich nur mit der Beaufsichtigung der Wortverkündigung in den Dörfern, der Erziehung eingeborener Lehrer und Prediger, der Ausdehnung und Leitung des Schulsystems und der Verwaltung der beiden Hospitäler beschäftigen.“ „Vier bis sechs Personen könnten mit Vorteil in diesen Departements verwendet werden.“ Aber, und das ist wieder charakteristisch für diese mit so hochtrabenden Worten ins Werk gesetzte Mission: die Kosten für sie kann das Werk nicht tragen; dafür müssen spezielle Sammlungen veranstaltet werden! Die ganze bisherige Geschichte der Sambesi-Industrie ist ein warnendes Beispiel gegen derartige englisch-amerikanische Träumereien; sie ist ebenso erfolglos wie des bekannten Bischofs Taylor „selbstunterhaltende Missionen“ in Angola und am Kongo; wiewohl man immerhin im Vergleich mit diesen letzteren der Sambesi-Mission die Anerkennung nicht versagen kann, dass ihre Berichte nach der geschäftlichen Seite hin durchsichtig und die Verwaltung dem Anschein nach reell ist. Schade um soviel kostbares Missionsgeld, um so viele fromme, eifrige junge Leute!

Über die freischottische Livingstonia-Mission ist erst kürzlich anlässlich ihres 25jährigen Jubiläums in dieser Zeitschrift ein eigener Artikel erschienen (S. 30 ff., 61 ff.) und auch über die gelegentlich der Jubiläumsfeier im Livingstonia-Institut gehaltene „allgemeine Missionskonferenz“ ist 1901, S. 392 ein Bericht veröffentlicht. Wir beschränken uns deshalb auf einige Bemerkungen. In der Missionsmethode scheinen sich die Blantyre und die Livingstonia-Mission aufs engste zu berühren; in beiden liegt der Schwerpunkt in den Schulen; in beiden geht eine ausgesprochen industrielle Erziehung neben dem Schulcurriculum her. Und doch ist ein grosser Unterschied. Im ganzen Gebiet der Livingstonia-Mission ist wenigstens bis jetzt eine europäische Invasion nicht zu befürchten; die Mission ist in der glücklichen Lage, ihre Zöglinge nur für ihre Bedürfnisse und ihr Gebiet zu brauchen; dass jemand Unterricht sucht, um später bei den Engländern Geld zu verdienen ist Ausnahme. Deshalb legt die Mission ihre Methode darauf an, alle im Volke ruhenden geistigen Kräfte in den Dienst der Mission an den Landsleuten zu stellen und soviel Lehrer, Evangelisten u. s. w. als irgend möglich heranzubilden. Das ist der Zweck des grossen Livingstonia-Instituts auf dem Kondowi-Plateau und der

kleineren Stationskostschulen. Nun geht die Missionsleitung sehr richtig von der Anschauung aus, dass die bloß geistige Arbeit im Pensionat für afrikanische Jungen (und Mädchen) gefährlich ist; sie sehen leicht mit Verachtung auf die körperliche Arbeit herab und werden hochmütig; sie verkümmern gleichzeitig in ihrer körperlichen Entwicklung. Deshalb wird allen Zöglingen eine starke Dosis körperlicher Arbeit in Werkstätten, Feld und Garten gegeben, um sie in gesunder Entwicklung zu erhalten. Gleichzeitig können sie so einen Teil der Kosten ihres Lebensunterhalts abarbeiten und werden dadurch zu dem Gefühle erzogen, dass nur die Ausbildung etwas wert sei, welche ihnen manchen Schweisstropfen gekostet hat. Es wird fast von allen Zöglingen zumal des grossen Zentralinstituts erwartet, dass sie Lehrer werden; soweit ich die Berichte verfolgen kann, ist es Ausnahme, dass einzelne als Zimmerleute oder Schreiber in den Dienst der Regierung oder der Handelsgesellschaften gehen. Ich möchte wünschen, dass auch noch der Gebrauch der englischen Sprache in Kondowi eingeschränkt würde, da mit dem freien Gebrauch derselben die Versuchung für die Zöglinge immerhin gross ist, die reichen Gehälter in englischen Diensten zu suchen. Aber selbst die sonst so pädagogischen und soliden Schotten teilen die allgemein englische Ansicht, dass nur gebildet sei, wer englisch plappern kann. — Ist schon mit dieser scharf im Auge behaltenen Zielrichtung auf den Lehrerberuf ein wesentlicher Unterschied von der Blantyre-Mission gegeben, so muss ferner betont werden, dass in weitaus der grössten Mehrzahl der Schulen, d. h. in allen einfachen Dorfschulen mit ihren Tausenden von Schülern nur ein elementarer Unterricht ohne alle industriellen Liebhabereien gegeben wird, und dass von den Hunderten, die alljährlich durch die Taufe in die Kirche aufgenommen werden, die von der Mission ausgebildeten Handwerker vielleicht kaum 10/o ausmachen. Wenn von der Livingstonia-Mission eine Tabelle der Beschäftigung aller Getauften aufgenommen würde, wie wir sie von der Blantyre-Mission besprachen, so würde sie wahrscheinlich beweisen, dass die Freischotten so weit als irgend möglich ihre Getauften in ihrer altväterlichen Umgebung und bei ihrer altgewohnten Beschäftigung des Ackerbaus und Viehzüchtens lassen, also in nach unsrer deutschen Anschauung gesunder Weise auf die Bildung einer Volkskirche ausgehen.

Die Zahl der Getauften ist auch in der Livingstonia-Mission noch klein; sie zählte:

31. Dez. 1898: 1965 Getaufte, davon 861 Kommun. und 588 im Jahre 1898 Getaufte.

31. Dez. 1899: 2935       "       "       1315       "       und 821       "       "       1899       "

31. Dez. 1900: 3086       "       "       1331<sup>1)</sup>       "       und 746       "       "       1900       "

Allein einmal ist zu beachten, dass eigentlich nur 2 Stationsgebiete — Bandawe und Ngoni-Land — wirklich ergiebig sind; Kondowi ist die Schulstation, in der also vorwiegend Kinder sind; Mwenzo und Karonga haben noch kein erfreuliches Wachstum aufzuweisen; aber Bandawe zählt 886, Ngoni-Land 1859 Getaufte. Ausserdem ist die Mission offenbar seit einigen Jahren in ein Stadium

---

1) Wie es kommt, dass trotz 746 Tafen im Jahr 1900 sich die Gesamtzahl der Christen nur um 151, die der Kommunikanten nur um 16 vermehrt hat, wird in den Berichten nicht aufgeklärt.



schnellen Wachstums eingetreten. Im Jahre 1898 blieben bei 588 Getauften noch 2746, im Jahre 1899 bei 821 Getauften noch 2874, im Jahre 1900 bei 746 Getauften noch 2368 Katechumenen im Taufunterrichte. Das lässt weitere grosse Ernten erwarten. Besonders im Ngoni Land, aber auch unter den Tonga bei Bandawe ist eine schöne Bewegung zum Christentum im Gange; die hohen Zahlen der Getauften sind doppelt bedeutungsvoll, weil die Freischotten sehr vorsichtig mit der Erteilung der Taufe sind und ihre Katechumenen oft jahrelang on trial (auf Probe) warten lassen.

Beide presbyterianischen Missionen haben im Jahre 1900 in verfassungsmässiger Richtung einen Schritt vorwärts gethan, sie haben kirk sessions mit von den Gemeinden gewählten elders eingeführt. Am 9. November 1899 hat eine Konferenz in Livingstonia beschlossen, eine „presbyterianische Kirche von Zentral-Afrika“ zu gründen, in der 2 Presbyterien — Nord- und Süd-Livingstonia, das sind der schottische und der kapholländische Flügel der Livingstonia-Mission — zu einer Synode zusammengeschlossen werden sollen. Die Blantyre-Mission ist in diese Kirchengründung vorläufig nicht eingeschlossen, hat aber gleichfalls auf allen ihren Stationen Kirksessions eingerichtet.

Die Universitäten-Mission auf der Ostseite des Sees hat nach den schweren Verlusten der vorangegangenen Periode unter dem Episkopat des Missionsarztes Dr. Hine (1896—1901) eine Zeit relativ ruhiger Entwicklung gehabt. Des Wechsels im Missionspersonal ist allerdings noch immer kein Ende. Während der letzten 4 Jahre (1897—1900 inkl.) hat diese kleine Mission 22 Missionsgeschwister verloren: 6 sind gestorben, 7 haben krankheitshalber heimkehren müssen und 9 haben resigniert. Da dagegen nur 15 neu eingetreten sind, so fehlt es wieder überall an genügender Besetzung der Stationen. Likoma ist doch das Hauptquartier der Mission geblieben; man hat den Gedanken, ganz in das Schirehochland überzusiedeln, aufgegeben. Die von Hine im Jahre 1893 gegründete Station Unangu, 10 Meilen landeinwärts und 2000 Fuss über dem See, ist nur mit einem Eingeborenen, dem Ordinierten Yohana Abdallah, besetzt; sie scheint sich kräftig entwickelt zu haben. Die beiden anderen Stationen Kotakota auf der Westküste und Mponda am Ausfluss des Schire aus dem Njassa, sind ungesund und noch in den Anfängen der Entwicklung. Das sind die vier Hauptstationen; sie liegen weit auseinander, in durchaus verschiedenen volklichen Verhältnissen und Sprachgebieten; sie lassen eine einheitliche Arbeit nirgends aufkommen. Die hoffnungsvollsten Teile der Arbeit sind nach wie vor die Insel Likoma selbst, wo die Gemeinde auf 470 Seelen angewachsen ist, und die gegenüberliegende Küste. Dort ist bekanntlich in den zahlreichen, dicht aneinanderliegenden Dörfern durch den noch immer (seit 1876 in der Mission) thätigen Archidiakon Johnson eine interessante Arbeit angefangen. In 33 Dörfern arbeiten etwa 38 eingeborene Lehrer; das Missionsschiff „Charles Janson“ — inzwischen ist der neue, grössere Dampfer „Chauncy Maples“ hinzugekommen — fährt beständig längs der Küste von Ort zu Ort, und ein englischer Priester wandert an der Küste hin von Schule zu Schule, um die Lehrer zu beaufsichtigen, die zerstreute Gemeinde im Auge zu behalten, neue Schulen anzulegen u. s. w. Die Mission zählt in diesen Dörfern



1176 Getaufte. In die innere Seite dieses schwierigen Werks gewährt uns ein Bericht des Rev. Eyre einen Einblick, den wir deshalb im Auszug mitteilen:

„Die 33 Seeufer-Stationen kosten ausser den Ausgaben der beaufsichtigenden Missionare im Jahre 8030 Mk., davon betragen die Gehälter der 33 Lehrer 6266 Mk. Während des letzten Jahres mussten mehrere Lehrer wegen schwerer Vergehen entlassen werden. Die Leute nehmen im allgemeinen die Lehrer gern auf, und viele wünschen die Taufe. Andere halten sich beiseite, hindern aber auch die Mission nicht. Die Zahl der zu uns Gehörenden steigt allmählich. Ein Schulhaus kostet in der Regel 38 Mk., eine Lehrerwohnung 36 Mk. Sie halten aber auch durchschnittlich nur 4 Jahre aus, wenn sie nicht die weissen Ameisen noch früher zerstören. Manche Schulen sind kürzlich ganz eingefallen, zum Glück nicht während der Schulstunden. Das Knabenschlafhaus, die Schule und Kirche in Pandjafua sind durch einen bösen Zufall in einer Nacht niedergebrannt; die Schule in Mala steckte ein Mann in Brand, der sich mit dem Lehrer gezankt hatte; er hat sie aber hernach mit seinem Bruder unentgeltlich wieder aufgebaut.“ Neuerdings hat die Mission gerade der Insel Likoma gegenüber bei Msumba auf dem Festland ein Seminar eingerichtet, um sich ihren Bedarf an Lehrern selbst auszubilden. Allerdings die Art, wie über diese Schule berichtet wird, will uns bedenklich erscheinen. Sie heisst das „College St. Michaels“, ihre Schüler „Studenten;“ doch ist der erfahrene und tüchtige Archidiakon Johnson der Leiter; da darf man wohl hoffen, dass etwas gutes herauskommt.

Leider steht der Mission schon wieder ein Wechsel in der Oberleitung bevor. Bischof Hine ist zum Nachfolger Bischof Richardson's nach Sansibar berufen; zu seinem Nachfolger ist Rev. Gerard Crower ernannt, ein Mann, der unsers Wissens bisher dem Missionsleben ganz fern gestanden hat, also in alle Verhältnisse sich erst neu einleben muss. Es ist der vierte Bischof der Likoma-Diözese innerhalb eines Jahrzehnts.<sup>1)</sup>

Bedenklicher ist das Vordringen der Portugiesen in der ihnen zugesprochenen Interessensphäre. Wir erwähnten schon, dass sie die Blantyre-Mission zur Aufgabe ihres Werkes im Comwelande an den Namulibergen zwangen; auch die Sambesi-Industrie-Mission klagt, dass jene sie zur Schliessung einer Schule genötigt hätten. Über solche Einmischung kann sich bis jetzt die Universitäten-Mission nicht beklagen; aber da die Portugiesen gerade in ihrem Bereiche, in Utengule ihren Stützpunkt, ihr Hauptfort haben, macht sich ihre Nähe schon jetzt unbequem bemerklich. Einige Yao-Häuptlinge weiter im Süden wurden von ihnen gefangen genommen und sollten nach Tette am Sambesi expediert werden, sie starben aber unterwegs. Dadurch geriet jener ganze Süden in Aufregung; die Eingeborenen flohen massenhaft auf englisches Gebiet. „Ich denke nicht,“ schreibt gelegentlich Bischof Hine (Zentral-Afrika 1901, 154), „dass die portugiesischen Beamten selbst diese Skandale gutheissen. Aber sie senden diese Banden von Makua-Soldaten

---

1) Während seines fünfjährigen Bischofsamts am Njassa bestätigte Dr. Hine 2450 Christen; das Missionspersonal wuchs von 19 auf 30. Man muss sich wundern, dass trotz dieser Zahlen nach der letzten Statistik nur 1926 Christen vorhanden sind, und es aller Orten an Arbeitern fehlt.

ganz unbeaufsichtigt aus, das Land auszuspähen. Diese begehen nach Belieben Schändlichkeiten, und das Volk wagt sich nicht zu beklagen, noch weniger Widerstand zu leisten. Sie sind gemeine Räuber und gehen, wohin ihnen beliebt, und das portugiesische Fort und der portugiesische Name decken ihnen den Rücken.“ Die portugiesische Gefahr hängt wie eine Wetterwolke über dem Werk der Universitäten-Mission am Njassa. Nach den neusten Nachrichten haben sich die Portugiesen in Msumba, also im Mittelpunkte des Werkes der Universitäten-Mission an der Ostküste niedergelassen! Und ihr Regiment hat dort mit Willkür und Schrecken angefangen. (Central-Afrika 1902, 7, ff.)

Die beiden deutschen Missionen am Nordende des Njassa haben sich in den letzten 4 Jahren erfreulich entwickelt. Auf den alten Stationen der Brüdergemeine haben sich überall kleine Gemeinlein gebildet, die zusammen schon 141 Seelen zählen. Auf Rungwe und Utengule ist auch ein Anfang mit der Erlernung von Handwerken gemacht; es sind eine Schneiderei, eine Schuhmacherei und eine Tischlerei eingerichtet. Für den Unterricht in den Konde Schulen hat Br. J. Häfner mit Hilfe des Pastors Meinhof eine Kondefibel hergestellt und drucken lassen.<sup>1)</sup> Wichtig ist, dass sich die Brüdermission nach Nordwesten in die beiden Landschaften Bundali und Ngika ausgedehnt hat; in der ersteren schönen Berglandschaft ist die Station Isoko, in der andern die Station Mbosi, die höchstgelegene und gesündeste von allen, gegründet worden (1900). Um eine Verbindung mit der (von Utengule aus noch) 500 km. im Norden gelegenen, in der Mitte Deutsch-Ostafrikas isolierten Station Urambo herzustellen, ist (1901) in der Landschaft Kiwere (halbwegs zwischen Urambo und Utengule) bei der Hauptstadt Igumila der Häuptlingin Msawila (im Bezirksamt Kilimatinde) eine Station angelegt. Da in der Landschaft Kiwere vorwiegend Kinjamwesi gesprochen wird, hofft man wenigstens keine neue Sprache lernen zu brauchen, sondern mit der in Urambo erworbenen Sprachfertigkeit durchzukommen. In Urambo, dem vorgeschobenen Vorposten der Brüdermission, sind trotz vierjähriger geduldiger Arbeit der Brüdermissionare, und obgleich vor ihnen die Londoner Mission den Platz 20 Jahre besetzt hatte, noch nicht die Erstlinge gesammelt. Schwere Malariafieber, eine merkwürdige endemische Zungenkrankheit (Kafindo) und andere Leiden machen den Missionaren auf dem einsamen Posten viel zu schaffen.

Die Berliner I Mission im Konde-Lande hat sich noch schneller ausgedehnt als die Brüdermission. Der Bezirk Konde-Land allerdings ist mit den 4 alten Stationen ausreichend besetzt; Ikombe, das ungesund tief am Ufer des Sees liegt, kommt hauptsächlich als Stützpunkt und Hafen an der Küste in betracht; es ist meist mit jungen, unverheirateten Brüdern besetzt, und das nahegelegene Erholungshaus Bobupelo bietet denselben schnelle Zuflucht. (Alt)Wangemannshöhe hat der häufigen Fieber wegen auf das andere Ufer des Lufirio verlegt werden

1) Übrigens berichtet auch Rev. Alex. Dewar in Karonga, dass er eine kinkonde Bibel habe drucken lassen und an der Übersetzung eines Katechismus in dieselbe Sprache sei. (Livingstonia-Mission Rep. 1900, 19.) Die Brüdermissionare haben die ersten drei Evangelien übersetzt, aber noch nicht drucken lassen (Miss. Blatt 1901, 209.)

müssen, wo sich die Station Neu-Wangemannshöh im Bau befindet. Die 4 Kondestationen zählen bereits 114 Getaufte, und der Zudrang zu den Gottesdiensten sowie die Teilnahme am kirchlichen Leben ist erfreulich. In Neu-Wangemannshöh besteht ein kleines Helferseminar mit 17 Zöglingen. Das zunächst weiter in Angriff genommene Gebiet war das Land der verschüchterten, allzeit verfolgten Kinga auf den oberen Abhängen des Livingstone-Gebirges. Hier wurden in den Jahren 1895 und 1896 die beiden Stationen Bulongua und Candala angelegt, beide ca. 6300 Fuss hoch in annähernd fieberfreier, landschaftlich schöner Hochgebirgsgegend. Die Kinga sind im ganzen indifferent und unempfänglich; Zauberei, Trunksucht und Unzucht, bei den Wohlhabenderen und bei den Häuptlingen auch Vielweiberei sind grosse Hemmungen für das Evangelium. Man darf sich in bezug auf schnelles Wachstum der Mission unter ihnen keinen sanguinischen Hoffnungen hingeben. Von dort dehnte sich die Berliner Mission auf die grosse innerafrikanische Hochebene aus, deren jäher Abfall nach dem tiefeingeschnittenen Njassa-See das Livingstone-Gebirge bildet. Die Mission traf hier auf die Bena und östlich von ihnen — die Volksgrenzen sind nicht genau zu ziehen — auf die ehemals gefürchteten Hehe, einen der furchtbaren Raubstämme Deutsch-Ostafrikas, deren Unterwerfung (in den Jahren 1891—98) der deutschen Regierung viel Mühe gemacht hat. Es wurden schnell hintereinander in den Jahren 1898 und 1899 6 Stationen angelegt, von denen Kidugala die wichtigste, auch der Sitz des neu hinausgesandten Missionsarztes Dr. Schroeter ist; Sitz des Superintendenten ist Lupembe, die am weitesten nach Nordosten vorgeschobene Station Muhanga (südlich von Iringa). Alle diese Stationen liegen ca. 1700 Mtr. hoch und schön, relativ gesund; alle sind erst im Ausbau begriffen. Beide Landschaften sind im allgemeinen schwach bevölkert, es mussten deshalb mehrfach ins Auge gefasste Plätze wieder aufgegeben oder verlegt werden, weil in ihrer Umgegend zu wenig Menschen wohnten. Doch scheinen jetzt alle Stationen in gut bevölkerten Distrikten zu liegen. Die Despotie der Häuptlinge ist überall gebrochen; doch legen die groben Sünden des natürlichen Menschen der Predigt schwere Hindernisse in den Weg. Direktor Gensichen gewann bei seiner Visitation dieser Gebiete im Jahre 1901 günstige Eindrücke. Neuerdings ist, näher der Basis der Mission und nordöstlich von der Kondestation Muakaleli, noch das kleine Bergland Buandji in Arbeit genommen und dort in 6700 Fuss Höhe die Station Magoje gegründet (1900), die höchste Missionsstation in Deutsch-Ostafrika. Es wohnen allerdings in der Nähe der Station — bis zu einer Stunde Entfernung — kaum mehr als 2000 Heiden; aber der Platz ist als Gesundheitsstation für fiebergeschwächte Brüder wichtig. Und südlich von Ikombe und vom Kingaland ist in der Landschaft Bupangwa die Anlage einer 14. Station beschlossen, deren Kosten ein Berliner Missionsfreund trägt.

Die Berliner Mission ist im Jahre 1891 gegründet; im Laufe des ersten Jahrzehnts sind 14 Stationen angelegt, eine für Ostafrika ungewöhnlich grosse Zahl, zählen doch die 25 Jahre alten schottischen Missionen im Schirehochland und Livingstonia erst 3 resp. 6 Stationen. Den Berlinern kommt die hohe, gesunde Lage ihres Gebiets zugute und erlaubt ihnen auch in Ostafrika ihr in Südafrika erprobtes System vieler kleiner Stationen beizubehalten. Doch glauben wir, dass nun

die Zeit der Stationengründung vorläufig abgeschlossen ist und die wichtigsten Aufgaben in dem äussern und innern Ausbau der Stationen liegen. 14 Hauptstationen mit den erforderlichen Gebäuden zu versehen ist trotz der fünf zu Gebote stehenden Handwerkerbrüder eine schwere Aufgabe. Drei oder vier Sprachen — konde, kinga, bena und hebe — sind zu bemeistern. Das Schulwesen ist von Grund aus aufzubauen.

Auch die Londoner Mission am Süden des Tanganika ist endlich — nach so vielen Experimenten und Verlusten — in ein Stadium ruhigen Wachstums getreten. Allerdings der Wechsel im Personal ist noch immer unverhältnismässig gross. Während des letzten Jahrzehnts sind wieder 6 Missionare gestorben, 5 mit gebrochener Gesundheit heimgekehrt und 4 haben resigniert; also ein fünfzehnmaliger Wechsel bei einem Personal von 8—12 Missionaren. Nur zwei von den jetzigen Missionaren haben eine zehnjährige Dienstzeit hinter sich. Aber auf allen drei Stationen (Kawimbi-Swambo auf der Tanganika-Hochebene, Niamkolo am Süden des Sees und Kamboli auf dem südöstlich angrenzenden Plateau) haben sich kleine Gemeindlein (mit zusammen 58 Getauften) gebildet; die Mission unterhält ein ziemlich ausgedehntes Schulwesen (35 Schulen), und hat nun auch einen kleinen Anfang mit der Ausbildung eines eingeborenen Lehrstandes durch Anlegung der Anglovernacular-Schule in Kawimbi gemacht. Missionar Jones hat sich besondere Verdienste um die Schaffung einer Litteratur in dem dort gesprochenen Ki-mambwi erworben, er hat eine Ki-mambwi Grammatik, Vokabular, Bibel und Liederbuch verfasst und vor allem das ganze Neue Testament in diese Sprache übersetzt und unter seinen Augen in London durch die Presse geführt. Besondern Wert legt die Mission auf allerlei Handfertigkeiten und Handwerke; auf allen Stationen bestehen Werkstätten, und alle getauften Männer haben das eine oder andere Handwerk gelernt. Einer der Missionare versteigt sich soweit zu schreiben: „Je mehr ich Erfahrung in meiner Arbeit erlange, um so mehr gewinne ich die Überzeugung, dass der einzige Weg, eine starke, gesunde einheimische Kirche zu gewinnen, der ist, die Leute zu körperlicher und geistiger Arbeit zu erziehen. Mir scheint, dass nur wenn ihre Muskeln beständig in Thätigkeit gehalten werden, die eingeborenen Christen vor den Versuchungen bewahrt werden können, welche ihre Energie aushöhlen und ihr christliches Leben töten.“ Darin liegt ja eine Wahrheit, insofern Müsiggang aller Laster Anfang ist, und Zentral-Afrika sich selbst überlassen weder genügende Arbeitsgelegenheit, noch Arbeitsantrieb bietet. Aber einmal kann die Mission unmöglich die Aufgabe haben, die sozialen Verhältnisse des Landes umzugestalten, das kann nur im Zusammenhang mit der einflutenden europäischen Kultur geschehen; zum andern ist es doch auch wieder für das Wachstum der eingeborenen Gemeinde durchaus ungünstig, wenn von 58 Getauften (Frauen eingerechnet) nicht weniger als 37 (ohne ihre Frauen) im Dienst und Sold der Mission stehen, d. h. bei weitem der überwiegende Teil derselben der Mission auf der Tasche liegt.

Der wichtigste Fortschritt dieser Mission ist die Ausdehnung in das H-wemba Land zwischen den Seen Tanganika und Mweru. Der bekannte Robert Arthington hat kurz vor seinem Code die Missionsleitung durch eine fürstliche Gabe von 200 000 Mk. dazu instand gesetzt. Nach mehreren vorausgehenden, minder ge-



glückten Versuchen hat Rev. Purves im November 1900 eine Station bei dem mächtigen Oberhäuptling Kazembe, 2 Meilen südöstlich vom Mweru-See und 30 engl. Meilen südlich vom Tanganika, begründet. Weitere Stationsgründungen bei den Unterhäuptlingen sind ins Auge gefasst. Leider ist Purves inzwischen gestorben.

Im ganzen muss das Urteil über die Haltung der eingeborenen Bevölkerung dieses ganzen Tanganika-Gebietes noch folgendermassen zusammengefasst werden: „Das Interesse an der Predigt des Evangeliums ist im Wachsen; aber es ist noch kein ernstes Verlangen, kein Suchen nach Gott, kein geistliches Erwachen vorhanden. Man bringt der Botschaft vom Heil Gleichgiltigkeit, wenn nicht völlige Nichtachtung entgegen. Die Finsternis des Aberglaubens und der Sünde sind noch ungebrochen.“ (Cond. Miss.-Soc. Rep. 1901, 274.)<sup>1)</sup>



## Litteraturbericht.

**Arthur H. Smith:** China in convulsion. With illustrations and maps, in two volumes. Edinburgh and London; Oliphant, Anderson and Ferrier 1901. 770 S. 21 sh. Arthur Smith, Verfasser von „Chinese Characteristics“ (5 Auflagen) und „Village life in China,“ seit 30 Jahren an der Seite seiner Gattin, welcher das Werk gewidmet ist, als Missionar des American Board in China thätig, hat nach Einzug der fremden Truppen das Angebot, in seiner amerikanischen Heimat die wohlverdiente Erholung zu suchen, ausgeschlagen, um den weiteren Verlauf der Dinge aus der Nähe zu beobachten und die Berichte über das Geschehene an Ort und Stelle zu studieren; die Vorrede ist datiert: Tientsin, Juni 1901. So ist ein Werk entstanden, welches nicht, wie so manche Produkte englischer Sprache, auf dem Missionsgebiet Einzelheiten ohne Zusammenhang bietet und die Sucht nach Originalmitteilungen unangenehm verrät; dasselbe wird vielmehr die klassische zeitgeschichtliche Darstellung der chinesischen Krisis vom Jahre 1900 genannt werden dürfen. Ihre Vorgeschichte ist der Gegenstand eingehender Untersuchung; alle die Faktoren: internationale Komplikationen, Mission, Territorialwerbungen, Reform und Reaktion u. s. w., werden sorgfältig abgewogen; der Verfasser lässt sie alle zusammen wirken und gewinnt das Vertrauen des Lesers durch die augenscheinliche Billigkeit und Gerechtigkeit des Urteils, welches nach

1) Es sei zum Schluss bemerkt, dass in den neuesten Missionsberichten gelegentlich zwei anscheinend neue Missionen im Schirehochlande erwähnt werden, ein Absenker der South-African-General-Mission und die Nyasa-Industrial-Mission. Ich habe darüber keine Nachrichten in der mir zugänglichen Litteratur gefunden. Von dem in der letzten Rundschau erwähnten Kolonisations-Unternehmen des Westindiens Chorne ist alles still geworden.

Kräften Mass hält und deshalb da, wo es Schuld konstatiert, um so schwerer wiegt. Äusserst interessant und religionsgeschichtlich wertvoll sind die Mitteilungen über das Boxertum. Den grössten Raum nimmt die Schilderung der Ereignisse ein, welche mit der Belagerung der Gesandtschaften in Peking zusammenhängen. Wohl möchte man gern genaueres, als Smith bietet, über die gleichzeitigen Vorgänge am kaiserlichen Hof erfahren; aber der Historiker ist kein Fabulist und die Worte der Vorrede (X) rechtfertigen die Zurückhaltung des Verfassers: „Zur Zeit kann sichere Kenntnis in bezug auf manche wichtige Begebenheiten, so z. B. Handlungen, welche man der chinesischen Regierung zuschreibt, nicht erlangt werden, und ein weites Gebiet liegt vor, innerhalb dessen Verschiedenheit der Meinungen nicht nur erlaubt, sondern unvermeidlich ist.“ Um so eingehender berichtet der Augenzeuge über die Erlebnisse der Eingeschlossenen und die Schreckenstage von Peking, und für den Einblick, welchen er in die Organisation des Lebens im Belagerungszustand gewährt, verdient er besonderen Dank. Während die Leiden der eingeborenen Christen aus der Gegend von Peking durch wertvolle Einzelbilder veranschaulicht werden, geht die Darstellung über die Verfolgung in der Mandschurei gar zu kurz hinweg; dieses bedeutende Missionsgebiet hätte mehr Berücksichtigung verdient. Immerhin wird über den Gang der Ereignisse in den Provinzen summarisch geurteilt, so dass die Hauptsache, der Blick über das Ganze, ermöglicht ist. Nur mit Betrübnis wird man lesen können, was in bezug auf das Verhalten auch der deutschen Truppen mitgeteilt wird; man möchte wünschen, man könnte den Verfasser der nationalen Voreingenommenheit zeihen. Das Schlusskapitel bietet den outlook. Wer Prophezeiungen zu vernehmen erwartete, wäre gründlich getäuscht; Smith kennt China zu gut, als dass er solche wagte. Aber dass das Christentum die Rettung bedeute, ist das Ergebnis der ganzen Darstellung.

W. Schlatter.

**Anderson-Morshead, A. E. M.,** *The History of the Universities' Mission to Central-Afrika 1859—98*, London 1899. 8<sup>o</sup> 494 p.

Die erste Auflage dieses Werks, welche 1896 erschien, war uns leider nicht bekannt geworden. Es ist ein gutes Zeugnis, dass in 3 Jahren eine neue Auflage nötig wurde. Diese scheint wenig oder gar nicht verändert zu sein; nur ist die weitere Entwicklung bis 1898 zur Darstellung gebracht. Als Zweck des Buches ist angegeben 1. afrikanische Kandidaten des geistlichen Amtes mit der Geschichte ihrer eigenen Kirche bekannt zu machen; 2. englischen Missionsfreunden die Geschichte der U. M. in einer zum Vorlesen in Vereinen geeigneten Form zu geben; 3. einen Beitrag zum Studium der Kirchengeschichte zu liefern und 4. auch solchen, die nicht für Mission interessiert sind, etwas Nachricht über die Sklaverei und das Leben in Zentral-Afrika zu geben.

Betrachten wir zunächst den Hauptteil. Es fällt sofort die chronikartige Behandlung ins Auge. Die Überschriften der Seiten zeigen die fortlaufenden Jahreszahlen. Der Inhalt fast eines jeden Absatzes ist am Rande in wenigen Worten angegeben. Das ist für den, welcher die Entwicklung der Mission kennen lernen will eine Erleichterung. Es ist jedoch damit eine Vorführung der äusseren Ereignisse in ihrer Aufeinanderfolge verbunden, die es nicht recht zu einer Geschichtsauffassung aus höheren Gesichtspunkten kommen lässt. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass die Darstellung alles nur in trockenem Chronikstil vorführt. Nein,

sie ist z. T. interessant, obgleich wir zum Vorlesen in Vereinen doch etwas anschaulicheres in abgerundeten Bildern erwarten. — Ohne dass es in den Überschriften zum Ausdruck gebracht ist, bildet die Amtsführung der aufeinanderfolgenden Bischöfe das Prinzip der Einteilung. Eine wenngleich etwas rhetorische doch im Grunde zutreffende Charakterisierung derselben findet sich p. 308: der heilige Held, welcher die Vorhut führte Mackenzie, dann der stille, hart arbeitende Mann, zufrieden mit der verborgenen Grundlegung, aber kühn genug den rechten Kurs zu wählen, Cozer, in seiner nüchternen, kirchlichen Auffassung gegenüber gewissen enthusiastischen, treiberisch gerichteten Kreisen in der Heimat, dann der Gelehrte, Linguist und weise Baumeister, der die Konstitution der U. M. geschaffen hat, Steere und der Staatsmann-Bischof, der grosse Reisende, der soviel für die entfernten Zweige der Mission gethan hat und auch in dem politischen Gedränge bei der Auftheilung Afrikas den Kopf oben behielt, Smythies.

Die deutsche Regierung, welcher der grösste Teil der Felder der U. M. unterstellt wurde, wird nur kurz erwähnt bei einigen Veranlassungen zur Dämpfung von Unruhen. Doch wird die runde Erklärung gegeben, dass die Missionare ihre Heidenchristen lehren, gute Unterthanen des deutschen Kaisers zu sein. Aber eine klare Erkenntnis dessen, was diese Mission der deutschen Schutzherrschaft verdankt, wäre wohl mehr, als wir in solchem englischen Werke erwarten dürfen. Ich zweifle nicht, dass die bedeutenden Fortschritte, welche die U. M. in der neusten Zeit gemacht hat, zum guten Teil mit auf Rechnung des deutschen Schutzes zu setzen sind. Leider fehlen im vorliegenden Buche statistische Angaben über die jüngste Entwicklung. Für unsere Leser geben wir aus den neusten Veröffentlichungen zur Ergänzung folgende Zahlen:

1885	60	europäische Missionare <sup>1)</sup>	303 000	M. Ausgaben.
1891	68	" "	563 000	" "
1900	102	" "	657 000	" <sup>2)</sup>
1893	811	Katechumenen, 1566	Getaufte, 1166	Kommunikanten, 3551
1900	2435	" 4774	" 3416	" 10 990
1893	27	Schulen, 470	getaufte Schüler (188	Mädchen), 1608
1900	97	" 954	" (298	" ) 4137

Zu den älteren Missionsfeldern, Sansibar, Süd-Usambara, am Rovuma, (letztere beide auf deutschem Gebiete) und am Nyassa (grösstenteils auf Portugiesischem Gebiet) sind in neuerer Zeit (1896) durch Übersiedlung von Einwohnern des übevölkerten Christendorfes Mbweni auf Sansibar in der Nähe von Dar es Salaam die beiden Stationen Mtoni und Kitschelwe gegründet, deren Gemeinden sich schnell mehren. Neuerlichst ist auch auf der Insel Pemba (neben einer schon im Süden bestehenden Quäkermission) das nördlichere Weti besetzt worden.

Das Buch ist mit vielen Bildern geschmückt, manche in mässiger, andere in recht guter Ausführung. Zu einem besonderen Ruhme kann man es ihnen nachsagen, dass sie meistens zum Texte passen und auch grösstenteils da stehen,

1) Einschliesslich der Laienmissionare und der unverheiratheten Damen.

2) Die Einnahmen blieben um 70 000 Mark hinter den Ausgaben zurück.

wo sie hingehören. Das sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Aber wie muss man bei der heutigen Illustrationspraxis die Erwartungen herabstimmen!

Eine ausführliche chronologische Übersicht ist dem Ganzen vorangestellt, die wohl zur Orientierung dient, sowie ein gutes Inhaltsverzeichnis den Gebrauch erleichtert. Anhangsweise sind 5 Kapitel beigegeben, über die Methode der Mission daheim und draussen,<sup>1)</sup> die Entwicklung der Verfassung, die Synodalverhandlungen und Verzeichnis sämtlicher englischer Mitglieder der Mission.

Der eingeschobene von dem früheren Konsul in Sansibar, E. S. Smith, verfasste 5 $\frac{1}{4}$  Bogen lange und nicht recht mit dem Ganzen in Verbindung stehende Aufsatz über die Sklaverei giebt zuerst eine Gesamtgeschichte der Sklaverei und ihrer Bekämpfung. Man sollte meinen, es müsste endlich die Zeit kommen, wo eine nüchterne Betrachtung mit der (wie die Erfolge zeigen) sehr berechtigten Kritik an die Ausführung der Emanzipation herantrete. Die edeln Humanitätsbestrebungen Englands und das Opfer von 420 Millionen Mark<sup>2)</sup> soll unvergessen bleiben, obgleich die Milliarden, die jetzt Südafrika in ganz anderem Sinne geopfert werden, jene Summe sehr in den Schatten stellen. Aber die Fehler des doktrinären Liberalismus, die damals (bei redlicher Absicht) gemacht wurden, werden auch heute noch nicht erkannt und weder die ruinierten westindischen Kolonien, noch das Elend ihrer wie unerzogene Kinder gross gewordenen Bewohner vermögen dem eingefleischten Liberalismus die Augen zu öffnen. Noch immer wird, wie auch die vorliegende Arbeit thut, die Emanzipation als ein herrliches Werk ohne Flecken und Runzel gerühmt. Der ostafrikanische Sklavenhandel und seine Unterdrückung erfährt eine besondere, ausführliche, durch mehrere Bilder veranschaulichte Darstellung, welche bis zu den neusten Bemühungen, auch die Hausklaverei auf Sansibar abzuschaffen, fortgeführt ist.

**Tozer**, Letters of Bishop — and his sister 1863—73. Edited by Gertrude Ward. London 1902. 8°. 304 p. Diese Briefe bilden eine beachtenswerte Quelle für die Geschichte der Universitäten-Mission, welche Tozer aus den unglücklichen Anfängen am Schire, nachdem er selbst dort noch einen missglückten Versuch auf dem Morumbala-Gebirge gemacht hatte, nach Sansibar verlegte, um dort eine feste Grundlage zur Missionierung des östlichen Central-Afrikas zu schaffen. Er selbst ist nicht viel über die vorbereitende Arbeit hinausgekommen, da er schon 1873 mit völlig gebrochener Gesundheit heimkehren musste. Die Briefe seiner Schwester, die zweimal (1865 und 72) ihm helfend zur Seite stand, sind sehr anschaulich und interessant geschrieben. Bei längerem Aufenthalt würde ein und das andere Stück vielleicht etwas nüchterner ausgefallen sein.

Grösser jedoch ist die Bedeutung der Briefe des Bischofs wegen der Fülle von Bemerkungen oder eingehender Behandlung wichtiger Missionsprobleme, die in besonnener, nüchterner Weise besprochen werden. Man kann ihm nicht in allen Punkten zustimmen, wie z. B. in der Forderung des Eölibats der Missionare p. 203 und 216). Auch seine Wünsche inbetreff der Missionsleitung im Verhält-

1) Darin findet sich manches interessante für den Missionstheoretiker.

2) Davon 12 an Portugal, 8 an Spanien und 400 an britische Sklavenbesitzer.



nis zu heimatlichen Missionsgemeinden (187 f.), werden nicht ungetheilten Beifall finden, obgleich auch für uns ein Körnlein Wahrheit darin zu finden ist. Vieles andere aber ist einleuchtend, und unterstützt unsere Auffassung die von der in England herrschenden abweicht. Seine Ausführungen über Civilisation und Mission (190 ff.) sind vortrefflich — wenn wir vielleicht auch nicht soweit mitgehen die Vorbildlichkeit des Orpheus und Arion in den Katakomben anzuerkennen. Von der Anglisierung der Bekehrten will er nichts wissen. Sehr gut ist, was (104) über das Schuhzeug gesagt ist. Gegen enthusiastische Pläne und Unternehmungen hat Cozer starke Abneigung (137). Die Schönfärberei in den Missionsberichten ist ihm zuwider (161). Die daraus entspringende „heimliche Unzufriedenheit mit der Missionsmethode,“ welche viele junge Theologen vom Eintritt in das grosse Werk zurückhält (184), dürfte auch bei uns zu bemerken sein. Was von englischen Handwerkern neben gebildeten Missionaren gesagt ist, dürfte bei uns weniger zutreffen, drängt sich aber als Parallele in der Kastenfrage auf (102 f.). Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie das Buch die Beachtung nicht bloss des Missionshistorikers, sondern auch des Missionstheoretikers verdient. Schliesslich sei noch die hohe Anerkennung erwähnt, welche Cozer der Organisation der Rheinischen Missions-Gesellschaft zollt (p. 156 f.). R. Grundemann.

**Dennis**, Centennial survey of foreign missions ist zu bedeutend, als dass wir es mit einer kurzen Anzeige im Literaturbericht abfertigen könnten. Es muss ihm ein besonderer Artikel gewidmet werden, der leider aus Mangel an Raum in dieser Nummer noch keine Aufnahme finden konnte. D. H.



# Die Erziehung der Gehilfen in der Batak-Mission.

Von Missionar Joh. Warneck.

Eingeborne Gehilfen sind auf einem Missionsfelde, wo es vorangeht, unentbehrlich. Selbst wenn sie weit hinter dem Ideal zurückbleiben, so kann man sie doch nicht missen in Schul- und Gemeindearbeit. Denn der Missionar kann in grossen Gemeinden mit Filialen die Arbeit unmöglich allein thun. Thatsächlich gestaltet sich der Dienst der inländischen Hilfsarbeiter auf den einzelnen Missionsgebieten sehr verschieden. In der Rheinischen Mission unter den Batak auf Sumatra haben wir zwei Gruppen von Helfern, nämlich Guru und Pandita. Guru bedeutet Lehrer oder Katechist, auch godsdienstvoorganger, wie die Holländer sagen; er findet seine Thätigkeit in erster Linie in der Schule, dann auch in der Gemeinde, besonders auf den Filialen, wo er in Abwesenheit des Missionars den Gottesdienst leitet, die Kassen verwaltet etc. Pandita bedeutet inländischer ordinierter Hilfsprediger, welcher entweder an der Seite eines Missionars in der kirchlichen Arbeit angestellt ist, oder, und zwar meistens, verhältnismässig selbständig, eine Filialgemeinde bedient, natürlich unter Oberaufsicht. Auch unterrichtet er gleichzeitig in der Schule. Neben diesen Lehrern und Predigern haben wir noch eine grosse Schar Ältester (sintua), das sind unbesoldete Helfer in der Gemeindearbeit, welche den Verkehr des Missionars mit seinen zahlreichen Gemeindegliedern vermitteln. In ihrer Weise sind sie sehr brauchbar, ja unentbehrlich; doch soll von ihnen hier nicht die Rede sein. Endlich verfügt die Batakmission auch über einige Evangelisten. In früheren Zeiten, als die Zahl der Lehrer noch gering war, sah man sich genötigt, brauchbare Männer auszubilden als Evangelisten unter den Heiden. Heute sind sie überflüssig geworden, da die Lehrer dieselben Dienste besser thun. Auch Älteste werden zeitweise mit Erfolg zu Evangelisationsreisen verwandt. Seitdem die Batakchristen selbst einen Missionsverein gegründet haben, um unter ihren noch heidnischen Volksgenossen das Evangelium zu verbreiten, sind einige für Evangelisationsarbeit entschieden begabte, aber nicht extra vorgebildete Männer im Dienste dieses neuen Missionszweiges thätig.

Ich glaube, man darf ihre Arbeit hoch einschätzen, denn sie thun ein schweres und gefährvolles Werk mit Hingebung und Geschick. Doch auch mit ihnen haben wir uns jetzt nicht zu beschäftigen, sondern nur mit den Gehilfen im engeren Sinne. Wenn Amt und Arbeit unsrer Lehrer und Prediger irgend Beachtung verdient, so haben wir den Grund darin zu suchen, dass man in der Batakmission die Dinge sich hat entwickeln lassen. Man hat nicht heimische Verhältnisse künstlich nachgebildet, sondern den Bedürfnissen entsprechend, Batakschen Verhältnissen Rechnung tragend, ausgebaut, was sich von selbst formte. Der Bataksche Lehrer oder Pastor ist keine Karrikatur seines deutschen oder holländischen Kollegen, sondern ein Gehilfe, hier gewachsen und hier brauchbar. Dasselbe Prinzip leitet uns auch bei der Ausbildung und Erziehung dieser Männer. Inkonssequenzen im einzelnen sind freilich nicht ausgeschlossen.

Unser Stoff gliedert sich in zwei Teile: Erziehung der Lehrer, und Erziehung der Prediger.

# I.

Zur Heranbildung ihrer Lehrer hat die Batakmission seit 1868 ein eigenes Seminar, früher in Prau Sorat, unter Leitung des jetzigen Inspektors Dr. Schreiber; seit 1879 in Pansur na pitu unter Leitung des 1898 verstorbenen Missionars Johannsen. Ganz kürzlich ist das Seminar auf einen günstigeren Platz verlegt worden, nämlich nach Sipoholon, in der nördlichen Ecke des Silindungthales. Es wird jetzt bedient von den Missionaren Warneck und Harder. In früheren Jahren hat man auch gern Bataksche Jünglinge nach Depok auf Java geschickt, wo junge Leute aus allen Windrichtungen des indischen Archipels auf Kosten holländischer Missionsfreunde zu Gehilfen herangebildet werden. Das geschieht jetzt nicht mehr, da unser Seminar den Bedarf deckt, und man natürlich einer Ausbildung in der Landessprache den Vorzug giebt gegenüber einer Anstalt, in welcher erst das Malaiische gelernt werden muss, um dann als Schulsprache zu fungieren. Die Mängel eines solchen Systems liegen auf der Hand. Unser Seminar hat 60 Zöglinge, welche in zwei Kursus von je zwei Jahren unterwiesen werden. Der ganze Kursus dauert also 4 Jahre; jedes zweite Jahr wird eine Schar von 30 jungen Lehrern entlassen. Es ist ein stattlicher Häuserkomplex, der zur Anstalt gehört. Der Betrieb ist aber sehr einfach.

Die Aufnahme ins Seminar vollzieht sich in der Weise, dass diejenigen, welche aufgenommen zu werden wünschen, sich schriftlich

melden. Sie müssen die Volksschule durchgemacht haben und 17 Jahre alt sein. Ihrer Meldung fügt der Missionar, zu dessen Gemeinde sie gehören, ein schriftliches Zeugnis bei, welches natürlich dominierenden Wert hat. Es ergiebt sich also für die Missionare die Aufgabe, die Jünglinge, welche Lehrer zu werden wünschen, bei Zeiten gründlich kennen zu lernen. Schwierig aber wird die Auswahl der Aufzunehmenden durch den grossen Andrang. Es meldeten sich in diesem Jahre 160 junge Leute, im vorvorigen Jahre 156. Davon sind 30 auszuwählen. Nun haben aber vielleicht 60—80 ein gutes Zeugnis aufzuweisen — wie soll man aus dieser Menge die geeignetsten herausfinden? Da wir keine Herzenskündiger sind, bleibt nichts anderes übrig, als den mechanischen Weg des Examens zu wählen, gegen den sich wohl vieles sagen lässt, der aber doch der am meisten zu empfehlende bleibt, solange sich kein besserer findet. Alle Aspiranten müssen sich also zu einem mehrtägigen Examen einfinden, bei welchem sie in elementariis geprüft werden. Besonderes Gewicht wird dabei auf ihre Kenntnis der biblischen Geschichte gelegt. Wer ein gutes Zeugnis mitbringt, hat natürlich von vornherein bessere Chancen. So vollzieht sich die schliessliche Sichtung ziemlich mechanisch. Wir bitten ja vorher Gott, dass Er die rechte Auswahl treffen möge; doch lässt sich nicht leugnen, dass mancher seinen Weg ins Seminar findet, den man später gern hinauswünschte. Gott lässt eben auch darin manche Thorheiten und Irrtümer der Menschen zu. Irrtümer sind um so eher möglich, da die Jünglinge in der Zeit vor dem Examen einen tadellosen Wandel führen, um ein gutes Zeugnis zu erhalten. Heucheln gehört zu den Batakschen Nationaluntugenden. Also ein idealer Modus der Aufnahme ist dieser nicht, aber er ist geschichtlich so geworden. Man muss auch die Eifersucht der Batakschen Gemeinden, welche alle gern gerade ihre Söhne auf die Schule aufgenommen sähen, kennen, um zu verstehen, dass ein regelrechtes Examen allein die Examinatoren sowohl als die Gemeindemissionare vor den Gemeinden über die getroffene Auswahl rechtfertigt. Wollte man etwa die Wahl allein in die Hände der Missionare oder der Synode legen — was auch sonst praktisch undurchführbar wäre, — so würde des Raisonnierens und Unfriedens innerhalb der Gemeinden kein Ende sein.

Sehr praktisch und segensreich ist die Einrichtung, dass sämtliche Zöglinge sich selbst unterhalten. Das Seminar kostet der Missionskasse nichts ausser dem Gehalt der Lehrer. Die Eltern der Schüler liefern wöchentlich den Reis für ihre Söhne ab, den diese abwechselnd



selbst kochen samt dem Zugemüse, welches wiederum die Schüler selbst im eigenen Garten bauen. Auch für Kleidung kommen sie selbst auf. Einmal in der Woche waschen sie ihre Kleider (die Eingeborenen tragen lauter waschbare Stoffe). Das Kehren der Zimmer sowie das Scheuern und sonstiges Reinmachen besorgen sie gleichfalls selbst; Schulplatz und Garten halten sie in Ordnung, und helfen bei kleinen Reparaturen. Infolgedessen kann die Schule jederzeit erweitert werden, ohne dass der Missionskasse erhebliche Mehrausgaben erwachsen. Auch alle Schulutensilien, Subsellien und Bücher kaufen sie aus eigenen Mitteln. Nebenbei ist durch diese Einrichtung das Seminar der Batakschen Kirche viel mehr ans Herz gewachsen, als wenn die Mission alle Unkosten trüge; alle Gemeinden sind daran beteiligt. Ist doch selbst das Buch, das sie kaufen, ihnen wertvoller als das geschenkte. Auch ist diese Einrichtung von hohem erzieherischen Werte für Eltern und Schüler. Es ist etwas grosses, dass man dies erreicht hat, und zwar auf sehr einfachem Wege: Als nämlich früher die Hochschule in Prau Sorat (drei Tagereisen von Silindung entfernt) war, klagten die Christen von Silindung, das sei für ihre Söhne zu entfernt, sie möchten lieber selbst eine Schule haben. Missionar Nommensen, dessen Bestreben es von Anfang an war, die Gemeinden finanziell selbständig zu machen, benutzte diese Gelegenheit und schlug seinen Christen vor: Gut, ihr sollt ein eigenes Seminar haben, aber ihr müsst eure Söhne dann selbst unterhalten. Unter diesen Umständen gingen sie diese Bedingung ein, die ihnen sonst wohl unannehmbar geschienen hätte. Deswegen sind arme, aber tüchtige junge Leute doch nicht ausgeschlossen. Denn so gut wie es daheim Freistellen giebt, so hilft man auch hier bedürftigen Schülern, indem die betreffenden Gemeindemissionare sich ihrer annehmen. Auch thun in solchem Falle die Verwandten ein Übriges. Thatsächlich geniesst ein ziemlich grosser Prozentsatz Freistellen, sodass es tüchtigen armen Schülern wohl möglich ist, in die Höhe zu kommen.

Zwei europäische und zwei inländische Lehrer erteilen jetzt den Unterricht an der Schule. Je 6 Schüler sind in einem geräumigen Studierzimmer untergebracht. Die Schlafräume, in welchem je 12 Mann schlafen, sind luftig und gesund. Die Gebäude gruppieren sich um einen weiten Platz, auf welchem geturnt, gespielt und gearbeitet wird. Früh 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr wird das Tagewerk eingeleitet mit einer gemeinsamen Morgenandacht, in welcher cursorisch Gottes Wort gelesen wird. Nachdem die Schüler gegessen, beginnt der Unterricht, welcher von 8—1,

bzw. 12 Uhr dauert; dann wieder von 2 $\frac{1}{2}$ —4 Uhr. Die Stunden von 4—7 Uhr sind der Musik und der Gartenarbeit gewidmet. Abends von 7—9 Uhr wird studiert. Mittags und Abends findet wieder eine Mahlzeit statt, die natürlich nach Landesbrauch aus Reis besteht. Um 9 Uhr gemeinsame Abendandacht. Auf Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit wird streng gehalten. Die Zöglinge müssen möglichst viel im Freien arbeiten, damit ihr Körper der geistigen Arbeit gewachsen bleibt. Jede Woche einmal wird darum ein halber Tag freigegeben für Arbeiten im Freien, sei es im Garten oder zu Bauarbeiten; ausserdem bringt fast jeder Nachmittag Arbeiten im Freien mit sich. Es ist dies um so wichtiger, da leider oft Krankheiten unter den Schülern vorkommen, besonders Schwindsucht und Unterleibsleiden. Doch versprechen wir uns von der neuen Seminaranlage entschieden Besserung in diesem Punkte.

Welches sind nun die Ziele unsrer Anstalt? Was wollen wir erreichen? Wir wollen nicht Lehrer heranbilden nach Bild und Muster eines europäischen Volksschullehrers, die allerlei Wissen aufhäufen, durch das sie aufgeblasen würden und den Kontakt mit ihrem Volke verlören. Es liesse sich nach der Richtung des Wissens hin sicher viel mehr erreichen, als wir erstreben. Denn der Batak ist intellektuell wohl begabt, memoriert und behält leicht, und hat ein erstaunliches Talent, alles nachzuahmen und sich äusserlich anzueignen. Aber es heisst dabei sich Selbstverleugnung auflegen, manches beiseite lassen, was an und für sich Lehrern und Schülern Freude machen würde, und sich nur ja nicht europäische Muster vor Augen zu halten. Es kommen beim Aufstecken der Ziele zwei Gesichtspunkte in Betracht: 1) Was braucht ein batakischer Lehrer, um sein Amt ausfüllen zu können? 2) Was ist im Unterricht praktisch erreichbar? Ein batakischer Lehrer braucht z. B. eine gediegene Bibelkenntnis und Erkenntnis dessen, was die Bibel lehrt, denn damit muss er lehrend und predigend später wuchern. Er braucht eine einfache Kenntnis der Elementarlehrfächer, damit er seine Schüler zu brauchbaren Gliedern der batakischen Gesellschaft heranbilden kann. Er braucht endlich auch einiges Wissen, was ihn selbst fördert und emporhebt, ihm den Gesichtskreis weitert und ihm eine Stellung über seinen Volksgenossen sichert. Um zu durchschauen, was faktisch erreichbar ist, muss man Vorzüge und Begabungsschranken der Batak kennen. Sie lernen leicht, behalten gut, verstehen aber schwer, haben auch gar nicht so wie wir das Bedürfnis, das Gelernte innerlich zu be-

wältigen. Ihnen genügt äussere Aneignung. Man täuscht sich leicht über das scheinbar Errungene, da man für verstanden hält, was nur vom Gedächtnis angeeignet ist; dies um so eher, da sie eine grosse Fähigkeit besitzen, nicht nur Geschautes nachzuahmen, sondern auch Gedankengänge so wiederzugeben, dass man glaubt, der Stoff sei denkend angeeignet, während er nur mit Hilfe eines guten Gedächtnisses reproduziert ist. Ein Hauptziel ist demnach, zum eigenen Denken anzuleiten, eine Aufgabe, an der freilich der Lehrer nie auslernt. Eine besondere Schwierigkeit bildet in dieser Beziehung noch die Sprache. Vorausgesetzt, dass der Lehrende dieatakische Sprache meistert, so fehlen ihm doch für viele Begriffe im Atakischen die Worte, weil die Vorstellung fehlt. Er sucht z. B. vergeblich nach einem Worte für Ehre, Pflicht, Wille, Dankbarkeit. Für andre Dinge giebt es wohl Worte, doch verbindet der Atak einen total abweichenden Begriff damit. So bedeutet das von uns acceptierte Wort für Gewissen eigentlich das Klopfen des Herzens, wodurch jemand gewarnt wird, etwas zu thun, was er eben zu unternehmen im Begriffe war. Worte wie „böses Gewissen“, „gutes Gewissen“ und ähnliche sind damit gar nicht wieder zu geben. Das Wort ist dem Gebiete des Aberglaubens entnommen. Es dauert lange, bis wir dahinter kommen, dass wir mit gewissen Worten, die uns geläufig sind und die wir verstanden glauben, auch immer verstanden werden; ich fürchte, bei vielen werden wir's vielleicht nie entdecken. So ist die Arbeit des Lehrers in der fremden Sprache ein beständiges Ringen danach, verstanden zu werden. Dieser beschämende Umstand zwingt dazu, die Ziele wesentlich niedriger zu stecken; er zwingt auch dazu, verhältnismässig viele Zeit darauf zu verwenden, zu untersuchen, ob und wie viel die Schüler sich wirklich angeeignet haben. (In noch höherem Masse spielt dies Problem seine Rolle in der Predigt, wo man vielleicht noch mehr Selbsttäuschungen preisgegeben ist.) — Selbstverständlich wird aller Unterricht in der atakischen Sprache erteilt. Wir haben es glücklicherweise nicht nötig, die Schüler mit der Erlernung fremder Sprachen zu quälen, die doch nie von ihnen so angeeignet würden, dass sie den Weg zum Herzen und zum Verständnis ebneten.

Die Ziele im Einzelnen giebt der Lehrplan an. Die Elementarfächer umfassen Rechnen und Raumlehre, worin wir freilich nicht das erreichen, was ein deutsches Seminar leistet. Das liegt auch nicht in unsrer Absicht. Weiter wird atakische Grammatik und Aufsatzschreiben

betrieben; Naturkunde und Geographie so viel, wie ihnen unsers Erachtens heilsam ist; letztere mit besonderer Berücksichtigung des indischen Archipels. Pädagogik ist natürlich sehr wichtig. Singen wird gern und mit Erfolg geübt; es ist uns wichtig, da das Singen in der Christianisierung des Volkes wie auch im christlichen Gemeindeleben eine auffallend grosse Rolle spielt. Auch sonst wird gern Musik getrieben, Harmonium- und Violinspiel, sowie Posaunenblasen. Um ein wenig äusseren Drill zu erreichen, wird etwas geturnt. Auch gezeichnet wird mit schönem Erfolg.

Das wichtigste sind natürlich die religiösen Fächer. Täglich wird Bibelkunde bzw. Bibelerklärung getrieben. Die Schüler lernen den Hauptinhalt der biblischen Bücher kennen, besonders der neutestamentlichen; bei dieser Gelegenheit von der Einleitung in die biblischen Bücher so viel, als für's Verständnis nötig ist, also nicht viel. Näher berücksichtigt werden das Leben Jesu, die Bergpredigt, die Gleichnisse. Viele Sprüche und biblische Abschnitte werden auswendig gelernt, überhaupt viel memoriert. Kursorisch wird im Unterricht und in den täglichen Andachten möglichst viel gelesen; genau ausgelegt wird ein synoptisches Evangelium, das Johannesevangelium, Apostelgeschichte (für unsere jungen Christengemeinden besonders wichtig und verständlich!), Römerbrief, erster Korintherbrief (auch überraschend viele Beziehungen zu unsern Verhältnissen), Jakobusbrief, erster Petrusbrief, und wenn möglich auch Hebräerbrief. In einem vierjährigen Kursus ist dieser Stoff ganz wohl zu bewältigen. Was dabei für uns weniger wichtig ist, wird natürlich weniger ausführlich behandelt; wie denn der ganze biblische Unterricht überhaupt unter praktische Gesichtspunkte gestellt werden muss. Im alten Testament werden die sogenannten biblischen Geschichten genauer durchgenommen, ausserdem die messianischen Weissagungen und die Psalmen. Die Genesis wird in extenso behandelt; die übrigen alttestamentlichen Bücher nur in Auswahlstücken. Wert wird darauf gelegt, biblische Charakterbilder zu entwickeln: Abraham, Jakob, Moses, Samuel, David u. s. w., eine Betrachtungsweise, die sich als besonders fruchtbar erweist. Wir sind bemüht, jede schematische Behandlung möglichst zu vermeiden, um unsern Batakjünglingen das Gotteswort verständlich und lebendig zu machen. So wenig die Unterrichtsstunden erbaulichen Charakter tragen, so muss doch bei rechter Behandlung des Stoffes auch Gewinn für den inneren Menschen ab-



fallen. — Natürlich wird auch Katechismus und Liederbuch erläutert und ersterer gründlich durchgenommen.

Da unsere Lehrer auch predigend thätig sind, so muss auf dem Seminar allerdings nicht Homiletik, wohl aber das Predigen gelehrt werden. Das geschieht in der Weise, dass ein zu behandelnder Text gründlich durchgenommen, unter homiletischen Gesichtspunkten behandelt, die Disposition gemeinsam herausgearbeitet und schliesslich als Predigt ausgearbeitet wird. Diese wird von den Prädikanten memoriert, vor versammelter Klasse gehalten und dann einer eingehenden Kritik unterzogen. Auf Disponieren legen wir Wert, damit sie ihren Stoff klar ordnen, und überhaupt ihre angeborene Rednergabe in Zucht nehmen lernen. Bei solcher Behandlung ist spezielle Homiletik für unsere Zwecke überflüssig. Dieser Unterricht muss im eminenten Sinne praktisch sein; er ist einer der schönsten Zweige unsrer Arbeit, aber auch sehr schwierig und reich an manchen Enttäuschungen. — Gleich wichtig sind die katechetischen Übungen, welche an einer Volksschulklasse vorgenommen und dann gründlich und unbarmherzig gemeinsam kritisiert werden. Diese Übungen gehen Hand in Hand mit der Pädagogik, auf die viel Fleiss verwandt wird. Es finden auch Unterrichtsübungen in den Elementarfächern statt. Eine komplette Übungsschule ist in Vorbereitung.

Kirchen- und Weltgeschichte wird fleissig und mit sichtbarem Nutzen getrieben, hauptsächlich erstere. Ein gedrucktes Handbuch, für unsere Batak eigens geschrieben, nicht übersetzt, enthält das für sie Wissenswerte. Hier gilt auch, dass sich der Meister in der Beschränkung zeigt. Es ist für einen Theologen an einem Missionsseminar nicht immer leicht, solche zu üben, und man kann all' diesen Unterricht, wenn er verständig gegeben wird, wohl zu den Übungen in der Selbstverleugnung rechnen. Neben dem uns besonders wertvollen apostolischen und nachapostolischen Zeitalter legen wir den Nachdruck auf die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Kirche, Reformationsgeschichte und christliche Liebesthätigkeit. Kenntniss des Mohammedanismus ist für unser Volk, das von allen Seiten vom Islam bedroht, zum teil verschlungen wird, notwendiger als etwa kirchliche Lehrstreitigkeiten. Ziel ist dabei Bekanntschaft mit den grossen Männern der Kirche; es soll das Gefühl geweckt werden, dass Gott seine Kirche regiert. Der Stoff wird mehr in Form einzelner Bilder, als in pragmatischem Zusammenhang dargeboten.

Das Unterrichtsmaterial, welches bewältigt werden soll, ist also

ziemlich reichlich bemessen, doch kann von Überladung nicht füglich die Rede sein. Wer immer fleissig arbeitet, erreicht das vorgesteckte Ziel ohne Überanstrengung. Leider sind noch nicht viele Leitfäden im Druck festgelegt, so dass vielfach diktirt werden muss. Musicieren, Gartenarbeit, Buchbindern, Schreibern und Spiele im Freien, dienen als Gegengewicht für die viele geistige Arbeit.

In welcher Weise wird nun ausser dem eigentlichen Unterricht Erziehung geübt? Gerade wegen seines erziehlichen Einflusses muss man die Bedeutung unsers Seminars mit seinen festen Ordnungen hoch anschlagen. Ein Batak hat in seinem Leben nie gehorchen gelernt; im Hause regieren nicht die Eltern, sondern die Kinder; Autoritäten, vor denen auch Erwachsene sich beugen, giebt es nicht, es sei denn die brutale Gewalt oder gemeine List. In den christlichen Familien finden sich jetzt wohl Keime eines gesunden Lebens, aber die Familien, in denen Ordnung, Zucht und feste Kindererziehung herrscht, sind doch noch sehr vereinzelt. Nun kommen die jungen Leute in den Organismus eines Gemeinwesens, wo sie reinlich, pünktlich, ordentlich, gehorsam sein und sich in Andre schicken müssen. Welchen eminenten erzieherischen Einfluss übt das auf die Jünglinge aus! Wenn sie schliesslich nur dergleichen auf dem Seminar lernten und ihr Wissen sehr wenig Bereicherung erführe, ich meine, so wären sie nicht vergeblich da gewesen. Zu sechs auf einem Zimmer wohnend, lernen sie sich ineinanderschicken, Selbstverleugnung üben; die Empfindlichkeit wird abgeschleift; sie lernen Rücksicht nehmen. Die festen Ordnungen der Schule schreiben ihnen vor, wann sie aufstehen und zu Bett gehen müssen; die Stunden für Studiren, Spielen, Gartenarbeit sind genau geregelt — kurz sie atmen eine Luft, die, so fremdartig sie ihnen auch erst vorkommen mag, doch für Leib und Seele ein wahrer Gesundbrunnen sein muss. Dieser Zucht auf dem Seminar ist es wesentlich mitzuverdanken, dass unser Lehrerstand bedeutend über dem Niveau des Volkes steht. Darum wird peinlich genau auf strikten Gehorsam gesehen. Übrigens fügen sich die jungen Leute, ich möchte sagen, mit elastischer Leichtigkeit in all diese ihnen so fremden und gewiss anfangs unverständlichen Bande. Schliesslich merken sie selbst den Segen, der darin liegt.

Zucht im engeren Sinne wird durch mancherlei abgestufte Strafen ausgeübt. Im allgemeinen sind solche nicht oft nötig. Schlimmste Strafe ist die Entlassung aus der Schule; nächstdem Rückversetzung in

die niedere Klasse und damit verbundene Verlängerung des Kursus um zwei Jahre. Im Unterricht werden sie nach ihren Leistungen gesetzt, wodurch Eifer und nützlicher Ehrgeiz angespornt werden. Mit Lob muss man sparsam sein, denn das kann der Batak noch weniger vertragen als wir Europäer. Überhaupt will der Batak mehr durch Furcht als durch edle Motive bestimmt werden. Das ist eine traurige Erfahrung für einen Lehrer, die mir im Anfang manche bittere Enttäuschung eingetragen hat. Wir können wenig an den Ehrgeiz, an das Pflichtgefühl und ähnliche edle Gefühle appellieren, da diese Saiten kaum anklingen. Der Batak (wie überhaupt die ganze malaiische Rasse) muss anders angefasst werden. Nicht mit Härte, das ist nicht nötig; aber mit Festigkeit. Er muss wissen, dass eine feste Faust ihn im Zügel hält; er muss immer eine gelinde Furcht im Innern schlummern haben. Wollten wir zu vertraulich mit ihnen werden, so würde Frechheit, Ungehorsam und Stolz das traurige Ergebnis sein. Man darf sie nicht behandeln wie man etwa mit Primanern umgeht, deren edle Gefühle ja leicht als Triebfedern zu gutem Betragen geweckt werden. Darum ist Zucht, d. h. eine feste Hand, die nicht schlägt, aber auch nicht streichelt, und die nie sich schwach zeigen darf, hier doppelt nötig.

Wucht und Rückgrat erhält diese Zucht aber erst durch die christliche Gemeinschaft, welche Lehrer mit Schülern verbindet. Durch die täglichen Andachten und sonstige Gelegenheiten, ihnen das Gotteswort erbaulich nahe zu bringen, üben wir unsern nachhaltigsten Einfluss aus. Zucht ohne dieses verbindende Öl würde zur unerträglichen eisernen Fessel werden. Von grosser Wichtigkeit ist die Seelsorge, die an den Schülern, in corpore sowohl wie an den einzelnen, geübt wird. Gelegentliche seelsorgerliche Besprechungen mit den Einzelnen haben, so selten sie stattfinden, stets viel Segen hinterlassen. Bei dieser Veranlassung ist es leicht möglich, was sonst gar schwer gelingt, ihnen innerlich nahe zu kommen, sie zur offenen Aussprache zu veranlassen, und so bestimmend auf ihr Innerstes einzuwirken. Auch die Predigtübungen mit der damit verbundenen Vorbereitung und Kritik sind nach dieser Seite hin befruchtend und segensbringend. Oberstes Ziel bei der ganzen Erziehung sollte sein, Charaktere heranzubilden, Männer, die wissen was sie sollen, und wollen was sie sollen. Aber der nüchterne Volksbeobachter wird sich von vornherein sagen müssen, dass das nicht vollständig erreicht werden kann, darum, weil die gesamte malaiische Rasse nicht befähigt ist, Charaktere hervorzubringen. Wir müssen uns

klar machen, dass wir einstweilen nur daraufhin arbeiten können, Männer heranzuziehen, die unter genügender Aufsicht treu ihre Pflicht thun, gehorsam ausführen, was ihnen vorgezeichnet wird, also Hilfsarbeiter, die immerhin unselbständig und energielos bleiben. Wir müssen das berücksichtigen. Denn Gott hat diesen Völkern jene uns so schätzenswerten Anlagen und Eigenschaften nicht in die Wiege gelegt. Wir können das nicht ändern. Gott schreibt uns eben andere Richtwege vor. Ob das Christentum im Lauf der Zeit den Volkscharakter ändern und auch aus den Batak Männer machen wird, die imstande sind eigene Wege zu gehen, das bleibt abzuwarten. Ich meinstheils glaube das nicht, denn auch Anlage und Temperament des einzelnen Menschen wird durch seine Bekehrung nicht geändert, sondern nur veredelt.

Nach vierjährigem Unterricht werden die Seminaristen entlassen. Auch dabei müssen sie sich einem Examen unterziehen. Selten kommt es vor, dass einem das Zeugnis verweigert werden muss. Es liegt auf der Hand, dass mit der Entlassung aus der Schule die Erziehung der Lehrer nicht abgeschlossen ist. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man sie nun wie fertige, ausgebildete Männer behandeln wollte. Die Erzieher wechseln nur. Naturgemäss hat der Gemeindegemissionar, dem sie zugeteilt werden, den Hauptteil an ihrer Weiterbildung. Diese vollzieht sich auf mancherlei Weise: der Missionar beaufsichtigt sie in ihrer Schulthätigkeit. Dabei stösst er freilich sofort auf erhebliche Schwierigkeiten, wenn seine Lehrer auf Filialen stationiert sind, die Stunden- und Tagereisen weit von der mater entfernt und von dem mehr oder weniger überbürdeten Missionar nicht gar zu oft besucht werden können. Der Lehrer kommt wohl oft zum Missionar, dieser aber nicht oft genug zu jenem. Diese Schulinspektion ist eine der wichtigsten Arbeiten innerhalb der Gemeinde. Damit verbunden ist die persönliche Beeinflussung und Förderung, die der Missionar seinen Lehrern zuteil werden lässt. Es wird immer eins seiner Hauptanliegen sein, diese so unentbehrlichen wie förderungsbedürftigen Gehilfen geistig und geistlich weiterzubringen, sie in ihrem Innenleben zu befruchten, sie trage- und leistungsfähiger zu machen, wozu sich durch die täglichen Berührungen und die Arbeitsgemeinschaft ja fortwährend reichliche Gelegenheit bietet. Ein Mittel zu diesem Zweck besteht darin, dass die Missionare ihre Lehrer (mancher hat deren 10—15 unter sich) regelmässig um sich versammeln, um mit ihnen einerseits das früher



Gelernte zu repetieren und ihr Wissen zu erweitern, andererseits sie in Gottes Wort zu vertiefen, ihrem inneren Menschen Nahrung zuzuführen, endlich auch, um genaue Berichte über die Einzelheiten ihrer Arbeit zu empfangen und ihnen fortwährend die Richtlinien vorzuschreiben. Bald werden schriftliche Arbeiten geliefert und besprochen, bald Rechen- und Geographieaufgaben gelöst, dabei wird regelmässig Exegese getrieben, Kirchen- und Weltgeschichte wiederholt. Eine besonders wichtige Arbeit nach der Seite hin ist die Vorbereitung auf die Predigt. Es ist ja ein Übelstand, dass unsere Lehrer — und nicht nur die älteren — soweit sie auf den Filialen angestellt sind, oft den Sonntagsgottesdienst leiten und dabei predigen müssen.

Zur Zeit lässt sich das nicht ändern; ist es doch gerade der ausgedehnten Filialwirksamkeit zu danken, dass unsre Mission sich so gesund und schnell entwickelt. Um so dringendere Pflicht ist es für jeden Missionar, seine Lehrer gewissenhaft auf diese Predigten vorzubereiten. Da sie, wie schon erwähnt, verhältnismässig leicht andrer Gedankengänge reproduzieren können, so wird im allgemeinen der Bataksche Lehrer ziemlich gut predigen, wenn er gut vorbereitet worden ist, d. h. wenn ihm genau Inhalt und Gedankengang des zu Sagenden vorgedacht und beigebracht ist. Gefährvoll nach dieser Seite ist die bataksche Begabung für freie Rede, die wohl nie einen im Stich lässt; die aber dem Ernst der Vorbereitung und der Gedakentiefe seiner Rede oft wesentlich Eintrag thut. — Auch die im Amte stehenden Lehrer sind durchaus bildungsfähig, erkennen die Notwendigkeit weiterer Förderung an und sind dankbar, wenn man sich ihrer kräftig annimmt. Leider, leider kann sich nicht jeder Missionar immer seinen Lehrern in dem Masse widmen, wie er das selbst möchte. Denn in den grossen Gemeinden von 3000—7000 Seelen (nicht mitgerechnet die umwohnenden Heiden) stürmt zuviel auf ihn ein. Seine Arbeit ist ungleich vielseitiger als diejenige eines Pastors an grosser Gemeinde.

Der Erziehung dient ferner ein bataksches Monatsblatt, welches ausser biblischen Betrachtungen, Aufsätze aus der Pädagogik, Kirchengeschichte, Missionsgeschichte, Naturkunde, belehrende Erzählungen, vermischte Nachrichten und Personalien enthält. Es wird freilich nicht nur von Lehrern gelesen, ist aber doch in erster Linie auf sie zugeschnitten. Wer dasselbe nicht nur liest, sondern studiert, wird mancherlei Förderung für Wissen und Geist davontragen. — Ein anderes Mittel, unsre Lehrer zum Mitarbeiten und selbständigen Denken anzuregen, haben wir

voriges Jahr zum erstenmale probiert. Es wurde nämlich eine Preisarbeit ausgeschrieben über das Thema: „Kann man von der Religion der heidnischen Batak behaupten, was Paulus Apostelgesch. 17 sagt, dass sie nämlich darin den Einen Gott gesucht haben?“ Es liefen einige 30 zum Teil gute und recht gute Arbeiten ein, aus denen ich gesehen habe, dass der gebildete Batak innerhalb seiner Sphäre sehr wohl zu denken und das Gedachte anschaulich und wohlgeordnet darzustellen vermag. Für unsere Verhältnisse ist dieses Mittel also zu empfehlen.

Leider haben wir noch wenig Litteratur, die geeignet ist, unsern Lehrern Führer im eigenen Studium zu sein. Nach dieser Seite hin stehen wir noch vor vielen Aufgaben. In Angriff genommen ist u. a. eine Auslegung des Evang. Matthäus, welcher dann weitere Erklärungen der wichtigsten biblischen Bücher langsam folgen sollen. Eine ausführliche Kirchengeschichte nach den oben angedeuteten Grundsätzen ist kürzlich fertig geworden; auch eine Weltgeschichte ist vorhanden. Im übrigen kursieren die Diktate vom Seminar unter den Lehrern, welche freilich für sie nur beschränkten Wert haben. Jedes neue Buch bedeutet ein neues Bildungselement für unsre Lehrerschaft.

Viel versprechen wir uns von Repititionskursen für ältere Lehrer, mit denen in diesem Jahre begonnen werden soll. In erster Linie ist an diejenigen Lehrer gedacht, welche s. Z. nur einen zweijährigen Seminarkursus durchgemacht haben und nun bedeutend hinter den Jahrgängen zurückstehen, welche 4 Jahre gelernt haben. Im Lauf der Zeit sollen aber alle Lehrer einmal einberufen werden. Dieser Kursus wird 1—2 Jahre dauern. Wie er sich im einzelnen auszugestalten hat, wird sich erst nach Absolvierung des ersten bestimmt sagen lassen. Es handelt sich dabei um zweierlei: einmal das z. T. recht lückenhafte Wissen dieser alten Herren aufzufrischen und dann ihnen neue Anregungen und frischen Arbeitseifer einzupflanzen. Man wird sich ihnen während ihrer Schulzeit mit viel Liebe und Geduld widmen müssen, und wahrscheinlich wird diese Thätigkeit nicht immer zu den angenehmsten gehören. Dem ersten Kursus sehen nämlich die älteren Lehrer selbst mit Misstrauen entgegen. Statt dankbar zu sein dafür, dass man sich ihrer so annimmt, fassen sie die Sache wohl mehr als eine Korrektionsanstalt auf. Ein endgiltiges Urteil über diese Kurse ist also noch nicht abzugeben. Sie werden dabei verhältnissmässig mit im Seminarunterricht hospitieren.

Einen wesentlichen Faktor in der Weiterbildung der Gehilfen bildet die Lehrerkonferenz, welche sämtliche Lehrer innerhalb der batakischen Kirche jährlich einmal vereint. Unter Aufsicht einiger Missionare wird zwei Tage lang über allerlei ihnen wichtige Angelegenheiten verhandelt. Nachdem einer von ihnen eine Predigt gehalten, kommen ein bis zwei Referate zur Verlesung, gewöhnlich ein biblisches und eins, welches dem Gemeindeleben, der Schule oder sonst welchen praktischen Verhältnissen entnommen ist. Es werden da Themata wie folgende behandelt: „Was befähigte den Apostel Paulus, ein grosser Heidenapostel zu werden?“ „Welche Sünden kamen in den apostolischen Christengemeinden vor?“ „Die Lebensweisheit, welche in den Sprichwörtern der alten Bataks niedergelegt ist.“ „Welche Reste von Heidentum finden sich in unsern christlichen Gemeinden?“ Einige besonders lehrreiche Referate betreffend altbataksche Verhältnisse sind sogar im Druck niedergelegt worden und enthalten eine Fülle des Wissenswerten für uns Europäer sowohl wie für das junge batakische Geschlecht, dem allmählich die Erinnerung an die alten Zustände schwindet. Das eine behandelt das soziale Leben der Batak, das andere altbataksches Recht und Sitte. Neben direkter Förderung und Anregung hat diese Lehrersynode noch den Nutzen, dass sie die Lehrer enger unter einander verbindet, ihr Standesbewusstsein weckt und hebt. Ohne zwingenden Grund wird keiner die Konferenz versäumen. Uns giebt sie eine willkommene Gelegenheit, zu der Lehrerschaft in corpore zu reden. Ein gutes Wort findet da meist eine gute Statt, auch wenn es sehr ernst ist. Auch wird bei dieser Konferenz ihre Witwen- und Waisenkasse revidiert, die Einzahlungen gemacht, über die auszahlenden Gelder verhandelt u. s. w. Den Schluss bildet eine gemeinsame, erhebende Abendmahlsfeier. Diese Konferenzen sind freilich noch längst nicht, was sie sein sollten und könnten; es wird genug leeres Stroh gedroschen; aber ihr Segen ist doch unverkennbar; sie helfen mit, ein neues Geschlecht heranziehen und sind immerhin Steine am Bau der werdenden Volkskirche.

Nun bliebe noch die Frage: Was wird mit oben skizzierter Erziehung erreicht? Doch die Beantwortung versparen wir uns besser für den Schluss, nachdem wir auch von der Heranbildung der Pandita ein Bild entworfen haben.

(Schluss folgt.)

## Zur Entstehungsgeschichte der Norddeutschen und der Hermannsburger Mission.

Von Missionsdirektor P. Haccius.

Hin und her in Norddeutschland in Städten und Dörfern waren am Ende des 18. Jahrhunderts kleine pietistische Häuflein, welche durch Sendboten der Brüdergemeine erweckt und gepflegt wurden, vorhanden. Durch Missionstraktate, zunächst der Brüdergemeine, wurde ihr Interesse auch auf die Mission gerichtet. Zu einem Zusammenschluss jedoch und zu einer gemeinsamen Missionsthätigkeit konnten sie es nicht bringen. Dazu kam der Anstoss von England her. 1798 erliessen die Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft einen Aufruf zur Mitarbeit an die Christen in Deutschland, in welchem sie darauf hinwiesen, dass Deutschland in der Reformation allen vorangegangen sei, man „hoffe, dass Luthers Eifer und Glaube in den Herzen der Nachkommen nicht erloschen sein werde.“

Ostfriesland folgte diesem Weckruf. Dort hatte eine Anzahl Geistlicher und Laien mit Urlsperger in Verbindung gestanden; unter Führung Pastor Stracke's in Hatshausen gründeten sie noch in demselben Jahre einen Missionsverein, es war der erste in Deutschland, denn er entstand ein Jahr früher, als der in Elberfeld. In Verbindung mit der ostindischen Handels-Kompanie in Emden hofften sie, Missionare aussenden zu können und wollten eine Missionsanstalt gründen. Als Jänicke im Jahre 1800 damit voranging, schlossen sie sich ihm an. Die Londoner Missionsgesellschaft sandte damals viele Deutsche als Missionare aus; drei derselben, welche aus Jänicke's Missionshause kamen und nach Süd-Afrika gesandt werden sollten, hielten sich auf ihrer Reise nach England wochenlang in Ostfriesland auf; das diente in hohem Masse zur Belebung des Missionssinns. Leider ging der Missionsverein wie auch die Emdener Handelskompanie in den Napoleonischen Kriegen im Jahre 1806 zu Grunde. Doch erlosch damit das Missionsleben in Ostfriesland nicht, und die Missionsfreunde sammelten sich wieder 1832 in einem Missionsleseverein und 1834 in der ostfriesischen Missionsgesellschaft. Diese Gesellschaft „unterstützt aussendende Missionsgesellschaften, ohne einen grundsätzlichen Unterschied zu machen, ob



dieselben reformierter oder lutherischer Konfession sind oder auf dem beiden Konfessionen gemeinsamen Boden der Bekenntnisse stehen.“<sup>1)</sup>

Als nach der Napoleonischen Kriegszeit der heissersehnte Friede gekommen war, folgten bald die drei nordischen Hansastädte; die Anregung ging ebenfalls von England aus. 1819 entstand der Bremer Missionsverein, 1820 der Lübecker und 1822 der Hamburger. Die drei Pastoren Nicolai, Passavant und Büsing in Bremen forderten durch einen Aufruf zur Heidenmission auf und nannten diese „das herrlichste, mit staunenswertem Erfolge gekrönte Ereignis der Gegenwart.“ Bald traten Mallet und Treviranus an die Spitze. In Hamburg waren die Engländer Philip Oakden und Samuel Jakson die Führer, ihnen schlossen sich 14 gläubige Männer an, die Pastoren Strauch, Rambach, Hübbe und Mutzenbrecher, der Senator Hutwalker, Dr. Sieveking u. a. Besonders anregend wirkte Merl d'Hubigné, der junge Prediger der französisch-reformierten Kirche. Zuerst gründeten sie die niedersächsische Traktatgesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften und in demselben Jahre den „evangelischen Missionsverein“; ein solcher sei — so erklärten sie in ihrem öffentlichen Aufrufe — „das dauerndste und christlichste Denkmal, um den tausendjährigen Bestand Hamburgs zu feiern.“

Die dreissiger Jahre waren das Jahrzehnt der Missionsvereine; allein im Königreich Hannover entstanden in demselben 16, von denen 8 grosse Hauptvereine waren. In den vierziger Jahren kamen in Hannover noch 5 hinzu. Auch in Schleswig-Holstein und Mecklenburg wurde es lebendig, es entstanden dort Ende der dreissiger und Anfang der vierziger Jahre Missionsvereine in Altona, Elmshorn, Glückstadt und Heide, in Rostock, Ludwigslust, Wismar und Neustrelitz.

In Hannover ging Stade voran, wo 1832 durch Rektor Sattler, Brüning, Saxer, Schlüter u. a. ein blühender Missionsverein gegründet wurde. Von Stade angeregt, folgten in demselben Jahre Zelle und Lehe. 1833 entstanden die Missionsvereine in Lüneburg und Hildesheim, 1834 in Hannover, Ostfriesland, Gross-Munzel, Gifhorn und Hameln, 1836 Göttingen, 1839 Osnabrück, 1844 Ülzen, 1845 Herrmannsburg, 1846 Verden u. a. m. Die Vereine hatten in erster Linie die Belebung des Missionssinns im Auge, sodann die Sammlung von

---

1) Man hat diese Stellung bis heute beibehalten, es hat sich aber in neuerer Zeit von Strackholt aus ein besonderer lutherischer Missionsverein gebildet.

Gaben für die Heidenmission; diese wurden an die Brüdergemeine, nach Barmen und nach Berlin gesandt.

In Stade machte sich zuerst das Verlangen nach Zusammenschluss der Missionsvereine geltend; der dortige Missionsverein lud 1834 den Bremer und den Hamburger Verein zu seinem ersten Jahresfeste ein. Auf diesem empfing ein junger Theologe eine kräftige Anregung zum Missionsdienst und stellte sich dem Stader Missionsverein als Missionar zur Verfügung. Er erklärte „er wünsche auch als Missionar in Verbindung mit der Heimat zu bleiben, ob es daher wohl möglich sei, dass er von norddeutschen Vereinen könne ausgesendet werden.“ Das war der Anstoss zur Gründung der norddeutschen Missionsgesellschaft. Die Stader teilten es den Bremern mit; bei diesen war der Gedanke der Gemeinschaft schon „die Herzenssache“ vieler geworden, man wartete nur auf einen „Wink von oben,“ und den glaubte man nun zu erkennen. Am 10. Juni 1835 wurde in einer öffentlichen Versammlung in der Aula des Gymnasiums zu Stade der einstimmige Beschluss gefasst, sämtliche Missionsvereine in Norddeutschland zur Errichtung einer norddeutschen Missionsgesellschaft einzuladen, „welche unmittelbar und selbständig an der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden durch Gründung eigener Missionsstationen teilnahme.“ Man fasste Hamburg als Mittelpunkt ins Auge. 1836 in den Tagen vom 9.—11. April schlossen sich die Missionsvereine von Stade, Bremen, Hamburg, Ritzebüttel, Lehe und Lauenburg als norddeutsche Missionsgesellschaft zusammen. Die übrigen Vereine, auch Celle verhielten sich zunächst abwartend, traten jedoch zum Teil in dem folgenden Jahre bei. Bis Mitte der vierziger Jahre waren noch hinzugekommen die Vereine von Celle, Elmshorn, Altona, Glücksstadt, Heide, Rostock, Ludwigslust und Neustrelitz; diese Vereine hatten Stimmrecht und hatten sich zur ausschliesslichen Unterstützung der norddeutschen Missionsgesellschaft verpflichtet. Etwa 30 andere Vereine von Ostfriesland bis Danzig, und von Apenrade bis Cassel halfen mit Unterstützungen, ja sogar aus den russischen Ostseeprovinzen kamen Gaben. Den Höhepunkt erreichte die norddeutsche Missionsgesellschaft im Jahre 1846, in welchem ihre Einnahme 8210 Thaler betrug.

Die meisten hannoverschen Vereine verhielten sich jedoch aus konfessionellen Gründen unter Führung des Vereins von Hannover ablehnend, und das hannoversche Konsistorium billigte diese Stellung. Im April 1836 hatte man Statuten entworfen, deren § 10 folgende

Fassung hatte: „Um aller Willkür in der Lehre der Boten vorzubeugen und alles Unevangelische bei ihnen fern zu halten, wird die Augsburgische Konfession als Richtschnur genommen.“ In den Tagen vom 8.—10. Oktober 1836 wurden die Statuten festgestellt, man liess den § 10 fallen und stellte statt dessen im § 2 folgenden Grundsatz auf:

„Diese Gesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformierten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden evangelischen Schwesterkirchen in keiner Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht der Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung Matth. 28, 18—20, in der Überzeugung, dass der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern dass sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und Seines Geistes unter den Heiden die Kirche eigenförmlich gestalten wird.“

Diese Formulierung rührt von Saxer, damals Pastor in Dorum, dann Superintendent in Debstedt, und darauf Generalsuperintendent von Stade, her, welcher mit Mallet und Treviranus zusammen lange der geistliche Leiter der norddeutschen Missionsgesellschaft gewesen ist. Auch Kandidat Louis Harms, als Vertreter des von ihm gegründeten Lauenburger Missionsvereins, stimmte ihr zu. Doch hat gerade diese Formulierung den konfessionellen Kampf entfacht und im Jahre 1839 auf der Generalversammlung in Hamburg eine neue Beschlussfassung veranlasst, welche von dem lutherischen Pastor Schlichthorst in Padingbüttel und dem reformierten Pastor Müller in Lehe vorbereitet und von einer gemischten Kommission formuliert war, diese bestand aus den reformierten Bremer Pastoren Mallet und Treviranus und den Lutheranern Pastor Bünning in Hollern und Kandidat Louis Harms in Lauenburg. Der Inspektor

„soll hinsichtlich seines Unterrichts auf die gemeinsame Bekenntnisschrift der protestantischen Kirche, nämlich die Augsburgische Konfession, und wegen der Differenzpunkte, welche in der Lehre vom Abendmahl dagegen vorgebracht sind, auf die in dem Gutachten vom Pastor Müller und Pastor Schlichthorst aufgestellten 6 Punkte verwiesen werden: 1. Dass diese Lehre nicht nach der Begreiflichkeit oder Unbegreiflichkeit für die Vernunft entschieden werden kann, sondern allein aus der heiligen Schrift; denn was Gott verheisst, das kann er auch thun. Röm. 4, 21.

2. Dass nicht der Glaube des Empfangenden die Sakramente macht, sondern das Wort der Verheissung, nach dem Grundsatz: Dass aber etliche nicht glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben? Röm. 3, 3 und 2. Tim. 2, 13.

3. Dass mit dem Brot und Wein eine wahre Gemeinschaft des Leibes und Blutes Jesu verbunden ist, nach den Worten der Verheissung: Das ist mein Leib — und nach der Erklärung Pauli 1. Korinth. 10, 16: Der gesegnete Kelch, welchen

wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brot, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?

4. Dass die Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in einer solchen Art genommen werden muss, dass das gottselige Geheimnis dabei bestehen kann: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. 1. Tim. 3, 16, das Wort ward Fleisch Joh. 1, 14.

5. Dass das Abendmahl von Christo für die Gläubigen eingesetzt ist, nicht aber für die, welche nicht an ihn glauben und also auch ihn und seine Lehre nicht annehmen. Matth. 26, 26: Er gab es den Jüngern.

6. Dass aber gleichwohl alle, die dies Brot essen und diesen Wein trinken ohne den Worten Jesu zu glauben, an dem Leibe und Blute des Herrn schuldig sind 1. Korinth. 11, 27.“

Die Ordination sollte jeder in der Kirche seines Bekenntnisses empfangen, die Missionsgesellschaft wolle in keiner Weise die Verhältnisse der beiden Kirchen beeinträchtigen. Damit solle diese Frage abgeschlossen sein, weitere konfessionelle Streitfragen wolle und könne man nicht zulassen. — Nach Annahme dieser Beschlüsse erhob sich die Versammlung einmütig und stimmte an: Nun danket alle Gott.

Doch der Kampf kam nicht zum Stillstand. Pastor Petri in Hannover liess 1841 seine Schrift ausgehen „Die Mission und die Kirche“; er griff darin die obigen Beschlüsse scharf an und fand in der Aufstellung ihrer Lehnnormen die Aufrichtung eines eigenen Bekenntnisses und eine Überschreitung ihrer Befugnisse. Es entstand nun ein lebhafter Streit in kirchlichen Blättern und Broschüren, an dem sich besonders ausser Petri, Lücke, Harless, Kliefoth, Krabbe und Hofmann und von Seiten der norddeutschen Missionsgesellschaft Saxer, Mallet, Müller, Pastor Hugues in Celle und Pastor Rautenberg zu St. Georg in Hamburg beteiligten. In Mecklenburg forderten der Landrat von Maltzahn und der Oberappellationsrat von Schrötze den Rostocker Missionsverein auf, sich von der norddeutschen Missionsgesellschaft wieder zu trennen und einen eigenen landeskirchlichen Verein zu gründen. Auf der Generalversammlung in Altona, 9. Juni 1843, kam es zu lebhafter Auseinandersetzung. Mallet schlägt vor, „die norddeutsche Missionsgesellschaft wieder unter das Panier der Augustana zu stellen,“ wobei man ausdrücklich die invariata betonte. Alle Deputierte stimmten zu, doch hielt man die Fassung eines Beschlusses ohne Rücksprache derselben mit ihren Vereinen für unthunlich. Inzwischen wird dieselbe durch eine gemischte Kommission vorbereitet, zu welcher auch Hofmann und Kliefoth gehören, und 1844 wird auf der Generalversammlung in Rostock unter Beibehaltung des angefochtenen § 2 und § 3 festgestellt:



„Die Gesellschaft legt bei ihrer gemeinsamen Missionsthätigkeit, die auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 übergebene Konfession zu Grunde.“ Bei diesem Beschlusse haben sich auch die Mecklenburgischen Vereine beruhigt; und erst 1850 traten die Mecklenburger und der Zeller Verein, und 1852 der Stader aus der norddeutschen Missionsgesellschaft aus. Es führte dazu nicht nur das mehr und mehr erstarkende konfessionelle Bewusstsein in Hannover und Mecklenburg, sondern auch die innere Krisis, die sich immer schärfer herausgebildet hatte. Die Verwaltung, Entscheidung, Vertretung und Leitung der Mission lag in den Händen der stimmberechtigten Vereine, welche in dem Verwaltungsausschuss ihre Spitze hatten, dieser hatte seinen Sitz in Hamburg. Zwischen ihm und dem Komitee des Hamburger Missionsvereins trat in den vierziger Jahren eine Spannung ein, und in Bremen machte sich immer mehr die Meinung geltend, dass die bestehende Organisation einem thatkräftigen Missionsbetriebe nicht förderlich sei. Man hatte ausser dem Inspektor Brauer einen Kandidaten Löwe als Lehrer angestellt; zwischen diesen beiden und ebenso zwischen ihnen und den Missionszöglingen brachen verschiedene Konflikte aus, welche schliesslich zur Aufhebung der Missionsanstalt in Hamburg und zu einer versuchsweisen Übersiedlung des Kandidaten Löwe und der Zöglinge nach Bremen führten, während der Inspektor Brauer als Leiter des auswärtigen Missionswesens in Hamburg verblieb. Zu den Differenzpunkten gehörte auch die Frage über die Ausbildung der Zöglinge, seitdem Professor Hofmann aus Rostock einen Vortrag gehalten hatte, demzufolge er nur akademisch gebildete Theologen als Missionare gelten lassen wollte. Auch die Ordinationsfrage machte Schwierigkeiten; der Kandidat Valett zwar, welcher sich zum Missionsdienste gemeldet hatte, wurde ohne Anstand in Stade ordiniert; auch hatte sich das dortige Konsistorium zur Ordination der übrigen in der Missionsanstalt ausgebildeten Missionare bereit erklärt. Das Ministerium in Hannover jedoch erlaubte es nicht, weil sie nicht akademisch gebildet seien. Man wandte sich an Claus Harms in Kiel, der keine Bedenken dagegen hatte, und der König von Dänemark gestattete die Ordination den schleswig-holsteinschen Präbsten gegen Ausstellung eines Reverses, dass die Missionare keine Anstellung in der dortigen Kirche beehrten. Man nahm jedoch schliesslich die Ordination in der Kirche zu Horn bei Bremen selber vor.

Die Missionsgesellschaft hatte ihre Netze gleich weit ausgespannt

und ihre Missionsarbeit in Indien, in Neuseeland und etwas später in Westafrika, in Peki, im Gebiet des Gabun, begonnen. Das war zu viel für die Kräfte der Gesellschaft und wurde, als die schweren Zeiten kamen, verhängnisvoll. Das Hungerjahr 1847, die Revolutionszeit, der schleswig-holsteinsche Krieg verminderten die Einnahmen schon sehr, ein bedeutender Betrug des langjährigen Kassensführers und die Abtrennung mehrerer Missionsvereine brachte aber die Gesellschaft in eine schwere finanzielle Krisis, und wie die Bildungsanstalt so war auch die norddeutsche Missionsgesellschaft selber ihrer Auflösung nahe. Das bewegte die Herzen vieler auf das tiefste, sowohl in Stade, Hamburg und Bremen, als auch in Celle und Hermannsburg.

Louis Harms hatte von Anfang an in den intimsten Beziehungen zu der norddeutschen Missionsgesellschaft gestanden; wir sahen ihn thätig in den Generalversammlungen und bei der Beratung der Statuten, mehrfach suchte man ihn in den Missionsdienst zu ziehen, als Lehrer an der Bildungsanstalt oder als Missionar für Indien, doch der Herr verhinderte diesen Weg. Harms kam als Hilfsprediger seines Vaters nach Hermannsburg und wurde 1849 sein Nachfolger. Und wie er als Kandidat in Lauenburg und Lüneburg viel zur Pflege des Glaubens- und Missionslebens gewirkt hatte, so ging eine kräftige Erweckung sonderlich in Hermannsburg von ihm aus.

Es entstand ein blühendes Glaubensleben und entfaltete sich eine grossartige Liebesthätigkeit für die Nöte in der Heimat, für die Bekehrung der Juden und vor allem für die Heidenmission. Louis Harms trat mit Hermannsburg dem Missionsverein in Celle bei und bestimmte seine Gaben für die norddeutsche Missionsgesellschaft; es konnte nicht ausbleiben, dass sich auch Jünglinge zum Missionsdienst meldeten, diese nahm er für jene Gesellschaft an. Als aber der Versuch, die Bildungsanstalt nach Bremen zu verlegen misslang, entstand in ihm der Entschluss, in Hermannsburg eine eigene Missionsanstalt zu gründen, wozu ihn die Lauenburger Missionsfreunde schon gedrängt hatten. Louis Harms und der Missionsverein in Celle machten dem Verwaltungsausschuss das Anerbieten, und dieser gab darüber am 8. Juni 1849 folgendes Gutachten ab:

„Wenn augenblicklich Verhältnisse obwalten, welche unsere Bildungsanstalt von unserer Verwaltung örtlich trennen, so ist der Herr zu preisen, der uns für die lieben jungen Pflanzen derselben einen nach allen Zeichen so erwünschten Garten in Hermannsburg eröffnet. Könnten irgend Bedenken aufsteigen, das liebevolle brüderliche Anerbieten des Herrn Pastor Harms so ohne weiteres anzunehmen,

so möchte es etwa die dem teuren Manne so schon aufgelegte, fast übermenschliche Arbeit sein, welche sie erregen könnte. Die grosse gewaltige Bewegung der Gemüther in seiner Gemeinde und weit ringsum, welche der Herr durch ihn angefaßt hat, und welche dem öffentlichen und häuslichen Leben eine so ausserordentliche Spannung giebt, wie sie schwerlich bleiben kann, möchte die Frage zur Erwägung legen, ob eine solche erhöhte geistige Atmosphäre das allseitige Gedeihen unserer Zöglinge auch gewähren könne? Indess nach allen Berichten daher ist das Leben im Herrn, welches von unserem Harms ausströmt und seine Heerde beseelt, ein durchaus gesundes, und die vielen in unserer Gesellschaft gewiss bekannte reine und feste Stellung des lieben Mannes auf dem einigen Grunde unseres Glaubens giebt eine hinlängliche Beruhigung gegen jede Besorgnis, dass dort der zu hoffende reiche Segen unseren Zöglingen könnte getrübt werden.“

Auch das Bremer Komitee stimmte freudig zu, und die Generalversammlung zu Bremen fasste am 1. Juli 1849 folgenden Beschluss:

„Es wurde allgemein anerkannt, dass, so wünschenswert es für die Gesellschaft auch sei, ein eigenes Missionshaus zu haben, es doch für jetzt nicht thunlich sei, ein neues zu gründen. Es wurde daher beschlossen, auf das Anerbieten des Pastors Harms in Hermannsburg unweit Zelle, eine Anstalt im Interesse der Gesellschaft zu errichten, einzugehen, so jedoch, dass das Verhältnis der Gesellschaft zu diesem Missionshause ein freieres bleibe.“

Hierauf wurden die Zöglinge und das vorhandene Inventar von Bremen nach Hermannsburg überführt, Harms kaufte ein Haus mit Ackerland „für die norddeutsche Missionsgesellschaft.“ Ausser den obigen Zöglingen, für welche in den ersten 2 Jahren noch Kostgeld von Hamburg aus bezahlt wurde, nahm er noch 8 andere Missionszöglinge auf. Eine intime Verbindung bestand zwischen ihm und dem Zeller Missionsverein, die Seele desselben war der reformierte Pastor Hugues, welcher besonders kräftig für die Errichtung des Missionshauses in Hermannsburg eingetreten war. Auf der Generalversammlung der norddeutschen Missionsgesellschaft in Hamburg im Jahre 1850 theilte derselbe einen Bericht von Louis Harms über die Bildungsanstalt mit und erwähnte, diese sei von dem Zeller Komitee inspiziert und habe auf die Deputierten einen höchst erquicklichen Eindruck gemacht.

Inzwischen hatten die Vereine die grössten Anstrengungen gemacht, um die Schulden der norddeutschen Missionsgesellschaft zu bezahlen, und das Bremer Komitee hatte sich bereit erklärt, die Fortführung der Mission zu übernehmen, wenn ihm allein und nicht mehr den Vereinen resp. der Generalversammlung das Recht der Leitung zustehen sollte. Die Mecklenburgischen und der Zeller Verein, etwas später auch der Stader, zogen sich infolgedessen zurück, und damit war die norddeutsche Missionsgesellschaft in ihrem bisherigen Bestande aufgelöst. Der Bremer

Missionsverein übernahm dieselbe und hat sie, unterstützt von vielen Freunden, sonderlich aus der reformierten Kirche, mit grosser Opferfreudigkeit und Treue fortgeführt. Aus dem Hermannsburger Anfang aber entwickelte sich in raschem kräftigem Erblühen die Hermannsburger Mission, die, wie aus dem vorstehenden hervorgeht, keine eigenmächtige Schöpfung ihres Gründers gewesen ist, und die weder im Gegensatz zu der norddeutschen Gesellschaft, noch im Gegensatz zu der in jenen Jahren, wie aus den Berichten der Missionsvereine hervorgeht, in Norddeutschland noch wenig beachteten Leipziger Mission entstanden ist. Auch liegt ihr Ursprung nicht in der konfessionellen Stellung ihres Gründers; er war ein gläubiger Lutheraner, aber stand damals in freudiger Mitarbeit mit den mehr melanchthonisch gerichteten Bremer Reformierten und dem Pastor Hugues, welche ja die Missionsarbeit auf Grund der unveränderten Hugsburgischen Konfession betreiben wollten. Das konfessionelle Bewusstsein von Ludwig Harms ist erst in den folgenden Jahren, wohl nicht zum wenigsten unter dem Einflusse seines Bruders Theodor, welchen er zum ersten Inspektor des Missionshauses gemacht hatte, und durch die Verbindung mit anderen Geistlichen der hannoverschen lutherischen Landeskirche, mehr erstarkt.

Sein lebendiger Glaube an den Herrn und seine brünstige Liebe allein war der Quell, dem seine Mission entsprang.



## Eine gigantische Missions-Statistik,

### I.

mit der weder an Umfang noch an Detaillierung irgend eine der bisher von deutschen, englischen oder amerikanischen Autoritäten aufgestellte Statistik der evangelischen Mission den Vergleich aushält, hat vor kurzem der durch sein hervorragendes, leider noch nicht vollendetes Werk: *Christian Missions and Social Progress* auch in Deutschland weithin bekannt gewordene und auf der Welt-Missions-Konferenz zu New-York als Referent über die Missionsstatistik fungierende Rev. I. S. Dennis veröffentlicht in dem stattlichen Buche: *Centennial Survey of Foreign Missions* (New-York 1901. 17 Mk. Auch Edinburgh: Oliphant, Anderson and Ferrier). Auf 401 der Breite nach gebundenen Folioseiten giebt er in dem Zweidrittel des ganzen Werkes



umfassenden ersten Teile unter 9 Haupt- und zahlreichen Unterrubriken aufs übersichtlichste gruppiert, in sauberen mit vielen Anmerkungen (in Kleindruck) versehenen Tabellen, die Spezial- und General-Statistik über folgende Missions-Organisationen, Thätigkeiten u. s. w.

1) Seite 9—68 und 257—264 über die evangelistische Arbeit, auf 9 nach den Sendungsländern geordneten Tafeln, welche von den sämtlichen Missions-Gesellschaften in 22 Kolonnen Gründungsjahr, Einkommen, Zahl der Missionare und eingeborenen Arbeiter, der Stationen, der Gemeinden und Kommunikanten, Sonntagsschulen, kirchlichen Beiträge und der Christen insgesamt registrieren;

2) Seite 69—120 und 265—267 über die Bildungs- und Erziehungsanstalten aller Grade von den Universitäten an bis zu den Kindergärten herab auf 8 nach den Missionsgebieten disponierten Tafeln in 8 Kolonnen, welche Ort, Namen, Gründungsjahr, unterhaltende Missionsgesellschaft, Schülerzahl derselben und erklärende Bemerkungen enthalten;

3) Seite 123—190 und 268—270 über die litterarische Missionsthätigkeit, wieder nach den Missionsgebieten geordnet in 4 Hauptabteilungen (Bibel-Übersetzungen, Buchgesellschaften, Missionsdruckereien, periodische Presse), von denen jede 4—6 Kolonnen und eine Fülle von Anmerkungen hat, in datailliertester Vollständigkeit;

4) Seite 193—212 und 271 über die ärztliche Missions-thätigkeit, die Hospitäler und Freiapotheken (dispensaries) umfassend, wie 2—4 disponiert in 11 Kolonnen;

5) Seite 215—232 und 272 f. über die philanthropischen und reformatorischen Missionsveranstaltungen unter ebenso geordneten 6 Hauptgruppen (Waisen- und Findlingshäuser, Aussätzigen-Hsyle, Blinden- und Taubstummenanstalten, Enthaltensamkeitsvereine, allerlei sonstige Heime, Fürsorge für Gefangene, Gefallene u. s. w.) in 6—8 Kolonnen.

6) Seite 235—244 und 274 über die vielseitige nicht ganz passend bezeichnete missionarische Kulturarbeit in 9 Abteilungen (Gesellschaften für religiöse und soziale Hebung, die studentische Missionsbewegung (8), Bruder- und Schwesterschaften, Bibel-, Frauen- und Seminarbesucherinnen- und eine Menge sonstiger Vereine, Konferenzen, Bibliotheken u. s. w.) Geht etwas durch einander.

7—9) Seite 247—254 und 275 über Organisationen für

soziale und moralische Reform; Missionsseminare (in der Heimat) und Missionschiffe.

An diesen ersten schliesst sich dann ein zweiter Hauptteil (Seite 279—363) der nach Kontinenten geordnet die sämtlichen Missions-Gesellschaften in einem Directory noch einmal übersichtlich gruppiert und zwar als denominational, interdenominational und miscellaneous and special mit kurzer Angabe der Leitung, der Aufgabe, des Einkommens und der Arbeitsfelder. Die Frauenmissions-Gesellschaften sind hier wie schon Seite 9 ff. bei denjenigen Hauptgesellschaften untergebracht, mit denen in Verbindung sie arbeiten. Ausführliche Indices, die die Orientierung sehr erleichtern, und 6 mässig wertvolle Karten schliessen das Ganze, dem 14 brillante Grossbilder noch zu einem besonderen Schmucke gereichen.

Um den Lesern wenigstens einigen, wenn auch nur annähernden Begriff von der Grossartigkeit dieser Leistung zu geben, habe ich diese Skizzierung des blossen statistischen Schemas vorausgeschickt. Der geradezu riesige Sammelfleiss, mit welchem Dennis in ausdauernder, durch nichts zu ermüdender Geduld, unter Aufwendung einer ebenso umfangreichen, wie mühsamen Korrespondenzarbeit das vorliegende kolossale Zahlenmaterial in 3—4 Jahren zusammengebracht hat, verdient die grösste Bewunderung und den Dank aller Missionsspezialisten. Und das um so mehr, als er auch selbst für die Kosten des ganzen Unternehmens eingetreten ist, das sich voraussichtlich geschäftlich nicht rentieren wird. Es wird einem schwer, an solch einer wahrhaft gigantischen Arbeit, die zum ersten Mal den ungeheuren Umfang in fast lückenloser Vollständigkeit statistisch darstellt, den die evangelische Mission gegenwärtig, d. h. im Jahre 1899/1900 gewonnen hat, Kritik zu üben; jedenfalls darf es nur geschehen mit Dank für das Geleistete und mit Achtung vor der Last, die der Leistende getragen. Zunächst nur eins, was ich bei der Anordnung des Ganzen vermisst habe. Mit subtilster Detaillierung giebt Dennis — und zwar zwei Mal — die missionsgesellschaftliche Statistik, aber er giebt nicht eine auf die Missionsgebiete verteilte statistische Übersicht über den Missionserfolg. Wie bereits angedeutet wurde, gruppiert er allerdings die erzieherische, litterarische, ärztliche, philanthropische u. s. w. Missionsthätigkeit nach den Missionsgebieten, und das ist für die Beurteilung derselben von eminentem Werte; um so schmerzlicher vermisst man die Verteilung der Missionsarbeiter-, wie der Gemeinde-, Kommu-

nikanten- und Christen-Statistik gleichfalls auf die Missionsgebiete. Freilich, das ist wieder ein schwieriges Unternehmen und man kann es begreifen, wenn der Verfasser auf den Wunsch: diese Lücke in seiner grossangelegten Statistik durch einen Nachtrag noch ausfüllen zu wollen, etwa erwidert: ach, ich bin der Zählung müde, begnügt euch mit dem, was ich gebracht habe und füllt die Lücke selber aus.

## II.

Zunächst wird die Kritik herausgefordert durch die missionsstatistischen Grundsätze, nach welchen unser amerikanischer Freund gearbeitet hat und die er in der Einleitung (S. 1—5) kurz und klar darlegt. Wir haben über diese Grundsätze eingehend mit einander korrespondiert, aber es ist dem deutschen Missionsmanne nicht gelungen, mit dem amerikanischen über dieselben völlig sich zu verständigen.

1) Als Objekt der missionarischen Thätigkeit bezeichnet Dennis nicht wie wir die nichtchristliche Welt, sondern „die Eingeborenen der unevangelisierten Länder,“ also auch die nicht-evangelische Christenheit; nur die proselytierende Thätigkeit unter Protestanten anderer Denominationen schliesst er aus. Das papale Europa, Mexiko, Central- und Südamerika wie die verschiedenen orientalischen Kirchen gelten ihm in gleicher Weise als Missionsobjekt, wie die Heiden Afrikas, Asiens und Oceaniens. Wir bedauern das, weil dadurch der korrekte Begriff der Mission als Christianisierung verwischt und diese Konfusion durch den Einfluss des vorliegenden Standardwerkes verewigt werden wird. Es ist klar, dass unsre Beschränkung des Missionsobjekts auf Nichtchristen uns zu einer nicht unbeträchtlichen Reduktion der Dennis'schen Zahlen nötigt.

2) Dagegen nimmt der amerikanische Statistiker seinerseits eine Beschränkung des Missionsgebiets vor, gegen die wir protestieren müssen. Er schliesst nämlich von der missionarischen Thätigkeit die christlichen Heimatländer aus, in denen die Missionsgesellschaften ihren Sitz haben. Die Indianer der Vereinigten Staaten und Kanadas gelten ihm ebensowenig als Missionsobjekte, wie die nordamerikanische Negerbevölkerung. Der Grund für diese überraschende Verengung des Missionsgebiets liegt in der Trübung des Missionsbegriffs, welche die in Amerika übliche Bezeichnung *Foreign mission* mit sich bringt. Dieser Terminus rechtfertigt dem Amerikaner ebenso die Einbeziehung jeder Evangelisationsthätigkeit ausserhalb seiner Heimat in die Mis-

sion, wie er von dieser jede Christianisierungsthätigkeit ausschliesst, die in seiner Heimat geschieht. Die letztere Thätigkeit soll natürlich geübt werden und wird geübt, aber sie gilt als home mission. Diese Verwirrung würde beseitigt, wenn das Objekt der Mission richtig gefasst würde, nämlich als Nichtchrist; wo derselbe wohnt, ob in Amerika oder in Asien, das ist nebensächlich. Wenn Dennis seinen Begriff foreign mission konsequent durchführte, so müsste er auch die von christlichen Ansiedlern in ihrer neuen Heimat (den Kolonien) z. B. Südafrika oder Australien getriebene Christianisierungsarbeit von seiner Statistik ausschliessen, was er aber verständigerweise nicht thut. Die kanadischen Indianer, welche von den beiden anglikanischen Missions-Gesellschaften christianisiert worden sind, bezieht Dennis in seine Missionsstatistik ein, die von den kanadischen Presbyterianern etc. christianisierten schliesst er aus — was für ein verschieftes und unrichtiges Gesamtbild giebt das! Der Einschluss der Arbeit an den Nichtchristen auch in den Heimatländern der Missionskorporationen, speziell in Nordamerika, nötigt uns also zu einer beträchtlichen Ergänzung der Dennis'schen Zahlen.

3) Zu den Missions-Gesellschaften rechnet unser Statistiker nicht blos diejenigen Organisationen, welche unter selbständiger Leitung Missionare aussenden und mit ihren eignen Mitteln unterhalten, Gemeinden gründen, einen eingeborenen Lehrstand heranbilden etc., sondern auch solche Vereinigungen (agencies and institutions), die nur einen teilweisen oder spezialisierten indirekten Missionsdienst thun, also nur Hilfsdienste leisten, ausser den Bibel- und Traktatgesellschaften — blosse Unterstützungs- und Sammelvereine, die christlichen endeavorvereine, die studentischen Missions-Bewegungen, die Seemannsmissionen, die Judenmissionen, die Vereine zur Unterstützung der Hungernden, Waisen etc. Er unterscheidet demnach 3 Kategorien von Missions-Gesellschaften: 1) solche, welche direkt eigentliche Missionsarbeit treiben, 2) solche, welche indirekt an dieser Arbeit beteiligt sind und 3) Anstalten (institutions), welche unabhängig für ein Spezialwerk thätig sind, z. B. für ein college, für Sonntagsschulen, für Enthaltensamkeitsbestrebungen, die Antioptium-, die Antisklaverei- und die Schutz-Gesellschaften für Eingeborene u. s. w. Unter diesen drei Gesichtspunkten bringt Dennis 558 Missions-Gesellschaften zusammen, eine Zahl, die wir unmöglich acceptieren können. Auch hier liegt die Differenz in unsrer verschiedenen Begriffsbestimmung. Hält man nicht daran fest, dass



unter Missions-Gesellschaft nur eine selbständig geleitete und aus-sendende, direkte Christianisierungsarbeit thuende Organisation zu verstehen ist, sondern befasst man unter diesen Begriff auch die blossen Hilfs-Gesellschaften, so gerät man geradezu in einen statistischen Ur-wald, und es würde nicht schwer sein, die Dennis'sche Zahl (558) wenigstens auf das Doppelte zu bringen. Selbst die erste unter den drei Kategorien, welche Dennis aufstellt, und die sich auf 294 Gesell-schaften beläuft, enthält, zumal unter den asiatischen (51) und afrika-nischen (37), einen grossen Bruchteil von blossen Missions-Hilfsgesell-schaften. Wenn wir nachher die Zahlen selbst einiger Prüfung unterziehen werden, kommen wir darauf zurück. Hier will ich nur an den deut-schen Missions-Gesellschaften exemplifizieren, in welcher Weise die Subsumierung unter die drei genannten Kategorien gehandhabt wird. Unter die erste Kategorie rechnet Dennis nur 18 von den 25 deutschen Gesellschaften; unter die zweite 4, nämlich: 1) Die ostfriesische Missions-Gesellschaft<sup>1)</sup>, 2) die deutsche China-Allianz-Mission (Barmen), 3) die Chrischona-Mission, 4) den deutschen Zweig der China-Inland-Mission in Hamburg<sup>2)</sup>; unter die dritte 9: 1 u. 2) die beiden Berliner Frauen-Vereine, 3) die Kaiserswerther Diakonissen-Anstalt, 4) den Verein für das syrische Waisenhaus, 5) die Blindenmission für China (Hildesheim), 6) die deutsche Orientmission<sup>3)</sup>, 7) den Studentenbund für Mission, 8) den medizinischen Missions-Verein in Stuttgart, 9) den evangelischen Afrika-Verein. Nach Dennis also zusammen 33 deutsche Missions-gesellschaften.

4) Unter die Missionsarbeiter hat der amerikanische Statistiker auch die Ehefrauen der Missionare mit aufgenommen. Auf meine wiederholten Vorhaltungen hat er sie allerdings in einer besonderen Kolonne untergebracht, dann aber doch in die Gesamtsumme der foreign missionaries eingerechnet, wodurch dieselbe bedeutend auf-

---

1) Da haben wir sofort ein Beispiel für die Einrechnung blosser Hilfsvereine. Der Name „Gesellschaft“ hat Dennis irregeführt. Wir haben solcher Hilfs-Gesellschaften noch eine ganze Menge in Deutschland; aber niemand rechnet sie unter die eigentlichen Missions-Gesellschaften.

2) Nr. 2 ist ganz, 3 und 4 sind nur relativ selbständig. — Dagegen wird die Mission der deutschen Methodisten, obgleich sie keine selbständige deutsche Missions-Gesellschaft ist, in die erste Kategorie gestellt.

3) Wenigstens die deutsche Orient-Mission müsste in die erste Kategorie aufgenommen werden.

gebauscht wird. Wir bleiben natürlich bei unserm Protest gegen diese statistische Verwertung der Missionarsfrauen. Es soll mich wundern, ob man nicht nächstens Gründe findet, auch die Kinder der Missionare in das Arbeiterpersonal mit einzuregistrieren. Auf eine Prüfung der für die männlichen, speziell die ordinierten Missionare angegebenen Zahlen kommen wir erst hernach.

5) Was den numerischen Missionserfolg betrifft, so registriert ihn Dennis unter den Rubriken: „Kommunikanten“ und „christliche community“ oder „Christen“. Meinen eingehend motivierten Vorschlag: als statistischen Generalnenner doch endlich die Getauften zu acceptieren, hat er leider abgelehnt und ich gebe nun die Hoffnung auf, dass diese einfachste und klarste Berechnung des numerischen Missionserfolges sich das allgemeine Bürgerrecht in der Missionsstatistik erringen wird. Ganz vag ist der Begriff „Christen.“ Dennis versteht unter demselben mit Einschluss der Kommunikanten alle diejenigen nominellen Anhänger, Getaufte und noch nicht Getaufte, Alte und Kinder, welche sich zur christlichen Gemeinschaft halten, und wo ihm ihre Gesamtzahl nicht ausdrücklich angegeben wird, hält er es „für eine gesicherte Regel“, das Vierfache der Kommunikantenzahl als solche anzunehmen, eine Schätzung, deren Zuverlässigkeit in Zweifel gezogen werden muss; wir werden nachher den Beweis liefern, dass die betreffenden Zahlen oft zu hoch gegriffen sind. Merkwürdigerweise wendet Dennis auf die deutschen Missionen diese „gesicherte Regel“ nicht an. Nach ihm sollen dieselben zusammen 170763 Kommunikanten zählen. Angenommen diese Zahl sei richtig, was ich augenblicklich nicht kontrollieren kann, so müsste nach dieser safe rule die Gesamtzahl ihrer „Christen“ 683052 betragen; Dennis setzt aber nur 385558 ein. Warum? Weil er irrtümlicherweise die letztere Zahl, unter der die deutsche Missionsstatistik „Getaufte“ versteht, identifiziert hat mit seinen „Christen“, die auch die ungetauften blossen Anhänger einschliesst. Nicht einmal die 48071 Katechumenen hat er hinzugezählt, obgleich sie in einer besonderen Kolonne auf der ihm vorgelegenen Statistik sich fanden. Er hat also in seinen Kolonnen Ungleiches rubriziert, sodass die Gesamtsumme nicht das Ergebnis der Addierung gleichwertiger Posten ist. An eisernem Fleiss und ernstem Willen, nur möglichst Zuverlässiges zu geben, hat es dem Verfasser wahrlich nicht gefehlt; aber sowohl das riesige Material, das er zu bewältigen hatte, wie die Verschiedenartigkeit der fremden Verhältnisse, deren richtiges Verständnis auch die Privatkorrespondenz nicht immer zu bewirken vermochte, stellten

den Amerikaner vor Schranken, von deren beengendem Einfluss er sich nicht völlig frei halten konnte.<sup>1)</sup>

### III.

Wir kommen nun zu den Zahlen, die Dennis als das Ergebnis seines treuen Fleisses uns vorgelegt hat. Natürlich kann ich den umfangreichen Hauptrubriken, in die er sie geordnet hat, folgend, hier nur die Hauptsummen reproduzieren und bezüglich ihrer Prüfung muss ich mir die grösste Beschränkung auflegen.

#### I. Die evangelistische Missionsthätigkeit.

1) Die Missions-Gesellschaften und zwar die, welche er als direkt mit dem auswärtigen Missionsbetriebe beschäftigte bezeichnet. Von solchen Gesellschaften kommen nach seiner Registrierung auf:

die Vereinigten Staaten . . . . .	52
Kanada . . . . .	8
Westindien . . . . .	10
Mexiko . . . . .	2
Zentral-Amerika . . . . .	1
Süd-Amerika . . . . .	2
<hr/>	
Gesamt-Amerika	75

Von diesen 75 Gesellschaften sind in Abzug zu bringen von denen der Vereinigten Staaten 6, Kanadas 3, Westindiens 7, Mexikos, Zentral- und Süd-

1) Nur an einem Beispiel will ich das illustrieren und ich nehme für dasselbe wieder die deutschen Missionen. In dem Directory klassifiziert der Amerikaner die Missions-Gesellschaften in denominationale, interdenominationale und vermischte. Auf meine Vorhaltung, dass für die deutschen Verhältnisse diese Klassifikation nicht passe (S. 325), liess er sie fallen und setzte — meine betreffenden Mitteilungen nicht richtig verstehend, — an ihre Stelle societies connected und unconnected with the state church. Unter state church dachte er sich eine einheitliche deutsche Kirche, in der es nur verschiedene Konfessionen bzw. konfessionelle und andere Richtungen gäbe, und die Verbindung mit dieser Staatskirche fasste er — so scheint es wenigstens — als eine amtliche auf. Als verbunden mit der Staatskirche werden dann Basel, Berlin I, II und III, Barmen, die Ostfriesische Missions-Gesellschaft (sic!), Bremen, Leipzig, Hermannsburg (!), Jerusalem-Verein, Breklum, Neukirchen (!), Allgemeiner evangelischer protestantischer Missions-Verein und Neuendettelsau bezeichnet, als unverbunden mit ihr Brüdergemeine, Allianz-Mission, baptistische und methodistische Mission, Hannoversche Freikirche, Chrischona, Hamburger China-Inland-Mission und Sudan-Pionier-Mission. In der 3. Gruppe (miscellaneous and special) werden dann die anderen untergebracht: die beiden Berliner Frauenvereine, syrisches Waisenhaus, die chinesische Blindenmission, die deutsche Orient-Mission und der Studentenbund für Mission. Es bedarf für deutsche Leser nur der Wiedergabe dieser kirchlichen Klassifizierung, um erkennbar zu machen, wie unzutreffend sie in der ersten und dritten Gruppe ist.

amerikas sämtliche, weil sie teils im Anschluss an andre Missionen arbeiten bzw. nicht selbständig aussenden, teils keine eigentliche Heidenmission treiben.<sup>1)</sup> Es bleiben also von den 75 amerikanischen Gesellschaften nur 54, und von diesen 54 sind es 40, die weniger als 15 Missionare unterhalten; also bedeutende Gesellschaften bleiben nur 14. Die Majorität der amerikanischen Missions-Gesellschaften treibt auch eine mehr oder weniger ausgedehnte Missionsarbeit unter Nichtprotestanten bzw. unter Protestanten anderer Denominationen.

#### Auf Grossbritannien und Irland:

England . . . . .	45
Schottland . . . . .	7
Wales . . . . .	1
Irland . . . . .	7
<hr/>	
Gesamt-Britanien	60

Von diesen 60 Gesellschaften sind in Abzug zu bringen für England 15, für Schottland 3 und für Irland 2, so dass also nur 40 bleiben.<sup>2)</sup> Der Abzug muss erfolgen, teils aus den bei den amerikanischen Missionen bereits angegebenen Gründen, teils weil Dennis veraltete Korporationen mit aufgeführt, teils weil er in andre Gesellschaften inkorporierte Missionen als selbständige in seiner Liste behalten hat. Z. B. 3, die zu der Regions beyond Miss. Union gehören und die Free Ch. und die Unit. Presbyt. Ch. of Scotland, neben denen er auch noch die Unit. Free Ch. of Scotland auführt. Da auch unter den grossbritanischen Missions-Gesellschaften 23 sind, die weniger als 15 Missionare unterhalten, so bleiben nur 17 grössere britische Missions-Gesellschaften.

Für den Kontinent von Europa verrechnet Dennis Missions-Gesellschaften:

auf Dänemark . . . . .	3
„ Finnland . . . . .	1
„ Frankreich . . . . .	3
„ Deutschland . . . . .	18
„ Holland , . . . .	10
„ Norwegen . . . . .	6
„ Schweden . . . . .	6
„ die Schweiz (ausser Basel) . . .	2
<hr/>	
der gesamte Kontinent	49

Hier sind folgende Veränderungen nötig: Dänemark 2, Frankreich 1, Deutsch-

1) Die betreffenden Gesellschaften einzeln aufzuführen und bei jeder einzelnen ihren Ausschluss separat zu begründen, ist dieses Orts undurchführbar, weil ich dafür mehrere Bogen würde in Anspruch nehmen müssen.

2) Der Intelligencer in seiner Besprechung des Dennis'schen Buchs (1902, 331) schreibt sogar: es blieben nicht mehr als 30 Gesellschaften in England, die ordinary als Missions-Gesellschaften gerechnet werden könnten.



land (die beiden Zweige der China-Inland-Mission und der morgenländische Frauen-Verein abgerechnet) 22, Holland 9, Norwegen 4, Schweiz 1, also Summa: 46. 29 unter denselben haben weniger als 15 Missionare, bleiben also nur 17 grössere kontinentale Missions-Gesellschaften.

Für Asien verrechnet Dennis Missions-Gesellschaften:

auf Barma . . . . .	3
„ China . . . . .	3
„ Indien . . . . .	33
„ Japan . . . . .	4
„ Korea . . . . .	1
„ Malaiasien . . . . .	3
„ Türkei . . . . .	4
<hr/>	
Summa:	51

Hier müssen für Barma, China<sup>1)</sup>, Japan<sup>1)</sup>, Korea und die Türkei die sämtlichen Gesellschaften gestrichen, für Indien<sup>1)</sup> müssen sie auf 4 und für Malaiasien (niederl. Indien) auf 2 reduziert werden. Alle übrigen sind keine nach unserm Begriff selbständigen Missions-Gesellschaften, sondern in mannigfaltiger Form nur Hilfsorgane teils der europäischen und amerikanischen Gesellschaften, teils der eingebornen Kirchen. Es bleiben also von den 51 nur — 6, und mit Ausnahme der reformierten Kirche in Niederländisch-Indien, kleine Gesellschaften.

Für Australien und Ozeanien registriert Dennis 28 Missions-Gesellschaften, die wir aus denselben Gründen auf 6 reduzieren müssen und auf Afrika verrechnet er 37, von denen nur 9 auf den Namen selbständiger Missions-Gesellschaften Anspruch haben. Unter beiden sind nur 6 grössere.

Von den 294 als directly engaged in foreign Missions von Dennis registrierten Gesellschaften können wir also nur 161 als selbständige passieren lassen und unter diesen sind es nur 55, welche mehr als 15 Missionare in ihrem Dienste haben.

Mindestens ebenso beträchtlich, wenn nicht noch beträchtlicher würde die Reduktion ausfallen, wenn wir auch die 2. (127) und 3. (137) Kategorie, welche Dennis selbst als nicht direkten Missionsdienst thuende Gesellschaften bezeichnet, der Kritik unterziehen wollten. Das würde uns aber zu weit führen, wir begnügen uns daher mit dem Proteste dagegen, dass als die Summe der evangelischen Missions-Gesellschaften die Gesamtzahl aller 3 Dennis'schen Kategorien: 558 in Kurs gesetzt werde.

1) Hier stellt Dennis auch die independent missionaries unter die asiatischen Missions-Gesellschaften!!

Aus den 22 Kolonnen, in welchen die Gesellschafts-Statistik detailliert wird, greifen wir nur diejenigen heraus, welche die Missionsarbeiter und das numerische Missionsergebnis registrieren. Also

2) die Missionsarbeiter. Dennis teilt dieselben in foreign missionaries und native workers. Die ersteren gliedert er wieder a) in ordinierte Missionare, b) Ärzte, c) Ärztinnen, d) Laien-Missionare, e) verheiratete, f) unverheiratete Frauen und g) addiert er dann diese alle als die Gesamtzahl der Missionare. Die native workers scheidet er h) in ordinierte und i) in unordinierte beiderlei Geschlechts und k) giebt er ihre Gesamtzahl. Es ergibt sich ihm demnach folgende Tabelle:

	a	b	c	d	e
1) 128 <sup>1)</sup> amerikan. Gesellschaften:	1699	209	130	306	1436
2) 154 britische „	2939	230	75	2635	1821
3) 82 kontinentale „	1098	30	4	230	851
4) 117 asiatische „	92	13	13	118	65
5) 35 ozeanische „	117	8	—	73	102
6) 42 afrikanische „	210	6	1	201	25
558 <sup>1)</sup> Gesellschaften	6155	496	223	3563	4350
	f	g	h	i	k
	1180	5203	1813	21486	23676
	1769	9434	1756	31230	33812
	314	2519	263	10150	10428
	162	508	57	1188	1271
	114	487	159	4812	4971
	89	531	122	5100	5238
	3628	18682	4170	73966	79396

Ganz unanbestandet will ich lassen die Zahl der Missionsärzte (496) und -Ärztinnen (223), desgleichen die der verheirateten (4350) und der unverheirateten (3628) Frauen, auch die der eingebornen Arbeiter, obgleich ich Grund zu der Befürchtung habe, dass sub 4—6 manche noch einmal verrechnet sind, die bereits sub 1—3 registriert waren. Nur die Zahl der ordinierten Missionare soll einer Prüfung unterworfen werden. Abgesehen davon, dass unter den amerikanischen und teilweise auch unter den englischen ordinierten Missionaren sich eine beträchtliche Anzahl solcher befindet, die nicht unter Nichtchristen, sondern unter nicht-protestantischen Christen arbeiten, nach runder Schätzung wenigstens 350, die also für uns in Abzug kommen, so ist auch sonst noch eine ganze Reihe von Zahlen zu hoch. Dass die Christian and miss. Alliance (in Nord-Amerika) 58 ordi-

1) Überall aller 3 Kategorien von Missions-Gesellschaften.

nierte Missionare hat, bezweifle ich, will es aber dahin gestellt sein lassen; aber absolut falsch ist es, die Heilsarmee mit 990 (!) und gar die Plymouth-Brüder (!) mit 119 ordinierten Missionaren einzustellen. Hier hat unser amerikanischer Autor eines unerklärlichen Irrtums sich schuldig gemacht. Ebenso unhaltbar ist es, für die S. P. G. 575 Missionare zu verrechnen, da fast die Hälfte dieser Zahl Heidenmissionsarbeit nicht thut. Das giebt wieder sehr beträchtliche Abzüge. Nehmen wir nun noch dazu, dass auch von dem freikirchlichen englischen Arbeiterstabe ein wenn auch lange nicht so bedeutender Bruchteil auf die englischen Kolonisten entfällt und von den asiatischen, ozeanischen und afrikanischen Missionaren nicht wenige schon bei den europäischen und amerikanischen Gesellschaften verrechnet sein müssen, so werden wir die Dennis'sche Zahl der 6155 ordinierten Missionaren um wenigstens 14—1500 verringern, also auf rund 4700 reduzieren müssen.<sup>1)</sup> Es bleiben noch die 3563 Laienmissionare, die der Int. (334) vielleicht etwas zu tief auf 2000 herabsetzt. Beide zusammen würden also, sagen wir rund 7000, ausmachen, so dass sich mit Zurechnung der Missionsärzte beiderlei Geschlechts und der unverheirateten Missionarinnen ein evangelisches Gesamt-Missionsarbeiterpersonal von 11350 ergibt. Wahrlich eine stattliche Zahl, die man nicht durch Hinzurechnung von 4350 Missionarfrauen künstlich aufbauschen soll.

3) Das numerische Missionsergebnis. Nach den Schluss-Summarien, in welchen Dennis alle etwaigen Doppelverrechnungen ausgeschlossen zu haben erklärt, stellt sich dieses Ergebnis folgendermassen:

1) Amerikan. Gesellschaften:	559476	Komm.	—	1652639	Christen <sup>2)</sup>
2) Britische	510987	„	—	1427161	„
3) Kontinentale	228833	„	—	537838	„
4) Asiatische	66267	„	—	258323	„
5) Ozeanische	45864	„	—	157477	„
6) Afrikanische	120462	„	—	481154	„

Summa: 1531839 Komm. — 4514592 Christen.

Zum Beweise für die Unhaltbarkeit eines Teils dieser Zahlen nur einzelne besonders drastische Beispiele. Von der amerikanischen baptistischen Union verrechnet Dennis 128294 Kommunikanten und 500000 Christen. Der vor mir liegende Jahresbericht pro 1901 giebt aber nur 112163 Kommunikanten und 158387 Anhänger auf ihren Heidenmissionsgebieten an. Nun arbeitet die baptistische Union auch in Europa und sie verrechnet (unterschieden von jenen) 103762 europäische members, unter ihnen in protestantischen Ländern ca. 78000, dann 21964 in Russland und ca. 2000 in Frankreich und Spanien. Da Dennis vermutlich ältere Zahlen vor sich hatte, so können die Kommunikanten ungefähr stimmen, wenn er die Kommunikanten in Russland

1) Der Int. (334) reduziert sie auf 4800. — Ganz unbegreiflich ist mir, wie Dennis (263) unter die 42 nordamerikanischen Frauen-Missions-Gesellschaften 2339 ordinierte und nichtordinierte native workers rubrizieren kann, die allerdings nicht in die Gesamtstatistik aufgenommen sind.

2) Genauer: native Christian community.

und Frankreich eingerechnet hat; aber woher die 500 000 Anhänger kommen sollen, ist unerfindlich. — Unter den britischen Missions-Gesellschaften ist die Ausbreitungs-Gesellschaft mit 258 000 Christen verrechnet, eine zu hohe Zahl, wenn nicht die zu ihr gehörigen südafrikanischen Christen wenigstens teilweise einbegriffen sind, die unter den afrikanischen Missions-Gesellschaften selbständig aufgeführt werden. Ähnlich muss es sich verhalten mit der Wesleyanischen Missions-Gesellschaft, von welcher Dennis 221 520 Christen, der Report nur 150 000 Anhänger angiebt. Ganz in Wegfall muss kommen die Colonial miss. Soc. mit 75 000 Christen und die Archbishops mission to the Assyrian Christians mit 150 000, sowohl Kommunikanten wie Christen. Hier steht man wieder vor einer Unbegreiflichkeit. Die betreffende Anmerkung sagt: „Die angegebenen Kommunikanten umschliessen die gesamte Mitgliederzahl der eingebornen östlichen Syrischen Kirche, unter denen die erzbischöfliche Mission arbeitet, ohne zu proselytieren!“ Die kleineren Differenzen bezüglich der Londoner-, der China-Inland- und der Quäker-Mission übergehe ich. — Bei den Angaben der schottischen Freikirche (21 069 Christen) und der vereinigten Presbyterianer (59 543) müssen Zahlen eingerechnet sein, die wenigstens teilweise in Südafrika und Jamaika noch einmal verrechnet worden sind. — Bei den kontinentalen Gesellschaften wird sich die Zahl der christlichen community höher stellen als Dennis angegeben hat; dasselbe ist der Fall bei den asiatischen Missionen, wo die ca. 12 000 Christen der Santhal-Mission und die 44 000 der Sangir- und Talautinseln ganz fehlen. Doppelt in Ansatz gebracht ist die Hawaiische Evangelische Assoziation mit 18 000 mikronesischen Christen, die bereits bei dem American Board einbezogen war. Dass bei verschiedenen afrikanischen Missionen Doppelverrechnungen stattgefunden haben, ist bereits bemerkt worden; aber auch einige der afrikanischen Zahlen sind an sich zu hoch und ich vermute, dass die betreffende weisse Bevölkerung nicht überall ausgeschieden ist. Zu niedrig eingeschätzt ist die Melanesische Mission mit 6 000 Christen, sie hat 12 000 Getaufte.

Nehmen wir dazu, dass Dennis in seine Statistik auch die Proselyten aus nichtprotestantischen Kirchen eingerechnet hat, so müssen wir von seinen 4514 592 Christen wenigstens 850 000 in Abzug bringen. Dagegen müssen wir ca. 150 000, die er zu wenig angegeben und ca. 110 000 christliche Indianer der Vereinigten Staaten und Kanadas, die er ganz von seiner Statistik ausgeschlossen hat, hinzurechnen, so dass sich auf Grund seiner Berechnungen uns die Gesamtsumme von rund 3 924 000 ergibt, eine Zahl, die sich auf 11 174 000 erhöht, wenn auch die evangelische Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten mit  $7\frac{1}{4}$  Millionen eingerechnet wird.

Wir kommen nun zu den übrigen Hauptrubriken, bei denen ich mich jedoch mit der Angabe der Dennis'schen Zahlen und der Gesamtbemerkung begnüge, dass sie im Ganzen als zuverlässig betrachtet werden können.

## II. Die erzieherische (educational) Missionsthätigkeit.

Die Anstalten sind sämtlich einzeln aufgeführt mit Angabe des Orts, des Gründungsjahres, der sie unterhaltenden Missions-Gesell-



schaften, der männlichen und der weiblichen Schülerzahl und erläutern-der Bemerkungen.

1) Universitäten<sup>1)</sup> und colleges 94 mit 35539 Schülern.

Auf Afrika kommen 8, Australasien 2, Barma 2, Kanada 2, Ceylon 8, China 13, Indien 34, Japan 9, Korea 1, Madagaskar 1, Persien 1, Südamerika 3, Syrien 1, Türkei 7, Westindien 2.

2) Theologische und sonstige Ausbildungs- (training) Schulen: 375 mit 11965 Schülern und Schülerinnen.

Wieder nach den Missionsgebieten geordnet. Ich nenne nur diejenigen, welche die meisten haben: Indien 110, China 68, Afrika 59, Japan 38, Madagaskar 15, Ozeanien 13, Westindien 10, Malaiasien 9<sup>2)</sup>, Türkei 8 u. s. w.

3) Kost- und höhere Schulen<sup>3)</sup> und Seminare:<sup>3)</sup> 879 mit 35091 Schülern.

Die meisten kommen auf Indien 337, China 166, Afrika 83, Ceylon 43, Japan 37, Türkei 35, Südamerika 28, Barma 26, Mexiko 20, Syrien 18, Malaiasien und Ozeanien je 8 u. s. w.

4) Industrieschulen: 179 mit 9074 Schülern.

Von diesen entfallen die meisten auf Afrika 63, Indien 51, Japan 15 (!), Ceylon 8, China 7, Ozeanien 4 u. s. w.

5) Ärztliche Schulen und Ausbildungsanstalten für Krankenpflegerinnen: 67 mit 651 Schülern. Sie kommen fast alle auf China (32) und Indien (16).

6) Kindergärten: 122 mit 4704 Besuchern.

7) Elementar- und Dorfschulen: 18742 mit 904442 Schülern; 616722 Knaben und 287720 Mädchen.

Alles in allem 20458 Schulen mit 1051466 Schülern und zwar 716741 männlichen, 332900 weiblichen Geschlechts.

### III. Die litterarische Missionsthätigkeit.

1) Bibel-Übersetzungen. Nach Kontinenten geordnet, unter Angabe der Sprache bzw. des Dialekts, der herausgebenden Gesellschaft und des Jahres der Publikation, begleitet von den eingehendsten geschichtlichen Anmerkungen, giebt Dennis eine mit bewunderungswürdigem Sammelfleisse zusammengetragene detaillierteste Liste der

---

1) Die Bezeichnung „Universität“ hätte nicht gebraucht werden sollen, mit Ausnahme von etwa 3 oder 4 sind sie sämtlich nur eine Art Gymnasien oder Realschulen.

2) Nur ein Beispiel, wie auch hier Doppelrechnungen unterlaufen. Aus der Batak-Mission werden 2 theologische Seminare angegeben: Pansur na pitu (jetzt Sipoholon) und Silindung. Es giebt nur eins.

3) Der Unterschied zwischen dieser Rubrik und der sub 1 und 2 ist nicht klar.

Bibelübersetzungen, wie sie in gleicher Vollständigkeit bisher nicht existiert hat. Allerdings ist manche der aufgeführten, besonders der europäischen Versionen nicht das Werk von Missionaren und manche sind nur Parallelübersetzungen, aber an dem Gesamtergebnis ändert das nicht viel. Dennis registriert:

- a) 99 durch Missionare angefertigte Übersetzungen der ganzen Bibel, unter ihnen 3 in veralteten, nicht mehr gesprochenen Sprachen.
- b) 121 Übersetzungen des neuen Testaments, unter ihnen 22 in veralteten Sprachen oder Dialekten.
- c) 236 Übersetzungen von einzelnen Bibelteilen, unter ihnen 15 in veralteten Sprachen oder Dialekten.

Also in Summa 456 missionarische Bibelübersetzungen, von denen nur 10 vor dem 19. Jahrhundert angefertigt worden sind. Von ihnen kommen auf Afrika 117, auf Amerika 50, auf Asien 175, auf Ozeanien 58, auf Europa 56. Nach Abzug der 40 Versionen in jetzt veralteten Sprachen bleiben: 416. Ihnen stehen nur 6 alte Hauptübersetzungen und 16 standard modern versions gegenüber.

## 2) Bibel- und Traktat-Gesellschaften.

Die Liste der Bibel-Gesellschaften, bei denen es sich natürlich nur um solche handelt, die missionarische Bibelübersetzungen herausgeben und verbreiten, ist insofern nicht befriedigend, als sie nicht ersichtlich macht, wie viel Übersetzungen jede der 5 genannten Haupt-Gesellschaften selbständig herausgegeben hat; die übrigen 13, welche noch angeführt sind, beschränken sich wohl auf Bibelverbreitung. Alle zusammen sollen jährlich 3 236 834 Bibeln und Bibelteile in Missionsländern absetzen.

Traktat-Gesellschaften zählt Dennis ausser den 3 grossen in New-York und London folgende auf: in Afrika 1, in China 10, Indien und Ceylon 18, Japan 1, Korea 1, Mexiko 1. Die Zahl der von ihnen allen jährlich in Kurs gesetzten Bücher und Flugschriften beläuft sich in die Millionen.

3) Missions-Buchhandlungen und Druckerpressen 159, von denen die meisten auf Afrika (33), Indien (41), China (23), und Südamerika (13) kommen.

4) Die periodische Missionslitteratur umfasst 379 (einzeln namhaft gemachte) Zeitschriften und Blätter, deren Majorität wieder auf

die asiatischen Missionsgebiete, dann auf Mexiko und Südamerika entfällt.

IV. Die missionsärztliche Thätigkeit gruppiert sich um 379 Hospitäler und 783 dispensaries (Polikliniken mit Freiapotheken), alle mit Ortsangabe etc. einzeln aufgeführt.

V. Die philanthropische und reformatorische Missions-thätigkeit umschliesst nach Dennis:

1) Waisenhäuser und verwandte Anstalten 247 mit 16916 Pflinglingen;

2) Aussätzigen-Asyle 100 mit 2086 Insassen;

3) Blinden- und Taubstummen-Anstalten: 30 mit 533 Zöglingen;

4) Rettungsanstalten aller Art: 156 mit 6866 Bewohnern;

5) Sonstige Reform-Gesellschaften 118, wesentlich was wir innere Mission nennen.

6) Enthaltensamkeitsvereine so zahlreich, dass eine statistische Angabe nicht möglich wurde.

VI. Die sog. kulturelle Missionsthätigkeit umfasst:

1) Jünglingsvereine überhaupt: 1315, speziell methodistische, die sog. Epworth league: 488; baptistische: ohne Zahl-angabe; eine Bruder- und Schwesterschaft der prot. episkopalen Kirche; eine lutherische Liga von Amerika; der internationale Orden der Königs-Töchter und -Söhne; die christl. Vereinigung junger Männer auf den Missionsgebieten: 294; dieselbe junger Frauen: 313; Gesellschaften für Kinder;

2—5) studentische Missionsbewegung;

6 u. 7) Bruder- und Schwesterschaften;

8) Bibelfrauen und Senana-Besucherinnen;

9) verschiedene andere Organisationen (Konferenzen, Sommer-schulen, Bibliotheken, Leseräume u. s. w.), die letzteren gleichfalls ohne summarische Zahlenangaben.

VII. Organisationen zur Verbreitung von Kenntniss und zur Beförderung nationaler, sozialer, moralischer und religiöser Reform: 65. Immer alle einzeln aufgeführt. Die meisten derselben stehen unter der Leitung von Eingeborenen und haben kein spezifisch christliches Gepräge.

VIII. Missions-Seminare in christlichen Ländern, aber nicht bloß Ausbildungsanstalten für Missionare, sondern auch für Ärzte,

Missionarinnen, Diakonissen, blosse Bibelschulen etc. zusammen 104. Nicht ganz korrekt.

#### IX. Missionsschiffe: 67.

Unter den Rubriken II—VIII befinden sich auch Anstalten, Gesellschaften und litterarische Erzeugnisse, die im Zusammenhange mit der proselytierenden Thätigkeit unter Nichtprotestanten stehen und daher aus der eigentlichen Heidenmissions-Statistik auszuschneiden sind.

Ist, wie wir bei der Gesellschafts-Statistik wenigstens an einzelnen Beispielen nachgewiesen haben, die umfangreiche Arbeit von Dennis auch mit kritischer Vorsicht zu verwerten, so können wir für dieselbe doch nicht dankbar genug sein, da sie in den riesigen gegenwärtigen Missions-Apparat einen so detaillierten Einblick gewährt, wie er selbst die Missionsfachleute überrascht, ja in Erstaunen setzt. Und ist die Missionsstatistik auch eine im Flusse befindliche Wissenschaft deren mit dem mühsamsten Fleisse gesammelten Ergebnisse bald veralten, so bleibt die Dennis'sche Arbeit doch ein Standard-Werk, das immer den Wert einer missionsstatistischen Hauptquelle behalten wird.

Warneck.



## Eine litterarische Fehde wider das Christentum in Indien.

Von Julius Richter.

Der Geisteskampf zwischen dem Christentum und den Buchreligionen Indiens nimmt verschiedene Formen an; bald ist's das leichte und oft wiederholte Geplänkel der täglichen Strassenpredigt; bald konsolidiert er sich zu sorgfältig durchgearbeiteten Vortragsserien oder zu öffentlichen Disputationen, die ganze Städte und Provinzen in Atem halten; bald gewinnt er noch festere Formen in wissenschaftlichen Werken, welche bis in die Tiefen der Streitfragen hinabsteigen, wie Pfanders Wage der Wahrheit und Dilgers Erlösung des Menschen. Es entspricht dem Charakter unserer Zeitung lesenden Zeit, dass er auch bis in die Zeitungen und Wochenblätter eindringt. Wiederholt haben Missionsgesellschaften oder einzelne Missionare Zeitungen und Wochenblätter zu apologetischen Zwecken gegründet. Aber das Interesse an den religiösen Fragen ist in Indien soweit verbreitet, dass auch heidnische Zeitungen ihre Spalten oft in weitem Masse für solche religiöse Fehden öffnen. Ein interessantes Beispiel derart beschäftigt uns heute, eine Artikel-Serie im „Bengalee“, der angesehensten heidnischen Zeitung Kalkuttas, die im Juni und Juli des vorigen Jahres nicht weniger als 30 der sehr langen Spalten dieses vielgelesenen Blattes gefüllt hat.



Sind auf christlicher Seite die Missionare die berufenen Verteidiger des Christentums und Angreifer des Hinduismus, so haben sich auch auf heidnischer Seite Gesellschaften zu Schutz und Trutz ihrer Religion gebildet; die bekannteste war ein Jahrzehnt lang die anscheinend wieder eingegangene Hindu Tract Society in Madras, welche Süd-Indien mit ihren Traktaten und Reisepredigern überschwemmte. In Nord-Indien hat die Rolle eines Verteidigers des Hinduismus der Arya Samadsch übernommen.

Von dem Panditen Dayānand Sarasvati um 1850 gegründet, strebt dieser Verein eine Reformation des Hinduismus durch Zurückgehen auf die Ueden an. Er giebt sich der Täuschung hin, dass alle Wissenschaft der Welt und alle Entdeckungen der Neuzeit, selbst Telegraphen und Eisenbahnen, bereits in den Ueden zu finden seien; es komme nur darauf an, sie richtig zu lesen und zu interpretieren. Dieser Interpretations Kanon, das „Dayānandi“, ist das Geheimnis ihrer Lehre, der Truggrund ihres Systems. Mit diesen pseudohistorischen, archaischen Tendenzen verbindet sich die politische, „Indien für die Inder“. Religion und Regiment sollen in Indien nur indisch sein. Darum keine englische Herrschaft, keine Mission, keine christliche Kirche in Indien! Der Arya Samadsch hat seinen Sitz in Lahore; im Pandschab und den angrenzenden Provinzen ist er eine nicht zu unterschätzende missionsfeindliche Macht. Seine Ideale kommen zu sehr den Wünschen der reformerisch gesinnten Hindu entgegen, als dass diese sich nicht in allen Teilen des Landes dieser im Rufe der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit stehenden Gesellschaft bedienen sollten.

Kalkutta war in der ersten Hälfte des Jahres 1901 wieder einmal durch die Taufe mehrerer Hindu-Jünglinge aufgeregt worden. Die Heiden fühlten das Bedürfnis, gegen den wachsenden Einfluss der Mission einen entscheidenden Schlag auszuführen. Ein führendes Glied des Arya Samadsch in Lahore, Chakur Kahan Tschandradji Varma, der damals in Kalkutta weilte, bot ihnen seine Dienste als Rufer im Streit an, und nachdem er seine „Reulenschläge“ zunächst in einem Flugblatt veröffentlicht hatte, stellte der „Bengalee“ seine Spalten zur öffentlichen Diskussion der angeregten Fragen zur Verfügung, offenbar in der Absicht und in der Hoffnung, diesmal einen durchschlagenden Erfolg für den viel angefochtenen Hinduismus zu erzielen. Licht und Schatten wurden dabei nicht gerade gerecht verteilt. Mr. Varma veröffentlichte seinen Angriff am 4. Juni, erst eine Woche später erhielt Professor Farquhar (Missionar der Condoner Mission, Professor am grossen Bhowanipur-College seiner Mission in Kalkutta), das Wort zur Entgegnung, aber bereits in derselben und in der nächst folgenden Nummer durfte Varma ausführlich antworten; es gingen dann wieder zwei volle Wochen dahin, ehe Professor Farquhar die Einwände seines Gegners widerlegen konnte. Die Absicht dieser Taktik ist durchsichtig. Auch die einleitenden Bemerkungen der Redaktion waren für das Christentum nicht gerade schmeichelhaft: „Wir haben ein Recht, schreibt der Herausgeber, der allgemeinen Empfindung der Hindu-Gesellschaft Ausdruck zu geben, dass die Missionare auf die Gefühle der Hindu wenig Rücksicht nehmen, wenn sie von den Idealen, Lehren und Göttern reden, die dem Hindupublikum am heiligsten sind.“ — „Selbst Mrs. Besant hat sich über die grausame, respektlose, geradezu sakrilege Art beklagt, wie die Missionare von dem Heiligtum der Hindu reden“. — Immerhin ist

anerkennenswert, dass die heidnische Zeitung auch Professor Farquhars Ausführungen in vollem Wortlaut abgedruckt hat!

Übersehen wir den ganzen Verlauf der Diskussion, so kann nicht der mindeste Zweifel sein, dass dieselbe mit einer völligen Niederlage der Hindupartei geendet hat; es ist ein Genuss, die mit der Überlegenheit abendländischer Wissenschaft geschriebenen Ausführungen Farquhars zu lesen; man bekommt den Eindruck, selbst der verstockteste Hindu kann sich der Wucht dieses Beweismaterials nicht entziehen; man hat das beruhigende Gefühl, dass der Verteidiger des Christentums seinem Gegner nach allen Seiten hin völlig überlegen ist. Möchten alle Angriffe auf das Christentum in Indien in gleich kundiger und gleich kraftvoller Weise abgeschlagen werden! Uns interessiert hier aber weniger die Verteidigung als der Angriff. Was hat der Hindu gegen das Christentum vorzubringen?

Es kommt ihm darauf an, die „Axt an die Wurzel des Christentums zu legen“. Zu diesem Zweck will er „die Gottheit der Bibel in Stücke reißen“. Denn, sagt er, „ist das Neue Testament nur ein menschliches Geistesprodukt, so ist es keine Gefahr für die Gesellschaft; wird aber eine göttliche Hand darin gewittert, so verleitet sie zu gemeinem Spott, sie duldet die Gottlosigkeit, sie macht das Leben elend und giebt die Gesellschaft dem Flugsand des Casters preis“. Also die Auctorität der Bibel will er gründlich zu Schanden machen. Dabei tritt er mit einem geradezu erstaunlichen Selbstbewusstsein auf. „Ihr Missionare gehört zu sehr reichen Gesellschaften und werdet für eure Dienste bezahlt; da könnt ihr wohl nach eures Herzens Begehren unsere National-Religion verlästern und noch Ruhm dafür ernten. Wir haben keine weltliche Macht hinter uns; wir haben nur die Wahrheit für uns; all unser Einfluss beruht auf der Macht der Wahrheit.“ „Ich bin durchaus wahrhaftig. Mein Glaube verpflichtet mich, die Wahrheit anzunehmen, wo ich sie nur finde, und der Unwahrheit zu entsagen, sobald sie nachgewiesen ist. Wir stehen auf Wissen, nicht wie die Christen auf blindem Glauben. Es giebt nur eine Quelle der Wahrheit, nämlich Gott, und die geoffenbarte Wahrheit kann nie den Naturgesetzen widersprechen. Können Sie unter solchen Umständen einen Augenblick zweifeln, wo die Wahrheit zu suchen ist — da wo man seinen Glauben auf Wissen in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen stellt — oder da wo man ihn auf den Sandboden eines blinden Glaubens gründet, der ihnen widerspricht?“ Da fühlt er sich verpflichtet, „die armen, missleiteten Hinduungen und Jünglinge vor diesen Verführern und blinden Blindenleitern zu schützen und zu warnen.“

Zwei Punkte unternimmt er zu beweisen, 1) dass Christus nie gelebt hat; 2) dass die Schriften des Neuen Testaments sehr späte Fälschungen ägyptischer Therapeuten sind, welche sie aus einer alten heidnisch-ägyptischen Schrift abschrieben, die aus vorchristlicher Zeit stammt. Lassen wir Mr. Varma seine beiden abenteuerlichen Thesen mit seinen eigenen Worten vorbringen: 1) „Wir haben gesehen“ — so schliesst er den ersten Teil seiner Ausführungen — „dass es keinen historischen Beweis giebt, dass Christus gelebt hat.“ — 2) „Vielmehr sind die Kirchenväter und hervorragend gelehrte Kommentatoren der Bibel der Überzeugung, dass eine ägyptische Schrift die Quelle war, aus der die Materialien für die vier Evangelien entnommen wurden. Diese Schrift selbst ist ein Produkt der eklek-

tischen Philosophen, die ihre Schulen in Alexandria hatten. Kritiker wie Eusebius, Philo und Epiphanius vertreten diese Ansicht. Mithin geben die Kirchenväter, die bessern Autoritäten und Kritiker der Bibel, selbst zu, dass die Evangelien eine Übersetzung einer ägyptischen, offenbar heidnischen Quelle sind. Dieses Zugeständnis zerstört allerdings die Ansicht von der Göttlichkeit der Evangelien, aber es dient dazu, die Widersprüche in den Übersetzungen zu erklären. Philo berichtet, die Eklektiker hätten in Rom, Korinth, Galatien, Ephesus u. s. w. Missionsstationen nach dem Muster der paulinischen Briefe errichtet. Also die Geschichte, welche den Evangelien zu Grunde liegt, war ums Jahr 20 nach Christo, als Philo die Schule und die Stationen der Eklektiker besuchte, bereits alt Werk. Das beweist, dass diese Geschichte von Jesus schon alt war, bevor der sogenannte Christus 20 Jahre alt war. Die Eklektiker sammelten ihre Materialien aus jeder Religion und Philosophie; daher finden wir im Neuen Testament so viele verschiedene Dialekte, Bötismen, Äolismen, Ellicismen u. s. w., und ein Sammelsurium der Morallehren jeder Religion. Die Sprache, in der dasselbe abgefasst ist, ist das alexandrinische Griechisch Ägyptens, welches die Eklektiker sprechen.“

Wir sind zunächst auf das höchste überrascht, solch neue Theorien von einem Hindu zu hören; Theorien die unsers Wissens nie ein Vertreter abendländischer Wissenschaft aufgestellt hat. Wir sollten uns vielleicht eingehend mit den wissenschaftlichen Gründen für diese phänomenalen Entdeckungen beschäftigen; und in der That, an Gründen fehlt es dem Herrn Varma nicht, nur schade, dass von den meisten gilt: sie sind feil wie Brombeeren.

Wenn wir Varmas Elaborate lesen, stossen wir uns zunächst an seiner mangelhaften Schreibung lateinischer und griechischer Namen; sind wir auch zuerst geneigt, dem schlechten Zeitungsdruck vieles zu gute zu halten, so zeigt doch der Vergleich mit dem Druck in Farquhars Entgegnungen, dass die Hauptschuld an Varma liegen muss; er schreibt Don Cassus für Dion Cassius; Saturnius für Saturninus; Euphanus für Epiphanius; Cibernious für Ciberius u. s. w. Je mehr sich solche orthographische Irrtümer häufen, desto weniger will uns seine Ausrede ziehen, „er sei ein schlichter, klar denkender Mann, dem nur daran liege, dass ihn jedermann verstehe; ihm diene die Sprache nicht als starke Schlinge, sondern als Mittel, seine klaren, einfachen Gedanken auszusprechen.“ Man bekommt vielmehr den Eindruck, alle diese Namen sind Mr. Varma böhmische Dörfer; er hat sie nur ad hoc aus fremden Büchern zusammen gestoppelt. Ein charakteristisches Zeichen der Halbbildung dieser eingebildeten Hindugelehrten.

Sieht man schon hieran, dass er keine Ader wissenschaftlicher Akribie hat, so verleitet ihn der Eifer, zu viel zu beweisen, zu den wunderlichsten Irrthümern. „Kein zeitgenössischer Schriftsteller kennt Christum, weder Horaz noch Virgil, weder Livius noch Ovid.“ Aber Virgil und Horaz starben in den Jahren 19 und 8 vor Christi Geburt; Ovid und Livius im Jahre 18 nach Christi Geburt, also noch wenigstens 10 Jahre vor dem öffentlichen Auftreten des Herrn! Am drolligsten wirkt, dass Virgil und Horaz zu Eideshelfern herangezogen werden.

Aber es kommen noch schlimmere Irrtümer: „In der alten römischen Geschichte lesen wir von „Registern“, welche die Provinzial-Gouverneure zu führen hatten, um den Staatsmännern und Geschichtsschreibern Material zur schnellen



Orientierung über alle wichtigen Ereignisse zu liefern. Auch Pontius Pilatus, der Christum gekreuzigt haben soll, hat ein solches eigenes „Register“ geführt, die „Acti (!) Pilati“. In diesem „Register“ ist der Name Christi nicht entdeckt. Das beweist mit absoluter Gewissheit, dass Christus nie gelebt hat.“ Man hört und staunt! Mr. Varma hat nie gehört, dass die sogenannten Acta Pilati ein wertloses Machwerk des 3. Jahrhunderts sind, und dass sie sich fast ausschliesslich mit der Kreuzigung Christi befassen. — Weiter: „Die Verwirrung über eine autorisierte Bibel war so gross, dass Dr. Cardner selbst noch im Jahre 506 nach Christi Geburt erklärt, eine allgemein anerkannte Ausgabe der Bibel sei selbst zu seiner Zeit noch durch keine Autorität festgestellt.“ Dr. Cardner starb 1768; sein Leben fiel in die Blütezeit des Deismus, und er war einer der tüchtigsten Vorkämpfer für die Wahrheit der geoffenbarten Religion. Es nimmt sich allerdings höchst spasshaft aus, dass Mr. Varma diesen Gegner des Deismus um 1250 Jahre zurückdatiert und zum Zeitgenossen Augustins macht!

Mit der Wissenschaftlichkeit Mr. Varmas ist es also nicht weit her; wir könnten über ihn zur Tagesordnung übergehen. Aber wie kommt er auf seine merkwürdige Theorie von der Entstehung des neutestamentlichen Kanons? Er kann sie sich doch nicht aus den Fingern gezogen haben, und in wissenschaftlichen Lehrbüchern der neutestamentlichen Einleitung hat er sie sicherlich nicht gefunden! Professor Farquhar hat sich die Mühe genommen, diesen Weichselzopf zu untersuchen. Unter den Schriften Philos befindet sich eine, *De vita contemplativa*, in der das Ideal des altchristlich-ägyptischen Mönchtums in farbenprächtigem Phantasiebilde geschildert wird; die Schrift ist nicht von Philo, sondern von einem unbekannten christlichen Verfasser aus der Zeit kurz vor Eusebius, der sich mit dem Namen Philos deckte. Nun hat der Kirchenhistoriker Eusebius (II, 16. 17) den folgenschweren Irrtum begangen, diese Schrift für echt zu halten und in ihr eine Schilderung der ältesten Christengemeinden zu sehen. Es würde zu weit führen, die Folgen dieses Irrtums für die Entwicklung des katholischen Mönchtums nachzuweisen. (S. Real-Encykl. 2. Aufl. 15, 546, ff.). Ehe nun die Kritik den wahren Ursprung und Zweck der Schrift erkannte, schwankten die Gelehrten hin und her, ob die „Therapeuten“ jüdischer oder christlicher Religion seien, ob sie existiert haben oder nicht, ob die Schilderung in das erste, dritte oder vierte Jahrhundert zu setzen sei. Diese unklare Sachlage benutzt Mr. Varma als Grundlage seines Systems. Er macht aus den Therapeuten jüdische Philosophen, welche aus allen Religionen das beste zusammengefügt hätten. In ihrem Besitz seien alle Quellen gewesen, aus denen die neutestamentlichen Schriftsteller während verschiedener Jahrhunderte ihre Evangelien zusammengeschrieben hätten. Diese Therapeuten hätten Stationen in Rom, Korinth, Galatia, Ephesus u. s. w. gehabt; nicht Paulus, sondern sie seien die Gründer aller dieser Gemeinden gewesen. Paulus selbst sei ebenso wie die Evangelisten nur ein Therapeut gewesen. Der Name „Christus“ sei nur der Strohhalm gewesen, an den sie alle vermeintlichen Tugenden angehängt hätten; woher der Name „Christentum“ stamme, sei nicht mehr nachzuweisen; der Rückschluss von ihm auf die historische Persönlichkeit Jesu Christi sei höchst unsicher.

Wir sehen, das ganze Gebäude ruht auf dem Trugschlusse der vermeintlichen Echtheit von Philos Schrift *De vita contemplativa* und dem Irrtum des Eusebius,



der in rücksichtsloser, auch im einzelnen der Wahrhaftigkeit durchaus nicht entsprechender Weise ausgebeutet wird. Aber nach den oben gegebenen Proben von Mr. Uarmas Gelehrsamkeit werden wir billig fragen: woher hat er dies Fündlein? Dass er selbst weder Eusebius noch Philo gesehen hat, beweist er zur Genüge dadurch, dass er nicht einmal genau weiss, wo die entscheidende Stelle des Eusebius steht! Er ist so unvorsichtig, seinen Gegner wiederholt auf die Schriften der „Freidenker“ in Boston zu verweisen; offenbar hat er aus ihnen seine Weisheit geschöpft. Und der Vorwurf, der ihn trifft, ist der, dass er in blinder Voreingenommenheit gegen das Christentum und absoluter Unwissenschaftlichkeit jedes Machwerk christenfeindlichen Ursprungs für baare Münze und schneidige Waffe gehalten hat. Dass er sich dabei auf das hohe Pferd der Wissenschaftlichkeit und unbestechlichen Wahrheitsliebe setzt, dass er das Christentum als blinden Köhlerglauben brandmarkt, dass er besonders in seinem zweiten Schreiben eine geradezu kindliche Siegesgewissheit zur Schau trägt, macht seine Persönlichkeit nur um so lächerlicher.

Und doch könnten wir ihm alle diese Unwissenheit und Irrtümer noch verzeihen, wenn er nicht gar so häufig die giftige Waffe der Verleumdung gebrauchte. Obgleich er die Nichtexistenz Christi mit unbesiegliehen Gründen glaubt dargelegt zu haben, entblödet er sich nicht, in extenso das berüchtigte jüdische Pamphlet Sepher Toledot Jeschua auszuschlachten und diese ganze nichtswürdige Verleumdung Marias als von „hervorragenden Schriftstellern anerkannte Autorität“ hinzustellen. Mit dem Vorwurf der Fälschung ist er gegen jeden christlichen Schriftsteller, Mönch und Kirchenvater bei der Hand; Origenes hat die Septuaginta gefälscht, Eusebius hat den Briefwechsel des Herrn mit Abgaius (sic!) gefälscht; wahrscheinlich hat er auch die berühmte Interpolation des Josephus über Christum eingeschmuggelt; die alten Mönche haben unterdrückt, was ihnen missfiel, und nach Belieben verändert, was sie für ihre Zwecke glaubten verwenden zu können. Man bekommt bei Mr. Uarma den Eindruck, die ganze alte christliche Litteratur bestehe aus Fälschungen und Interpolationen! Es ist durchsichtig, dass damit von vornherein dem Gegner und dem Christentum ein Makel angehängt und ihre Sache als verzweifelt hingestellt werden soll.

Genug davon! Dem Mr. Uarma ist durch den gelehrten Missionar Professor Farquhar eine so glänzende und gründliche Widerlegung zu teil geworden, dass er jedenfalls nicht wieder wagen wird, das Christentum anzugreifen. Aber die Fehde ist symptomatischer Art. Die Heiden fühlen sich in der Defensive schwach, da ziehen sie es vor zur Offensive überzugehen. Und die rationalistische und antichristliche Litteratur des Westens liefert ihnen die Waffen zu ihren Angriffen. Wir müssen erwarten, dass diesem schnell zurückgeschlagenen Vorstoss andere, bedenklichere folgen werden. Es ist von grosser Bedeutung, dass unter den Missionaren Leute seien, die, auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung stehend, in der einschlägigen Litteratur Deutschlands und Englands bewandert sind und ihr scharfes Schwert in der Scheide bereit haben, um jeden unberechtigten Angriff schnell und schneidig abzuwehren.

## Chronik.

Die Kritik Grundemanns an der Mission in Yorubaland in der April-Nummer (S. 199) erhält eine unwillkommene Bestätigung durch zwei traurige Ereignisse neuesten Datums, die in englischen Tagesblättern besprochen werden. In **Lagos** ist unter der Gemeinde der E. M. S. eine **Separation** entstanden. Es sind 1200 eingeborene Christen aus der anglikanischen Kirche ausgetreten und haben eine eigene Kirche gegründet. Das erinnert an einen Vorgang im Jahre 1891, wo durch eine ähnliche Separation die „United native African Church“ sich bildete. Wie es heisst, sei die jetzige Bewegung dadurch entstanden, dass die eingeborenen Christen sich auf Grund der nun in ihrer Muttersprache zugänglichen heiligen Schrift die Meinung gebildet hätten, das Christentum, das ihnen gebracht sei, stimme nicht mit der Bibel überein. Noch mehr aber spielt vielleicht das nationale Moment eine Rolle; denn es ist nun einmal eine Gefahr im englischen Missionsbetrieb, die nicht immer vermieden wird, dass anstatt lediglich zu christianisieren, zu viel anglisiert wird. Wo das aber der Fall ist, bleibt die Reaktion nicht aus.

Zum andern ist im Jebustamme, der zu den Yoruba gehört, eine **mohammedanische Bewegung** entstanden. Folgender Schluss eines von einem angesehenen Westafrikaner „an Seine Hochwürden Abdullah Quilliam Effendi, Sheikhul-Islam der Britischen Inseln“ gerichteten Briefes, der in der Lagospresse veröffentlicht ist, giebt den nötigen Aufschluss: „Es wird Dein Herz erfreuen zu hören, dass Kuku, einer der angesehenen Männer von Jebu Ode und mehr als 600 Angehörige seines Volkes ihren Glauben an den Einen und Allmächtigen Gott und seinen grossen Propheten Mohammed (ewiger Friede ruhe auf ihm und seinen Nachkommen) bekannt haben und in die heilige islamitische Gemeinschaft aufgenommen worden sind. Unter diesen Bekehrten befinden sich Schullehrer und Schüler, welche bereits länger als 10 Jahre den Schulen angehören, welche von christlichen Missionaren eingerichtet sind.“

Bischof Cugwell, der augenblicklich in England weilt, hat nun zwar bereits erklärt, dass unter den mohammedanischen Konvertiten auch nicht einer der christlichen Lehrer sich befindet. Doch ist das Ereignis sehr ernst zu nehmen. Ob, wie sich vermuten lässt, überhaupt eine grosse Aktion des Islam im Sudan sich anbahnt, da er sich auch am Tschadsee, und zwar hier in Verbindung mit den Türken, mächtig regt, so dass die Franzosen in nicht übersehbare Schwierigkeiten gekommen sind, oder ob das Vorkommnis in Jebu Ode, der Hauptstadt des Jebu-Stammes, nur ein einmaliges Aufflackern ist, eine Antwort auf Cugwells Versuch, mit seiner Hausa-Expedition ins Herz des Sudan zu dringen, lässt sich wenigstens jetzt noch nicht feststellen. Wohl aber wird man sagen dürfen, dass das Ereignis ein Gericht ist über die zu frühe Uerselbständigung der Lagoskirche seitens der E. M. S. Es ist ja bekannt, dass diese die Mission im Hinterlande von Lagos der eingeborenen Kirche überlässt, indem sie selbst sich nur die oberste Leitung durch einen Missionar vorbehält. Zu so selbständiger Arbeit aber ist die junge Kirche offenbar noch nicht reif, was keinen billig Denkenden wundern wird. Es will daher scheinen, als müsste die E. M. S. aus ihren gerade in Westafrika so schmerzlichen Erfahrungen auf dem Gebiete der Mündigkeitserklärung der eingeborenen Gemeinde noch weitere Konsequenzen ziehen, als sie es bisher gethan hat. G. Müller.

**Eine erste allgemeine Missionskonferenz am Kongo** fand vom 19. bis 21. Januar in Leopoldville, dem Endpunkt der Eisenbahn statt. Von den 7 am Kongo arbeitenden Missionsgesellschaften waren 6 mit 34 Delegierten, 28 Männern und 6 Frauen, vertreten. Auch die Britische Bibelgesellschaft, die zwei Depots am Kongo hat, hatte einen Vertreter entsandt. Der Vorsitz wurde selbstverständlich dem noch lebenden ersten Missionar, der das Kongobecken 1877 betrat, G. Grenfell von den Londoner Baptisten, übertragen. Die von ihm geleitete englische Baptistenmission mit 58 Arbeitern geht jetzt mit dem Gedanken um, von der Mündung des Aruwimi aus eine Reihe Stationen in der Richtung auf den Albert-Nyanza-See zu, anzulegen und so der englischen Kirchenmission die Hand zu reichen, die von der Ostküste her vordringt, und damit die „Stationenkette von Ozean zu Ozean“ vollständig zu machen. Im ganzen bearbeiten die 7 Gesellschaften (4 amerikanische, 3 europäische, unter ihnen auch Angehörige der Schwedischen Freikirche und eine Reihe Freimissionare) jetzt ein Gebiet von 1 Million (englischen) Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 20 Millionen Seelen, die 50 verschiedene Sprachen sprechen; 50 Missionsstationen sind mit 200 Missionaren besetzt und 6000 eingeborene Christen sind gewonnen. Hunderte von Dörfern seien mit Schulen unter eingeborenen Lehrern besetzt und mehrere Ausbildungsstätten für Lehrer, Evangelisten und Prediger sind vorhanden. Die Konferenz besprach die verschiedenen Phasen der Missionsarbeit und den Stand der eingeborenen Christengemeinden in bezug auf das Palmweintrinken, die Polygamie und andere heidnische Sitten. Im übrigen freute man sich der grossen Einmütigkeit, die herrschte, und der brüderlichen Gemeinschaft, die man genoss, und der grossen Thaten Gottes in den 25 Jahren, seit Stanley von Nyangwe aufbrach, um den Kongo zu erforschen ohne zu wissen, wohin er kommen würde. Bemerkenswert, wenn nicht auffallend erscheint uns der Satz: „Wir sind dankbar, sagen zu können, dass der Branntweinhandel mit den Eingeborenen wirksam unterdrückt wird.“<sup>1)</sup>

Durch eine reiche Gabe des verstorbenen **R. Arthington** von 10 000 £ dazu in den Stand gesetzt, hat die Londoner Missionsgesellschaft eine neue Arbeiterschar von 8 Personen nach ihrem central-afrikanischen Missionsgebiet abgeordnet. Die Hälfte von ihnen soll als Verstärkung auf das bereits 1880 in Angriff genommene, leider aber sehr vernachlässigte, in den letzten Jahren obendrein wieder durch schmerzliche Codesfälle heimgesuchte Gebiet am Süden des Tanganika-Sees gehen, das hoffentlich nun endlich planmässiger bearbeitet wird. Die andere Hälfte aber soll eine neue Mission beginnen und zu diesem Zwecke weiter südlich nach Uwemba vordringen.

1) Berichtigung. Die Seite 206 sich findende kurze Notiz über die Station Luebo (nicht Lunbo) hat sich auf einen älteren Bericht gegründet. Wie mir von autoritativer Seite (aus New-Orleans) mitgeteilt wird, beträgt jetzt die Zahl der Kommunikanten auf den beiden genannten Stationen (Luebo und Ibange) 854, ein bedeutender Erfolg, wenn man bedenkt, dass die Mission erst 1891 gegründet worden ist. Allein im letzten Jahre betrug der Zuwachs 282 und 100 Seelen. Auf beiden Stationen besuchen 226 Kinder die Schulen. Das grosse Ereignis dieses Jahres war die Ankunft eines eignen Missionsdampfers aus den Guben der amerikanischen Sonntagsschüler.

D. H.



Der bekannte Londoner China-Missionar **Dr. Griffith John** plädiert lebhaft dafür, Hankau zu einem grossartigen Mittelpunkt für christliche Bildung für Zentralchina zu machen und es zu diesem Zwecke mit einem ausgedehnten Schulsystem bis hinauf zu einem theologischen College und einer medizinischen Fakultät auszugestalten. Er schreibt: „Zentralchina, einschliesslich der Provinz Hunan ist jetzt für das Evangelium weit offen. Wie haben in dieser so lange verschlossenen Provinz von mehr als 10 befestigten Städten Besitz genommen und haben zwischen 30 und 40 Missionsstationen in den Bezirken, deren Hauptstädte jene Städte sind, errichtet. Wie aber kann, ohne eine ausgedehnte Anlage zur Heranbildung eingeborener Evangelisten und Pastoren, ein so ungeheures Feld bebaut werden? Die Chinesen verlangen nach moderner Bildung. Da müssen wir uns die Frage vorlegen: Soll dieses Verlangen durch christliche Missionare und durch eine Erziehung, die dem Christentum dient, befriedigt werden, oder sollen wir das Leuten überlassen, die für die Missionsarbeit gar kein Verständnis haben und deren Erziehung darauf hinausläuft, antichristliche Anschauungen durch das Land zu verbreiten? Als Mittelpunkt für solch eine grosse, centrale und umfassende Bildungsanstalt wüsste ich gegenwärtig keinen geeigneteren Platz in ganz China zu nennen, als eben Hankau. Lange Zeit war es der grösste Markt für das innere China. Unter den Eingeborenen ist es bekannt unter hohen Namen, wie Kiu Seng Tschi Ku, d. h. Markt von neun Provinzen, und Cien hia Tschi Tschung, d. h. Zentrum des Reiches. Hier finden sich Leute aller Art aus jedem Teil des Reiches zusammen: Mechaniker, Ladeninhaber, Kaufleute und Besucher. Hankau hat einen besonderen Einfluss auf die beiden Provinzen Hupe und Hunan, deren Bevölkerung die aufgeweckteste des Reiches ist. Das Hankau der Zukunft wird noch von grösserer Bedeutung sein als das Hankau der Vergangenheit und Gegenwart. Als Knotenpunkt mehrerer grosser Eisenbahnsysteme wird Hankau zweifellos an Ausdehnung und Wichtigkeit bedeutend gewinnen. Es ist dazu bestimmt, das Chikago Chinas zu werden. Mit dem Ausbau dieser Eisenbahnlinien wird die völlige Öffnung des Reiches für den fremdländischen Einfluss kommen, und jeder Landesteil wird dann leicht zu erreichen sein und in lebendige Beziehung zu diesem prächtigen Zentrum gesetzt werden können. Dieser Plan liegt mir sehr am Herzen. Noch drei Jahre, und ich bin 50 Jahre in China. Meine Hoffnung und mein Gebet ist, dass, bevor diese Zeit verstreicht, Gott es seinen Kindern ins Herz giebt, diesen Plan zu verwirklichen.“

**Die Rheinische Missionsgesellschaft** veröffentlicht ihren Jahresbericht. Darnach zählte sie Ende 1901: 99 Missionsstationen (von denen 6 neue im Jahre 1901 gegründet wurden), 260 Aussenstationen, 141 Missionare, darunter 4 Ärzte, 16 Missionsschwester und eine eingeborne Arbeiterschär von 27 ordinierten Pastoren, 356 Lehrern, 46 Evangelisten und 914 Ältesten. Gemeindeglieder waren 85 069 vorhanden, Schulen 350 mit 15 858 Schülern. Aus den Heiden wurden im letzten Jahre 3461 getauft, im Taufunterricht befinden sich 12 269. Die Einnahmen beliefen sich einschliesslich der sehr reichlichen Defizitgaben auf 886 667 Mk., die Ausgaben, gleichfalls einschliesslich des vorjährigen grossen Defizits auf 889 079 Mk., so dass nur ein kleiner Fehlbetrag von ca. 2410 Mk. vorhanden ist.

**Wieder einmal ein klassisches Beispiel von der Ignoranz**, mit der



Reisende etc. ihre apodiktischen Urteile über die Mission fällen. In dem Werke: „Aus den Tiefen des Weltmeers, von Earl Chun. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Verlag von Gust. Fischer, Jena 1900“ sagt der Verfasser, durch keinerlei Sachkenntnis getrübt, auf S. 354: „Die Bewohner von Nias haben sich sowohl dem Mohammedanismus wie dem Christentum gegenüber vollständig ablehnend verhalten.“ Und dabei ist der, der das schreibt, im Februar 1899 in Gunong Sitoli gewesen!! Bekanntlich ist Nias eins der gegenwärtig erfolgreichsten Missionsfelder überhaupt, und zwar einer deutschen Gesellschaft. Nach dem letzten Jahresbericht zählte die Barmer Diasmission 5778 Christen und 3755 Taufbewerber. Aber das existiert für Herrn Chun nicht!

**Auch ein Kritiker der Mission.** In einem Buche, das den Titel trägt: „Auf flüchtigem Jagdross in Deutsch-Südwest-Afrika; Jagd- und Reisebilder vom wilden Jäger“ und das im Verlag von Paul Parey in Berlin 1902 erschienen ist, steht auf S. 25 folgendes zu lesen: „Sind Missionare an Bord, so bilden auch diese eine Partei für sich. Ich persönlich habe für diese Gottesmenschen nicht viel übrig. Es mag auch ganz vernünftige darunter geben; das will ich nicht bestreiten. Das Gros derselben aber, das ich kennen gelernt habe, das waren einfach unleidliche Kerle. Allzuviel Lebensart braucht man von ihnen ja freilich nicht zu verlangen. Mir ist aber ein einfacher ungebildeter Mensch viel lieber als ein grossmäuliger, halbgebildeter Missionar. Das Augenverdrehen, Psalmenbeten und schwarze Kuttentragen allein machts noch nicht. Die erspriessliche Thätigkeit dieser lieben Leute ist aber meistens recht illusorisch. Meinem Geschmack entsprechen die katholischen Missionare mehr als die evangelischen. Die vernünftigsten habe ich bei der finnischen Mission gefunden. Ob unsere Kolonien ohne Missionare nicht vielleicht besser daran wären, über das Thema haben sich schon geistreichere Leute als ich den Kopf zerbrochen. Jedenfalls habe ich zwischen den heidnischen und christlichen Kaffern und Hottentotten oder Bastards keinen Unterschied entdecken können. Sie stahlen und logen alle gleichmässig gut und waren gleicherweise die grössten Banditen, die auf dieser schönen Erde herumlaufen.“ — Soweit der locus classicus des „wilden Jägers“. Sein Urteil gewinnt entschieden an Kraft, wenn wir lesen, wie er sich selbst und seinen Reisegegnossen auf S. 6 charakterisiert: „Mein Grundsatz, die Berge von unten und die Kneipen von innen zu bewundern, ist auch der seinige. Seine Erklärung, dass Arbeit nur für Dummköpfe da sei, habe ich ihm auf's Wort geglaubt und ihm meinerseits versichert, dass die besten Weine, die schönsten Mädchen und die stärksten Hirsche ausgerechnet für uns beide gewachsen wären.“

Kriele.



Der **Litteratur-Bericht** musste leider zurückgestellt werden.

# Die Erziehung der Gehilfen in der Batak-Mission.

Von Missionar Joh. Warnock.

## II.

Das Institut der pandita Batak (bataksche Prediger) ist ein ganz eigenartiges, aus den hiesigen Verhältnissen geborenes. Eigenartig ist zunächst die Art und Weise, wie sie berufen, d. h. für ihren Beruf bestimmt werden. Zum Aufnahmeexamen fürs Lehrerseminar kann sich jeder unbescholtene Jüngling melden; zum Predigerkursus kann sich überhaupt niemand melden, sondern die Auswahl trifft die Konferenz der Missionare im Einvernehmen mit dem Ephorus. Aus den älteren, bewährten Lehrern werden die tüchtigsten und vertrauens-erweckendsten ausgewählt, gewöhnlich 7 Mann zu einem Lötus. Dieser Modus bewährt sich ausgezeichnet, und wir möchten ihn um keinen Preis missen. Freilich sind auch hier Täuschungen und fehlgeschlagene Hoffnungen nicht zu vermeiden, da wir keine Herzenskündiger sind. Ein Lehrer kann in seiner Thätigkeit recht brav und wacker sein, und schliesslich stellt es sich doch heraus, dass er ganz ungeeignet ist zum Pandita. Je grösser der Kreis unserer Lehrer wird, um so grösser ist die Auswahl und damit die Garantie, tüchtigere Pastoren zu bekommen. Man kann nun auch die Anforderungen höher schrauben.

Das Seminar für auszubildende Pandita ist mit dem für Lehrer verbunden; dieselben Lehrer bedienen beide. Der Unterricht ist natürlich getrennt, wobei nicht ausgeschlossen ist, dass die Panditazöglinge an einzelnen Stunden und Andachten der Seminaristen teilnehmen. Sie wohnen familienweise in kleinen Häuschen. Ein Übelstand bei diesem sonst so praktischen System ist nämlich der, dass die zum Kursus einberufenen Lehrer natürlich allesamt Familienväter sind. Es bleibt also nichts übrig, als ihre Familien mitkommen zu lassen. Für die Frauen ist das ja wiederum sehr wertvoll. Auch sie werden in dieser Zeit unter heilsame Zucht genommen, lernen mancherlei, bekommen etwas Unterricht. Es wird darauf gesehen, dass sie reinlich, ordentlich, fleissig, friedfertig sind. Sie stehen unter spezieller Aufsicht

und Fürsorge der beiden Missionarsfrauen, die ihnen nebenbei noch mancherlei nützliche Fertigkeiten beibringen. Die Missionskasse muss natürlich für die Dauer des Kursus die Lehrerfamilien unterhalten, denn es ist ausgeschlossen, dass sie die Unkosten selbst tragen können. Ein Lehrer bekommt ein so knappes Gehalt, dass er mit seiner Familie kaum auskommen kann; sparen kann er nicht. Andererseits ist unsere Missionskirche noch nicht so weit, dass sie für den Unterhalt ihrer Panditaaspiranten selbst aufkommen würde. Darin darf man noch nicht zu viel verlangen. Übrigens habe ich nicht bemerkt, dass die Zöglinge im Studium durch ihre Frauen oder Kinder behindert oder beschwert wären. Selbst in Krankheitszeiten — wir haben einmal eine Masernepidemie durchgemacht, wo die ca. 25 Lehrerkinder fast alle hintereinander krank wurden — wird der Unterricht und das Studium so leicht nicht beeinträchtigt. Man muss es den Lehrern und ihren Frauen zum Ruhme nachsagen, dass sie sich in diese Lehrzeit vorzüglich zu schicken wissen: sie haben sehr kleine, enge Häuschen, bekommen wenig Gehalt, haben nur ein winziges Gärtchen, müssen sich behandeln lassen, wie Schüler und schicken sich in das alles mit jener Elastizität, welche sich bei dem Batak unter dem Drucke des kategorischen Imperativs entfaltet.

Der Kursus dauert 2 Jahre — eine lange Zeit für verheiratete Leute. In diesen 2 Jahren muss viel bewältigt werden. Da wir es hier mit der Elite der Lehrerschaft zu thun haben, mit Männern, die schon eine gute Ausbildung hinter sich, die auch im Leben schon ihre Tüchtigkeit bewährt haben, so dürfen natürlich die Ziele wesentlich höher gesteckt werden, als bei der Ausbildung der Lehrer. Auch hier sind die beiden Gesichtspunkte massgebend: was brauchen sie für ihren Beruf? und: was können sie tragen? Sie brauchen eine — wenn man sich des Ausdrucks bedienen darf — theologische Ausbildung, die sie hoch über die Lehrer stellt, die sie befähigt, eine Gemeinde selbst zu verwalten; sie brauchen so viel, dass man erschreckt fragen möchte: wie ist das in 2 Jahren ohne gründlichere Vorbildung möglich? Aber man kann ihnen auch etwas zumuten. Die oben genannten Vorzüge des Batak besitzen auch sie; dazu sind sie von ernstem Eifer beseelt, man braucht sie nicht immer anzutreiben, sie haben Lust und Liebe zur Arbeit, beschäftigen sich gern mit schwierigen Problemen. Denn schon das Bewusstsein, dass sie zu Pandita berufen sind, weckt in ihnen Triebe und lässt Saiten anklingen, über die der Batak sonst nicht

verfügt. Sie denken gern. Wenn es uns Lehrern nur gelingt, ihr Interesse für ein Problem zu wecken und ihnen die Dinge batakisch plausibel zu machen, so folgen sie mit grossem Interesse und verstehen sehr wohl z. B. dogmatische und ethische Gedankengänge. Auch hier ist die Gefahr für den Lehrer sehr gross, sich in die Rolle eines Professors hineinzuspielen und weit mehr zu treiben als heilsam ist. Der oberste Leitsatz muss bei alledem bleiben: was frommt ihnen und was brauchen sie für ihr Amt? Wir würden ohne grosse Schwierigkeiten eine grosse Portion Wissen in sie hineinstopfen und ihnen einen theologischen Firnis antünchen können; aber die Folge wären eingebildete Prediger, die die Brücke zu ihrem Volke nicht mehr fänden und den Problemen des täglichen Lebens, wie sie für uns brennend sind, kein Interesse mehr abgewinnen könnten.

Der Lehrplan gestaltet sich in den Hauptzügen folgendermassen: Hauptsache und Mittelpunkt ist Gottes Wort. Freilich nicht in der Ursprache. Es würde wohl gelingen, den Zöglingen etwas Griechisch beizubringen, gerade genug, um sie aufgeblasen zu machen. Wir bleiben beim Batakischen, und verzichten auch auf Deutsch oder Holländisch, weil das doch nichts Gründliches werden kann. Indes muss ich sagen: wenn sie soweit Deutsch lernen könnten, dass ihnen die leichtere erbauliche Literatur zugänglich würde, so würden wir einen Riesenschritt weiter kommen. Dafür reicht aber die Zeit nicht aus. Was sie lernen, muss verstanden werden, so weit es kontrollierbar ist; die fremde Sprache aber hätte nur den Wert einer klingenden Schelle. Vom Neuen Testament wird viel, möglichst gründlich gelesen, in der Weise, dass der Lehrer mit den Schülern zusammen sucht und forscht und die Ergebnisse schliesslich in einem kurzen Diktat niedergelegt werden. Genau behandelt wird ein synoptisches Evangelium, Johannesevangelium, Apostelgeschichte, Römerbrief, 1. und 2. Korintherbrief, Galaterbrief, Epheserbrief, Pastoralbriefe, Hebräer- und 1. Petrusbrief. Im Übrigen versuchen wir das gesamte Neue Testament einmal cursorisch durchzuarbeiten. Es liegt auf der Hand, dass wir hier nicht nach berühmten Mustern bei der Exegese eines Buches etwa zu Pfingsten beginnen und zu Weihnachten noch nicht mit dem ersten Kapitel fertig sind; wir müssen unsern Leuten etwas Abgerundetes, Ganzes geben, nicht nur ihnen zeigen, wie man's macht. Die induktive Methode ist hier die richtigere. Besonders behandelt werden die Perikopen unter exegetischen und praktischen Gesichtspunkten. Biblische Begriffe werden bei Gelegen-



heit zusammengestellt und möglichst gründlich erörtert, Begriffe wie: Glaube, Sünde, Leben, Wiedergeburt, Rechtfertigung. Das ist auf einem Missionsgebiet, wo diese Worte z. T. erst neu geprägt sind, jedenfalls alle einen ganz andern Sinn erhalten haben, als der ihnen bisher eigen war, besonders schwierig, aber auch dankbar und gewinnreich. Biblische Theologie wird nicht eigens traktiert, wohl aber das nötige von dieser Disziplin bei Gelegenheit der Exegese behandelt. Wir sind überhaupt bemüht, der exegetischen Arbeit so vielerlei Früchte als möglich abzugewinnen. Im Alten Testament handelt es sich um eine Einführung in die Reichsgottesgeschichte in ihren grossen Zusammenhängen. Es ist auffallend, was unsere Missionschristen für ein gutes Verständnis für das Alte Testament haben; eine Erscheinung, die nach mehr als einer Seite hin zu denken giebt. Auch hier wird der rote Faden der messianischen Weissagungen besonders verfolgt; Psalmen und Stücke aus den Propheten werden gründlicher gelesen. Auch im Alten Testament wird möglichst viel kursorisch gelesen. Bibelbehandlung ist also Kern und Stern des gesamten Unterrichtes.

Für die Glaubenslehre scheinen mir folgende Richtlinien wichtig: die Zöglinge müssen lernen, an die dogmatischen Probleme denkend heranzutreten (nur nichts Unverstandenes, lieber wenig!); sie müssen das gesamte Gebäude der Glaubenslehre einmal denkend durchwandern, wobei es mehr auf das Verstehen der grossen Räume und der Hauptpfeiler ankommt, als auf ein Eindringen in die einzelnen Feinseiten der Ornamente und Zierraten. Dabei müssen sie die biblische Grundlage der einzelnen Lehren einsehen; sie sollen auch etwas von der kirchlichen Lehrentwicklung kennen lernen (dies an Stelle der im Ganzen überflüssigen Dogmengeschichte). Sie können nicht ein selbständig erarbeitetes Urteil in allen dogmatischen Hauptfragen gewinnen, daher sind ihnen nach gemeinsamer, forschender Arbeit klare Resultate zu geben, die gelernt, aber erst verstanden werden müssen. Symbolik mit Unterscheidungslehre fällt dabei von selbst mit ab. Die Probleme, welche sich um Christi Person und Werk gruppieren, sind besonders wichtig. Die Sonderbekenntnisschriften werden nicht besonders berücksichtigt. Über gründlich besprochene dogmatische und biblische Themata werden Aufsätze angefertigt, die dann vorgelesen und besprochen werden. Soviel wie möglich wird auf das altbataksche Heidentum zurückgegangen, sei es um Anknüpfungen für dogmatische Begriffe zu suchen (Sühne, Genugthuung, Schuldopfer), sei es um durch Gegenüberstellung klarere

Vorstellungen der christlichen Begriffe zu gewinnen. Je länger je mehr finde ich diese Methode sehr fruchtbar. Sie ist für sie ergebnisreicher als das Verfolgen der kirchlichen Lehrentwicklung.

Die Sittenlehre hat durchzuführen, wie das gesamte batakische Leben (auch im einzelnen) sich christlich gestalten muss, wie z. B. Recht und Sitte mit Beibehaltung alles Guten doch christlich neu werden, wie das batakische Familienleben, Kindererziehung, Ehe, Staatsleben sich zu gestalten haben. Neue, bisher unbekannte Begriffe sind zu wecken, z. B. der Begriff der Ehre, des Gewissens, der Schuld, Wahrhaftigkeit, Sparsamkeit, Ehrgefühl; wie sich die christliche Barmherzigkeit batakisch zu gestalten hat? Wert der Arbeit, Unterschied des politischen und kirchlichen Lebens u. s. w. Diese Disziplin muss also eminent praktisch behandelt werden; es handelt sich für uns nicht um eine lückenlos systematische Darstellung; auf wissenschaftlichen Anstrich kommt gar nichts an; sondern der ethische Unterricht muss dem praktischen Leben dienen. Das was die Pandita in der Ethik lernen, sollen sie später in kleine Münze umgesetzt weitergeben. Sie selbst aber sind noch nicht reif für Goldstücke, höchstens für Silbergeld. Glauben lernt der Heidenchrist relativ leicht, aber die christliche Lebensführung und Sittlichkeit, die Umsetzung des Glaubens in Liebe und Arbeit, das ist's, was noch fehlt. Darauf so konkret wie möglich hinzuweisen, ist die Aufgabe unseres ethischen Unterrichts. Es liegt auf der Hand, dass diese Aufgabe für den europäischen Lehrer ganz besonders schwierig ist, denn es gilt hier, alles angelernte und anerzogene Fühlen dahinten lassen und sich versenken in das fremde batakische Wesen und den feinsten Fäden nachzugehen, die uns gewöhnlich verdeckt sind. Natürlich setzt dieser Unterricht auch eine genaue Kenntnis des batakischen sozialen Lebens, ihres Denkens und Fühlens voraus. Ich halte diese Disziplin für die am schwersten zu behandelnde, aber auch für eine der ergebnisreichsten.

Praktische Theologie wird möglichst praktisch behandelt. Die Homiletik betont die Predigt nicht als Kunstwerk. Es wird hingearbeitet bei der Predigt auf gute Auslegung und fassliche Anwendung des Textes bei allgemein verständlicher, echt batakischer Diktion. So sehr die Batak geborne Redner sind, so schwer wird es Lehrern und Pandita den Text fasslich auszulegen und natürlich anzuwenden. Allerhand allegorische Spielereien und eschatologische Fantastereien sagen ihrem rednerischen Geschmack mehr zu, sowie auch abgeschmackte, moralische

Anwendungen. Merkwürdig, dass diese Naturkinder solch einen Zug zur Unnatur haben! Ich habe ihnen oft gesagt, dass sie in der Anwendung uns überlegen sein müssten, da sie die Sprache vollkommen beherrschen und vor allen Dingen das Volk, zu dem sie reden, durch und durch kennen; sie müssten wissen, welche Saiten angeschlagen, welche Vergleiche angewendet werden müssen, damit man den Weg zum Herzen der Zuhörer findet. Mit dem homiletischen Unterricht sind Predigtübungen verbunden, indem jede Woche einer von ihnen eine Predigt genau ausarbeiten und dann halten oder vorlesen muss. Diese wird dann einer gründlichen Kritik unterzogen. Auch müssen sie öfters Sonntags in Gegenwart des Missionars vor der Gemeinde predigen. Besondere Berücksichtigung findet die Heidenpredigt und die Kasualpredigt. Sie hospitieren auch bei den homiletischen Übungen der Seminaristen.

Da alle Pandita zugleich Schulmeister sind, so ist Katechetik und damit verbunden Pädagogik ein wichtiges Unterrichtsfach. Wenn möglich werden katechetische Übungen abgehalten. Ganz besondere Berücksichtigung verdient der Katechumenen- und Konfirmandenunterricht. Besonderes ist hier nicht zu bemerken. Natürlich sind auch in dieser Disziplin deutsche Lehrbücher nicht zu übersetzen, da alles speziell auf batakische Verhältnisse zugeschnitten werden muss. Dies macht den Unterricht besonders anziehend, aber auch besonders schwierig. Man sieht, ein Missionar kann gar nicht gebildet genug sein, wenn er den Aufgaben annähernd gerecht werden will, die sein Beruf an ihn stellt.

Pastoraltheologie und Seelsorge müssen wieder durchaus für batakische Pandita zugeschnitten sein. In diesem Fache müssen wir die Ziele einstweilen niedrig hängen, denn es fehlen uns die tiefen geist-erfüllten Persönlichkeiten, wie sie die Seelsorge erheischt. Immerhin ist dies Kapitel sehr wichtig, denn es soll ihnen da ihr Amt herrlich gemacht, seine Pflichten und Aufgaben klar gelegt, das Gefühl der grossen Verantwortlichkeit ihres Berufes geweckt werden. Es müssen ihnen die Wege gezeigt werden, wie sie durch treue Hirtenarbeit an der Hebung ihres Volkes arbeiten können. Hier ist auch Anweisung zu geben, wie sie die ihnen unterstellten Lehrer beaufsichtigen und fördern, der Schule vorstehen, den Ältesten Leiter und Lichter werden; es sind zu behandeln ihre Aufgaben gegenüber den Häuptlingen (ein schwieriges Kapitel!), gegenüber den Beamten. Ein besonderes Kapitel gehört ihrem Familienleben, welches in hervorragendem Masse erzieherisch wirken soll. Sie müssen eingeführt werden in das Verständnis der Jugend

und der pastoralen Handlungen, des gesamten Kultus; sie empfangen Unterweisung über das ziemliche Verhalten bei Amtshandlungen, überhaupt betreffend das decorum; Belehrung über die Kirche, ihre Symbolik, auch ein wenig über kirchliche Musik. Kirchenbuchführung und Rechnungswesen muss gleichfalls erörtert werden. Endlich verdient besondere Sorgfalt die Besprechung der Kirchenzucht, die hier bei uns ja eine ganz andere Rolle spielt als daheim. Hierhin könnte man auch noch das schon erwähnte privatissimum über die Sonntags-Evangelien und Episteln nehmen, welche unter homiletischen Gesichtspunkten gründlich durchgearbeitet und möglichst brauchbar gemacht werden. Ein festes Resultat wird diktirt und schliesslich der Ertrag der mehrstündigen Arbeit in einer möglichst naturgemässen Disposition fixiert.

Der gesamte Unterricht kann natürlich nicht wissenschaftlichen Charakter tragen; auf diesen Ehrgeiz muss die Batakmission noch verzichten. Es soll möglichst viel gelernt und gedacht werden; dabei aber kommt ganz ungezwungen das erbauliche Moment zur Geltung; erbaulich im eigentlichen Sinne des Wortes: sie sollen durch diesen Unterricht am inneren Menschen erbaut, reifer, reicher werden; ihr Glaube soll Hand in Hand mit ihrer Erkenntnis tiefer und fruchtbarer werden. Dies ist Hauptaufgabe der Erziehung — so weit Menschen dabei Handlanger sein können.

Die praktische Ausbildung kommt bei diesem System freilich etwas zu kurz, es ist mehr ein wirkliches Studium. Die Kandidaten müssen ja etwas predigen, gelegentlich auch unterrichten, aber das tritt doch sehr in den Hintergrund. Da die beiden Lehrer der Panditazöglinge zugleich dem Lehrerseminar vorstehen, so können sie nicht soviel Zeit auf diesen eminent wichtigen Zweig der Missionsarbeit verwenden als wünschenswert wäre. Besonders zur Beaufsichtigung eventueller praktischer Arbeiten bleibt wenig Zeit übrig. Es ist demnach zu wünschen, dass die jungen Pastoren noch längere Zeit an der Seite eines erfahrenen Gemeindevormanns sich einleben in die praktische Thätigkeit mit ihren neuen Anforderungen. Leider wird manchem gleich nach Absolvierung des Kursus eine selbständige Arbeit übertragen, wo er mehr oder weniger auf sich allein angewiesen ist. Ein Vikariatsjahr wäre darum sehr wünschenswert. Es liesse sich praktisch ganz gut durchführen.

Ein anderer Plan wäre folgender: man könnte die zu Pandita auszubildenden Lehrer einem Missionar übergeben, vielleicht immer nur 2—3 auf einmal. Dieser Missionar müsste eine kleine Gemeinde haben, die es ihm



ermöglichte, die jungen Leute gründlich in alle theologischen Disziplinen, wie sie oben aufgezählt sind, einzuführen, zugleich aber auch ihnen in allen Zweigen der pastoralen Thätigkeit praktisch Führer und Vorbild zu sein. Sie müssten unter seinen Augen nicht nur predigen, sondern auch Konfirmanden- und Taufunterricht geben, Kranke besuchen, den Heiden und Abgefallenen nachgehen, unterrichten, Evangelisationstouren unternehmen, u. s. w. Täglich und stündlich würde er mit seinen Schülern verkehren und ihnen vom Besten, was er hat, ungezwungen mitteilen. Sobald er einen von ihnen für reif hält, so kann dieser ordiniert werden, und alsbald rückt ein anderer in seine Stelle. Andererseits hat aber die Verbindung dieses Kursus mit dem Lehrerseminar ja auch manche Vorzüge. Man könnte auch sagen: da die Lehrer ja doch alle- samt schon ein schönes Stück praktische Arbeit hinter sich haben, so ist es ihnen ganz heilsam, wenn sie derselben einmal total entrückt werden, was vielleicht besonders für ihren inneren Menschen heilsam ist. Im Lauf der Zeit, wenn unsere Kirche sich so ausdehnt, dass die Zahl der Prediger wesentlich vermehrt werden muss, dann wird ja obiges System doch nicht mehr genügen.

Der Entlassung der Kandidaten geht wiederum ein Examen voraus, in dem sie vor einer Kommission Rechenschaft ablegen müssen über das, was sie gelernt haben. Dann werden sie auf der darauffolgenden Jahressynode der Missionare feierlich ordiniert. Die Einführung in ihre Gemeinden — sehr oft dieselben, welche sie als Lehrer verlassen haben — gestaltet sich weniger feierlich.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Weiterbildung der jungen Pastoren, nachdem sie ins Amt eingetreten sind. Diese voll- zieht sich in ähnlichen Linien wie die der Lehrer. Hauptsache ist der Einfluss des über sie gestellten Missionars. Derselbe gestaltet sich freilich dadurch noch schwieriger, dass die Pandita z. T. auf abgelegenen und einsamen Posten stehen. Immerhin sehen sie ihren Missionar doch oft genug, um von ihm nachhaltig beeinflusst werden zu können. Auch für die Pandita ist das Monatsblatt förderlich; manche von ihnen beteiligen sich gern mit mehr oder weniger gediegenen Aufsätzen. Auch an der Preisarbeit beteiligten sie sich zahlreich mit z. T. recht guten Leistungen. An der Lehrerkonferenz nehmen sie nicht teil. Sie haben ihre Konferenz für sich, die gleichzeitig mit der Jahressynode der Missionare tagt. Sie leidet an dem Übelstand, dass kein Missionar ihr vorsteht; sie sind sich dabei ganz selbst überlassen, und es zeigt

sich da mal wieder deutlich, dass auch unsere besten Christen, sich selbst überlassen, nicht viel Gescheites leisten. Es wird darin noch eine Änderung geschaffen werden. Der Mangel einer theologischen Literatur ist für die Pandita Batak besonders fühlbar. Die Schwierigkeit ist eine doppelte: einmal haben wenige Missionare Zeit und Lust zu schriftlichen Arbeiten (es würde sich ja meistens nicht um einfache Übersetzungen, sondern um besonders zu schreibende Bücher handeln); und dann ist die Zahl der Bücherkäufer so minimal, dass der Druck derartiger Bücher nur auf Missionskosten geschehen kann. Man darf also nicht leugnen, dass die Weiterbildung der Pastoren, nachdem sie ihr Studium absolviert haben, noch zu wünschen übrig lässt. Die rasche Ausdehnung und das so erfreuliche Wachsen unsrer Kirche hat eben auch manche Nachteile im Gefolge. Unsere Pflicht ist es, dafür die Augen offen zuhalten, damit sobald als möglich Abhilfe geschafft werden kann. Hier lernt man das Wort verstehen: die Ernte ist gross, aber der Arbeiter wenige!

Es erübrigt nun noch zu fragen, was wird mit oben skizzierter Ausbildung erreicht? Was leisten die Lehrer und Prediger im Amte? Es wird sehr viel von ihnen verlangt, sie sollen allezeit fröhlich dem Missionar zu Diensten sein, sollen nicht nur unterrichten und predigen, sondern auch überall in der Gemeinde helfen, sollen Auge und Ohr des Missionars sein. Ein brauchbarer Lehrer hat thatsächlich von früh bis Mitternacht zu thun. So weit sie gut unter Aufsicht sind, entfalten sie meist einen anerkennenswerten Eifer. Aber leider steht es fest, dass wenige von ihnen — fast möchte ich sagen: keiner — ohne stramme Leitung dauernd von selbst treu ihre Arbeit thun. Sich selbst überlassen werden sie unpünktlich, unordentlich, schliesslich bummelig und faul. Auch die Pandita sind nicht fähig, ganz selbständig zu arbeiten. Die Kluft zwischen dem tüchtigsten Pandita und dem Missionar bleibt doch noch riesengross und nicht nur nach der Seite der Bildung hin. Dabei können sie im einzelnen Uorzügliches leisten; sie können manchmal predigen wie keiner von uns, d. h. erwecklich und packend für ihr Volk; sie können stossweise einen Eifer entfalten, der beschämend ist, wie z. B. die Pandita und Lehrer, die an der Spitze des batakischen Missionsvereins stehen, oder wie der treffliche Pandita Markus, der in der mohammedanischen Padang Bolak als Bahnbrecher gewirkt hat. Hemmend wirkt der Umstand, dass sie unter ihren Volksgenossen zwar im allgemeinen respektiert werden, aber doch noch längst nicht das An-

sehen genießen, das man ihnen für eine fruchtbare Thätigkeit wünschen möchte. Ein Batak respektiert sehr ungern einen Volksgenossen, während er an Männern fremder Nationalität hoch hinaufschaut. Wenn wir Pastoren aus Java oder Ambo bezögen, so würden die sicher ein bedeutend höheres Ansehen genießen. Daran tragen sowohl die Pandita wie auch der bataksche Volkscharakter Schuld. Besonders deutlich zeigt sich der Mangel an Selbständigkeit in der Verwaltung von Geldern. Es ist unmöglich, den Gehilfen eine Kasse anzuvertrauen, wenn man nicht unausgesetzt strenge Kontrolle übt. Sie betrügen ja nicht, aber sie haben keinen Respekt vor fremdem Geld und sind in einer unheimlichen Sorglosigkeit, wenn es nicht stimmt, was thatsächlich schon zu grossen Unannehmlichkeiten geführt hat.

Respektiert man aber die Schranken, welche die bataksche Eigenart zieht, so darf man unserem Gehilfenstande seine Anerkennung nicht versagen. Natürlich ist das Material sehr verschiedenartig: es giebt begabte und unbegabte, eifrige und phlegmatische, geschickte und tölpelhafte Helfer, es giebt auch unter ihnen ehrliche und unlautere Naturen. Der Unterricht der Lehrer ist im allgemeinen mittelmässig; die Batak haben von Natur wenig Geschick mit Kindern umzugehen. Durch das Aufoktroyieren deutsch-holländischer Methoden erreicht man nicht viel. Pädagogische Studien auf dem Seminar können nicht alle Mängel ausfüllen. Es bleibt da noch viel zu wünschen und zu thun übrig. Ich denke mir, dass, wenn sie erst länger unter dem Einfluss des Christentums gestanden haben, ihnen das Kind heiliger werden und damit auch mehr die Fähigkeit erwachen wird, mit Kindern kindlich umzugehen. Unsere Lehrer verfallen fast alle in den Fehler, dass sie die Kinder wie Erwachsene behandeln, was man am unangenehmsten in den Schulgebeten empfindet. Viel mehr Geschick haben sie zum Predigen und den mancherlei Thätigkeiten innerhalb der Gemeinde. Einige entwickeln besondere Anlage zur Heidenpredigt, andere verstehen es trefflich, die Einzelnen je nach ihrem Charakter zu nehmen. Die einen sind zu sehr Batak, andere zu wenig, d. h. jene stehen nicht über ihren Volksgenossen und lassen sich leicht in den Schmutz der Streitereien und Eifersüchteleien, ja in Viehhandel und übertriebene Gartenarbeit ein; diese kopieren die Missionare, wobei sie dem Fluch aller Nachäffer verfallen, indem sie dasjenige kopieren, was gerade nicht nachahmenswert ist, während das Gute und Lernenswerte ihrem Auge entgeht.

Wenn man das sittliche Durchschnittsniveau des christlichen Batak erwägt, so darf man sagen, dass unsere Lehrer und Pandita in ethischer Beziehung eine höhere Stufe des Volks bedeuten. Die unter dem Volk im Schwange gehenden Sünden, das ist in erster Linie Lüge und Streitsucht, sind zwar auch ihnen nicht unbekannt, gelten aber doch als Laster, die gerügt oder gestraft werden müssen. Größere Vergehen ziehen nicht nur Strafen, sondern auch Ausschluss von den Genossen nach sich. Ihr Familienleben steht bei allen Mängeln auf einer viel höheren Stufe als das ihrer Volksgenossen. Dies ist ein Punkt, der rühmend hervorgehoben werden darf. Zwar sind unter den Lehrerfrauen gar manche, die unreinlich, unordentlich und zanksüchtig sind, und dadurch ihren Mann herunterziehen; aber im Grossen und Ganzen finden wir bei ihnen erfolgreiche Ansätze von christlicher Kindererziehung, friedfertiges Familienleben, herzliche Liebe zwischen Mann und Frau (die man freilich nicht sehen darf), würdiges Benehmen im Leiden. Auch die Lehrer und Prediger unter einander beweisen sich Liebe und Freundschaft; durch sie lernt das Volk eine ganz neue Art christlicher Gemeinschaft kennen, die gern nachgeahmt wird.

Da unsere Batakmission in derjenigen Epoche ihres Werdens steht, wo sie beginnt, sich zur Volkskirche auszuwachsen, so sind die Probleme der Erziehung geeigneter Diener dieser Kirche augenblicklich brennend. Wir dürfen mit Dank gegen Gott sagen, dass Er uns im allgemeinen in gesunde Bahnen gedrängt hat. Aber der zu lösenden Knoten bleiben noch viele. Nächst der Gabe des heiligen Geistes, der uns auch dabei in alle Wahrheit leiten soll, bedürfen wir vor allen Dingen der Fähigkeit, uns mit Liebe in das Wesen und die Eigenart des Volkes zu versetzen, dessen Führer wir erziehen sollen. Wenn wir seufzend zugestehen, dass noch längst nicht erreicht worden ist, was erreicht werden müsste, so haben wir einen guten Teil der Schuld in unserer Schwerfälligkeit zu suchen, infolge deren wir so ungern Selbstverleugnung üben. Nur durch diese werden wir den Batak ein Batak. Nach dieser Richtung muss unser Ehrgeiz seine Ziele stecken. Und eben dies ist ja das grosse Missionsproblem unter allen Völkern.





# Die chinesische Krisis.<sup>1)</sup>

von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

## I.

### Vor dem Sturm.

Die Krisis in China, welche im Sommer 1900 ihren Höhepunkt erreichte, war das Ergebnis der ganzen Vorgeschichte der Beziehungen zwischen China und der christlichen Welt. Deshalb muss sie aus allen Faktoren dieser Beziehungen erklärt werden, und jede Begründung ihrer Ereignisse, welche einzelne Momente heraushebt und vorzugsweise oder ausschliesslich zu ihrer Ursache stempelt, steht mit der Wahrheit in Widerspruch. Die beste Erklärung der Krisis wäre somit eine geschichtliche Darlegung jener Beziehungen. Wir müssen uns freilich mit Andeutungen begnügen.

Der Fremdenhass wurde in China zur Thatsache, sobald die Ausländer in den Gesichtskreis des Reichs der Mitte traten. Die chinesische Kultur reagierte unverzüglich gegen die heterogene des Westens. Je mehr sich Berührungen ergaben, desto weiter wurde der Bereich der Feindschaft. Von 1842 bis zur grossen Krisis erlebte der Fremdenhass 34 namhafte Ausbrüche, bald im Norden, bald im Süden oder Westen. Den Löwenanteil (9) hatte das Jahr 1891, weil damals eine besonders rührige Verhetzung im Gange war. Schon früher, so z. B. zur Zeit des Blutbades von Tientsin (21. Juni 1870), hatte er sich literarisch geäussert, in Pamphleten und Bildern; 1891 fabrizierte ein Taotai in der Provinz Hunan mit Hilfe aller Gelehrsamkeit und Darstellungskunst eine Reihe von Schmähchriften, welche alles bis dahin Geleistete an Glut des Hasses und Infamie der Verleumdung überboten. Jesus erschien in diesen Machwerken als gekreuzigtes Schwein, dessen Anbeter Unzucht trieben, und für den Fall einer Invasion der

---

1) Als Quellen dieser Arbeit sind zu nennen: vor allem A. H. Smith, *China in convulsion*. 2 vol. (770 S.) Edinb. and London, Oliphant, Anderson and Ferrier 1901. Ferner Stanley Smith, *China from within*; London, Marshall brs. 1901; Broomhall, *Martyred Missionaries of the C. I. M.*, London 1901; Raoul Allier, *Les troubles de Chine et les missions chrétiennes*; zudem die betreffenden Jahrgänge der Missionszeitschriften, wie *Church Miss. Int.*; *China's Mill.*; *The Miss. Her.* (Amer. Bapt. u. A. Board); *The Miss. Field*; *Miss. Record*; *Chin. Recorder*; *The Chronicle of the L. M. S.*; *The Bapt. Miss. Mag.*; die katholischen Missionen etc.; der ostas. *Lloyd*; *Times*.

fremden Teufel wurde zum allgemeinen Aufgebot der Miliz und zu sofortigem Widerstand mit den Waffen aufgefordert.

Der Aberglaube, welcher den durch Eisenbahn- und Minenbau gestörten Drachen in der Erde fürchtete, von Menschenopfern bei Grundlegung von Kirchen und Brücken durch die Ausländer fasselte, an den hohen Kathedralen der Katholiken Anstoss nahm — der Weisheitsdünkel, welcher die Belehrung durch die Fremden in jeder Form als Beleidigung empfand — das Rechtsgefühl, welches dadurch verletzt war, dass Strafwürdige als Lohn ihrer Konversion bei katholischen Missionen und ihren chinesischen Rechtsanwälten Schutz fanden — die Habgier der Mandarinen, welchen durch den Bau der Eisenbahn die Gelegenheit, sich beim Reistransport nach Peking durch die Kanalboote zu bereichern, entzogen war — die Uerdienstlosigkeit, welche die steigende Einfuhr fremder Fabrikate bei den Massen, die der alten einheimischen Industrie ihr Brot abgewonnen hatten, hervorrief — der Widerwille, mit welchem jede Bemühung der Westmächte, ihre Beziehungen zu China schrittweise vertraglich zu regeln, bei den Machthabern aufgenommen wurde: dies und vieles andere bildete eine Verkettung von Umständen, deren notwendiges Produkt unterschiedsloser Fremdenhass war. Als nun in der zweiten Hälfte der 90er Jahre Faktoren hinzukamen, welche bewirkten, dass der Hof selbst die Führung in dieser Hinsicht übernahm, sah sich die Feindschaft gegen christliche Kultur und Welt im Besitz der höchsten Gewalt, und die Krisis war da, unerhört darum, weil nie zuvor das offizielle China Ausbrüche in Szene gesetzt hatte.

Die Zeit der Territorialerwerbungen war über China herein gebrochen. Russland eröffnete den Reigen, indem es dem siegreichen Japan die Mandschurei entwand und sich anschickte, sie zur russischen Provinz zu machen. Mit Angst und Ingrimm sahen die Mandschus die fremden Teufel in ihr Stammland hereinströmen. — Deutschland folgte nach. Schon früher war Gelegenheit gesucht worden, sich festzusetzen. Nun bot die Ermordung von 2 katholischen Priestern in einem Dorfe von West-Schantung (Nov. 1897) dem aufstrebenden Reich willkommenen Anlass zu hastiger und rücksichtsloser That. Kaum war die Kunde gemeldet, so steuerten Kriegsschiffe nach der prächtigen Bucht von Kiautschau und besetzten dieselbe, und das Vorgehen der Okkupanten musste den Eindruck erwecken, ganz Schantung gelte ihnen fortan als ihre Domäne. „An Überraschungen fehlte es in jenem Jahrzehnt dem

trägen Osten fürwahr nicht; aber die Erinnerung wird kein Ereignis aufweisen, welches so sehr allgemeine Bestürzung hervorrief, wie die Besetzung von Kiautschau durch die Deutschen.“ (Smith.)

Das Wettrennen der Mächte um ihren Besitzanteil in China war eröffnet, und die Bewegung nahm in raschem Tempo ihren Fortgang. Die Russen setzten sich in Port Arthur, dem Hauptquartier der chinesischen Marine, der Beherrscherin von Nordchina fest. Wenige Wochen darauf wehte über Wei-hai-wai das englische Banner; dieselbe Macht erhielt sodann ein grösseres Gebiet auf dem Hongkong gegenüberliegenden Festlande. Auch Frankreich trat in Aktion und begehrte mit Erfolg einen Hafen im Süden, sowie die grösse Insel Hainan, welche gar zu verlockend nach Tongking herüberschaute, und endlich entdeckte Italien, dass die Bucht von San-mun in der Provinz Tschekiang für seinen Handel unentbehrlich sei.

Da wagte es China, sich aufzuraffen, und die Ansprüche des neuesten Bewerbers scheiterten an der ungewohnten Festigkeit der Zentralregierung in Peking. Und die Zurückweisung zeitigte keine schlimmen Folgen! Dies gab Mut und Machtbewusstsein und liess den Schluss zu, dass eine Politik der Festigkeit den fremden Ansprüchen überhaupt gegenüber nicht aussichtslos sei.

Um diese Zeit erschien das Buch des Lord Charles Beresford, „The Break-up of China.“ Es besprach ohne Rückhalt die Frage der Teilung Chinas unter die Mächte. Seine Darlegungen wurden in China bekannt und fanden jedenfalls in Peking volle Beachtung. Es war Sitte hochgestellter und gebildeter Chinesen geworden, sich über die Diskussion der ausländischen Presse, Ostasien betreffend, auf dem Laufenden zu halten, und die Verhandlung über die Aufteilung Chinas, welche üppig wucherte, musste den Patrioten die Frage nahe legen, wie ihr Reich in letzter Stunde gerettet werden könnte. Auch bedeuteten die Eisenbahnprojekte der Fremden, welche wie Pilze aus der Erde schossen und alle Provinzen betrafen, die Gefahr einer Eroberung Chinas durch fremdes Kapital und ausländischen Einfluss, welchem, sofern es nicht sich selbst aufgeben wollte, getrotzt werden musste. So wurde ein Existenzkampf des alten China gegen den Westen geschichtlich notwendig, und man muss sich nur darüber wundern, dass er so lange auf sich warten liess.

Oder war friedlicher Ausgleich möglich? Gelang es, auf die unabweisbaren Forderungen der neuen Zeit einzutreten und dabei das

Chinesentum zu wahren? Es gab eine Richtung auf dieses Ziel: die Reformbewegung, und als der Kaiser selbst entschlossen sich mit ihr solidarisch erklärte, schien sie berufen, das Reich zu retten. Aber es war ihr Geschick, durch Übertreibung die Krisis zum Ausbruch zu bringen.

Kwang Hsü, 1871 geboren, hatte als Knabe Gelegenheit, die Erfindungskunst der Ausländer anzustaunen, da sie ihm Wohnräume und Gärten mit auserlesenem Spielzeug füllte. Als chinesische Christenfrauen seiner Tante, der Kaiserin-Witwe, zu ihrem 60. Geburtstag (11. Nov. 1894) ein Prachtexemplar des Neuen Testamentes schenkten, verschaffte auch er sich Bibeln. Wie weit er den Inhalt kennen lernte, ist schwer zu sagen. Es wurde gesagt, er bete und sehe die Ausbreitung des Christentums in seinem Reiche gern. Thatsache ist, dass allerlei ausländische Literatur in seinen Palast wanderte. Seit Jahren hatte er sich Unterricht im Englischen erteilen lassen.

Es kam zum Kriege mit Japan. Sein für China ungünstiger Ausgang bewies, dass die traditionellen Einrichtungen das Reich nicht zu halten vermochten. Aber Hilfe war nur möglich, wenn diese Erkenntnis an leitender Stelle sich Bahn brach. Dies schien im Frühjahr 1898 zu geschehen. Unerhörtes trug sich zu: der Kaiser eröffnete eine Hera grossartiger Reformen. Ein Edikt drängte das andere, und jedes war eine Novität, Ausfluss eines neuen, nach dem Siege ringenden Geistes. In einem derselben sprach sich der Kaiser über Reform im allgemeinen folgendermassen aus:

„Änderungen müssen getroffen werden gemäss den Bedürfnissen der Zeit. Wir müssen über diese Angelegenheit ein offenes und unmissverständliches Dekret erlassen, damit unsere Wünsche von jedermann begriffen werden. Die Lehren unserer Weisen nicht ausser acht lassend, haben wir auf dieser Grundlage nach neueren und vorteilhafteren Methoden aufzubauen. Auch der Bildung des Westens haben wir uns mit Auswahl so zu bedienen, dass wir mit der Zeit Schritt zu halten vermögen, und sie so zu studieren und zu praktizieren, dass unser Land den anderen ebenbürtig wird. Lasst uns alles Gehaltlose, Unbrauchbare, Trügerische wegwerfen, was uns am Fortschritt hindert, und mit voller Hingabe und Chatkraft darnach trachten, dass wir in jeder Beziehung vorwärts kommen! Weg mit der Kruste der Trägheit, welche sich über unsern Systemen gelagert hat, fort mit den Fesseln, die uns binden!“ Das Edikt forderte die einleitenden Schritte zur Errichtung einer grossen Zentraluniversität in Peking und endete mit den Worten: „Wir hoffen ernstlich, dass man allgemein mit Eifer Gebrauch mache von der sich nunmehr bietenden Gelegenheit, sich moderne Bildung zu erwerben, sodass wir mit der Zeit recht viele tüchtige und willige Helfer erhalten für das grosse, schwierige Vorhaben, unser Land mit dem besten der Westmächte auf gleiche Höhe zu bringen.“



Wir skizzieren den Inhalt der wichtigen Edikte dieses Sommers.

23. Juni: Abschaffung des literarischen Examenaufsatzes mit Worten der Begründung, durch welche der kühne Reformator auf dem Throne dem trägen Strome chinesischen Denkens neue Bahnen und frischen Lauf eröffnete („Wir haben uns genötigt gesehen, dieses Edikt zu erlassen, weil unsere Examina ganz und gar entartet sind und wir uns nur durch eine vollständige Umgestaltung der alten Examenordnung Abhilfe versprechen können.“)

26. Juni: Die mit der Berichterstattung über die in Peking zu gründende Universität beauftragten Prinzen und Minister werden vor Verschleppung dieser Angelegenheit gewarnt. Androhung von Strafen für diese bei den Beamten überhaupt beliebte Praxis.

4. Juli: Gründung eines Departement für Landwirtschaft.

7. Juli: Einführung des Patentschutzes.

10. Juli: Im ganzen Reich sollen Schulen errichtet werden. Die Vizekönige haben über die vorhandenen Schulanstalten zu berichten; Zweck soll sein westländische Bildung. Tempel, sofern sie nicht registriert sind, sind in Schulhäuser umzuwandeln.

16. Juli: Den Ministern wird, sofern sie dem Kaiser in seinem schwierigen Unternehmen nicht ehrlich und treu ihren Beistand leihen, mit allerhöchster Ungnade gedroht.

18. Juli: Ein fortschrittliches Blatt von Schanghai wird zum Regierungsorgan erklärt.

25. Juli: Der Kaiser empfiehlt das Buch des Vizekönigs Tschang Tschih-tung von Hankau („Chinas einzige Hoffnung“) und ordnet seine Verbreitung an.

9. August: Regulativ betreffend Errichtung der Universität in Peking. Der amerikanische Missionar Dr. Martin wird zum Rektor ernannt und mit den entsprechenden Ehren ausgezeichnet.

10. August: Der Kaiser legt seine innersten Wünsche dar, bittet ernst um Verständnis und Mithilfe, stellt das Wirken des fortschrittlichen Gouverneurs Tsch'en Pao Tschên als Vorbild hin und erklärt: „Diejenigen, welche sich bemühen, veraltete Gebräuche dem Buchstaben nach zu befolgen, verdienen Strafe; denn sie beweisen, dass sie verantwortungsvoller Stellungen unwürdig sind.“

10. August: Fachschulen für Eisenbahn- und Bergbau.

16. August: In Schanghai wird ein Bureau errichtet zum Zweck der Übertragung von Werken westländischer Wissenschaft in die chinesische Sprache.

18. August: Anordnungen zur Förderung der Landwirtschaft (Fachschulen und -Zeitschriften, Maschinen).

26. August: 2 Generalgouverneure werden getadelt, weil sie Berichte über Reformangelegenheiten nicht rechtzeitig eingereicht haben; „die übrigen Vizekönige sollen sich mit der Erfüllung ihrer Pflichten beeilen und so dem Zorn entgehen, welchen wir für träge und unfähige Beamte bereit halten.“

27. August: Fortan werden alle Edikte telegraphisch mitgeteilt.

28. August: Im ganzen Reich sind Handelskammern zu errichten, mit Zentralsitz in Schanghai.

30. August: 6 Ämterstellen in Peking sollen, weil überflüssig, eingehen, auch sonst werden Ersparnisse angeordnet. Den Vizekönigen und Gouverneuren wird eingeschärft, „nicht Sand in unsere Augen zu streuen, da wir für solche abscheuliche Beleidigung rasche und gerechte Bestrafung zumessen werden.“

Nachträglich sei noch erwähnt ein Edikt vom 11. Juni, welches sich auf die Gesandten im Ausland bezog: da dieselben für den Staat von höchster Bedeutung sind, so sollen Vizekönige und Gouverneure dem Thron für diese Posten geeignete Männer empfehlen, „welche nicht eingeschlossen sind in den engen Bannkreis eines bigotten Konservatismus, noch an veralteten und unnützen Bräuchen hängen.“

Ein Blick auf die 27 Reformedikte des Kaisers, welche alle innerhalb eines Vierteljahres erschienen, muss Staunen erregen. Sie bedeuteten eine grossartige Leistung erwachter Selbsterkenntnis und Thatkraft. Natürlich waren Helfer bei ihrer Entstehung mit thätig. Der hervorragendste unter denselben war der Kantonese Kang Yü Wei. Das Wohl Chinas lag diesem Manne am Herzen; nach eingehenden Studien über Notwendigkeit und Möglichkeit einer Reformation hatte er klare und feste Ideen über das, was geschehen sollte und konnte, gewonnen. Er war als „Kang der moderne Weise und Reformator“ bekannt geworden. Als nun der Kaiser in die gleichen Bahnen einlenkte, wurde er seinem Herrscher empfohlen, und die beiden Männer fanden sich zu gemeinsamer Arbeit. Er wurde Sekretär in einem der Ministerien. Am 16. Juni hatte er eine Audienz. Sie dauerte 2 Stunden. Der Kaiser empfing tiefe Eindrücke, und die meisten der folgenden Edikte scheinen aus dieser Quelle geflossen zu sein. Kang schwebten Russland und Japan als Muster der Reform vor; er redete der Ersetzung der alten, unbrauchbaren Beamten durch junge, westländisch gebildete, thatkräftige Helfer des Kaisers im Werk der Regeneration das Wort, forderte als erste Bedingung derselben eine Umgestaltung der gesamten Verwaltung unter Beratung durch Fremde und schlug eine Reform des ganzen Steuerwesens vor, durch welche 70 Millionen Silbertaels an Staatseinkünften gewonnen werden sollten.

Nicht wenige Ausländer glaubten sich berechtigt, diese ganze Reformbewegung als den Einfall einiger Enthusiasten mit grossem Eifer und geringem Verstand zu ignorieren oder zu belächeln. Besonnene und bewährte Kenner des Landes jedoch erkannten in ihr eine geistige Strömung, welche das ganze Reich durchflutete, den grossen Anfang einer Renaissance. Als Beispiel diene die alte, abgelegene Hauptstadt Hsi-ngan-fu. Da kaufte Schriften, wer nur lesen konnte, vom Gouverneur bis herab zum untersten Gelehrten. Frühere Missachtung

verwandelte sich in allgemeine Lernbegierde. Die Edeln begehrten Vorträge, in welchen ihnen der Fremde das Licht seiner Wissenschaft leuchten lassen sollte. Man wünschte in den konfuzianischen Schulen öffentliche Belehrung über das Geheimnis des Erfolgs und den Kraftquell der christlichen Nationen. Die Literaten bildeten Klubs für die Zirkulation von Büchern und die Herausgabe von Zeitschriften und Gesellschaften zur Umgestaltung des Konfuzianismus. Ihre Ideen änderten, ihre Ideale wandelten sich. Die Reformbewegung erschütterte das Reich und schien im Begriff, ohne Schwertstreich ein modernes China zu schaffen.

Da brach ein an sich geringfügiger Vorgang die ganze vielversprechende Entwicklung jählings ab. Unter den Sekretären der Ministerien waren manche begeisterte Reformfreunde. Um solchen den Weg zur Mitarbeit zu eröffnen, hatte der Kaiser ihnen das Recht zu Eingaben an den Thron durch ihre Vorgesetzten zuerkannt. Ein Sekretär dritter Klasse im Ritenministerium machte davon kühnen Gebrauch. Er soll in einer Denkschrift vorgeschlagen haben: Abschaffung des Zopfes und der chinesischen Kleidertracht, Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, nationales Parlament; Besuchsreise der Majestäten nach Japan, damit sie sich durch Vergleichung von den jämmerlichen Zuständen des eigenen Landes überzeugen könnten. Damit war der Funke ins Pulverfass gefallen. Seine Vorgesetzten versuchten, seine Eingabe zu unterdrücken, und denunzierten ihn, als dies nicht gelang, beim Kaiser. Dessen Antwort war ein Edikt vom 1. September. Durch dasselbe wurden die Schuldigen, welche es gewagt hatten, gegen den allerhöchsten Willen freie Meinungsäusserung zu verhindern, aus dem Staatsdienste ausgestossen, während Wang Tschao — so hiess jener Sekretär — Beförderung erfuhr.

Die Konservativen suchten Gegenwehr. 2 Präsidenten und 4 Vicepräsidenten eines Ministeriums waren degradiert, 2 Mitglieder aus dem Tsung-li-yamen ausgestossen worden. Ihnen allen musste um Amt und Würde bangen. Sie erkoren die Kaiserin-Witwe als ihre Nothelferin. Eine Deputation wartete ihr im I-ho Parke, wo sie sich mit Blumen und Booten vergnügte, auf und legte dar: es gelte, die Dynastie und das Reich dadurch zu retten, dass sie die Zügel der Regierung wieder ergreife, den Kaiser absetze und die Reformpartei vernichte. Das Komplott war nach ihrem Sinn, sie that ihre vorbereitenden Schritte.

Der Kaiser trotzte der erkannten Gefahr und erliess weitere Reformedikte. 2 derselben waren an Kang Yü Wei gerichtet. Namentlich

das letzte war voll Pathos, der Verzweiflungsschrei eines mit widrigem Geschick ringenden Mannes. „Ich trage in meinem Herzen so grosse Sorge, dass ich sie nicht mit Feder und Tinte beschreiben kann. Ihr müsst unverzüglich ins Ausland fliehen und ohne Aufschub Mittel zu meiner Rettung ausfindig machen.“ Er suchte sich die Wege offen zu halten mit Hilfe der Truppen des Yuan Schih Kai, der zunächst Yung Lu, den Gouverneur von Tschili in Tientsin, unschädlich machen, sodann nach Peking rücken und die Kaiserin-Witwe in ihrem Park so lange eingeschlossen halten sollte, bis die Stellung des Kaisers völlig gesichert war. Der Plan wurde jedoch durch den, welcher ihn ausführen sollte, verraten; Yung Lu eilte sofort zur Kaiserin und teilte ihr alles mit. Sie kam dem Kaiser zuvor, nahm ihm das Staatssiegel weg und internierte ihn in seinem Insepalast, wo er 2 Jahre lang Zeit hatte, in goldenem Elend seiner Befreiung zu harren, auf der Südterrasse sitzend den See zu überschauen und in christlichen Schriften Trost zu suchen (man fand solche später, als die fremden Truppen einrückten, in diesem Palast in grosser Zahl vor, darunter die Evangelien und die „Pilgerreise.“)

Dieser Gewaltstreich geschah im September 1898. War zuvor die Reform mit der Hast des Enthusiasmus am Werk gewesen, so begann nunmehr die Reaktion mit zügellosem Wüten. Den Häuptern der Fortschrittspartei war der Tod zugedacht. Kang Yü Wei und einigen andern Ratgebern des Kaisers gelang die Flucht. Sein jüngerer Bruder Kang Kuang Yên und 5 andere jugendliche Patrioten von edlem Sinn und hoher Begabung fielen als Märtyrer der Reform am 28. September durch das Schwert des Henkers. Sterbend prophezeiten sie, dass grosse Scharen an ihre Stelle nachrücken würden. Der Kaiser musste das Dekret seiner Absetzung unterzeichnen; alles, was er im Sinne des Fortschritts angeordnet hatte, wurde widerrufen und eine Proscriptionsliste mit 300 Namen aufgesetzt. Mit der Wut einer Furie suchte die Herrscherin jede Spur einer Epoche auszutilgen, welche auf den Frevel abgezielt hatte, sie zur Gefangenen zu machen.

Ehinakenner aus Missionskreisen sahen Gefahr kommen und mahnten zum Aufmerken. So schrieb z. B. der hochverdiente Sekretär der Gesellschaft für christliche Literatur, Timothy Richard in Schanghai, in seinem Jahresbericht von 1898: „Die politische Revolution, welche kürzlich stattgefunden hat, gefährdet die Wohlfahrt einer viel grösseren Anzahl von Menschen, als irgend ein Ereignis des vergangenen



Jahres irgendwo in der Welt.“ Und der Kaiser hätte gar zu gerne beim britischen oder amerikanischen Gesandten Schutz gesucht; aber die goldene Gelegenheit, ihm einen grossen Dienst zu leisten und seinem Reich Schreckenszeiten zu ersparen, verstrich unbenutzt; die Vertreter der Mächte schienen den Ernst der Lage nicht zu erkennen, und es wurde unter Ausländern Brauch, achselzuckend von einem „Hausstreit der Mandschus“ zu reden, welcher die Russenwelt nichts angehe.

Vom Zeitpunkt des Staatsstreiches an (Herbst 1898) trug sich dies und das zu, was offenen Augen deutlich machen konnte, dass die Reaktion auf eine Kriegserklärung an das Ausland hinauslaufen würde. Der Fanatismus der Kaiserin steuerte auf dieses Ziel los. Ein Edikt vom 5. November 1898 ordnete die Bildung von Freiwilligenkorps an, „damit im Notfalle die ganze Nation sich in ein Kriegslager verwandle.“ Das Oberhaupt der Buddhisten und der Taoistenpapst fanden an der Politik der Reaktion naturgemäss Wohlgefallen; jener spendete am 16. März 1899 eine grosse Summe zur Anschaffung von Kriegsmaterial, dieser riet der Herrscherin in besonderer Audienz die Ermordung der Fremden an. Im Mai und Juni wurden die Vertragshäfen inspiziert und hohe Beträge für ihre bessere militärische Ausrüstung erhoben. Eine Unterweisung in Reimen belehrte das Volk darüber, dass die Westländer ihren Unterthanen unerträgliche Steuerlasten auflegten.

Dies waren Vorboten des Edikts vom 21. November 1899. Von „tigerlässiger Gefrässigkeit“ der Mächte, welche China zu verschlingen beehrten, war darin die Rede. Man könne sich jedoch nicht alles gefallen lassen, und die Gerechtigkeit der eigenen Sache verleihe den Mut, gegen die Angreifer Front zu machen. Pflicht der obersten Beamten sei es, im Falle der Bedrängnis nicht um jeden Preis, wie es leider üblich geworden sei, nach freundschaftlicher Regelung der Angelegenheit zu trachten, sondern Gewalt anzuwenden. „Wenn ihr nur alle miteinander und jeder einzelne Königstreue und Vaterlandsliebe beweiset, was sollte da von irgend einem Einbrecher zu befürchten sein? Keiner denke an Friedensschluss, jeder bemühe sich, den Herd und die Gräber der Väter zu schützen!“ Ein im Dezember folgendes Edikt wies die Vizekönige und Gouverneure an, den Krieg gegen die Fremden vorzubereiten; ein Begleitzirkular des Tsung-li-yamen bevollmächtigte sie, im Notfalle ohne vorherige Anfrage in Peking die Feindseligkeiten zu eröffnen, da Zeitverlust verhängnisvoll werden könnte.

Der 24. Januar 1900 brachte ein rätselhaftes Edikt. Es meldete dem Reich: da der Kaiser keine Aussicht auf Nachkommenschaft habe, sei die Kaiserin von ihm ersucht worden, einen Thronerben zu bestellen; als solchen habe sie Pu Tschün erkoren. Offenbar lag hier eine Intrigue vor zu dem Zweck, den Kaiser Kwang Hsü sobald als thunlich ganz auf die Seite zu schieben. Sein Substitut war der Sohn des Prinzen Tuan, eines Mannes, welchem Mangelhaftigkeit der Bildung, roher Charakter und leidenschaftlicher Ehrgeiz zuzutrauen war. Die Ernennung seines Sohnes zum Thronerben mochte die Gegenleistung der Kaiserin für die Hilfe sein, welche ihr Tuan gegen Kwang Hsü geliehen hatte. Der 14jährige Thronerbe erhielt 2 Erzieher, welchen es an jedem Verständnis für fremdländisches Wesen gebrach; dem einen erlaubte es sein Fremdenhass nicht, sein Haus von der Gesandtschaftsstrasse her zu betreten. Durch die Welt ging in jenen Tagen die Nachricht, der Kaiser sei ermordet worden. Es soll der Kaiserin mehrfach geraten worden sein, ihm das Leben zu nehmen; sie war gehalten, dies nicht zu thun — sein Tag war nicht zu Ende.

Woher nahmen die Kaiserin und ihre Partei den Mut, der Zeit und Welt zu trotzen? Eine übernatürliche und unüberwindliche Bundesgenossenschaft trat in den Gesichtskreis des abergläubischen Weibes; auf sie vertrauend, glaubte sie das Heusserste wagen zu können. Es waren die Boxer. Was über diese geheime Gesellschaft bekannt geworden ist, verdankt man hauptsächlich den Mitteilungen der Missionare.

Ihr chinesischer Name ist I-Ho-Tschün („Fäuste richtiger oder öffentlicher Harmonie“, was eine erlaubte Gesellschaft mit patriotischen Tendenzen bezeichnen soll). Der Name „Boxer“ ist dem Wort Tschün-Fäuste entnommen und, von Missionskorrespondenten zuerst gebraucht, im Ausland um seiner praktischen Kürze willen allgemein üblich geworden. Eine zweite einheimische Bezeichnung ist: Ta-Cao-Hui („Langschwertgesellschaft.“) Sie ist offenbar neueren Datums; denn in einem Erlass des Gouverneurs von Schantung vom Frühjahr 1900 wurde bemerkt: „Im Sommer des 22. Jahres Kwang Hsü's (1897?) trat die Schwertgesellschaft plötzlich ins Dasein.“ Am gleichen Ort waren die Präfekturen von I-tschau-fu und Jen-tschau-fu in Südschantung als ihre Wiege genannt. Als ihren Vater bezeichnete die Volksstimme Yü Hsien, damals noch Präfekt im südwestlichen Winkel der Provinz, wo er die Ta-Cao-Hui organisiert haben sollte. Er stieg rasch, und es ist keine Frage, dass mit ihm auch die Schwertgesellschaft emporkam. Im

Hofe des Gouverneurs von Schantung — im Frühjahr 1899 wurde er hierzu ernannt — konnte man täglich Männer mit langen Messern oder Schwertern üben sehen. Sein ganzes Verhalten legte es dem Volke nahe, ihn als den Schutzgott der I-Ho-Tschüan anzusehen.

Schantung, ihre Wiege, war für die Langschwertgesellschaft auch der Schauplatz ihrer ersten Thaten. Schon im Jahre 1898 gährte es durch sie bald da, bald dort, erst im Nordwesten, wo sich 18 Dörfer zur Vertreibung der Katholiken zusammenthaten, dann im Osten, wo es hiess, die Gesellschaft errichte Lager, fabriziere Schwerter in Masse und erlaube sich gegen alle Fremden eine äusserst herausfordernde Sprache. Der Staatsstreich vom September 1898 machte seinen Einfluss geltend. Das Gerücht ging herum, die Ausländer seien bereits aus Peking vertrieben und die Regierung wolle, dass das Volk sich gegen sie erhebe und sie samt ihren Konvertiten verjage. Entsprechende Thaten folgten. Ein katholischer Priester wurde verwundet, 2 andere erlebten, durch 200 Mann bedroht, Tage der Codesangst; reisenden Fremden wurde aufgelauret; eingeborene Christen, besonders Katholiken, erlitten Misshandlungen und den Verlust ihres Eigentums, da es hiess, sie seien nicht länger als Chinesen anzusehen. Mitte Januar 1899 gährte es namentlich in dem Landstrich zwischen I-tschau-fu und Kiautschau. Eine deutsche Strafexpedition rächte 3 Landsleute, welche ein Pöbelhaufe mit Tod bedroht hatte, indem sie ein Dorf in Brand steckte und die Distrikthauptstadt besetzte.

Charakteristisch war an diesen Unruhen in Schantung, den Vorläufern der grossen Katastrophe, die Thatsache, dass es zwar ihnen gegenüber an Widerstand von seiten einzelner Beamten nicht fehlte, dass sich aber die Schuldigen im allgemeinen zärtlicher Schonung erfreuten. Dies wurde im Oktober 1899 wie nie zuvor offenbar. Um diese Zeit war in Süd-Tschili und Nord-Schantung die Rede von einer grossen Erhebung der Schwertgesellschaft im Sinne ihres Mottos: „Schützt die Dynastie, rottet die Fremden aus!“ Besonders die Mission in Pang-tschuang schien bedroht. Beraubung der Christen war schon im Gange. Konsularische Intervention bewirkte Entsendung von Truppen in das gefährdete Gebiet. Sie töteten 98 Boxer, als diese, auf ihre Unverwundbarkeit vertrauend, gegen sie den Angriff wagten. Dies geschah am 18. Oktober. Dieser Tag war für die Geschichte der Folgezeit nicht weniger verhängnisvoll, als der Staatsstreich vom Vorjahre. Hatte dieser der Reform jählings ein Ende bereitet, so bedeutete der

18. Oktober 1899 die Legalisation der Boxerbewegung. Hätte der Gouverneur den Sieg der Truppen ausgenutzt, so wäre sie unterdrückt worden. Statt dessen aber liess er die Beteiligten grossen Zorn spüren: der Präfekt und Distriktsmandarin wurden abgesetzt, die Soldaten aberufen, der Polizeihauptmann, welcher die Rädelsführer arretiert hatte, in Ketten nach der Hauptstadt geschleppt und mit 2000 Streichen belohnt. Schon zuvor hatte das Volk sich zugeraut, die Boxer hätten Weisung von oben; nun schien es durch das Verhalten des Gouverneurs zur Evidenz erhoben, dass sie dem Thron genehm seien, und dass daher keine Waffe gegen sie Erfolg haben könne.

Man hat die I-Ho-Tschüan herleiten wollen von athletischen Vereinen, wie sie in China bestehen. Dies ist Vermutung ohne Begründung. Dem christlichen Abendländer wird es kaum gelingen, sich von ihrem Wesen und Treiben eine zutreffende Vorstellung zu machen, da sie mit ihrem finsternen Aberglauben einen Höhepunkt chinesischen Heidentums darstellen. Sie verehrten viele heterogene Götter. Besonders lag die Gesellschaft dem Kultus vergötterter Heroen aus früheren Dynastien ob. Das Volk kannte die Thaten ihrer Geister durch Theater und Erzähler, und durch ihre Verehrung bezweckten die Boxer, von diesen Geistern besessen zu werden und ihre Kraft zu erlangen. Die Novizen hatten Andachtsübungen mit Verbeugung gegen Südosten obzuliegen. Dabei gerieten sie in eine Art Ekstase, in welcher sie alles wagten und nichts fürchteten. Hatten diese ausserordentlichen Geisteszustände eine bestimmte Höhe erreicht, so war die Besessenheit erlangt und der Geisterverehrer unverwundbar. Hierfür wurden öffentliche Proben abgelegt, und Tausende und Abertausende bezeugten, es gesehen zu haben, wie Schwerthiebe auf den blossen Arm, Lanzenstiche in den Rücken, Flintenschüsse und Kanonenkugeln keinen Schaden anrichteten. Befand sich etwa ein Christ unter den Zuschauern, so hiess es: der Zauber sei gestört, ein „zweiter Teufel“ müsse zugegen sein. Die Proben fielen nicht immer glänzend aus. Bei Pang-tschuang zerriss die Kanonenkugel den Examinanden in zwei Stücke. Dies vermochte den Aberglauben nicht zu erschüttern. Man sagte eben, der Geist habe noch nicht von dem Knaben Besitz ergriffen und die Probe sei verfrüht gewesen, und nachdem für den Vater die Beerdigungskosten zusammengelegt waren, ging die Schausstellung weiter ihren Gang! In der Mandschurei schlug sich ein Boxer in der Ekstase rückwärts fallend an einem Stein den Schädel ein. Solcher Vorfälle ungeachtet stand es fest, dass die Geister



diesen ihren Verehrern in zahllosen Myriaden zu Hilfe eilten, gemäss der Inschrift ihres Banners: „Geister und Fäuste helfen einander.“

Da die Geister eine Vorliebe für die Jugend hatten, spielten die Knaben in der Langschwertgesellschaft eine grosse Rolle. Als die Boxer in Peking einrückten, zogen ihnen 40 Knaben voran durch die Stadt, und überall nahm man sie mit Angst und Grauen auf. Sehr oft wurden die Uebungen ausschliesslich mit solchen begonnen, da sie so am ehesten als harmloser Sport dargestellt werden konnten. Der Einfluss der Exerzitien auf diese noch im Kindesalter stehenden Anhänger war ein furchtbarer, ein 15jähriger Knabe z. B. wurde von solcher Mordgier ergriffen, dass er seine Eltern mit dem Tode bedrohte, weshalb die Dorfbewohner entsetzt das Boxerlager aufhoben. Gibt es überhaupt in der Welt dämonische Besessenheit, so war sie hier vorhanden; die Christen waren darin eins, das ganze Treiben auf den Teufel zurückzuführen.

Eine sonderbare Begleiterscheinung der I-ho-Tschüan war das „Rote Laternenlicht“ (Hung Teng Tshan.) Sonst ist es chinesische Sitte, die Mädchen streng abzuschliessen. Die Boxer aber führten solche von 10 bis 20 Jahren in ihre Tempel und stellten hier mit ihnen ihre Uebungen an, indem sie Zauberformeln lernten und zu ekstatischen Zuständen angeleitet wurden, bis auch sie wilde Kampfeslust ergriff. Sie traten in den Paraden in roten Kleidern auf, rot vom Kopftuch bis zu den Schuhen, mit roten Bannern. Nach allgemeinem Glauben besaßen sie die Macht, auf den Wolken zu reiten und aus der Höhe ihre Chäten zu thun: die Häuser der Fremden und Christen zu finden, die Geächteten durch Feuer zu vernichten und die Kriegsschiffe der fremden Teufel wie Zunder in Brand zu stecken.

So erschienen die Boxer dem Volk in einer überirdischen Ausstattung, welche dem heidnischen Fühlen schauerndes Vertrauen einflösste. Dem Bann ihrer Zauberkünste entzog sich auch die Kaiserin-Witwe mit ihrer Umgebung nicht; sie ging den Bund mit ihnen ein, um durch sie unfehlbar zum Ziele zu kommen.



# Missions-Rundschau.

Uganda.

Von Julius Richter.

I.

Am 27. Juni dieses Jahres waren es 25 Jahre, dass die ersten Missionare ihren Fuss auf den Boden Ugandas setzten. Das ist eine passende Gelegenheit, wieder eine Rundschau über dies merkwürdige Missionsgebiet zu geben. Bekanntlich hat kein anderes Missionsfeld in Zentral-Afrika eine so ausserordentliche Entwicklung gehabt.

Wider Erwarten ist auch das letzte halbe Jahrzehnt für Uganda noch voller Aufregung, Krieg und Empörung gewesen. Besonders das Jahr 1897 war eine Reihenfolge ganz unvorhergesehener politischer Unruhen. Im Frühjahr dieses Jahres verursachte ein Aufstand im Kongo-Freistaate an der Westgrenze des Uganda-Protektorates ziemliche Aufregung. Die eingeborenen Truppen unter dem Kongo-Offizier Baron Dhanis revoltierten und töteten 59 belgische Offiziere und Soldaten. Die Aufständischen rückten nach Osten vor, brachen über die britische Grenze, griffen das Fort Katwe am Albert Eduard-See an und zerstörten es. Missionar Lloyd, der sich damals in Coro befand, war durch diese Unruhen genötigt, nach Mengo zu gehen, konnte jedoch nach einigen Wochen zurückkehren. Ein französischer Priester fiel den Rebellen in die Hände und wurde von ihnen schändlich misshandelt, kam jedoch mit dem Leben davon.

Im Mai entdeckte der kommandierende Offizier in Mengo, dass 3 einflussreiche Häuptlinge — Mukwenda, der Häuptling von Singo, ein wegen Ehebruchs ausgeschlossener Protestant, Kaima, ein katholischer Häuptling von Engländerfeindlicher Gesinnung, und Gabriel Mudjassi, der Oberstkommandierende der einheimischen Truppen, ein anderer Katholik von schlechtem Charakter — eine Empörung planten. Die beiden ersten wurden sogleich verhaftet und zu 5 und 7 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aber der dritte entfloh. Man hatte begründeten Argwohn, dass König Mwanga in diesen Aufstandsversuch verwickelt sei; am 6. Juli entwich er aus Mengo und floh nach der Landschaft Budu. Er verliess sein Gehöft nachmittags 3 Uhr, indem er sich durch die Rohrhege ein Loch schnitt; offenbar traute er selbst seinen Thorwächtern nicht; nur ein einziger Häuptling und 3 Boote begleiteten ihn. Man weiss nicht recht, wie weit die Furcht, wegen der geplanten Revolte zur Rechenschaft gezogen zu werden, Mwanga trieb; nach seinem schlechten Charakter und seinen Spiessgesellen zu urteilen, lag ihm vor allem daran, sich dem Einfluss der britischen Macht und der christlichen Häuptlinge zu entziehen, welche seinen groben Exzessen in den Weg traten. Und der heidnische Teil der Bevölkerung sympathisierte hierin durchaus mit ihm. Fast die ganze Polizei desertierte mit ihren Flinten und schloss sich ihm an. Der Katikiro schrieb an Missionar Walker einen nichts weniger als hoffnungsvollen Brief. „Man übersehe den Umfang der Gefahr noch gar nicht. Das Volk hasse und verabscheue die Eroberer. Es stehe ein Religionskrieg zwischen den Heiden und Christen bevor. Der König hasse die Europäer, weil sie seinem zuchtlosen

Leben ein Ende machen; die Häuptlinge hassten uns, weil ein Christ nur ein Weib haben dürfte und die Sklaverei verboten sei; das Volk hasse uns, weil sie jetzt Lasten tragen und Strassen bauen müssen, und weil die alten, heidnischen Sitten aussterben. Wahrscheinlich würde sich im Kriege die Hälfte der Baganda auf des Königs Seite schlagen. Die einzig zuverlässigen Eingeborenen seien die Protestanten.“

Mwanga sandte von Budu aus Boten durch das ganze Land und an die Vasallenländer Busoga und Coro, ja selbst an den Exkönig Kabarega von Unioro, um eine allgemeine Empörung herbeizuführen, alle Europäer aus Uganda zu vertreiben, die eingeborenen Christen und Katechumenen zu töten und die alten Sitten wieder herzustellen. Die Zeit seiner Flucht hatte er offenbar mit Überlegung gewählt. Die sudanesishe Garnison war damals sehr geschwächt, weil gleichzeitig zwei Expeditionen gegen die Bakedi im Norden und die Banandi im Osten unterwegs waren. Er wusste allerdings nicht, dass die eine derselben gerade damals noch in Usoga lagerte und schnell herbeigezogen werden konnte. In Budu schlugen sich fast alle katholischen Häuptlinge auf die Seite Mwangas; einer ging sogar so weit, dass er sein ganzes Vieh — 80 Kühe und 50 Schafe — tötete, ehe er sich den Rebellen anschloss. Die französischen Missionare flohen nach Mengo. Ganz Budu und die angrenzenden Distrikte waren in offener Rebellion.

Glücklicher Weise waren diesmal die Engländer schnell bei der Hand. Major Cernan schlug am 28. Juli die aufständische Armee Mwangas und seiner Verbündeten, und Mwanga floh nach der ersten Niederlage über die Grenze auf deutsches Gebiet, wo er am Südufer des Njansa in Mwanza interniert wurde. Die englische Regierung erklärte ihn für abgesetzt, ernannte seinen, erst ein Jahr alten Sohn, Daudi Tschwa, zu seinem Nachfolger, und während seiner Minderjährigkeit 3 einflussreiche Häuptlinge — darunter 2 Protestanten — zu Reichsverwesern. Mwanga entfloh zwar im Dezember aus der deutschen Haft und versuchte in Budu nochmals das Glück der Waffen; der katholische Mudschassi sammelte auch schnell 2400 Mann um ihn, aber in den letzten Tagen des Dezember wurde er wieder aufs Haupt geschlagen und musste von neuem sein Heil in der Flucht suchen.

Die drohenden Wetterwolken dieses Aufstands hatten sich noch nicht zerstreut, als schon von Osten her eine viel schlimmere Gefahr heranrückte. Die englischen Truppen in allen Forts Ugandas waren damals fast ausschliesslich Sudanesen; als Stanley den Emin Pascha mit Gewalt aus der ägyptischen Äquatorial-Provinz entführte, waren sie dort geblieben. Kapitän Lugard hatte sie 1891 nach Uganda gebracht, und seitdem hatten sie dort die Mannschaft Englands gebildet; noch in dem Mwanga-Aufstand hatten sie sich im ganzen treu gezeigt. Aber sie waren Mohammedaner, und es war verkehrte Vertrauensseligkeit der englischen Offiziere, dass sie sich auf ihre Treue verliessen, solange noch die leiseste Hoffnung vorhanden war, in Uganda ein mohammedanisches Königreich aufzurichten.

Schon zu Anfang September wurde dem englischen Kommandanten in Mengo hinterbracht, dass in Busoga die mohammedanischen Häuptlinge mit Kabarega von Unioro konspirierten: zur Vorsicht setzte er über Mbogo, Mwangas Onkel, das anerkannte Haupt der Mohammedaner in Uganda, eine Wache und nahm die verdächtigen Häuptlinge gefangen. Unterdessen revollierten ganz im Osten an der Grenze von Kavirondo die sudanesischen Truppen unter Mbaruk Effendi und zogen

ohne Widerstand zu finden, nach Westen auf Uganda zu. Die Garnison in Fort Nandi machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache und spielte ihnen das Fort und die bedeutenden dort lagernden Munitionsvorräte in die Hände. In Fort Mumia fielen zwar die Sudanesen zu ihnen ab, aber die Engländer konnten das Fort mit Hilfe von Suaheli behaupten. Major Chruston zog von Mengo aus den Empörern entgegen und warf sich in das Fort Luba am Ausfluss des Nils aus dem Njansa, die Eingangspforte Ugandas; dorthin eilte auch Kapitän Scott mit einer Maximkanone zu Wasser. Allein das war ihr Verderben. Hinter ihrem Rücken reichten die sudanesischen Truppen im Fort den anrückenden Rebellen die Hand, nahmen die englischen Offiziere gefangen und ermordeten sie, und öffneten den Empörern die Thore des Forts.

Das war der kritische Augenblick. Alle Garnisonen in Uganda bis nach Coro und Budu hin waren nur mit Sudanesen bemannt; die Rebellen riefen alle ihre Glaubensgenossen, Sudanesen und mohammedanische Baganda, zu einem vernichtenden Schlage gegen die Engländer auf. Und die Engländer hatten gar keine Truppen mehr, um sich der Empörung zu erwehren. Allein die übrigen sudanesischen Besatzungen trauten dem Siege ihrer Genossen noch nicht recht und zauderten; Mbogo, der einzige, der den Aufstand in seiner Hand hätte konzentrieren können, war in Mengo so gut wie ein Gefangener der Engländer. Major Macdonald und der Commissioner Jackson rafften alle zur Verfügung stehenden Truppen, meist Suaheli, in Kavirondo und Usoga zusammen, um die Aufrührer in Luba festzuhalten und einzuschliessen. Es standen ihnen nur 10 Europäer, 18 Sikhs, ein paar entwaffnete Sudanesen und 340 Suaheli zur Verfügung; damit begannen sie die Belagerung von Luba.

In dieser Not waren wieder die protestantischen Baganda die Rettung der Engländer. Sie zogen 3—4000 Mann stark von Mengo her zur Hilfe der Engländer herbei. Weil alles darauf ankam, diese eingeborenen Hilfstruppen in vollem Vertrauen und gutem Mute zu erhalten und die englischen Offiziere ihrer Sprache alle unkundig waren, entschlossen sich einige Missionare, besonders der sprachbegabte Georg Pilkington und der Missionsarzt Dr. Cook, die protestantischen Baganda zu begleiten. Die Belagerung des Forts Luba währte drei Monate, und es kam während derselben wiederholt zu heftigen Scharmützeln. Bei einem derselben wurde der Missionar Pilkington erschossen (am 11. Dezember 1897), ein unersetzlicher Verlust für die Uganda-Mission, denn seit H. Mackay hatte niemand das Luganda mit gleicher Meisterschaft gehandhabt wie er; er hatte fast die ganze Bibel in Luganda übersetzt und durch den Druck geführt und auch sonst den soliden Grund zu einer Literatur in dieser Sprache gelegt. Die Trauer über seinen Tod war bei den Baganda ebenso gross als bei den Missionsgeschwistern.

Schliesslich in der Nacht des 9. Januar flohen die Aufständischen nach Norden und überschritten den Nil; in der Nähe von Mruli holte sie eine verfolgende englische Truppe ein und schlug sie aufs Haupt. Die zerstreuten Reste nahmen ihre Zuflucht in den Sümpfen des Kioga-Sees. War damit auch die akute Gefahr für die britische Herrschaft beseitigt, so dauerte es doch noch volle  $\frac{5}{4}$  Jahre, bis die Engländer wirklich wieder Herren des Landes waren und die Aufstände endgiltig als unterdrückt gelten konnten. Es war eine beständige Jagd auf die bald hier,



bald dort sich verschanzenden Sudanesen auf der einen und auf die beiden widerspenstigen Könige Mwanga und Kabarega auf der andern Seite. Endlich im März 1899 gelang es diese letztern zu fangen; sie wurden nach den Seychellen in die Verbannung geschickt und haben dort Zeit, über die vielen Schandthaten ihres Lebens nachzudenken.

Im März 1900 gab der Commissioner H. H. Johnston dem viel beunruhigten Lande eine neue Verfassung; dem unmündigen König Daudi und seinen 3 Reichsverwesern wird ein Lukiko oder Reichstag zur Seite gestellt; das ganze Land ist in 20 Grafschaften (sadza) geteilt, an der Spitze jeder derselben steht ein Gaugraf (abamasadza); diese Gaugrafen oder ihre von ihnen selbst zu ernennenden Stellvertreter und je 3 vom Könige aus jeder Grafschaft zu ernennende Deputierte bilden das Lukiko, in dem alle Angelegenheiten des Landes beraten werden. Alle Beschlüsse derselben bedürfen der Genehmigung des englischen Residenten, ehe sie der König ratifizieren darf. Für jede Hütte sind 3 Rup. Steuer im Jahre zu bezahlen. Für einen lebendig eingebrachten, jungen Elefanten wird die Steuer von 1000 Hütten, für ein Nilpferd von 100 Hütten, für ein Zebra von 30 Hütten erlassen u. s. w.

„Ähnliche Ordnungen bestehen jetzt in Toro, Ankole, Busoga und in Ceilen der Nil- und der Ost-Provinz. Überall wird der König oder Häuptling ermutigt, sein Volk selbst, aber nach humanen Grundsätzen zu regieren, nur mit dem Mass von Einmischung seitens des nächsten europäischen Beamten, als notwendig ist, um die Eingeborenen vor Ungerechtigkeit und Grausamkeit zu schützen.“ H. Johnstons Report African Papers 7 (1901), Int. 1901, 843.

Begreiflicher Weise verursachte die erste Einsammlung dieser Hüttentaxe — wie in andern Gebieten Afrikas — keine geringen Schwierigkeiten. Die Regierungssitze in Mengo und Port Alice glichen bald kleinen Menagerien. Die Kaurimuscheln — das Hauptzahlmittel — flossen in solchen Mengen ein, dass man nicht mehr weiss, was damit anfangen; wiegen doch 20 000 Stück schon 70 Pfund und sind kaum 30 Mark wert. Und im Februar 1901 waren bereits 800 000 Mark hauptsächlich in solchen Muscheln bezahlt. Ein ironischer Bericht aus Mengo bemerkt, man solle doch künftig die Jahresgehälter des Königs und des Katikirs in Kaurimuscheln auszahlen; der erste gebrauchte 900, der andere 240 Träger, um sein Gehalt fortzuschleppen. Die grösste Schwierigkeit ist, was mit denen angefangen werden soll, die nichts haben zu bezahlen. Es bleibt kaum etwas anderes übrig, als sie mit öffentlichen Arbeiten zu beschäftigen. Jetzt macht die Regierung Anstrengungen, die Kaurimuscheln als Zahlmittel zu verdrängen und Bar-Geld einzuführen. Sie zahlt in bar und nimmt nur ebensolche Zahlungen an.

Im Zusammenhang mit dieser Neuordnung der Verhältnisse wurde auch der Grundbesitz neu geordnet. Für Missionszwecke wurden dabei 92 englische Quadratmeilen (nicht ganz 2 deutsche) ausgeworfen; davon fallen auf die Kirchenmissions-Gesellschaft etwa zwei Drittel oder ca. 1000 Plätze für Kirchen, Schulen, Missionshäuser und Gärten. Dieser bedeutende, der Mission zufallende Grundbesitz — eine in seiner Art grossartige und bisher wohl einzig dastehende Dotation der werdenden Baganda-Kirche — ist natürlich über ganz Uganda zerstreut, und es erforderte nicht geringe Mühe und grosse Umsicht, um überall eine

festen Position und eine solide Grundlage für die spätere Arbeit zu gewinnen. Wenn seitens der Missionsleitung diese Dotation mit Weisheit und Nachdruck ausgenutzt wird, kann damit die finanzielle Fundierung der Baganda-Kirche für alle Zeiten gesichert sein; Gott gebe es!

Ob nun endlich — nach so vielen Jahren der Unruhe, eine Zeit ungetrübten Friedens und ruhiger Entwicklung für Uganda anbrechen wird, wagt man kaum zu hoffen. Hier gilt leider nur zu sehr das afrikanische Sprichwort: Immer gerade das Unerwartete ereignet sich!

Für die Entwicklung Ugandas ist von der grössten Bedeutung der Bau der grossen Uganda-Bahn, der inzwischen vollendet ist. Am 22. Dezember 1901 hat der Schienenweg den Viktoria-Njansa an der Florence-Bay erreicht. Im Dezember 1896 wurden die Bahnarbeiten begonnen. Das Parlament hatte ausser der halben Million für die Ausarbeitung der Bahnstrasse zunächst 60 Millionen für den Bau bewilligt, fügte aber im Mai 1900 noch weitere 48 600 000 Mk. hinzu, um den Bau zu Ende bringen zu können. Anfangs arbeiteten gleichzeitig immer 4000 Kulis, bis 1900 hat man die Zahl auf 20 000 vermehrt. Die Malaria richtete unter ihnen so grosse Verheerungen an, dass zeitweilig bis zu 70 Prozent arbeitsunfähig waren; aber der Bau schritt unaufhaltsam weiter. Anfang 1901 waren 800 Kilometer (452 englische Meilen) fertig; im Juni 1902 hoffte man die ganze Strecke in Betrieb setzen zu können. Das bedenklichste Hindernis boten die Wanandi östlich von Kavirondo, welche nicht erlauben wollten, dass die Bahn durch das Njando-Thal geführt werde. In den Jahren 1897 und 1900 wurden deshalb wiederholt Expeditionen gegen sie unternommen, im Oktober 1900 sollen sie sich definitiv unterworfen haben. Hoffentlich halten sie Frieden; denn es wäre immerhin recht unbequem, wenn sie mit dem Bahndamm ebenso verfahren, wie mit dem durch ihr Land geführten Telegraphen, den sie gerade immer im entscheidenden Augenblick durchschnitten. Schon in den Jahren vorher machte sich die Verkehrserleichterung mehr und mehr bemerklich. Im Frühling 1900 brach z. B. eine Gesellschaft von Missionaren im Januar von London auf; sie fuhren vom 23.—28. Februar von Mombasa mit der Bahn landeinwärts. Am 28. Februar bestiegen sie am damaligen Endpunkt der Bahn Fort Smith in Kikuyu ihre Räder und erreichten schon am 31. März Mengo; sie hatten also von der Küste bis zur Hauptstadt nur 5 Wochen gebraucht!<sup>1)</sup> Auf dem Victoria-See ist neben dem kleinen, früher schon auf den See gebrachten Schraubendampfer seit dem 15. November 1900 der grosse Dampfer William Mackinnon in Dienst; es dauerte 4 Jahre, bis alle die schweren Teile desselben von der Küste an das Ufer des Sees geschafft werden konnten, dafür ist der Dampfer nun auch für den Transport von 200 Mann geeignet. (Vergl. Deutsche Kol.-Ztg. 1901, 453 f.)<sup>2)</sup>

1) Noch schneller reiste der Archidiakon Walker, der im Sommer 1901 nach Uganda zurückkehrte. Er war nur 16 Tage von der Küste bis Uganda unterwegs und hatte vom Endpunkt der Bahn nur noch 16 Meilen zu Fuss zurückzulegen. Int. 1901, 935. Jetzt können die Missionare also den ganzen Weg von der Küste zum Victoria-See mit der Bahn reisen.

2) Ein interessanter Beleg, wie Afrika aufgeschlossen wird und sich damit der Horizont der Mission dehnt, sind zwei Reisen von Uganda heimkehrender

Ein bedrohliches Zeichen ist, dass anscheinend seit Anfang 1901 die vom Kongo her bekannte, furchtbare Schlafkrankheit sich in Uganda und seinen Nachbargebieten ausbreitet. In Usoga, auf der demselben vorgelagerten Insel Uvuma und in andern Bezirken greift dieselbe wie eine Epidemie um sich, und sie verläuft in jedem Falle tödlich. Die ärztliche Wissenschaft steht der unheimlichen Seuche bisher machtlos gegenüber; man weiss nur, dass sie durch einen kleinen Wurm, die *Filaria perstans*, verursacht wird. Obendrein sind in Uganda wieder sehr heftig die Pocken ausgebrochen, der Missionsarzt Dr. How. Cook hat bereits Tausende geimpft, um sie vor dem Tode zu schützen.

## II.

Indem wir uns nach diesen einleitenden Bemerkungen der Mission in Uganda zuwenden, beginnen wir mit zwei bemerkenswerten Zeugnissen des Commissioners von Uganda H. H. Johnston. Er sagt: „Unter den nackten nilotischen Negeren in der östlichen Hälfte des Uganda-Protektorats scheint eine missionarische Propaganda zur Zeit ganz unmöglich. Diese Völker haben durchaus kein Interesse für Religion oder irgend etwas nicht rein Materielles. Andererseits sind die Bantusprechenden Eingeborenen sehr geneigt zu religiösem Nachdenken; und die schnelle Verbreitung des Christentums über das Königreich Uganda und den Distrikt Toro ist einer der grössten Triumphe des Christentums. Man muss nicht denken, dass die Baganda und Batoro nach ihrer Bekehrung zum Christentum nichts mehr vom alten Adam an sich hätten; aber ohne Zweifel ist ihr Verstand in sehr bemerkenswertem Umfang erleuchtet, ihr Anschauungskreis ist erweitert; ihre schädlichen alten abergläubischen Gebräuche sind durch ihre Annahme des neuen Glaubens weggefeegt.

Missionare. Missionar Lloyd schlug im März 1899 von seinem Arbeitsfelde in Toro den Weg direkt nach Westen durch den grossen Kongo-Urwald ein und gelangte am Aruwimi abwärts zum Kongo. Im Januar 1901 schlug der Geschäftsführer der E. M. S., Mr. Bailey, den ehemals, 1879, von Wilson und Felkin mit Gordons Hilfe benutzte Nilweg ein und legte in nur 57 Tagen das einzig bedenkliche Stück dieser Reise von der Nordgrenze Ugandas bis Khartum zurück. — Die „Mengo-Notes“, das in Mengo auf der Missionspresse gedruckte Blatt der E. M. S., jetzt „Uganda-Notes“ betitelt — gab folgende interessante Schilderung von dem Anbruch der neuen Zeit in Uganda: „Wagenwege werden zum Nil bei den Ripon-Fällen und zum Albertsee gebaut. Der letztere soll später durch eine Schmalspurbahn ersetzt werden. Zwei Dampfer, grösser als der „William Mackinnon“ werden nach dem Victoria-Njansa gebracht; ein kleinerer Dampfer ist für den Albertsee in Bau. Ziegelhäuser kommen für die britischen Beamten und die Häuptlinge immer mehr in Mode. Auch neue Pflanzen werden eingeführt und die Kautschuk-Industrie gepflegt. — Viele Baganda sitzen zu Tische und essen mit Messer und Gabel von Tellern; einer isst sogar mit seiner Frau. Noch vor kurzem war es unerhört, dass eines Häuptlings Weib mit ihrem Gemahl in demselben Hause ass. Ein anderer angesehener Mann, ein Pastor, geht auf der Strasse mit seiner Frau spazieren und bietet ihr sogar den Arm; so viel Mut haben aber erst wenige. Alle Häuptlinge sind einig, die Trunksucht einzudämmen und dabei steht ihnen zum Glück die englische Regierung bei.“ Int. 1901, 936.

Der Unterschied zwischen dem Uganda von 1900 und den blutbefleckten, barbarischen Tagen Mtesas und seines Sohnes Mwanga ist in der That ausserordentlich; und den grösseren Anteil an dieser Bewegung haben ohne Zweifel die anglikanischen und katholischen Missionare.“ (M. S. Report 1902, 127). Und weiter in einem kürzlich veröffentlichten Blaubuch:

„Wenn sich in anderen Gegenden Afrikas bei der Bekehrung der Schwarzen Heuchelei, Betrug oder abergläubische und äusserliche Bekehrung zum Christentum gezeigt haben sollten, so ist es doch meine aufrichtige Überzeugung, dass die grosse Missionsarbeit in Uganda die besten Erfolge aufzuweisen hat. Man kann nicht sagen, dass hier die Eingeborenen durch die Einführung des Christentums „verdorben“ sind, sie sind dadurch im Gegenteil in bedeutendem Masse gebessert worden, und haben durch Annahme der neuen Religion weder ihre Männlichkeit noch ihre Offenherzigkeit eingebüsst.“

„Unter den Negern Afrikas stehen die Ugandaleute einzig da. Sie sind in Afrika das, was die Japaner in Asien sind, sie sind die vorgeschrittensten, angenehmensten, gütigsten, höflichsten und taktvollsten Schwarzen. Es ist überraschend zu sehen wie viele Männer, Knaben und selbst Frauen in den Missionsschulen haben lesen und schreiben gelernt. Verschiedene unter den Häuptlingen gebrauchen Schreibmaschinen, so dass fast der ganze amtliche Briefwechsel zwischen mir und den Häuptlingen in ihrer Sprache oder in der Suahelisprache mittelst Schreibmaschinen durch die Häuptlinge oder ihre eingebornen Schreiber erledigt wird.“ (Miss.-Freund 1902, 88, nach Uganda Report, Afrika Nr. 7, 1901, cf. Int. 1901, 841 ff.)

In der Verwaltung der Uganda-Mission ist insofern eine Änderung eingetreten, als im Jahre 1897 das bisherige Bistum „Ost-Äquatorial-Afrika“ in zwei Bistümer zerlegt und Uganda damit zu einem selbständigen Bischofssitz erhoben ist. Bischof Tucker hat sich dieses entlegenere und schwierigere Gebiet vorbehalten, während für die E. M. S.-Missionsdistrikte an der Küste der indische Missionar Peel zum Bischof ernannt ist. Bedeutet schon diese Teilung eine Vermehrung der Arbeitskraft für Uganda, so ist in dieser Hinsicht noch wichtiger die starke Vergrösserung des Missionspersonals. Dasselbe ist auf 60 angewachsen; da alle Missionsgeschwister jedes sechste Jahr zum Urlaub in der Heimat frei haben, und viele ausserdem krankheitshalber vorübergehend nach England geschickt werden, ist allerdings immer etwa ein Fünftel von ihnen daheim. Aber immerhin ist das Anwachsen der Zahl um mehr als das Doppelte innerhalb eines Jahrzehnts erfreulich. Sehen wir uns das Personal im einzelnen an, so fallen uns darin neue Züge auf. Wir erwähnten in der letzten Rundschau (1896, 556) bereits, dass nunmehr auch ein Versuch mit Missionsschwestern gemacht sei. Das Experiment war um so notwendiger, als bis dahin alle Missionare unverheiratet waren, also gar kein weiblicher Einfluss auf den weiblichen Teil der schnell wachsenden Christengemeinde wirksam gemacht werden konnte. Man gewinnt bei sorgfältigem Durchlesen der Berichte entschieden den Eindruck, dass die Missionsschwestern sich schnell einen Wirkungskreis geschaffen haben; die einen legen den Hauptnachdruck auf die Besuche in den Häusern der Baganda und die Beeinflussung der weiblichen Hausgenossen; andere pflegen mit Vorliebe die Schule, andere helfen nach dem Masse ihrer Kenntnisse den Armen und Kranken, andere sammeln die Frauen der Lehrer und andere



begabte Frauen um sich, um sie zu befähigen, selbst ihren braunen Landsmänninnen den üblichen elementaren Bibelunterricht zu erteilen u. s. w. Ein zweiter Fortschritt ist, dass nun auch einzelnen Missionaren gestattet wird sich zu verheiraten; es haben bisher — ausser dem verheirateten Bischof — 11 Missionare von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht, und dass vier von ihnen sich mit Missionsschwestern verheiratet haben, hat die Missionsleitung nicht ungern gesehen. Die Schwesternarbeit schwebt nach evangelischer Missionserfahrung in der Luft, wenn sie nicht an der Familie des Missionars einen Rückhalt hat; und wie die Verhältnisse jetzt schon in Uganda liegen, ist kein triftiger Grund vorhanden, der eingeborenen Christenheit den Anschauungsunterricht christlichen Familienlebens in den Missionshäusern vorzuenthalten. Die so notwendige Bewegungsfreiheit wird der Mission noch reichlich dadurch gewahrt, dass 28 von den Missionaren unverheiratet sind.

Ein weiterer Fortschritt ist, dass nun auch zwei Missionsärzte — zwei Brüder — zum Missionspersonale gehören. Es ist bei einer so grossen Missionsfamilie in einem tropischen Klima unabweisliche Pflicht der Missionsleitung, durch Fürsorge für geeignete Pflege in den leider immer wiederkehrenden Krankheitszeiten, das teure Leben der Missionsgeschwister zu erhalten. Es ist in Mengo ein geräumiges Hospital gebaut worden. Auch die Eingeborenen nehmen in Scharen ihre Zuflucht zu der Kunst der europäischen Ärzte, und zwar ebenso wohl in Mengo, als wenn einer der Ärzte seine regelmässigen Rundreisen durch Uganda und die Tributärstaaten unternimmt. In den 4 Jahren 1897—1901 sind im Hospital in Mengo 113 419 Baganda poliklinisch und 1525 in längerer Krankenpflege behandelt worden. Auch mit industriellen Arbeiten, die zu Mackays Zeiten ein so ausgeprägter Charakterzug der Uganda-Mission waren, ist wieder ein Anfang gemacht. Es ist in Mengo eine gut eingerichtete Industrieschule eröffnet worden. Sie enthält eine kleine Druckerei, um den Missionaren die kleinen Bücher und Schriften in den verschiedenen Landessprachen für den täglichen Gebrauch zu beschaffen; die grösseren Drucke werden in England ausgeführt; ausserdem ist eine Zimmerei mit einem halben Dutzend Lehrlingen vorhanden.<sup>1)</sup>

Diese letztere Einrichtung hängt mit einer allmählichen Umgestaltung des Bauwesens in Uganda zusammen. Bisher baute die Mission ebenso wie die Baganda ihre Missionshäuser und Kirchen nach Landesweise aus Holz und Gras; das hatte seine grossen Vorzüge; solche Häuser waren billig, schnell zu erbauen, und die Baganda stellten sie fast ohne europäische Hilfe her. Dass sich mit so mangelhaften Materialien auch grosse Bauten ausführen liessen, bewiesen die vielen grossen Kirchen mit Raum für Tausende von Hörern, vor allem die grosse „Kathedrale“ von Mengo. Allein diese leichten Bauten haben doch auch ihre grossen Nachteile: einmal sind sie über die Massen feuergefährlich, Feuersbrünste gehören zu den regelmässig wiederkehrenden Nöten der Uganda-Missionare; vor allem aber bedürfen sie Jahr aus Jahr ein beständiger Reparaturen, und im Durchschnitt alle vier Jahre müssen sie durch Neubauten ersetzt werden. Das ist — zumal für die Wohnhäuser der Missionare — eine auf die Dauer unerträgliche Unbequemlichkeit. Man fängt deshalb an, diese vergänglichen Bauten durch

1) Die Schule soll neuerdings an das Ufer des Viktoria-Sees, 2 Meilen von Mengo verlegt werden. Der neue Platz ist Mutungo am Murchison-Golf.

ein wenig besseres Material, durch Luftziegel zu ersetzen. Ich bin überzeugt, eine deutsche Mission hätte in ähnlicher Lage längst solide Häuser aus Backsteinen aufgeführt, aber die Engländer sind in solchen Sachen, wie auch das Beispiel der Universitäten-Mission zeigt, merkwürdig langsam und entschädigen sich für die Unzuträglichkeiten ungenügender Häuser lieber mit häufigem Urlaub in der Heimat. Nun ist es ein Fortschritt, dass wenigstens ein englischer Zimmermann hinaus-gesandt ist, um solidere Häuser zu bauen; unsere viel kleinere Berliner (I) Mission am Njassa hat schon seit Jahren ihrer vier draussen, und wir finden, dass sie die Arbeit kaum bewältigen können. Das erste grosse Steinhaus in Mengo soll die neue „Kathedrale“ werden, an der fleissig gearbeitet wird.

Dem europäischen Personal steht ein Stab von nicht weniger als 2408 eingeborenen Gehilfen zur Seite; diese Fülle eingeborener Hilfskräfte ist von jeher ein rühmliches Kennzeichen der Uganda-Mission gewesen. Wir haben früher, (1896, 549 ff.) auf die Ursachen dieser erfreulichen Erscheinung hingewiesen. „In einem saubern, weissen Kleide mit Spazierstöckchen und Hut und einem Buche, dem Zeichen der Würde, herumzuwandeln und alle körperliche Arbeit gründlich zu verachten, das passt so einem braunen Afrikaner,“ schreibt ein erfahrener schottischer Missionar von Njassa (Un. Free Ch. Miss.-Rep. 1900, 102). Die Schilderung passt zum Teil auch auf die Verhältnisse in Uganda.<sup>1)</sup> Die Baganda leben fast ausschliesslich von Bananen, und diese erfordern ungemein wenig Arbeit. Mit Büchern zu thun zu haben, ist der Stolz der geistig regsamen Leute; es ist ihre Freude, andern mitzuteilen, was sie selbst eben gelernt haben. Und sie lassen sich gern und willig bis in die entlegensten Gebiete von Usoga und Coro, von Koki und Uniro verschicken, um andern das wenige mitzuteilen, was sie selbst wissen. Das Gehalt, was sie bekommen, ist lächerlich gering; die einheimischen Lehrer auf den Sesse-Inseln erhalten 3½ Rup. (5½ Mk.) im Jahr! Die Missionare haben unendlich viel zu thun, dieses zahlreiche und meist willige Personal zu beaufsichtigen, in stets wiederkehrenden Kursen um sich zu sammeln und zu fördern, — aber es kann kein Zweifel sein, in diesem einheimischen Arbeiterstabe beruht das Geheimnis des Erfolges der Uganda-Mission. Bischof Tucker legte in einer bemerkenswerten Ansprache auf dem anglikanischen Kirchenkongress 1901 den Finger darauf: „Jedermann erkennt an, dass, wenn Afrika für Christum gewonnen werden soll, es nur durch die Afrikaner geschehen kann. Nun ist es leicht, über die Evangelisation Afrikas durch die Afrikaner zu theoretisieren; aber es ist nicht leicht, einem europäischen Missionar mit seiner überschäumenden Energie und Lebenskraft zu sagen, er solle stille sitzen und die Eingeborenen dazu erziehen, dass sie das Werk thun, wovon er doch im Innersten seines Herzens überzeugt ist, dass er es selbst besser thun kann; und doch, es muss so

1) „Ein anständiger Muganda geht nicht gern ohne ein Buch unter dem Arm aus; das giebt ihm ein gewisses Hir. Es ist manchmal geradezu lächerlich, wie weit sie es damit treiben. Ein Mann wurde auf der Strasse gefragt, was für Bücher er in seinem Packet unter dem Arm habe; er zögerte verlegen, als aber in ihn gedrängt wurde, packte er sein Bündel aus: vielmals mit Zeug umwickelt kam schliesslich zum Vorschein — ein einfaches Mateka, eine Fibel für 5 Pfg.“ Rep. 99, 106.

sein, wenn Afrika wirklich evangelisiert werden soll.“<sup>1)</sup> Wir gehen hier nicht auf die zugrunde liegende These ein; es liegen ja in West- und Südafrika schon reichlich Erfahrungen darüber vor, und sie sprechen ganz überwiegend gegen die Richtigkeit derselben. Aber es ist bemerkenswert, dass die zwei blühendsten und erfolgreichsten Missionen in Zentral-Afrika, die Uganda-Mission und die Njassa-Mission der schottischen Freikirche durchaus auf diesem Prinzip aufgebaut sind. Jede Mission in Ost- und Zentralafrika sollte unter diesem Gesichtspunkt die Uganda-Mission gründlich studieren!

Bischof Tucker fährt in der erwähnten Ansprache fort, die Konsequenzen dieser Arbeit durch einen grossen einheimischen Arbeiterstab darzulegen. „Alle die 2000 eingeborenen Evangelisten werden von der Bagandakirche unterhalten. Dasselbe gilt von den 27 braunen Pastoren. Und das ist noch nicht alles. Die Kirchen und Schulen des Landes — etwa 700 an Zahl — werden von den Eingeborenen gebaut, repariert und unterhalten. Mit einem Worte, das ganze Werk der eingeborenen Kirche — pädagogisch, pastoral und missionarisch — wird aus einheimischen Quellen unterhalten. Nicht ein Groschen englisches Geld wird darauf verwendet. Was ist das Geheimnis dieses erfreulichen Erfolges? Zwei Punkte sind von Anfang an konsequent im Auge behalten, 1. den Christen einzuprägen, dass es nicht nur ihre Pflicht, sondern ihr Vorrecht ist, für den Unterhalt ihrer eigenen Kirche zu geben; und 2. — das ist das Entscheidende — dass europäisches Geld unter keinen Umständen für den Dienst der Missionskirche verwandt werden darf. Es ist so leicht, wohlhabende und grossmütige Freunde daheim zu bitten, für den Unterhalt eines Evangelisten oder einer Bibelfrau 200 oder 300 Mk. zu zeichnen; und es ist so schwer, langsam Schritt für Schritt die Pflicht des Gebens einzuprägen. Aber hier ist es doch für den Missionar schliesslich wieder Pflicht, sich selbst zu verleugnen und der Versuchung zu widerstehen, sich auf die Freunde daheim zu stützen.“ (a. a. O. 839.) Die Opferfreudigkeit der Baganda, besonders der Gemeinde von Mengo ist allerdings gross. Bei einer Missionsbetstunde in der Kathedrale von Mengo wurden 36 Rup., 25383 Kaurimuscheln, 1 Kuh und einiges Zeug geopfert. Die halbjährigen Kosten für das Missionswerk der Bagandakirche wurden im Jahr 1900 auf 1840 000 Kaurimuscheln oder 3345 Rup. berechnet — und bezahlt! Als der Plan erwogen wurde, in Mengo an Stelle der alten, baufälligen Gras- und Holzkirche eine solide Kirche mit Lehmwänden zu bauen und die Kosten auf 10000 Rup. abgeschätzt wurden, repartierten die Häuptlinge nach reiflicher Überlegung einfach 7000 Rup. unter sich, indem sie mit Bestimmtheit darauf rechneten, dass die fehlenden 3000 Rup. durch Kirchenkollekten eingehen würden. (Intell. 901, 711.)

Allerdings ist entsprechend diesen grossen Lasten den Baganda-Christen auch ein grosser Anteil an der kirchlichen Verwaltung eingeräumt. Der Gemeinde-Kirchenrat sendet die Lehrer aus, besoldet sie und nimmt ihre Berichte entgegen; er untersucht alle Kirchenzuchtsfälle und giebt über alle Taufbewerber sein entscheidendes Urteil ab. Man muss dabei bedenken, dass seit den Revolutionsstürmen der Jahre 1889—92 das Christentum öffentliche Angelegenheit ist, und dass die Häuptlinge die Führer der christlichen Bewegung, manche sogar ordinierte

1) Int. 1901, 838 ff.

Geistliche sind. Alles was von Regierungstalent und Gemeinsinn in den führenden Geistern dieser werdenden Nation steckt, sucht die Mission in ihren Dienst zu ziehen und für die Ausbreitung des Reiches Gottes nutzbar zu machen.

Wir wollen nicht verhehlen, dass uns gerade in dem entscheidenden Punkte, dem eingeborenen Hilfspersonale, doch auch die Achillesferse der Uganda-Mission zu liegen scheint. Vergleicht man die Uganda-Mission mit der Basler Kamerun-Mission, die auch in der Zeit ihres Vordringens viele mangelhaft vorgebildete Helfer einstellen musste, so fällt der Unterschied in die Augen. Diese letztere Mission hat alsbald mit Hochdruck darauf hingearbeitet, sich einen solid und tüchtig durchgebildeten Arbeiterstand zu schaffen, und hat zu diesem Zwecke ein ausgedehntes Schulwesen mit Elementar- und Mittelschule, Lehrer- und Predigerseminar gegründet. Hier fehlt in der Uganda-Mission bedenklich.

Allerdings ist nun endlich ein kleiner Anfang mit Schulen gemacht, die noch vor einem halben Jahrzehnt gänzlich fehlten; aber was sind 70 Schulen elementarster Art unter einer Christengemeinde von 34 000 Seelen? Und die besten Schulen werden von den Missionsschwestern gehalten; unter den Missionaren ist nur ein Schulmann! Dieser hat in Mengo eine Art Lehrerseminar eingerichtet, allein das ist offenbar noch in den ersten Anfängen (Rep. 1901, 132). Der Archidiakon Walker hat auch eine Art Predigerseminar eingerichtet; allein einmal hat die Leitung desselben viel zu sehr gewechselt — jetzt scheint es zeitweilig ganz wieder eingegangen zu sein — und dann waren seine Leistungen bisher minimal. Bischof Tucker hat die Bedeutung der Schule für die Mission erkannt, und an die Baganda-Eltern und Häuptlinge einen dringenden Brief erlassen; hoffentlich schafft er an diesem wunden Punkte energisch Wandel. (Int. 1901, 293 f.)

Am Schlusse der letzten Rundschau über Uganda (1896, 555) teilten wir die erste, damals eben eingetroffene Statistik der Uganda-Mission mit. Damals zählte die Mission 7197 Getaufte und 1339 Kommunikanten. Diese Zahlen sind rapide gewachsen. Der Jahresbericht 1898 zählt (zwei Jahre später) 14457 Getaufte und 3343 Kommunikanten, ein Jahr später (1899) sind es 17348 Getaufte und 4165 Kommunikanten. Der letzte Jahresbericht (Int., Mai 1902) zählt 34239 Getaufte und 9865 Kommunikanten. Wir fügen zur Orientierung noch einige weitere Zahlen bei: eingeborene Lehrer sind es 2408; während des letzten Jahres wurden getauft 5536; Schulkinder zählte man Knaben und Mädchen zusammen 12363, dazu in 2 Seminaren in Mengo und in Coro 121 Seminaristen. Die Beiträge der Baganda zu den kirchlichen Lasten betrugen — ausser den Realleistungen — 5406 Rup.<sup>1)</sup>

Wir müssten nun eigentlich eine Wanderung durch das ganze Arbeitsfeld in den 20 Gauen Ugandas antreten, um uns von dem Stande der Missionsarbeit in den einzelnen Distrikten zu überzeugen. Allein einmal fürchte ich, dass die meisten Leser dieser Zeitschrift nicht genügend genaue Karten von Uganda

1) Die katholische Mission zählt in dem Vikariat Nord-Nyansa, das sich ungefähr mit dem Gebiete der C. M. S.-Mission deckt, 13 Stationen, 732 Katechisten, 61243 Getaufte, 137591 Katechumenen, 35 Schulen mit 2737 Schülern. Im letzten Jahre wurden getauft 8721 Erwachsene, 3121 Kinder und 2666 „Heidenkinder in Codesgefahr.“ (Kath. Miss. 1902, 142.)



zur Hand haben werden, um die Namen der Provinzen und ihrer Hauptstädte aufzufinden; sodann lag es mit an der gebrechlichen Bauart der Missionshäuser, die doch alle nur temporärer Art waren und nach wenigen Jahren verfielen, dass die Europäerstationen ziemlich häufig wechselten. Noch nicht einmal in der Hauptstadt Mengo sind die Nothäuser alle durch dauerhafte Bauten ersetzt; noch viel weniger natürlich in den Provinzen. Es ist deshalb selbst für einen Eingeweihten, der die Berichte fortlaufend verfolgt, schwierig, sich von dem Stande der Arbeit im einzelnen ein genaues Bild zu machen. Wir begnügen uns deshalb mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Das Hauptmerkmal des letzten Jahrzehnts ist die Dezentralisation. Noch vor einem halben Jahrzehnt war Mengo durchaus und in allen Beziehungen Haupt und Herz der Uganda-Mission; seither sind die Provinzialhauptstädte mehr oder minder selbständig geworden, und in jeder Provinz ist das Missionswerk unabhängig organisiert. Noch vor einem halben Jahrzehnt schied sich Uganda deutlich in einen protestantischen, katholischen und mohammedanischen Teil, die räumlich ziemlich scharf abgegrenzt waren. Diese Scheidelinien haben sich fast völlig verwischt. Die Protestanten haben es aus *Courtoisie* bis heute vermieden, in Budu, dem Hauptsitze der katholischen Mission, eine Europäerstation zu gründen, aber Gemeinden haben sie längst auch über diese ganze Provinz hin; und die Katholiken können den wachsenden Einfluss der evangelischen Baganda-Lehrer und -Prediger nicht eindämmen, trotzdem sie ausgesprengt haben, dass „eigentlich nur ein Europäer lehren könne.“<sup>1)</sup>

Von den ehemaligen Tributär- und Vasallenstaaten Ugandas hat die Mission am ersten Fuss gefasst in Usoga, seit 1894 ist dort regelmässige Missionsarbeit im Gange. Die Verhältnisse sind derselben nicht günstig. In Usoga ist seit langer Zeit der mohammedanische Einfluss stark; absichtlich setzten sich im südlichen Usoga die mohammedanischen Sudanesen fest, als sie rebellierten; noch im letzten Jahre traten etwa 30 Häuptlinge zum Islam über, weil man ihnen eingeredet hatte, es solle in Usoga ein mohammedanisches Königreich aufgerichtet werden. Usoga ist fast die einzige Landschaft, wo bis in die neueste Zeit die Christen wirklichen Verfolgungen ausgesetzt sind; die einen sind ihrer Gärten beraubt, die andern bis aufs Blut geschlagen. Zudem ist Usoga in den letzten Jahren von einer schweren Hungersnot heimgesucht, in der nach Angaben eines der dort stationierten Missionare an 20000 Menschen aus Mangel an Nahrung

---

1) Von Westen (dem Nil) nach Osten zu gehend, finden wir folgende Hauptstationen, die mit Europäern besetzt sind: In den Provinzen Kjagwe und Bukoba: im Süden Nyogwe, zugleich Schwesternstation, im Norden Nakononji. In den alten Hauptprovinzen Kjadondo und Busiro: Mengo. In der grossen Nordprovinz Bulemesi: Ndedsche. In der bis an die Grenzen von Unioro sich ausdehnenden Provinz Singo: Mitiana. Auf den Sesse-Inseln: Bugala (oder Semagala). Ausserdem sind zeitweilig mit Europäern besetzt: Gayaza in Kjadondo; Kisitala oder Kikubira in Bulemesi; Kinakulia in Singo und Kadjuna in Budu. Neuerdings ist noch Kikoma in dem zwischen Coro, dem Albert-See und der Provinz Singo gelegenen Bezirke Buwekula besetzt worden. Doch wechseln diese Stationen wie gesagt. Das neueste Verzeichnis s. Int. 1902, 346.

zu Grunde gegangen sind.<sup>1)</sup> Endlich ist die Missionsarbeit dadurch erschwert, dass die Basoga eine vom Luganda stark abweichende Sprache reden, welche auch von den Baganda-Lehrern neu gelernt werden muss, und dass infolge der Erbfeindschaft zwischen Usoga und Uganda ohnehin die von dorthier kommenden Lehrer schweren Eingang haben. Bei all diesen ungünstigen Umständen ist es ein erfreulicher Fortschritt, dass in Nord- und Süd-Usoga je eine Station fest begründet ist — Iganga und Bukaleka. Auch ist ein Anfang mit Ausbildung eingeborener Lehrer und mit Schaffung einer elementaren Litteratur in Usoga gemacht.

Erfreulicher hat sich die Mission in der Landschaft Coro, dem hochgelegenen Berglande am Fusse der Mondgebirge, entwickelt. Dort stellte sich der König David Kasagama an die Spitze der christenfreundlichen Bewegung; unter seinem Einfluss schlossen sich die vornehmsten Glieder seines Hofstaates und seine ersten Minister der evangelischen Mission an. Da dauerte es dann nicht lange, dass durch das von Natur aufgeweckte und freundliche Volk eine kräftige Bewegung zum Christentum hindurchging. Die Zahl der Christen wächst schnell; am Schlusse des Jahres 1897 waren es 141, ein Jahr später 282; die letzte Statistik zählt bereits 1346. Die Mission hat Fleiss darauf verwendet, auch hier den jungen Christen einen lebendigen Missionseifer einzupflanzen; fast die Hälfte der getauften Männer sind Lehrgehilfen; 126 Batoro stehen als Lehrer in Missionsdiensten. Auch die kirchlichen Beiträge sind erfreulich; in einem Jahre (1898/99) zahlte die kleine Christengemeinde nicht nur die sämtlichen Kosten für die in ihrem Dienste stehenden Batoro-Lehrer, sondern lieferte auch noch 5—600 Mk. an den Kirchenrat in Mengo als Beitrag zu den Missionskosten ab. Die Mission in Coro ist ein besonders liebliches Blatt in der reichen Missionsgeschichte Ugandas und verdiente einmal in einem Miniaturbilde gezeichnet zu werden.<sup>2)</sup>

Fast gleichzeitig mit Coro fasste die evangelische Mission auch in Koki Fuss; der dortige Häuptling Kamswaga hielt es für eine Beleidigung, dass sein Land der französisch-katholischen Mission zugesprochen war; er wollte nur der Religion der Herren des Landes, der Engländer, Raum geben. Die Katholiken in dem benachbarten Budu rächten sich dafür, indem sie bei Gelegenheit der Wirren im Juli 1897 einen Plünderungszug nach Koki unternahmen; allein sie änderten

1) Nach neuern ärztlichen Untersuchungen sind sehr viele davon an der Schlafkrankheit gestorben.

2) Von Coro sind die ersten Missionsversuche jenseits des Albert Eduard-Sees und des Semliki im Gebiete des Kongo-Urwalds gemacht; man hat mit einigen der Pygmäen-Stämme freundschaftliche Beziehungen angeknüpft und die Erstlinge von ihnen getauft. Int. 1901, 838; 1902, 211 f. Vergl. Bischof Cucker, Coro, Visits to Ruwenzori. — Ev. Miss.-Mag. 1900, 401 ff. Von Coro aus dringt das Evangelium auch zu zahlreichen unkultivierten Stämmen jener selbst geographisch noch wenig erforschten Gegend: an den Abhängen des Ruwenzori wohnen die Bakondjo, am Westufer des Albert-Sees die Banjaboga, Babira und Balega, südlich von ihnen die zahlreichen Clans der Baamba. Die Coro-Lehrer erweisen sich als geschickte Pioniere auf diesen vorgeschobenen Posten; sie ertragen mit einem gewissen Humor die Strapazen des unbehaglichen Lebens in den Dörfern dieser „Wilden“ und entwickeln dabei einen grossen Lehnseifer.

damit Kamswagas Sinn nicht. Nun zeigte sich allerdings der Häuptling lange Jahre eher als ein Hindernis für die Mission; er war dem Trunke ergeben und wollte von seinen vielen Weibern nicht lassen; aber endlich, im Februar 1901, hat er getauft werden können. Die Landschaft ist ebenso wie Budu von den Kriegen des Jahres 1897 schwer heimgesucht, das Missionsgehöft in der Hauptstadt Rakai wurde zweimal bis auf den Grund niedergebrannt; die Missionare mussten wiederholt vor den Rebellen fliehen. Seitdem aber wieder Ruhe im Lande eingekehrt ist, scheint die Mission aufzublühen.

Von Koki aus ist die Mission im Jahre 1900 in die angrenzende Landschaft Nkole getragen. Der dortige Häuptling Kiwaia in seiner Hauptstadt Lulembo hatte sich bisher dem Eindringen der Mission hartnäckig widersetzt. Auch noch als im Dezember 1899 Bischof Tucker selbst ihm die Mission fast aufdrängte, wand er sich wie ein Hai; aber sein Katikiro Baguta war fortschrittlich gesinnt und setzte es durch, dass wenigstens zunächst eingeborene Lehrer aus Koki angenommen wurden. Nun geschah aber wieder das Unerwartete. Als Ende 1900 der Muganda Pastor Aloni (Aron) Mujinda zur Inspektion nach Lulembo reiste, brachte ihm der Katikiro alle seine Fetische und Zaubermittel und sagte, er wolle sie alle aufgeben. Der Kokilehrer liess sie in die inzwischen erbaute Kirche bringen, damit jeder zusehen könne, wie sie verbrannt wurden. Viele Heiden haben nämlich den Argwohn, die Christen heben die ihnen ausgelieferten Fetische auf, um sie selbst gelegentlich zu benutzen. Als sie in die Kirche kamen, hörte der König davon und befahl, dass die Verbrennung in seinem Gehöfte stattfinden sollte. Er und alle grossen Häuptlinge sassen dabei. Sobald das Feuer lichterloh brannte, fing nun das Volk seinerseits auch an, seine Fetische und Amulette heranzuschleppen und ins Feuer zu werfen. Der Katikiro stand auf und erklärte, er habe seine Fetische ganz freiwillig aufgegeben; es brauche niemand seinem Beispiel zu folgen. Aber sie sagten, sie wollten alle mit den Zaubermitteln nichts mehr zu thun haben; sie seien entschlossen „zu lernen.“ Da brachte auch der König Kiwaya selbst alle seine Fetische herbei. Das ist der erste Sieg des Christentums in Nkole (Rep. 1901, 157). Seitdem sind dort zwei Missionare stationiert, und der König ist im Taufunterricht.

In Unioro, nächst Uganda so lange dem Hauptsitz des Sklavenhandels und des Arabertums in jener Gegend, konnte das Evangelium erst Eingang finden, nachdem Kabarega beseitigt war. Der von den Engländern an seiner Statt eingesetzte erst zehnjährige König Kitejimbwa, hat aber alsbald die Mission ins Land gerufen, und die englische Regierung hat sogar die allerdings recht undankbare Aufgabe der Erziehung des eigensinnigen Prinzen in die Hände der Missionare gelegt. Es sind zwei Stationen im Lande errichtet, die eine in Masindi, der alten Hauptstadt im Nordosten, und die andere in der von den Engländern angelegten neuen Hauptstadt Hoima oder Kahora im Südwesten des Landes. Die Banioro sind den Batoro stammverwandt und reden auch dieselbe Sprache. Bestand nun früher zwischen den beiden Nachbarländern Todfeindschaft und fast dauernder Kriegszustand, so kommen jetzt die im Christentum vorausgeeilten Batoro den Banioro zu Hilfe und stellen die Lehrer. Seit dem Februar 1899 sind auch englische Missionare im Lande.

Diese Landschaften — Usoga, Coro, Koki, Nkole, Unioro — sind bereits in

Angriff genommen. Aber die Arbeit dehnt sich auch darüber hinaus unaufhaltsam aus. Im nördlichen Unioro stösst man auf die Tschopi, an welche jenseits des Nil die Lango grenzen; sie gehören zu demselben Stamme und reden dieselbe Sprache wie die Bakedi jenseits des Kioga-Sees.<sup>1)</sup> Da der englische Einfluss von Uganda aus mächtig in diese Gebiete vordringt und zum Teil schon Baganda-Häuptlinge und Baganda-Cruppen in ihnen stationiert sind, muss die Mission ihnen auf dem Fusse folgen. Im Osten steht die Landschaft Kavirondo schon seit Jahren offen. Im Jahre 1901 hat hier Missionar Erabtree die Station Masaba am Fusse des Mount Elgon gegründet; seit Herbst desselben Jahres sind zwei weitere Missionare in Budaka im äussersten Norden von Usoga im sogenannten Bukedi in Arbeit. Das Land hat nach allen Seiten, besonders in volklicher und sprachlicher Hinsicht einen andern Charakter als Uganda. Wiegen auch die Bantu-Dialekte noch vor, so schieben sich doch schon Stämme mit nilotischen Sprachen ein. Das politische Leben ist unentwickelt, jedes Dorf ist eine Häuptlingschaft für sich und alle Elans stehen sich argwöhnisch gegenüber. (Int. 1902, 181—192.)

Die Uganda-Mission ist wie ein Baum, bei dem es zuerst unsäglige Schwierigkeiten bereitete, bis er in dem steinharten Boden festwurzelte. Nachdem sie sich aber in Uganda selbst eine feste Position erobert hat, dringt sie mit Macht siegreich nach allen Seiten vor; ihre Zweige breiten sich schutz- und segensbringend über viele, ehemals von den Baganda zertretene Stämme und Landschaften. Das christliche Uganda macht nach Kräften wieder gut, was das heidnische in Raubgier und Blutdurst gesündigt hatte.



## Chronik.

Nach dem **Regierungscensus von 1901** beträgt die Zahl der Christen in Indien 2923349. Von ihnen entfallen 169739 auf Europäer und 89251 auf Eurasier, so dass auf eingeborne Christen 2664359 kommen, gegen den Regierungscensus von 1891 ein Plus von 627759. Von diesen 2664359 gehören 1444961 der römischen Kirche an (incl. 322583 syrisch-römischen Christen), 248737 sind nicht-römische Syrer (Jakobiten- bzw. Thomaschristen), die übrigen 970661 sind mit Ausnahme von 64 Griechen etc. und 1334 Personen unbestimmten Glaubens, eingeborne Protestanten verschiedener Denominationen. Sehr bemerkenswert ist die geringe Zunahme der Römischen im Vergleich zu der der Evangelischen während der Zählungsdekade. Während die Gesamtsteigerung der Christen überhaupt ca. 30% beträgt, beträgt die der römischen Christen nur ungefähr 14½%; 1891 zählte Rom noch 61% der eingebornen Christen für sich, 1901 nur noch 54%. Von den eingebornen evangelischen Christen werden 305907 als Anglikaner bezeichnet, 216743 als Baptisten, 153768 als „Lutheraner“ (hierunter werden ausser den Christen der deutschen Gesellschaften, die das Hauptkontingent stellen, die der

1) Nach Ansicht des Missionars Erabtree — des Linguisten unter den englischen Missionaren — ist Bukedi nur ein von den Baganda eingeführter Sammelname von Völkern jenseits der Grenzen Ugandas, die ganz verschiedene Sprachen teils semitischer (wohl hamitischer?) teils Bantu Abstammung sprechen (Rep. 1901, 150).



Dänen, Norweger, amerikanische Lutheraner etc. subsumiert), 68 451 als Methodisten u. s. w. Das grösste Wachstum während des letzten Jahrzehnts weisen auf die Methodisten mit mehr als 200 0/0, die „Lutheraner“ mit ca. 130 0/0, die Anglikaner mit 86 1/2 0/0.

Die **Doschischa**, die christliche Universität in Kyoto in Japan, hat in Kenkichi Kataoka einen neuen Präsidenten erhalten, dessen Persönlichkeit und Lebensführung vielleicht dafür bürgt, dass die Hochschule, die bekanntlich seit ihres Gründers Nisimas Tod allerlei verhängnisvolle Wandlungen durchgemacht und der Mission manche schmerzliche Enttäuschung bereitet hat, wieder zu ihrer alten Bedeutung und Blüte kommt. Wenigstens hofft das der amerikanische Board, in dessen Organ (Miss. Her.) es heisst: „Die heissen Gebete, die seit dem Tode Nisimas für diese Schule zum Himmel gestiegen sind, haben endlich Erhörung gefunden; wir alle danken dafür Gott und fassen neuen Mut.“ Geboren in der Provinz Cosa auf Schikoku war Kataoka ein Freund des liberalen Gouverneurs jener Provinz, Itagaki gewesen und musste wegen seiner angeblichen liberalen Gesinnung über ein Jahr im Gefängnis zubringen, obwohl er versicherte, nie etwas Unrechtes gethan und stets nur mit loyalen Leuten verkehrt zu haben. Schon vorher Christ geworden — er war einer der ersten gewesen, der sich dem Evangelium zuwandte, als es in seiner Heimatprovinz gepredigt wurde — hat er im Gefängnis fleissig in der Bibel gelesen und, wie er erzählte, „viel Erquickung davon gehabt, auch grosse Freude am Gebet, auch am Gebet für seine Feinde gefunden.“ So sei ihm das Gefängnis zu einer Stätte reichen Segens geworden. Bald nach seiner Freilassung wurde er in den Reichstag gewählt, vor einigen Jahren sogar zum Präsidenten des Unterhauses. Einige seiner Freunde rieten ihm damals, das Amt eines Ältesten, in seiner (der presbyterianischen) Kirche, das er bekleidete, aufzugeben, da dies leicht ein Uorurteil gegen ihn als Präsidenten erwecken und ihm schaden könnte. Aber er entgegnete, er würde lieber Kirchen-Ältester bleiben als Reichtags-Präsident, wenn er zwischen beiden Ämtern wählen müsse. Er ist dann mehrere Jahre Präsident geblieben und hat sich nicht im mindesten gescheut, an seiner Gewohnheit festzuhalten, jeden Morgen, bevor er auf dem Präsidentensitz Platz nahm, zuerst einige Augenblicke im stillen Gebet zu verharren. Es wird in christlichen Landen nicht viele Reichstagspräsidenten geben, die das dem japanischen Reichstagspräsidenten nachmachen. Lange Zeit hielt er auch wöchentlich in seiner Präsidialwohnung, die dem Parlamentsgebäude gegenüber lag, einen christlichen Gottesdienst ab und sandte dazu persönlich Einladungskarten an angesehene Leute, Offiziere und Beamte u. a., während er hervorragende Prediger der Stadt aufforderte, in dieser Versammlung das Evangelium zu verkündigen. Schliesslich sehnte er sich nach einer stilleren Beschäftigung. Er zog sich von dem politischen Leben zurück, um seine übrigen Jahre dem direkten Dienst im Reiche Gottes zu widmen. Da traf ihn die Wahl zum Präsidenten der Doschischa. Bescheiden und zurückhaltend, wie er war, meinte er dazu nicht die nötigen Gaben zu besitzen. Doch nahm er schliesslich die Wahl an. In seiner Ansprache bei seiner Einführung sagte er, dass er wochenlang ernstlich darum gebetet habe, Gott möge ihm etwas in den Weg legen, dass er das Amt nicht antreten müsse. Aber unter dem Gebet habe sich seine innere Unruhe nur noch gesteigert, und so habe er denn sein Jawort gegeben.



## Litteraturbericht.<sup>1)</sup>

**Warneck:** „Evangelische Missionslehre.“ Dritte Abteilung: Der Betrieb der Sendung. Erste Hälfte. Zweite Auflage. Gotha. 1902. 5,60 Mk. Die beiden Hauptabschnitte dieses Bandes behandeln das Sendungsgebiet und die Sendungsaufgabe, jeden in 4 ausführlichen Kapiteln. Eine durchgreifende Änderung hat nur die erste Hälfte des 33. Kapitels: die Missionsaufgabe als Volkschristianisierung in einer eingehenden Untersuchung über die biblische Bedeutung des Begriffs *ἐθνῶν* erfahren; aber kleinere Verbesserungen und reichliche Nachträge ziehen sich durch das ganze Buch hindurch.

Der Schluss des ganzen Werks soll, wills Gott, bis Ende dieses Jahres erscheinen. Er hat zum Gegenstande das Sendungsziel und behandelt denselben in folgenden Hauptkapiteln: das Problem; die Mitarbeit der Eingeborenen als allgemeine Dienstpflicht; der eingeborne Lehrstand; die finanzielle Selbstunterhaltung der heidenchristlichen Kirchen; die Organisation der Gemeinde; der kirchliche Verband.

**Bornemann:** „Einführung in die evangelische Missionskunde im Anschluss an die Basler Mission.“ Tübingen-Leipzig. 1902. 6 geb. 7 Mk. Wer den Zusatz überliest: „im Anschluss an die Basler Mission“, dem wird es gehen, wie es mir gegangen ist; er wird, durch den Haupttitel verleitet, eine Art Abriss der beiden Hauptdisziplinen der evangelischen Missionskunde: der Missionsgeschichte und der Missionslehre erwarten. Das ist es aber nicht, was der Verfasser giebt. Allerdings erörtert er einleitend „kurz einige allgemeine missionswissenschaftliche Probleme“ in folgenden 4 Kapiteln: 1) Das Wesen und der Stand der evangelischen Missionswissenschaft; 2) Die evangelische Missionswissenschaft im Zusammenhange der gesamten Theologie; 3) Winke für das Studium der Missionswissenschaft und 4) Missionszöglings und Student der Theologie; aber der Hauptteil des Buches (S. 63—340 wie die Beilage in 4 Tabellen) ist der Basler Mission gewidmet. Auf Grund der für als Studium der Missionswissenschaft gegebenen Winke hält es der Verfasser, und ich bin damit ganz einverstanden, für die nächste Aufgabe des Missionsstudiums, nachdem man in den Besitz einer allgemeinen Übersicht gelangt ist, die Arbeit einer einzelnen Missionsgesellschaft gründlich und zusammenhängend kennen zu lernen und als typisches Objekt greift er, was dem Basler Professor am nächsten lag, die Basler Mission heraus, ein Griff, den man auch darum als einen guten bezeichnen muss, weil diese Mission thatsächlich durch die Mannigfaltigkeit ihrer Arbeit, die Gediegenheit ihres Betriebs, die Trefflichkeit ihrer Organisation und durch charakteristische Persönlichkeiten zu einer Einführung in die geschichtliche wie theoretische Missionskunde besonders qualifiziert ist. Auch stand ihm hier ein reiches und zum Teil ausgezeichnetes literarisches Material zur Verfügung, neben Epplers meisterhafter Geschichte der Basler Mission besonders ein biographisches. So konnte er aller-

---

1) Eine Bitte an die Herren Verleger. Die meisten Rezensionsexemplare erhalte ich ungebunden und oft selbst ungeheftet. Das erschwert die Lektüre sehr und macht Unlust zu ihr. Ich bitte daher, mir gefälligst gebundene Exemplare zugehen lassen zu wollen.

dings „dem Kenner der Mission und den alten Freunden der Basler Mission wenig Neues bringen,“ aber für das Publikum, dem er wesentlich sein Buch bestimmt, für „die heranwachsende Jugend aus den gebildeten Ständen, insonderheit für die Theologen“ hat er mit grossem Geschick das vorhandene Material zu einer solchen Einführung in die Missionskunde verwertet, die geeignet ist, „den vielen Gebildeten, die noch abwartend, zweifelnd, gleichgiltig der Sache der Mission gegenüberstehen, das Herz warm zu machen.“ Was Bornemann bietet, ist keine kritische Arbeit, wie vielleicht mancher erwartet, auch keine kalt-objektive Darstellung, sondern eine warme, wohlwollende, verständnisvolle Behandlung seines Gegenstandes unter folgenden Gesichtspunkten: Arbeitsgebiete, typische Gestalten aus dem Komitee, Charakterbilder der Inspektoren und Missionare, eine Beleuchtung des persönlichen Christentums der bekehrten Heiden und eine allgemeine Charakteristik der Basler Mission — ohne Verzeichnung, aber manchmal etwas breit. — Nur einige kleine Korrekturen. Die Zahlen Seite 1 sind teilweise veraltet; dass es auf dem Gebiete der Missionsstatistik besser stehe, als auf dem der Missionsgeschichte (8) ist eine den Thatsachen nicht entsprechende Behauptung; an der Gründung des studentischen Missionsbundes wie an dem „Jahrbuch der Sächsischen Missions-Konferenz“ bin ich bezw. die Hallesche Missions-Konferenz — wie es nach dem Zusammenhang (13) scheinen könnte — nicht beteiligt; die Berliner Mission ist keine spezielle Vertreterin der Unionstheologie (39); von den deutschen Missionaren sind jetzt mehr als 40 Theologen (58); Spittler hat nicht für die Schweiz und Süddeutschland eine ähnliche Bedeutung wie Wichern für den Norden (151); Basel ist bei der Gründung der norddeutschen Mission nicht beteiligt (175). Auf die einleitenden Kapitel wäre ich gern noch speziell eingegangen, leider gestattet es der Raum nicht; nur das sei bemerkt, dass die Missionsstatistik (mit der Missionsgeographie) zu einem selbständigen (zweiten) Teile der wissenschaftlichen Missionskunde, wie Bornemann will (6), sich schwerlich qualifiziert. Sie wird am natürlichsten in die Geschichte eingewoben.

**Jul. Richter:** „Die deutsche Mission in Südindien. Erzählungen und Schilderungen von einer Missionsstudienreise durch Ostindien.“ Gütersloh. 1902. 3 geb. 3,60 Mk. Das ist ein ebenso unterhaltendes wie belehrendes Buch; es setzt den Leser in den Stand, mit dem anschaulich und frisch erzählenden und schildernden Verfasser seine Reise mitzumachen und mit ihm zu sehen, was er gesehen hat. Er hat Augen gehabt zu sehen und eine Feder zu schreiben und darum ist es ein Genuss und eine Belehrung, seine Erzählungen und Schilderungen zu lesen. Er beschränkt sich in diesem 275 Seiten starken Bändchen auf Südindien, ein zweites über Nordindien steht noch in Aussicht. Nach einer im Ganzen treffenden Charakteristik und Vergleichung der 3 grossen in Indien thätigen, deutschen Missionen: der Leipziger, der Basler und der Gossnerschen (S. 1—31) behandelt der 2. und der 3. Hauptabschnitt die Missionsgebiete der beiden zuerst genannten Gesellschaften (S. 32—228) ausführlich, während der 4. Hauptabschnitt verhältnismässig kurz sich mit der Hermannsburger, Breklumer und der deutsch-amerikanischen, der Generalsynode in Guntur, beschäftigt. Die des benachbarten Generalkonzils in Radschamundry ist — aus hier nicht zu erörternden Gründen — fortgeblieben, obgleich sie Richter auch besucht hat. Schade. Dass er seine persönlichen Reiseerlebnisse

in seine Schilderungen beständig eingeflochten hat und in aller Unbefangenheit seine persönlichen Eindrücke reden lässt, erhöht den Reiz des Buches und ist selbst dann belebend, wenn man je und je hinter das subjektive Urteil ein Fragezeichen setzen möchte. In Reiseerlebnissen darf das Ich des Erzählers ein wenig hervortreten, und die unbefangene Art, in der es hier geschieht, bietet keine Veranlassung zu einem Bedenken. Es ist ein grosser und guter Zug an dem schönen Buche, dass es Mass hält in der Kritik und mit ebensoviel Nüchternheit wie Wärme viel mehr in das lebendige Leben einführt, als rezensiert. Allerdings hat sich der Reisende auch mit Fleiss bemüht, in die grossen Missionsprobleme einen Einblick zu gewinnen, die in Indien auf der Tagesordnung stehen und mit seinem Urteil über ihre Lösung auch nicht hinter dem Berge gehalten. Aber er ist sich dabei bewusst, dass ein flüchtiger Aufenthalt von ein paar Monaten nicht genügt, um über dieselben etwas Entscheidendes zu sagen. Und fehlen durften diese missionstheoretischen Partien nicht in dem Buche, wenn es dazu dienen sollte, die heimatlichen Leser auch über die brennenden Fragen einigermassen zu orientieren, welche gerade den indischen Missionsbetrieb charakterisieren. Kurz: der vorliegende Reisebericht ist eine wertvolle Bereicherung der Litteratur über die deutsche Missionsarbeit in Indien.

**Coerper:** „Chinas Märtyrer. Aus der Christenverfolgung in China im Jahre 1900.“ Dinglingen. Verlag der St. Johannis-Druckerei. 1,50, geb. 2,50 Mk. Wesentlich eine freie Bearbeitung des 1902, 208 angezeigten Buches von Broomhall: *Martyred missionaries of the China-Inland-Mission*. Nach einer kurzen geschichtlichen Übersicht über die Entstehung der bekannten Unruhen eine allerdings nicht vollständige aber ergreifende und gut gruppierte Erzählung der Leiden, des Todes und der Rettung vornehmlich der China-Inland-Missionare. Auch zum Vorlesen recht geeignet.

**Leuschner:** a) „Aus dem Leben und der Arbeit eines China-Missionars“ und b) „Der Reischrist“. Beide in der Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft 1901. Eleg. kart. 1,50 und 1 Mk. Wieder zwei instruktive, weil lebensvolle und anschauliche Schriftchen aus der gewandten Feder des bekannten Berliner Missionars, die man in einem Zuge durchlesen muss. Das erste aus dem Leben des Autors selbst, zeigt uns den China-Missionar als Prediger, Lehrer, Arzt, Baumeister — immer an der Arbeit und macht uns an lauter konkreten Bildern mit den Objekten seiner Arbeit bekannt; das zweite schildert die charakteristische Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines chinesischen Bettlers und Räubers, der ein lebendiger Beweis dafür wird, dass selbst ein solcher Chinese in Christo eine neue Kreatur werden kann.

**Quistorp:** „Die Organisation der Heiden-Missionsarbeit in der heimatlichen Gemeinde mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Missions-Gesellschaften.“ Berlin. Wiegandt und Grieben. 1902. 30 Pfg. Ein Vorschlag zur Vereinigung der Berliner Missions-Gesellschaften und zugleich zur Steigerung der Missionsleistung, der wesentlich darauf hinausläuft, die Missionsarbeit dadurch zu individualisieren und zu spezialisieren, dass möglichst jede zu einer Missions-synode sich konstituierende Ephorie eine Missionsstation unterhalte. Gut gemeint, warm geschrieben, aber zu idealistisch gerechnet, abgesehen von den sonstigen



nicht genügend in Rechnung gesetzten praktischen Schwierigkeiten. Ich hoffe später Gelegenheit zu finden, im grösseren Zusammenhange auf den ganzen Plan zurückzukommen.

**Baur:** „Alexander Mackay, Pionier-Missionar von Uganda.“ Von seiner Schwester. Deutsch von Nebinger. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig. 1902. Geb. 3 Mk. Kein neues Buch, sondern nur eine neue, sehr billige Ausgabe der trefflichen Biographie des bekannten Bahnbrechers der jetzt so ausgedehnten und erfolgreichen Mission in Uganda. Sehr zeitgemäss, da sie durch die Versetzung in die ebenso romantischen wie schwierigen Anfänge dieser Mission eine Vergleichung zwischen dem Sonst und Jetzt und damit eine Würdigung ihres überraschenden Erfolges ermöglicht. Es ist schade, dass nicht in einem Schlusskapitel eine Übersicht über die Uganda-Mission seit Mackays Code und über ihren gegenwärtigen Stand hinzugefügt worden ist. Es trifft sich gut, dass die Rundschau in der vorliegenden Nummer diesen Mangel ausfüllt.

**Wiegand:** „Mathurin Ueyssiére La Croze als Verfasser der ersten deutschen Missionsgeschichte.“ 3. Heft des 6. Jahrgangs der Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Gütersloh 1902. Es handelt sich in diesem nur 20 Seiten umfassenden Vortrage um die wenig bekannte Histoire du Christianisme des Indes, die 1727 unter dem Titel: „Abbildung des indianischen Christenstaates“ auch in deutscher Übersetzung erschienen ist und die in einem besondern Kapitel auch die Anfänge der alten dänisch-halleschen Mission behandelt. Sowohl die Mitteilungen über die Person des Verfassers wie über den Inhalt seiner Schrift sind höchst interessant; aber davon haben sie mich nicht überzeugt, dass man das genannte Werk als „die erste deutsche Missionsgeschichte“ bezeichnen kann.

**von Schubert:** „Ansgar und die Anfänge der schleswig-holsteinschen Kirchengeschichte.“ Separatabdruck aus den Beiträgen und Mitteilungen des Vereins für schleswig-holsteinsche Kirchengeschichte. Kiel 1901. Eine kurze aber gute geschichtliche Skizze der nordischen Missionsthätigkeit unter Ansgar mit einer vorhergehenden Besprechung der Quellen.

**Schreiber jun.:** „Ein Besuch auf dem Missionsfelde in Cogo.“ Mit 46 Bildern und 2 Karten. 118 S. Bremen 1902. 50 Pf. Ein flott und anschaulich geschilderter Bericht der Visitationsreise des jungen Inspektors der nord-deutschen Mission durch das Euheland, der eine treffliche Orientierung über das Arbeitsgebiet dieser Mission bietet.

**Gensichen:** „Ein hoffnungsfreudiger Missionsbericht aus Trübsaltiefen.“ Berlin 1902. 20 S. Ein erbaulicher Visitationsbericht im Anschluss an 1. Kor. 6, 1, 4, 9 mit zahlreichen Beispielen illustriert.

**„Jahrbuch“** der bairischen Missionskonferenz für 1902.“ Im Selbstverlage der Konferenz. 1901. Ähnlich dem der Sächsischen Missions-Konferenz. Viel trefflicher Inhalt.

Warneck.



# Die chinesische Krisis.

von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

## II.

### Der Sturm.

Ermuntert durch Straflosigkeit und Protektion, dehnten die Boxer ihr verbrecherisches Treiben in Schantung und Süd-Tschili unaufhaltsam weiter aus; die Leiden der Christen steigerten sich. Am 2. Dezember 1899 erhielt der amerikanische Gesandte folgendes Telegramm:

„Boxeraufstand 20 Distrikte Schantung Tschili rasch wachsend. Plünderung, Brennen, Morden nehmen zu. Deutlicher Zweck, Christen töten und Fremde ausrotten. Wenn nicht 4 Gesandtschaften vereint Druck ausüben, halten Amerikaner von P'ang-Tschwang, Lin-Tsch'ing, Tsi-nan-fu Lage für fast hoffnungslos.“

Der Druck erfolgte: Yü Hsien wurde abberufen und durch den reformfreundlichen Yuan Schih Kai ersetzt (26. Dez.). Unmittelbar darauf fiel ein Missionar als Erstlingsopfer der anbrechenden Krisis: Sidney Brooks (S. P. G.) geriet im Fei Tsch'êng-Distrikt unter die Mörder, die Boxer, und erlag in den letzten Stunden des Jahres seinen Qualen. Gegen Yü Hsiens Rückkehr, von der man munkelte, protestierten die amerikanischen Missionare in einem Schreiben an ihren Gesandten (22. Jan. 1900), in welchem sie ihn der offiziellen Begünstigung der Boxerbewegung beschuldigten und in vollem Umfang für die Unruhen verantwortlich machten. Und binnen kurzem erhielt dieser selbe Mann von der Regierung als ihres Vertrauens würdig die Ernennung zum Gouverneur von Schansi!

Yuan Schih Kai wollte dem Unwesen steuern; aber „vertrauliche Instruktionen“ aus Peking lähmten seine Thatkraft, und die Greuel nahmen überhand. Am 30. Januar wurde nach Peking berichtet, im Gebiet des italienischen Priesters östlich von Tsi-nan-fu seien 500—600 Christenfamilien ausgeplündert, 10 Personen ermordet, 5000 flüchtig. Deutsche und italienische Priester, englische und amerikanische Missionare stimmten überein in Bezeugung der Schrecken. Die Vorstellungen, welche auf solche Meldungen hin von den Gesandten erhoben wurden, bewirkten den Verlust kostbarer Zeit zu Gunsten der Boxer — weiter nichts!

Nicht blos die Missionare sahen schwarz. Die grossen Fremdenblätter in China brachten unmissverständliche Korrespondenzen aus dem Aufstandgebiet. Die North China Daily News prophezeite in einem Leitartikel vom 4. Dezember 1899 „the coming conflagration in the North“ und führte am 17. Februar unter dem Titel „Die Krisis im Norden“ das Folgende aus:

Die Autoritäten in Peking sollten endlich wissen, dass die Zeit wohl-lautender Phrasen vorüber sei, und Thaten thun; sonst „wird das gesamte Land in einen Aufruhr geraten, welcher nicht nur alle Interessen der Ausländer im Innern zu nichte machen, sondern auch jeden Fremden aus Peking und Tientsin verjagen wird. Die Gefahr einer solchen Erhebung lag mehr oder minder seit langem vor. Dass sie, wenn nicht sofort kräftig und einträchtig Massregeln ergriffen werden, eintreffen wird, ist die allergewisseste Thatsache der Zukunft. Diejenigen, in deren Pflicht es liegt, ihr vorzubeugen, werden demgemäss zu handeln wissen.“

Da die Peking and Tientsin Times eine ähnliche Sprache führte, sah sich der Wortführer des Konsularcorps in Tientsin genötigt, über solche Redeweise sein ernstes Missfallen auszusprechen!

Am 11. Januar erschien ein kaiserliches Edikt, in welchem Kundige einen Freibrief der Boxerbewegung erkannten. Es zeigte ein Janusgesicht; es war in jener in China beliebten zweideutigen Sprache abgefasst, welche den wirklichen Sinn unter seinem Gegenteil verbarg.

Es wurde darin zugegeben, dass das Brigantentum und die Zahl der auf die Mission bezüglichen „Fälle“ zunehme. „Die meisten Kritiker beschuldigen deswegen aufrührerische Gesellschaften und fordern ihre Unterdrückung und strenge Bestrafung. Nähere Betrachtung zeigt jedoch, dass es verschiedenartige Gesellschaften giebt. Wenn sich nichtswürdige Verbrecher zu Banden verschwören, darf die Gerechtigkeit unter keinen Umständen Milde zeigen. Wenn aber friedfertige und gesetzestreue Leute sich in Handfertigkeit üben, sich selbst und ihren Familien zum Schutz, oder wenn sich das Landvolk dorfweise zu gegenseitiger Unterstützung zusammenschliesst, so stimmt dies überein mit dem anerkannten Grundsatz, „dass man gemeinsam Wache halten und einander Hilfe gewähren soll.“ „Gewisse Lokalbehörden schenken, indem sie diesen Unterschied nicht machen, falschen Gerüchten Gehör, betrachten alle in gleicher Weise als aufrührerische Gesellschaften und verhängen über alle dasselbe Verderben. Indem so Gut und Böse nicht auseinander gehalten wird, gerät das Volk in Furcht und Zweifel. Nicht dass die Leute dabei im Unrecht wären — es fehlt an den Behörden.“

Der amerikanische Gesandte wurde wegen dieses Edikts vorstellig; es bestätigte nach dem Urteil Sachverständiger den weitverbreiteten Verdacht, dass die Boxer vom Thron her insgeheim unterstützt würden. Lange Unterhandlungen bewirkten wohl, dass der Gouverneur von Tschili in ziemlich entschiedenem Ton gegen die Boxer sich äusserte; umsonst

aber verlangten die Gesandten ein in der Staatszeitung von Peking zu veröffentlichendes, die J Ho Tschüan verurteilendes kaiserliches Edikt, aber das Schreckmittel einer Flottendemonstration wurde nicht anzuwenden gewagt, da man sich eben an massgebender Stelle den vollen Ernst der Lage immer noch nicht eingestand. Als der Hof am 17. April in einem neuen, zweizüngigen Edikt einerseits die Einübung von Banden zur Selbstverteidigung empfahl, andererseits die Provinzialbehörden mahnte, darauf zu sehen, dass jedermann sich um seine Sachen bekümmere und mit den Nächsten im Frieden lebe, auch ein Wort gegen die Bedrückung der Christen fallen liess, meinte der englische Gesandte, Sir Claude Mac Donald, man sei nunmehr zu der Annahme berechtigt, „die Zentralregierung beweise endlich den aufrichtigen Willen, diese christenfeindliche Organisation zu unterdrücken.“

Inzwischen hatte sich die Boxerbewegung mit unglaublicher Schnelligkeit ausgebreitet. Ihre Propaganda war einheitlich, der Text ihrer zahllosen Flugblätter so ziemlich derselbe im Süden, in Schanghai, wie vor den Thoren von Peking. Ihre Sendlinge, meist Männer aus Schantung, wo überhaupt die Fäden zusammenzulaufen schienen, tauchten überall auf, und mit ihnen drangen Mord, Plünderung und Feuer nach Norden. Unaufhörlich kamen Berichte über Christenverfolgungen in der Provinz nach Peking. Was vor einem Jahr in Schantung geschehen war, wiederholte sich in der Nähe der Hauptstadt. Am 19. Mai legte der apostolische Vikar Favier dem französischen Gesandten Pichon dar:

Im Distrikt Pao-ting-fu seien mehr als 70 Christen ermordet, mehrere Dörfer niedergebrannt, 2000 Christen zu bettelarmen Flüchtlingen gemacht; solche seien bereits zu Hunderten in Peking und für die nächste Woche habe man sie zu Tausenden zu erwarten; die religiöse Verfolgung sei aber nur Blendwerk, Hauptzweck sei die Ausrottung der Ausländer. Schon seien die Helfershelfer der Boxer in der Hauptstadt zu ihrem Empfang bereit; ihr Angriff werde zuerst den Kirchen, dann den Gesandtschaften gelten; der Tag hierfür sei bereits festgesetzt, wie die ganze Stadt mit Ausnahme der Fremden wohl wisse.

Infolge dieser Mitteilungen forderten die Gesandten neuerdings die Unterdrückung der Boxer, und der deutsche Baron von Ketteler meinte, für den Fall einer ungenügenden Antwort sollten Kriegsschiffe in Schan-hai-kwan zusammengezogen werden, damit nötigenfalls Truppen nach Peking beordert werden könnten; immerhin meldete der britische Gesandte seiner Regierung, die Hauptstadt sei durchaus ruhig und er habe weiter nichts gehört, was die düstern Prophezeiungen des Herrn Favier bestätigen könnte; „ein paar Regentage würden mehr zur Be-



ruhigung der vorwiegend durch lange Trockenheit aufgeregten Landbevölkerung beitragen, als alle Massnahmen der chinesischen Regierung und der Mächte.“

Der 28. Mai brachte die erste Aktion der Boxer in der Nähe der Hauptstadt: den Angriff auf die Eisenbahnstation zu Fêng T'ai, den Knotenpunkt der beiden Linien von Peking nach Tientsin und dem Süden. Da die Angelegenheit eine internationale sei, unterblieb energische Gegenwehr; die Verbindung mit Pao-ting-fu war fortan abgebrochen, und die Zerstörung der Südbahn nahm ihren Lauf. Und noch meinte man Wochen lang: „in Peking kann nichts geschehen!“ Immerhin zogen sich die Angehörigen der Gesandtschaften allmählig von den Sommerwohnungen in die Stadt zurück, und am 31. Mai marschierten 340 Mann mit aufgepflanztem Seitengewehr durch dichte Menschenmasse ein — am 3. Juni folgten 50 Deutsche und 35 Oesterreicher. Es waren im ganzen 18 Offiziere und 389 Mann. Eine Riesenaufgabe wartete ihrer.

Aus der Gegend zwischen Peking und Tientsin kam die Schreckenskunde von der Ermordung der Missionare Robinson und Norman (S. P. G.). Den Amerikanern in Tung-Tschau drohte ein ähnliches Los. Der Taotai, ihr aufrichtiger Freund, bezeugte ihnen unter Thränen seine Ohnmacht, als sie bei ihm Hilfe suchten, und da auch der amerikanische Gesandte ihre Bitte um Sendung einer Schutzwache abschlägig beschied, schienen sie dem Verderben geweiht. Da erstand ihnen ein kühner Retter. Dr. Ament (H. B.) führte des Nachts 20 Karren von Peking herbei und geleitete das ganze, in Tung-Tschau versammelte Missionspersonal, 6 Männer, 11 Frauen und 7 Kinder, samt vielen eingeborenen Christen durch ein vor Aufregung zitterndes Land nach Peking, wo sie am 8. Juni unversehrt eintrafen. Wie sich später herausstellte, hatte jener freundliche Beamte Soldaten in Verkleidung mit versteckten Waffen ihnen als unerkannte Schutzwache auf dem gefährlichen Weg mitgegeben.

Das Verhältnis der Regierung zur Boxergesellschaft war nachgerade offenkundig geworden. Schon ein Brief des „eingebornen Korrespondenten in Peking“ an die North China Daily News (10. Mai) konnte zur Augensalbe dienen. Er erzählte — und als Sekretär in einem Ministerium konnte er es wissen —, eine kombinierte Armee von 72 000 Mann mit den Boxern als Hilfstruppen sei dazu ausersehen, in nächster Zukunft das Land von den Fremden zu säubern; er be-

richtete, wie kürzlich der Zensor Wang der Kaiserin die Boxer in einer Audienz als unwiderstehliche Helfer empfohlen und am Tage darauf eine hohe Stellung in Peking erhalten habe. Und noch bspöttelten Ausländer in der Hauptstadt die ganze Bewegung als ein belangloses Kinderspiel! — Durch Edikt vom 6. Juni wurden zwei notorisch fremdenfeindliche Beamte (unter ihnen Tschao Schu Tsch'iao) mit der Berichterstattung über die Boxer beauftragt. Sie begaben sich demgemäss nach Tschao-Tschau, wo, wie man sagte, schon Ende Mai ihrer 30 000 schwärmten, und machten mit ihnen gemeinsame Sache. Von da an war die Bewegung augenscheinlich Regierungsangelegenheit. Kein Wunder, dass den Boxern der Kamm schwoll! Mandarine mussten sich vor ihnen verbeugen und vor ihren Altären beten.

Am 9. Juni kehrte die Kaiserin vom Sommerpalast in die Residenz zurück. Von ihrer Anwesenheit erhoffte man vergeblich eine Besserung der Lage. Am Abend desselben Tages noch vernahm man, sie habe es in einer Audienz unverhohlen als ihren Wunsch ausgesprochen, Peking von den Ausländern zu säubern; die Truppen des Tung Fu Hsiang warteten nur auf Befehl zur Eröffnung des Angriffs. Darauf hin gaben die Gesandten ihren Schiffskommandanten telegraphisch Befehl, den Vormarsch nach Peking einzuleiten. Die Fremden zogen sich unter ihren Schutz zusammen.

Die Hauptstadt selbst war nunmehr von Boxern angefüllt. Sie lagen auf den öffentlichen Exerzierplätzen und in den Palästen des Herzogs Lan und des Prinzen Tuan ihren Uebungen ob. Indem dieser am 10. Juni zum Präsidenten des Tsung-li-yamen ernannt wurde, war ihr Patron mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Ein Edikt, welches am 24. Juni in der Pekingers Staatszeitung erschien, musste allen Zweifeln an der Solidarität des Hofes und der J-Ho-Tschüan ein Ende machen: „alle die Mitglieder der Boxergesellschaft bieten ihre äusserste Thatkraft auf, die kaiserliche Familie darf sich von ihnen in der Rache an unsern Feinden nicht überbieten lassen.“

Die amerikanischen Missionare sammelten ihre Schützlinge in den Gebäulichkeiten der bischöflichen Methodisten und richteten sich mit Thatkraft und Organisationstalent gegen Ueberfall und Belagerung ein. Ihr Gesandter, Mr. Conger, schickte 25 Marinesoldaten, Sir Claude half mit 10 Martinigewehren. Barrikaden wurden errichtet, Schanzen gegraben, Umzäunungen aus Stacheldraht aufgeführt, Vorräte in der Kirche

aufgespeichert, die Christen auf Pike und Gewehr eingeübt — eine wichtige Vorschule!

In der Nacht vom 12. auf den 13. Juni begann die Arbeit der Boxer. Furchtbar gellte ihr Schrei: scha kweitze („tötet die Teufel!“), das Firmament leuchtete grossartig und grässlich im Flammenschein. Zuerst gaben sie eine Kapelle der Methodistenmission dem Feuer preis. Die Tungtang- oder Ostkathedrale sandte rote Garben zum Himmel empor (Père Garrigues, der nicht hatte weichen wollen, fand in ihr den Tod), und es brannten die alte griechische Kirche im Nordosten, die Londoner Mission, die schmucke Baute des H. B. und sämtliche Häuser der Seezollverwaltung.

Am nächsten Tage erfolgten verschiedene Hilfsexpeditionen vom Gesandtschaftsquartier aus. Französische Herren entsetzten in der Morgenfrühe das Personal der Nantang- oder Südkathedrale, 3 Patres, einen Bruder, 5 barmherzige Schwestern und 20 eingeborne Nonnen; sie waren kaum geborgen, als man aus dem altehrwürdigen Gebäude die Flammen steigen sah. Zwei andere Kolonnen retteten Hunderten von Christen das Leben. Tage lang war der Himmel verdüstert durch den von allen Seiten aufsteigenden Rauch. Kein fremdes Gebäude blieb stehen; ganze Stadtteile wurden ein Raub der Flammen. Die Boxer selbst ergriff Entsetzen, als am 16. das Feuer den grossen Turm eines Stadthors bedrohte. Es war umsonst, dass sie in Verzweiflung den Feuergott auf ihren Knien anriefen; die Flammen umhüllten und verzehrten das über 100 Fuss hohe Bauwerk.

Während die Boxer Häuser verbrannten, Christen mordeten und auf den öffentlichen Plätzen im Beisein zahlloser Volksmassen ihren Göttern Weihrauch opferten, fand — am 15. Juni gegen Abend — bei der Kaiserin eine erregte Sitzung des Generalrates statt. Die North China Daily News konnte hierüber am 8. August die glaubwürdigen „Experiences of a refugee at Peking“ veröffentlichen. Nach denselben begann die Kaiserin die Verhandlungen mit der Erklärung:

„Die fremden Mächte haben uns in einer Weise herausgefordert und verfolgt, dass wir es nicht länger dulden können. Wir müssen uns zu einem entschlossenen Kampf gegen die Ausländer vereinigen, damit wir unser Angesicht vor der Welt retten. Alle unsere Mandschu-Prinzen, -Herzöge, -Edeln und -Minister sind einmütig für den Krieg bis aufs Messer, und ihrem patriotischen Vorhaben stimme ich bei. Ich teile dies auch allen mit in der Erwartung, dass jeder seine Pflicht gegen das Land erfüllen werde.“

Aus der Mitte der chinesischen Partei liess sich besonnene und treue Einsprache hören. Hsü Tsching Tsch'êng, Präsident der mand-schurischen Eisenbahn, früher Gesandter in Petersburg, bat um Wiedererwägung des Entschlusses, da ein Krieg gegen alle Mächte undurchführbar sei. Kang Yi entgegnete, die Lage sei gerade jetzt hierzu sehr günstig, da man die unverwundbaren Boxer zur Seite habe. Als sich Yüan Tsch'ang, Minister im Tsung-li-yamen, die Bemerkung erlaubte, er habe Tags zuvor erschossene Boxerführer herumliegen sehen, schnitt ihm die Kaiserin selbst das Wort ab: er müsse sich irren, es seien auf keinen Fall Boxer, sondern eher Verbrecher gewesen<sup>1)</sup>. Marquis Tsêng bat, die Gesandtschaften wenigstens zu verschonen, den Krieg nicht nach Peking zu ziehen und zwischen den fremden Mächten zu unterscheiden, da einige derselben China durchaus freundlich gesinnt seien. Als gar ein Mandschu in ähnlichem Sinne redete, erreichte die Wut seiner Stammesgenossen den Siedepunkt: er wurde Verräter gescholten. Der Kaiser hatte so lange geschwiegen. Wie er nun sah, dass der verhängnisvolle Entschluss wirklich gefasst werden sollte, redete auch er. Er bat Ihre Majestät, vom Krieg gegen die Ausländer abzustehen, da ein solches Vorgehen das Land ruinieren müsste. Er wurde keiner Antwort gewürdigt, und die Beratung artete in einen wüsten Tumult aus.

In einer der folgenden Versammlungen des Generalrates — solche scheinen von da an fast täglich stattgefunden zu haben — soll die Kaiserin vorgegeben haben, nach einer Mitteilung der Gesandten werde von diesen die volle Wiedereinsetzung des Kaisers in die Regierung gefordert; infolgedessen flehte sie in theatralischer Leidenschaftlichkeit zum Heil des Landes um weiteres Vertrauen, und alle Minister hätten sich für sie erklärt.

---

1) Die beiden treuen Patrioten Hsü Tsching Tsch'êng und Yüan Tsch'ang ergriffen später wieder das Wort. Als Boxer und Soldaten gemeinsam in der Stadt wüteten und die Gesandtschaften seit Wochen belagert waren, wagten sie zur Rettung des Vaterlandes das Heusserste; sie forderten in heroischen Eingaben an den Chron (Text: Ostas. Lloyd 1900, p. 179—183) die sofortige militärische Unterdrückung der Boxerbewegung und Einstellung der Feindseligkeit. Sie wussten, was sie thaten. „Unsern Worten kann das Unglück auf dem Fusse folgen. Wir nehmen nur Rücksicht auf die kritischen Umstände, wo es sich um Bestand und Untergang des Reiches handelt. Wir sind gleich Insekten, die im Staube kriechen; es kam im Grunde nicht darauf an, ob wir redeten oder nicht. Wir haben es gethan, und sollte es selbst unser Tod sein.“ Die Antwort war prompt: ein Edikt, wohl vom 27. Juli, befahl ihre sofortige Hinrichtung.



Am 19. Juni, 4 Uhr nachmittags, erhielten die Gesandten eine identische Note. Sie wies hin auf die geforderte Uebergabe der Forts von Taku (dieselbe war schon am 17. geschehen!) durch die fremde Flotte und die Beunruhigung der Hauptstadt durch Banditen und lief auf das Begehren hinaus: „die Prinzen und Minister wünschen, dass der Gesandte binnen 24 Stunden mit Familie, Stab und Schutzmannschaft nach Tientsin aufbreche, um der Gefahr auszuweichen. Eine Truppenabteilung ist als Eskorte für die Reise kommandiert, die Ortsbehörden sind angewiesen, der Gesandtschaftspartie überall den Durchzug zu ermöglichen.“

Dass dies auf die Vernichtung der Fremden abzielte, bedarf nach allem, was vorausgegangen war, keines Beweises. Den Gesandten aber war dieser Zweck nicht klar; man packte eifrig die Nacht hindurch, und Mr. Conger sandte den Amerikanern in der Methodistenmission Befehl, sich zum schleunigen Aufbruch zu rüsten. Obwohl diese in einem Schreiben auf die grossen Gefahren eines solchen warnend aufmerksam machten, waren die meisten Gesandten noch am nächsten Morgen dafür, der Aufforderung des Tsung-li-yamen Folge zu leisten; nur sollte ein Aufschub von ein paar Stunden erstrebt werden. Was musste aber aus den Christen werden, die sich zu Hunderten um ihre Hirten, die Missionare, geschart hatten? Das war eine Frage, welche zwar in diesen Stunden nicht von den Gesandten besprochen wurde; sie wäre aber ohne Zweifel dahin entschieden worden, dass sie als Unterthanen der chinesischen Regierung dieser zu überlassen seien, und wenn etwa die Missionare bei ihnen hätten ausharren und mit ihnen sterben wollen, wären sie wohl durch Anwendung von Gewalt zum Aufbruch gezwungen worden. Solche Erwägungen schnürten ihnen das Herz zusammen.

Glücklicherweise nahmen die Dinge eine Wendung zum Heil der Christen und Fremden. Ein Unglück musste Glück bringen. Der deutsche Gesandte, Baron von Ketteler, hatte schon am Vorabend eine Sonderstellung eingenommen, indem er sich entschieden gegen die Abreise aussprach. In der Beratung am Morgen erklärte er sich entschlossen, allein und ohne Waffen sich nach dem Tsung-li-yamen zu begeben. Er hatte die Absicht, den Ministern in ungeschminkten Worten darzulegen, dass eine Vertreibung der 11 Gesandten aus der Hauptstadt den Untergang der Mandschu-Dynastie nach sich ziehen müsse, und hoffte, durch solche entschiedene Sprache wenigstens einen Aufschub zu bewirken.

Nur von seinem Sekretär Cordes begleitet, machte er sich auf den Weg. Er führte an einer Polizeistation vorüber, wo 30 Soldaten standen. Als die Sänfte passierte, trat ihr Hauptmann abseits, und Cordes, welcher nachfolgte, beobachtete, wie er gegen dieselbe einen Schuss abgab. Ketteler rührte sich nicht: offenbar war das Ende sofort eingetreten. Cordes, selbst durch eine Kugel getroffen, konnte sich in die amerikanische Mission retten. Dieser eine Schuss, welcher dem deutschen Gesandten den Tod brachte, änderte die Sachlage mit einem Schlag, in einer Weise, wie es von den Urhebern dieses Verbrechens am wenigsten beabsichtigt war. Er enthüllte den Fremden die wahren Absichten mit ihnen, verscheuchte sofort jeden Gedanken daran, Peking zu verlassen, und vereinigte sie in dem Entschluss, an Ort und Stelle ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Der Tod des Barons von Ketteler war das Opfer, welches den Ausländern und auch Hunderten von Christen das Leben rettete. Ein freundlicher Beamter, welcher seine Leiche in einem Sarge barg, büsste dafür mit seinem Kopfe. — Merkwürdig ist die Thatsache, dass die Londoner Abendblätter schon am 16. Juni nach Depeschen aus Tientsin die Ermordung des deutschen Gesandten meldeten. Das seltene Schauspiel, dass der Telegraph ein Verbrechen ein paar Tage, bevor es geschah, der Welt kund gab, lässt darauf schliessen, dass dasselbe zum voraus beschlossen war und erwartet wurde, da dieser Kenner des Chinesischen und energische Beamte den Mandschus besonders verhasst war.

Ein Offizier der Armee hatte den Gesandtenmord ausgeführt; also musste diese selbst als Feindin angesehen werden. Alles wurde im Gesandtschaftsquartier zur Verteidigung gerüstet. Mr. Conger befahl den Amerikanern in der Methodistenkirche, sich binnen 20 Minuten dahin zu begeben. Sie bildeten einen langen Zug, eine traurige Prozession: an der Spitze 20 Marinesoldaten, dann 126 Schulmädchen, hierauf die Christenfrauen und -kinder, beladen mit allem, was sie tragen konnten, Knaben und Männer in grosser Zahl, deutsche Seesoldaten, den schwer verwundeten Cordes tragend, und endlich die Missionare mit Gewehr und Revolver. War es ein Gang ins allgemeine Grab? Musterhaft war die Haltung der Christen unterwegs; kein Weib weinte, kein Kind wimmerte, die Schulmädchen schritten in ruhigem Anstand, wie auf dem Wege zum Gottesdienst.

Die neuen amerikanischen Ankömmlinge fanden in der Kirche der englischen Gesandtschaft ein Asyl. Ihre Schützlinge aber, die ein-

geborenen Christen, verlebten draussen am Thor bange Stunden der Ungewissheit. Für sie war nicht gesorgt, an sie hatte man an leitender Stelle nicht gedacht. Sie galten als ausserhalb der Interessensphäre befindlich, vielen waren sie ein Faktor ohne Bedeutung. Da war es vor allem der Professor Hubert James von der Pekingener Universität, der sich ihrer entschlossen annahm. Er öffnete ihnen das Thor und verschaffte ihnen der britischen Gesandtschaft gegenüber Unterkunft, im Palast des Prinzen Su, dem Suwangfu, dessen Eigentümer sich in die kaiserliche Stadt zurückzog. Der Retter opferte sich selbst: er geriet bei seinem Rettungswerk in die Hände chinesischer Soldaten, wurde mehrere Tage gefangen gehalten und, als er sich weigerte, vor den Boxerführern niederzufallen, enthauptet.

Am 20. Juni, 4 Uhr des Abends, nach Ablauf der Frist von 24 Stunden, eröffneten die Truppen des Generals Tung Fu Hsiang pünktlich das Feuer, und die Belagerung in Peking begann. — Die Mandschu-Partei verlangte, dass Yung Lu, der Generalissimus der Nordarmee, in die Stadt einrücke, die Gesandtschaften in aller Form angreife, sie zerstöre, dann nach Tientsin marschiere und die Fremden auch dort vernichte oder — das war ihr Lieblingsausdruck — sie ins Meer treibe. Als die Kaiserin eben ihre Zustimmung hierzu erteilen wollte, machte der Kaiser — so wird erzählt — einen letzten Versuch, das Unheil zu verhüten; er bat flehentlich um Aufschub einer Politik, welche Millionen seiner unschuldigen Unterthanen vernichten und die Grundlagen des Reichs erschüttern würde. Seine Thränen vermochten das Herz der Kaiserin nicht zu rühren. Sie sowohl, als Prinz Tuan behandelten ihn mit entehrender Verachtung; weinend entfernte er sich, und das Edikt wurde unverzüglich erlassen. Am gleichen Tage noch (21. Juni) strömten die Truppen Yung Lu's, mit Artillerie und Gewehren neuester Konstruktion bewaffnet, in die Stadt.

Nunmehr war die Lage in Peking ähnlich derjenigen von Paris unter der Commune. Wer immer die rote Boxerkleidung trug, hatte Freiheit und Vollmacht zu morden, zu sengen und zu zerstören. Die Soldaten durchschwärmten die Strassen und plünderten, ohne nach dem politischen Bekenntnis zu fragen. Der bigotteste Konservative war vor dem Verlust seiner ganzen Habe nicht sicher. Beamte von höchstem Rang wurden niedergemacht, wenn sie dem Treiben zu wehren wagten. Die Strassen waren vom Blut gerötet, in den Höfen lagen die Leichen. Vornehme Persönlichkeiten suchten in Masse ihr Heil in der Flucht;

manchen gelang sie unter unsäglichen Strapazen, viele kamen um, niemand weiss, wo, wie oder durch wen.

Die Belagerung des Gesandtschaftsquartiers in Peking, welche am 20. Juni begann und am 15. August mit dem Einzug der Entsatzarmee ihr Ende erreichte, also 56 Tage währte, bleibt eine Merkwürdigkeit nicht bloß der modernen, sondern der gesamten Weltgeschichte. Sie bedeutete den Höhepunkt einer Bewegung, welche ihresgleichen nicht findet in den Annalen der Vergangenheit und kaum je wiederholt werden wird. Als die Beschiessung begann, richtete sich Dr. Martin, der Präsident der kaiserlichen Hochschule, hoch auf und sprach zu einem Freund das Wort: „Dies ist das Todesurteil des Heidentums.“ Vieles an dieser Episode ist dunkel und wird unaufgeklärt bleiben, da die gleichzeitigen Vorgänge am Hof der Kenntnis entzogen sind.

„Aber als Beweis beharrlichen Mutes einer Handvoll Leute einer Masse gegenüber, geschickter Ausnützung spärlicher Hilfsmittel, männlicher Tapferkeit und weiblicher Festigkeit, unwandelbaren Vertrauens auf Gott und grosser, durch Gott selbst aller Wahrscheinlichkeit zum Trotz gewirkten Errettung ist es eine Geschichte, welche die Welt nicht wird vergessen können“ (Smith).

Eine zusammenhängende Darstellung ist hier nicht möglich; Einzelheiten müssen genügen. Die Gesamtzahl der Belagerten betrug: 2750 eingeborne Christen (vorwiegend Katholiken), 407 Soldaten (18 Offiziere und 389 Mann) und 473 Fremde (245 Männer, 149 Frauen und 79 Kinder), im ganzen 880 Ausländer. Diese 3630 Personen waren 56 Tage lang in einem Gebiet von 3,5 km Umfang und  $\frac{1}{2}$  qkm Flächeninhalt eingeschlossen. Von den Besatzungstruppen fielen im Verlauf der Belagerung 13% (4 Offiziere und 19 Mann); verwundet wurden 35% (9 Offiziere und 136 Mann). Dazu kamen: 1. unter den Freiwilligen: 12 gefallen und 23 verwundet, 2. Besatzung der Peitang-Kathedrale (s. unten) mit 2 Offizieren und 41 Mann: 1 Offizier und 10 Mann tot, 1 Offizier und 11 Mann verwundet. Die Gesamtsumme der Getöteten betrug somit 67, der Verwundeten 167. Das Oberkommando führte Sir Claude Mac Donald.

Die eingebornen Christen waren im Suwangfu, wo Hauptmann Schiba mit 25 Japanern treu Wache hielt, die Zielscheibe grimmen Hasses. Mit furchtbarer Wut rannten die Belagerer immer wieder gegen den Palast an, um sie hinzuschlachten. Grässlich hallten ihre Flüche herüber, und Minen sollten ihr Asyl samt ihnen in die Luft sprengen. Als die Christen während eines heftigen Angriffs die Doxologie sangen, stellten die Japaner das Feuer ein, um die Be-



deutung des sonderbaren Schalls in Erfahrung zu bringen, und spendeten Beifall mit Hurrahrufen. Da es fraglich wurde, ob der Suwangfu sich halten liesse, ordnete Sir Claude die Uebersiedlung der Christen in andere Gebäulichkeiten an.

Was den Kugeln, dem Feuer und Pulver nicht gelang, das suchte die List zu erreichen. In einem Brief an die Gesandten, unterzeichnet „Prinz Tsching und andere“ (27. Juli), wurde dargelegt: da der Raum in den Gesandtschaften eng, das Wetter heiss, die Zahl der Konvertiten aber, wie man vernehme, beträchtlich sei, möchte es sich empfehlen, die Christen alle zu entlassen; da die Gemüther nunmehr beruhigt seien, liege für sie keine Gefahr vor; ihre Zahl solle festgestellt und ein Tag für ihren Abzug bestimmt werden. Sir Claude hielt es nicht für nötig, die Christen auch nur zu fragen, ob sie in den Tod zu laufen begehrien; der Brief blieb ohne Antwort.

Hatte man anfangs gegen die Zulassung der Christen in das verteidigte Gebiet namentlich mit Rücksicht auf den beschränkten Mundvorrat Bedenken gehabt, so wurden die unwillkommenen Gäste recht bald unentbehrlich. Ihre Aufnahme erwies sich als einer der Faktoren, welche den glücklichen Ausgang bedingten: sie waren unschätzbare Arbeitskräfte. Sie gruben, warfen Schanzen auf, trugen Steine, sie bucken, wuschen, kochten und machten so den Verteidigern die Hände frei für ihre besondere Aufgabe. Smith bezeugt:

„Die Arbeit der belagerten Christen, oft erschöpfend, einzig durch knappen Unterhalt belohnt, wurde im allgemeinen mit der den Chinesen kennzeichnenden Geduld und Ausdauer, vielfach mit grosser Chatkraft und öfters mit hervorragendem Geschick gethan. Ihr Betragen verdiente Bewunderung. Wie es mit zufällig vereinigten Menschenhaufen stets der Fall ist — es gab unter ihnen auch etwelche schwarze und recht viele gefleckte Schafe; im allgemeinen jedoch war die geduldige, ergebungsvolle Treue der Christen bei mühsamem Werk und Lebensgefahr über alles Lob erhaben. Bemerkenswert war auch die Ruhe, welche die Frauen und besonders die 120 Schulumädchen unter beständigen Angriffen und bei wiederholten Umzügen von einem unsichern Ort zum andern an den Tag legten. Viele Männer trugen Gewehre und fochten an den Schiessscharten neben den mutigen Japanern so, dass sie sogar ihren Beifall erlangten. Sie fielen in beträchtlicher Zahl auf gefährvollen Posten, 2 der besten Gehilfen der Methodisten — der eine war ordinierter Pastor — zu gleicher Zeit. Viele andere wurden die Beute von Krankheiten. Ein oder zwei Dutzend chinesischer Kinder starben, zum Teil infolge schlechter Ernährung; die Mütter trugen ihr Leid mit christlicher Tapferkeit und tadelten ihr Geschick nicht mit einer Silbe, sondern dankten dem himmlischen Vater für alle Barmherzigkeit, welche sie erfuhren.“

Unter den Belagerten waren 43 Angehörige protestantischer

Missionen, vorwiegend Amerikaner. Rev. F. D. Gamewell (bisch. Meth.) hatte einst technischen Studien obgelegen und als Missionar mit sachverständigem Blick chinesische Arbeit beobachtet. Ihm übertrug der englische Gesandte die Oberaufsicht über die Verteidigungswerke, in der Weise, dass er einzig ihm gegenüber verantwortlich war. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen. Seine Hingabe war tadellos. Keine Hitze, kein Tropenregen, keine nächtliche Finsternis, auch kein verräterisches Angebot des Waffenstillstandes konnte ihn davon abhalten, unablässig nach erhöhter Sicherheit zu trachten. Und sein Werk gelang. Als das Entsatzheer eingezogen war, wurde der amerikanische General Gaselee um seine Meinung über die „kindlichen“ Befestigungen gefragt. Da sprach er sein Erstaunen aus über die Grösse der in so kurzer Zeit geleisteten Arbeit und erklärte, die Verteidigungswerke seien in jeder Beziehung des höchsten Lobes würdig.

Im britischen Weissbuch über China (Nr. 4, 1900) wurde auch der Kaplan der englischen Gesandtschaft, Rev. Frank Norris (S. P. G.), ehrenvoll erwähnt; er habe unschätzbare Dienste geleistet, sowohl durch Handarbeit, mit Hacke und Schaufel, in Laufgräben und an Barrikaden, als durch Aufsicht über die chinesischen Christen, die er zu furchtlosem Aushalten anzuspornen vermochte, jederzeit seiner Umgebung ein leuchtendes Vorbild. So bot die Belagerung mit ihren Anforderungen der Mission Gelegenheit, sich in ihren ausländischen und einheimischen Vertretern vor der kleinen Welt im belagerten Quartier zu legitimieren, und manches Urteil über sie erfuhr eine Umwandlung zu ihren Gunsten.

Im Dankgottesdienst, welcher am 19. August in der britischen Gesandtschaft gefeiert wurde, wies Dr. Martin die Hand Gottes in den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit auf. Wir entnehmen seiner denkwürdigen Rede dies und das.

1) Merkwürdig war die Bewahrung der Ausländer vor Eintreffen der Soldaten. Wahrscheinlich hatte einzig das Schwanken des Prinzen Tsching den Generalrat bewogen, ihre Ausrottung hinauszuschieben. —

2) Merkwürdig war das Einrücken der Schutzmannschaften im letzten möglichen Augenblick. Wären sie auch nur um 2 Tage verspätet worden, so hätte der Zustand des ganzen Landes und die Zerstörung der Eisenbahn ihr Vordringen bis Peking unmöglich gemacht, und dies hätte den Untergang aller Fremden in der Stadt bedeutet.

3) Merkwürdig war das Ausbleiben jedes Angriffs während jener besonders gefährlichen Zeit, als die Fremden, ohne den Ernst der Lage zu durchschauen, noch in der Stadt zerstreut oder in den Bergen waren und dann sich sammelten.

4) Merkwürdig war die 12 tägige Vorschule, welche die Amerikaner in Ver-

theidigung ihrer Methodistenmission durchmachten, bevor die grossen Aufgaben einer grössern Not an sie herantreten. „Eine sorgfältige Organisation trat sofort ins Leben, Komités jeder Art wurden gebildet, Verteidigungsanlagen begonnen, Schildwachen aufgestellt, und die ganze Maschinerie war in Ordnung und funktionierte, sobald alle Ausländer vereinigt waren und der englische Gesandte die Mitwirkung der Amerikaner wünschte.“

5) 3630 Personen mussten 56 Tage lang unterhalten werden. Viele Fremde und fast alle Chinesen hatten gar keinen Proviant mitgebracht. Es schien unmöglich, an Ort und Stelle genug für alle aufzutreiben. Und doch gelang es. In einem Laden der Gesandtschaftsstrasse fand man 100 bis 200 Tonnen frischen Weizen, aus Honan eben erst eingetroffen, überdies wurden Berge von Reis, indischem Korn, Hülsenfrüchten u. s. w. entdeckt. Alle Läden der Stadt, welche ausländische Produkte führten, lagen innerhalb der Verteidigungslinie, und ihre Vorräte waren unmittelbar zur Hand. Zahlreiche Ponies, welche für die Wettrennen bereit standen, lieferten Arbeitskraft für die Mühle und frisches Fleisch. An Futter fehlte es nicht für sie: ein ungeheurer Strohhaufen in der Nähe war, zwischen 2 brennenden Häusern liegend, merkwürdigerweise unversehrt geblieben. Das Wasser von 8 Brunnen war ausgezeichnet und versiechte nie. Kohlen waren in Menge vorhanden, zerstörte Häuser lieferten Brennholz und Balken für den Barrikadenbau im Ueberfluss.

6) Eines der dringendsten Bedürfnisse war Material für die Sandsäcke, deren wohl 50 000 durch die Damen der Gesandtschaften hergestellt wurden. Als Vorhänge, Tischtücher u. s. w. für diesen Zweck aufgebraucht waren, erwies sich die Zufuhr an Stoffen aus den Läden als unerschöpflich, und in den chinesischen Häusern waren Kleider in solchen Mengen aufgestapelt, dass der Bedarf der entblössten Christen vollkommen gedeckt werden konnte. — In einer Schmiede fand man eine alte Kanone. Sie leistete die grössten Dienste. Sie wurde auf einen italienischen Wagen gestellt, mit russischen Kugeln und chinesischem Pulver geladen und von einem amerikanischen Artilleristen bedient; man nannte sie „die internationale Kanone.“

7) Die Hand Gottes hemmte die Chinesen. Als die Fremden truppweise und einzeln noch unterwegs waren nach den Gesandtschaften und alles in chaotischem Zustande sich befand, hätten sie die Chinesen mit leichter Mühe vernichten können, ebenso später; sie verpassten die Gelegenheiten. Als sie mit Hilfe des Feuers ans Ziel zu kommen trachteten, schwebte die englische Gesandtschaft mehrfach in höchster Gefahr; aber das Ergebnis dieser Versuche fiel zu Gunsten der Belagerten aus, indem die Flammen Gebäude aus dem Wege schafften, welche dem Feind Schlupfwinkel geboten hatten, und eine Ausdehnung der Verteidigungslinie ermöglichten. Furchtbar war die Minengefahr; an 2 Orten wurden Sprengminen angelegt — warum gelangen sie nicht?<sup>1)</sup> Hätten die Chinesen ihren Angriff mit

1) Später kam ein verräterischer Plan an den Tag. Deutschen Soldaten fiel ein Schreiben in die Hand, welches anfangs Juli von einem chinesischen Sprachlehrer der englischen Gesandtschaft an den am Ha Ta-Chor kommandierenden General gerichtet worden war. Es enthielt einen genauen Plan derselben, mit Bezeichnung der für Minen besonders günstigen Oertlichkeiten; der General sollte zu diesen seine Zuflucht nehmen, da sie allein Erfolg erwarten liessen.

Wucht auf irgend eine schwache Stelle gerichtet, wären ein paar Hundert todesmutige Männer durch den Kanal ins Gesandtschaftsgebiet vorgedrungen, so wäre den wenigen Verteidigern die Abwehr kaum gelungen. Warum nutzten sie ihre Vorteile nicht aus? Der Feind war gehalten! Und mehr als einmal, wenn es ihm gelungen war, Geschütze in wirksame Position zu bringen, genügten Flintenschüsse, um sie zu vertreiben. Obwohl bei den Angriffen bis zu 124 Schüsse in der Minute gezählt werden konnten und  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Millionen Gewehrkugeln gegen die Belagerten entsandt worden sein mögen, war der Schaden merkwürdig gering. In der britischen Gesandtschaft, wo nie weniger als 800 Personen zusammengedrängt lebten, kamen unter Nichtkämpfern 3 oder 4 Verwundungen durch Flintenkugeln vor; von den vielen Frauen wurde eine einzige, von den Kindern gar keines verletzt. 2900 Kanonenschüsse wurden gegen die Belagerten abgegeben; zu Zeiten waren 12 bis 15 Geschütze zugleich thätig — und doch ist es Thatsache, dass durch sie in der britischen Gesandtschaft kein einziger Zivilist erheblich verletzt und von den 13 Bombendächern niemals Gebrauch gemacht wurde.

8) Gottes Hand wehrte Krankheit ab. Die sanitarischen Bedingungen waren äusserst ungünstige. Keuchhusten, Masern, Cyphus, Scharlach, Pocken kamen vor, doch nicht epidemisch. Von asiatischer Cholera keine Spur! Im allgemeinen war der Gesundheitszustand ein ausserordentlich guter. Kein einziger Fall von Hitzschlag kam zur Kenntnis. Die Witterung war unvergleichlich günstig. Das ärztliche Personal war zahlreich und tüchtig. Ein urteilsfähiger Patient erklärte, in keinem Spital der zivilisierten Welt könnte die Pflege sorgfältiger und besser sein. Missionsärztinnen waren es zufrieden, als einfache Krankenschwestern zu dienen. Die Gemahlin des russischen Gesandten, Madame de Giers, pflegte ihre Landsleute eigenhändig.

9) „Der Herr sandte einen Geist der Bestürzung unter unsere Feinde; sie fürchteten uns viel mehr, als wir sie. Ihre wildesten Angriffe schienen dazu geplant, um uns von Ausfällen abzuhalten. Auf unserer Seite aber herrschte ein seltener Geist der Eintracht. Griechische und römische Katholiken und Protestanten fraternisierten, wie nie zuvor. Wir zählten Vertreter aller Länder Europas, die Türkei und Griechenland ausgenommen; dazu kamen 3 Länder Asiens und die Vereinigten Staaten. Platos Gedanke vom gemeinsamen Band der Menschen war bei uns verwirklicht. Inmitten politischer und militärischer Eifersüchteleien wird diese Thatsache eine kosibare Erinnerung bleiben. Der Eintracht der Verteidigten entsprach die Tapferkeit ihrer Verteidiger. Dies alles offenbart uns die Hand Gottes in der Belagerung von Peking.“

Der 14. August brachte die Befreiung. Englische Truppen und General Gaselee waren die ersten auf dem Plan. Früh am 15. floh die Kaiserin mit dem Kaiser. Am gleichen Tage wurde die Peitangkathedrale im Nordosten der Stadt entsetzt. Hier hatte Bischof Favier mit 3—4000 Christen und einer Schutzwache von 41 Mann (30 Franzosen und 11 Italienern) unter unsäglichen Nöten in völliger Isolation ausgeharrt. — Fortan war Peking mitsamt der verbotenen Stadt in den Händen der Fremden und erlebte unerhörte Demütigung, indem



der Tempel des Ackerbaus ein Proviantdepot wurde, schwarze Sikhs in den geweihten Räumen der 6 Ministerien kampierten, englische Offiziere im Ahnentempel der Mandschu-Dynastie seltene Beute für das britische Museum holten, für die Eisenbahn eine Bresche durch den Wall der Südstadt gebrochen wurde u. s. w.

Zur Zeit der Codesgefahr in Peking waren auch in Tientsin Schreckenstage. Noch am 3. Juni bemerkte ein Korrespondent: „es liegt durchaus kein Grund zur Besorgnis wegen Tientsin vor“ — aber Mord und Raub hatten unter den Christen der Umgegend bereits begonnen, und am Abend des 14. Juni bewies der Brand dreier Kapellen, dass die Boxer ihre Operationen nunmehr in die Stadt selbst ausdehnten. Da die Bahn nach der Küste grossenteils unbrauchbar war, die Boxer das Land durchschwärmten und chinesische Truppen, man wusste nicht wo, standen, war Tientsin von der Flotte bei Taku abgeschnitten. Der junge Engländer James Watts rettete die Bedrohten, indem er in 12stündigem Ritt durch Codesgefahren den Admirälen Nachricht von ihrer Notlage überbrachte.

Als Vorbedingung wirksamer Hilfe erkannten diese den Besitz der Forts von Taku an der Mündung des Peiho; als die auf 2 Uhr früh, 17. Juni, geforderte Uebergabe unterblieb, waren sie nach wenigen Stunden im Sturm genommen.

Am gleichen Tage wurde mittags 1 Uhr durch 3 Bomben die Belagerung der Fremdenstadt in Tientsin durch reguläre kaiserliche Truppen und Boxer eröffnet. Alles floh in den Schutz fester Gebäude. Ein grosser Teil der Fremden fand in der Monumental Hall Unterkunft. Der Engländer Cousins nahm 70 Missionsleute und über 500 eingeborne Christen in seiner zentral gelegenen Besetzung auf. Keller boten den Dichtgedrängten Schutz gegen Bomben und Granaten. Die Christen, auch in Tientsin anfangs als Last angesehen, erwiesen sich bald genug als unentbehrlich; ihre hingebungsvolle und todesmutige Arbeit ermöglichte den 2000 Mann der fremden Besatzung die Verteidigung. Sie — und nicht zum mindesten die Frauen — ernteten volles Lob; Mr. Cousins gestand, er habe während dieser Tage wie nie zuvor die Christen in ihrem wahren Wert schätzen gelernt.

Die Verstärkung aus Taku traf, durch mancherlei Hindernisse im Vormarsch gehemmt, am 23. Juni ein. Nun standen circa 15 000 regulären chinesischen Soldaten 10 000 Fremde gegenüber. Die Lage war, da jene durch ihre vorzügliche Artillerie weit überlegen waren,

für diese äusserst gefährlich, und 3 Wochen lang schwankte der Kampf. Am 14. Juli aber gelang den Belagerten die Erstürmung der Eingebornenstadt; damit war, nach einem Monat der Todesnot, die Fremden- und Christenschar so gut wie gerettet. Und wie gut war schliesslich alles vorübergegangen! Unter dem Missionspersonal gab es nicht ein einziges Menschenleben zu beklagen, und wenn auch die Kugeln arg gehaust hatten, so standen doch die Missionsgebäude zum grossen Teil noch aufrecht.

Am 10. und 11. Juni schon war eine Hilfskolonne für Peking von Tientsin aufgebrochen (2066 Mann unter dem britischen Admiral Seymour und dem amerikanischen Kapt. Mc Calla). Nachdem sie  $\frac{2}{3}$  des Weges zurückgelegt hatte, wurde sie durch die Uebermacht der Feinde und der Schwierigkeiten zur Umkehr gezwungen und am 25. Juni durch eine Hilfstruppe aus Tientsin aus der feindlichen Umklammerung befreit und in die Stadt zurückgeführt. Das Fehlschlagen dieses Versuchs bewies, dass ein Vorstoss nach Peking nur mit grosser Heeresmacht und nach den sorgfältigsten Vorbereitungen gewagt werden konnte. Japan, zu dieser Aufgabe bereit, erhielt die geforderte Zustimmung der Mächte nicht, und nach mühsamen Verhandlungen begann am 4. August der Vormarsch einer internationalen Armee von 20000 Mann (10000 Japaner, 4000 Russen, 3000 Engländer, 2000 Amerikaner u. s. w.). Der Widerstand unterwegs war unerheblich. Am 12. August war Tung-Tschau besetzt, am 14. das Ziel erreicht und die Erlösung der Tapfern von Peking Thatsache.

In Pao-ting-fu, einem Stützpunkt der Mission für das Innere von Tschili, war inzwischen schreckliches geschehen. Belgische Eisenbahnarbeiter und andere Ausländer waren rechtzeitig geflohen; das Missionspersonal hatte bleibend Gottes geharrt. Am 30. Juni starben 8 Personen (amer. Presb.) in den Flammen ihres Hauses; am 1. Juli wurden die 7 übrigen Schlachtopfer erschossen, erstochen oder enthauptet (H. B.: 3; E. J. M.: 4). Es waren 6 Männer, 3 Frauen, 2 Fräulein und 4 Kinder.

Einzigartig waren die Schicksale der Station Pang-Tschwang an der Südgrenze von Tschili. Ueber ein Jahr bedroht, entging sie schliesslich allem Unheil, indem ein eingeborner Pfarrer, unterstützt durch die freundliche Haltung der Bevölkerung, den Boxerführer durch ein Pferd und einen Schmaus zufrieden stellen konnte.

Es liegen vielfache Beweise dafür vor, dass Ende Juni und anfangs Juli von der Zentralregierung — teils in der doppelzüngigen Phraseologie von Edikten, teils durch die unmissverständliche Sprache des Telegraphen — Befehl zur Vernichtung der Fremden und Christen im ganzen Reich gegeben wurde.

In einem Edikt vom 26. Juni wurde darauf hingewiesen, wie die Boxer zu Hunderttausenden in der Hauptstadt verbreitet seien und wie sich jedermann gegen die Konvertiten erhebe. Von Militär und Volk, wie aus den Palästen von Prinzen und Herzögen erschalle ein Schrei des Hasses gegen die fremde Religion. Eine Unterdrückung dieser Strömung würde zu innern Unruhen führen und die Nation ruinieren. Man müsse ihr Rechnung tragen, Krieg sei durch die ganze Sachlage unvermeidlich . . . — Ein Edikt vom 2. Juli betonte heuchlerisch, auch die Christen seien Kinder des Throns, und es gebe unter ihnen würdige, brave Leute. Da sie jedoch, an die Missionare sich anlehnd, irre geführt worden seien, auch manche Missethaten begangen hätten, sei zwischen ihnen und dem Volk unaustilgbare Feindschaft entstanden. Die Boxer sollen, eins mit der ganzen Bevölkerung, treu und patriotisch gegen die Landesfeinde aufstehen. Den Christen ist Gelegenheit zu geben, dass sie dem Verderben entinnen: wenn sie sich reuig den Behörden stellen, soll ihnen vergeben werden. „Da zwischen China und den fremden Nationen Krieg ausgebrochen ist, sollen sämtliche Missionare unverzüglich nach ihrer Heimat ausgewiesen werden, damit sie nicht länger bleiben und Unruhe stiften. Es ist jedoch wichtig, dass Massregeln zu ihrem Schutz unterwegs getroffen werden.“

Der Telegraph interpretierte diese Edikte, indem er den Befehl durch das ganze Reich trug: „Wann immer ihr Fremden begegnet, müsst ihr sie töten, und wenn sie entkommen wollen, müssen sie gleichwohl unverzüglich getötet werden.“ Später freilich, als der Misserfolg zu Tage lag, stellte die Regierung diese Edikte als unecht und zu einer Zeit erlassen, in welcher der Usurpator Tuan die Macht in den Händen gehabt hätte, in Abrede, und ein kaiserlicher Erlass ordnete die Sammlung aller jener Dekrete an, damit sie offiziell unecht erklärt und fortan nicht mehr als Akten der Regierung citiert würden. Aber diese Machenschaften konnten die Thatsache nicht umstossen, dass jenes Telegramm wirklich erlassen wurde (Ausländer sahen die Depesche mehrfach im Original!) und dass die Kaiserin selbst diese Politik vertrat.

Der Blutbefehl regte das ganze Reich auf. Sogar im fernen Ost-Turkestan vermochte nur die bedrohliche Nähe russischer Kolonnen seine Ausführung zu verhindern. Er wirkte sogar über die Grenze hinaus: In Korea zirkulierte ein Aufruf zum allgemeinen Fremden- und Christenmord, und der Verdacht liegt vor, dass die Regierung in Söul dahinter-

stand. Hauptträger des ruchlosen Plans waren die Konfuzianisten. Das energische Vorgehen des amerikanischen Gesandten wehrte das drohende Unheil ab.

In vollem Umfang geschah der Wille der Machthaber von Peking durch Yü Hsien, den grossen Gönner der Boxer, in seiner neuen Provinz Schansi. Was hier sich zutrug, zeigte, was überall sich ereignet hätte, wäre im ganzen Reich nach Befehl gehandelt worden. Die Vorgänge in Schansi bilden das dunkelste Blatt aus der Geschichte der Krisis.

Bis 1900 hatte die Mission in Schansi nicht über Gegnerschaft zu klagen. Als Helferin in der Not der Hungerjahre 1877 und 78, als fast die halbe Bevölkerung wegstarb, war sie auf den Plan getreten, und zu Beginn 1900 zählte sie auf hoffnungsvollem Arbeitsgebiet 58 Missionare, 46 Fräulein, 2 Ärzte, 169 Nationalhelfer, 31 Haupt- und 48 Nebenstationen, 1850 Kommunikanten und 41 Schulanstalten (C. J. M., engl. Bapt., amer. Presb., S. P. G., der Freimissionar Pigott). Schon 1899 drohte abermals Hungersnot. Die Herbstsaat unterblieb wegen Regenmangel; die Ernte fiel 1900 aus. In der 20-jährigen Schonzeit aber war die Bevölkerung durch Opiumrauchen heruntergekommen. Sie that freilich alles Erdenkbare zur Abwehr der Not. Heiden begruben lebendige Frösche, fasteten, pilgerten zu Heiligtümern; Christen beteten und harrten. Aber der Himmel blieb verschlossen. Die Missionare berechneten den Bedarf der Christen an dringendster Hilfe auf 400 000 Mk. und bereiteten einheitliche Unterstützung eben vor, als die Krisis ausbrach.

Die Not erfüllte die Provinz mit abergläubischer Aufregung, und als von höchster Stelle der Befehl zur Ausrottung der Fremden und ihrer Parteigänger kam, fiel der zündende Funke ins Pulver. Im Mai 1900 bezog der neue Gouverneur seine Hauptstadt Tai-juen-fu. Mit ihm waren die Boxer im Lande. Ihre erste Frevelthat war die Beraubung und Misshandlung des Ältesten Si (C. J. M.) bei Ping-jang durch eine Bande von 16 Burschen. Ein paar Tage später waren es ihrer 26, und mit ihrer Zahl mehrten sich ihre Verbrechen und deren Stätten. Am 23. Mai verkündigten sie öffentlich, sie seien auf kaiserlichen Befehl und unter General Tung Fu Hsiang's Kommando ins Land gekommen, um die Fremden mit ihrem Anhang zu vernichten. Zunächst aber nahmen sie nur eingeborene Christen aufs Korn.

Die Haltung der Provinzialregierung entschied auch hier. Unter-



beamte thaten zum Teil ihre Pflicht den Missethätern gegenüber. Bei Ping-jang lieferten Soldaten den Boxern ein Gefecht, und als solche gefangen in die Stadt geführt wurden, höhnte das Volk: „Hollah, warum seid ihr hier? Wir dachten, ihr könnet auf den Wolken reiten und seied unverwundbar!“ Enthauptung drohte ihnen. Einzelne Mandarine erwiesen auch den Missionaren Freundschaft, indem sie ihnen von den Befehlen aus Peking Kenntnis gaben und sie zur Flucht nötigten; einer z. B. rettete dem Schweden Blom das Leben, indem er ihm Pass und Eskorte gab mit der Begründung, Schweden zähle wohl nicht zu den China feindlichen Mächten. Und zu So-ping-fu liess der skeptische Magistrat um Mitternacht vor schaulustiger Menge auf die Boxer schiessen, um ihre Unverwundbarkeit zu erproben, und alle wurden verwundet, 4 aber blieben tot auf dem Platze.

Solches Verhalten hemmte den Strom nicht! Bezeichnend war eine Eingabe Yü Hsien's, welche am 29. Juli in der Pekingener Staatszeitung erschien. In derselben empfahl er einen Distriktsbeamten zur Degradation, weil er gegen Boxer Truppen verlangt hatte. Damit war kundgegeben, dass man nicht ungestraft gegen die Schosskinder des Gouverneurs eine Hand erhob, und eine Proklamation vom 7. August befahl dem Volk in Schansi, zu Stadt und Land, die Boxerkünste zu üben. Das Edikt vom 2. Juli machte Yü Hsien, soweit es die eingeborenen Christen betraf, in folgenden Worten bekannt:

„Die fremde Religion verdient Abscheu, da sie die Götter verachtet und die Menschen plagt. Wollt ihr eure Pflicht thun, so seid ihr gute Leute. Die Boxer werden die Häuser aller Christen verbrennen und diese töten. Euer Unglück ist vor der Thüre. Alle Beamten, welchen es obliegt, euch zu schützen, sollen alle Anhänger der fremden Religion zum Widerruf ermahnen. Widerruft ihr nicht, so wird euch verspätete Reue nichts nützen. Ist es nicht höchste Tugend, vom Falschen sich abzuwenden und zum Guten zurückzukehren? Jedermann gehorche mit Zittern!“

So war also für die Christen der Abfall der einzige Ausweg aus dem Verderben! Verführerische Bosheit oder aufrichtiges Wohlwollen erleichterten ihn mancherorts. Die Christen von Ping-jang-fu z. B. erhielten ein obrigkeitliches Schriftstück; hefteten sie dasselbe aussen an ihre Thüren, so sollte dies als Beweis dafür, dass sie ihren Glauben aufgegeben hätten, gelten. Und der Magistrat von Tschao-tscheng meinte es auf seine Weise gut, wenn er die Christen in die Stadt berief und ihnen Bescheinigungen des Widerrufs anbot, welche sie schützen sollten an Leben und Eigentum. Die Boxer freilich unterzogen etwa solche Abschwörung noch einer Echtheitsprobe; in Hung-tung z. B.

mussten einige Christen vor den Götzen Lose werfen; fiel das Los nach oben, so war sie ehrlich gemeint; kam es nach unten zu liegen, so waren sie des Todes.

Die Verführungskunst hatte mit Hilfe der Todesschrecken naturgemäss etwelchen Erfolg; Abfall kam vor, aber auch ein Heroismus des Martyriums, welcher die Peiniger staunen machte. Was gab dem Lehrer Liu von Fen-tschau-fu jenen merkwürdigen, stillen Mut, dass er, den Fächer in der Hand in seiner Stube sitzend, die Boxer und den Todesstreich erwartete? Den Mördern flösste solches Sterben Grauen ein. Sie glaubten, diese Toten würden nach 3 Tagen auferstehen, und liebten es, damit dies nicht geschehe, die Leichen in Stücke zu hauen und diese zu verbrennen, streuten wohl auch die Asche in den Wind. Die Zahl der protestantischen Blutzegen von Schansi wird auf 244—274 geschätzt (L. J. M.: 84, davon 27 allein in Ping-jang; H. B.: 80; Freimission in Scheo-jang: 30—40; engl. Bapt.: 50—70).

Es ist unmöglich, die Leiden der Christen von Schansi während der Verfolgungszeit darzustellen. Das ganze Land litt schrecklich durch die Hungersnot (in der Hauptstadt wurde Menschenfleisch pfundweise ausgewogen) — wie mussten sie erst leiden, welchen die Feinde ihres Glaubens im günstigen Fall das nackte Leben liessen! Die Liebe that freilich das ihre. Der Schwede Blom hatte in der Hand eines treuen Nationalgehilfen 200 Pfund zurückgelassen; die skandinavische Allianzmission hinterliess 148 Pfund. Damit wurde ein Hilfsdienst, Missionaren zur Rettung und darbenden Christen zur Unterstützung, eingerichtet. Die Provinz Schensi war Ausgangspunkt. Treue Christen durchstreiften Schansi planmässig, um die Notstände zu erforschen, Bericht zu erstatten und die Hilfe zu vermitteln. Es scheint festzustehen, dass kein Christ Hungers starb.

Die Katholiken halfen sich auf ihre Weise. Sie hatten ihre Sammelpunkte, wo der Feind auf Erdwälle, Gräben, Gewehrsalven und sogar Kanonen stiess. Die Priester waren die Offiziere dieser streitenden Kirche. Regelrechte Belagerungen wurden Wochen, Monate lang ausgehalten. Ein Hauptquartier der Verteidigung war die Station Machang, wo 800 Christen grosser Übermacht siegreich trotzten.

Der Gouverneur bezahlte für den Kopf des Ausländers 100 Taels. Die der Sprache unkundigen und dem Volk fremden Nichtmissionare waren besonders gefährdet. Missionar Saunders entging nur durch den Nachweis dem Tode, dass er nicht jener Eisenbahninspektor sei, welcher

kürzlich die Gegend besucht, den Erddrachen aufgeschreckt und den Regen verscheucht hatte. Manchen gelang die Flucht. Aus Süd-Schansi entrannen 19 Personen in 4 Partien, während 35 Erwachsene und 10 Kinder — lauter Angehörige der Mission — den Tod fanden. Viele Fluchtberichte sind veröffentlicht; sie haben als Beweise göttlicher Durchhilfe bleibenden Wert. Es fehlte den Fliehenden nicht an schönen Erfahrungen heidnischer Güte; ein Mandarin wurde, weil er an solchen Armen human gehandelt hatte, von der Kaiserin abgesetzt, als sie durch Schansi zog.

Die grosse Mehrzahl des Missionspersonals aber starb den Zeugen-tod. Miss Coombs in Tai-juen-fu eröffnete die lange Reihe dieser Märtyrer; am 27. Juni warfen sie Soldaten in ein brennendes Haus. 2 Tage darauf fielen im Norden, in So-ping-fu, 10 Skandinavier und zu gleicher Zeit im benachbarten Ca-tung-fu 6 Angehörige der E. J. M. Am 30. Juni starben 2 Fräulein in Ho-tsih. Das Schrecklichste geschah am 9. Juli in der Hauptstadt unter den Augen des Gouverneurs, welcher an allem diesem Blut schuld sein wollte.

Er hatte den zum Mord ausziehenden Boxern Befehl nachgesandt, die Missionare ihm gefangen einzuliefern. So überbrachten sie ihm in Fesseln 7 Personen von der Freimission in Scheo-jang. Die Angehörigen der verschiedenen Missionen in der Stadt hatten sich Ende Juni, als das Brennen und Morden begann, in der englischen Baptistenmission vereinigt. Die verschlossenen Stadthore machten ein Entkommen unmöglich. Am 9. Juli entbot sie der Gouverneur — er hatte 2 Tage zuvor ihre Namen eingefordert — nach seinem Yamen, sicheres Geleit bis Tientsin versprechend. Der Henker empfing sie. Der Baptist Farthing fiel zuerst. Es folgten 4 Opfer. Dem Gouverneur ging es zu langsam; er befahl Soldaten zu helfen. Diese, ungeübt im Kopfabhauen, brauchten mehrere Streiche, bis das Haupt vom Rumpf getrennt war. Nach den protestantischen Männern kamen die Frauen und Kinder, nach diesen die Katholiken an die Reihe. Ein Bischof mit weissem Bart fragte den Urheber des Mordens, warum er so handle. Die Antwort gab er ihm mit einem Schwertstreich quer durchs Gesicht, dass das rote Blut durch den weissen Bart rann, und hurtig hieb ihm der Henker den Kopf ab. Als auch die Priester und Nonnen gefallen waren, wurden die 7 von Scheo-jang aus dem nahen Gefängnis zur Hinrichtung herbeigeholt; Missionar Pigott starb predigend; seine Gattin hielt im Tode die Hand ihres Sohnes. 45 Fremde endeten so zu Tai-juen-fu an einem Tage, 33 Protestanten und 12 Katholiken. Eine Anzahl eingeborener Christen teilte ihr Los. Die gaffende Menge staunte über die stille Kraft der Märtyrer; einzig 3 Kinder weinten. Der Gouverneur berichtete seine Grossthat unverzüglich, auf Lohn hoffend, nach Peking.

Das Morden dauerte fort. Am 15. und 16. Juli starben 7 Personen bei Ho-tsih, am 31. 6 in Tai-ku-hsien; am 7. August erlag das Personal der englischen Baptistenmission in Hsin-tschau nach 16-

tägiger Gefangenschaft den Streichen der Boxer und Soldaten am Stadthor — man stellte sich, als wollte man sie nach der Küste schaffen. Am 15. August wurden die Missionare von Fen-tschau-fu unterwegs erschossen, am 30. 3 Personen bei K'uh-wu getötet u. s. w. — Schrecklich wütete die Verfolgung auch in der nördlich an Schansi grenzenden Mongolei. Die starke katholische Mission litt hier furchtbar. In der Hauptstation der Ostmongolei verteidigte sich der apostolische Vikar mit 20 Missionaren und 4000 Christen 4 Monate lang. Im Zentraldistrikt fielen 5 Priester; 12 Residenzen und 60 Christengemeinden wurden zerstört, von 15 000 Christen wohl 8000 niedergemacht. Im Südwesten wurde die Mission so gut wie vernichtet. Bischof Hamer, beim Messelesen ergriffen, erduldeten entsetzliches, bis er, in Watte gehüllt, mit Petroleum übergossen und angezündet, den Geist aufgab. 5000 Christen starben mit ihrem Oberhirten. Einzelnen Missionspartien gelang die Flucht nach Sibirien.

Schansi (mit der Mongolei) nimmt in der Verlustliste der evangelischen Mission den grössten Raum ein: von 188 Getöteten (135 Erwachsene, 53 Kinder) entfallen 159 (113 Erwachsene, 46 Kinder), also 84,5%, auf dieses eine Verfolgungsgebiet.

In der Mandschurei kam der Blitz aus heiterem Himmel. Die irischen und schottischen Presbyterianer hatten in 29 Jahren eine Kirche von 19 646 Gliedern und die Sympathie des Volks gewonnen. In der Hauptstadt Mukden waren die Beziehungen zwischen Mission, Regierung und Bevölkerung vorzügliche; zur Jahresversammlung, Anfangs Juni, noch garantierte der Militärmandarin vollkommene Sicherheit — und innerhalb einer Woche war die Freundschaft in Argwohn und Feindseligkeit umgewandelt! Eingaben beantwortete der Gouverneur nicht. Ob er der Not gehorchte oder dem eignen Trieb? Den evangelischen Missionaren gelang die Flucht, teils nach Norden in russischen Schutz, teils nach Süden auf das rettende Meer; die Katholiken verloren 10 Männer und 2 Frauen.

In Mukden begann der Sturm am 30. Juni mit der Zerstörung fremder Gebäulichkeiten; Bischof Guillon erlitt am 2 Juli, als die Kathedrale ihm zum Opfer fiel, mit einem Pater, einem Priester und 2 Schwestern den Tod. Am 9. Juli bot der Generalgouverneur durch eine Proklamation für jeden Fremden, tot oder lebendig eingebracht, 50 Taels an und versprach jedem, der gegen die Ausländer zu Felde ziehe, Belohnung. Vielleicht war ihm dieses Uorgehen abgetrotzt durch



seine Umgebung. Denn der Tatarengeneral war der beste Freund der Boxer, und 2 andere Oberbeamte proklamierten sich öffentlich als ihre Führer. So protegiert, beherrschten sie die Stadt, deren Bezirke sie in 5 Klubs besetzt hielten. Etwa 100 Christen waren im Distrikt von Mukden ihre Beute. Ihrem Schreckensregiment konnte am 11. August, nach Abzug des Tatarengenerals gegen die Russen, durch den Befehl, sie zu vernichten, ein Ende gemacht werden; die Soldaten töteten 60—70.

In Liao-jang (1100 Christen, Missionsspital) brach der Sturm am 5. Juli, als Boxer aus Mukden eintrafen, los. Der fremden- und christenfreundliche Magistrat wurde machtlos und musste vor diesen Buben niederknien. Er suchte den Christen durch möglichst leichten Pardon zu helfen. Sie konnten Zeugnisse holen, laut welchen sie „das Falsche verwarfen und zum Wahren zurückkehrten.“ Auch galt, wer über ein auf den Boden gelegtes Kreuz hinschritt, als frei von Schuld. Solches verwirrte die Gewissen, dass sie dieses Thun als harmlos erlaubten; von 23 Angestellten der Mission hielten sich nur 14 tadellos. In einer Hussengemeinde blieben von 80 Gliedern nur 20 rein.

Die Verleugnung stufte sich im grossen Verfolgungsgebiet der Mandschurei mannigfach ab. Manche stellten Götzen, zumal den Küchen-gott, in ihren Häusern auf; manche zündeten Weihrauch an und opferten an von den Boxern hierfür bestimmten Orten; manche rauchten ostentativ Opium. Auf die eine oder andere Weise fielen ganze Gemeinden. Immerhin bezeugte die Missionsleitung nach genauen Nachforschungen: „Der Gesamteindruck ist ungleich günstiger, als wie es zuerst den Anschein hatte. Jeder, der das Innere bereist hat, freut sich darüber, dass das Christentum so tiefe Wurzeln im Volk geschlagen hat; manche bekennen, sie hätten jetzt viel mehr Glauben an die Aufrichtigkeit chinesischen Christentums, als vor der Verfolgung.“

Die Provinz Honan (seit 1884 besetzt; von 109 ummauerten Städten sind 100 noch immer ohne evangelische Mission!) war der Schauplatz heftiger Verfolgung. Auch hier bereitete die Hungersnot einen für die Aussaat der Boxer empfänglichen Boden. Die Christen litten sehr; keine Station wurde verschont. Die E. J. M. bezeugt Gutes von ihren eingebornen Gliedern: Abfall sei Ausnahme geblieben; in Tai-kang seien sie Sonntag, den 16. Juli, vollzählig und still zum Gottesdienst gekommen, während die Stadt vom Geschrei: „tötet die fremden Hunde!“ wiederhallte u. a. Den Missionaren gab man widerstrebend Geleit, dass keiner ums Leben kam — Dank dem mächtigen Vizekönig

von Hupe, welcher den Gouverneur von Honan telegraphisch anwies, sie zu schützen.

Vom 21. bis 24. Juli vollzog sich in Ku-tschau-fu, Provinz Tschekiang, eine Tragödie: 11 Personen von der C. J. M. wurden ermordet (2 Ehepaare, 4 Fräulein und 3 Kinder). Die Erhebung scheint von der Boxerbewegung unabhängig und lokaler Natur gewesen zu sein. Ein Korrespondent erklärte sie in einem Blatt von Schanghai als Folge der Rücksichtslosigkeit, mit welcher Frankreich 1874 und wieder im Juli 1898 vorgegangen war, um ein dem Klub der Tschekiang-Leute in Schanghai gehörendes Grundstück sich anzueignen.

Es gährte überall; wochenlang war der allgemeine Fremden- und Christenmord im Reich wahrscheinlich, weshalb den Missionaren aus sämtlichen Provinzen von ihren Vorgesetzten hastige Flucht in die Vertragshäfen oder über das Meer befohlen wurde. Thatsächlich aber blieb der Ausbruch der Krisis auf die wenigen genannten Provinzen beschränkt. Die Generalgouverneure Tschang Tschih-tung von Hupe und Hunan (der Verfasser von „China's einzige Hoffnung“, ein äusserst energischer, hochbegabter Reformfreund und Patriot, ohne Geldliebe) und Liu-Kunyi in Nanking, sowie der Gouverneur Yuan Schih-kai von Schantung einigten sich, sobald die Befehle aus Peking ergingen, untereinander und mit den Vertretern der fremden Mächte zur Aufrechthaltung der Ruhe in ihren Territorien unter gewissen Bedingungen, zu welchen auch das möglichste Fernbleiben fremder Kriegsschiffe von denselben gehörte. Der englische Generalkonsul Warren in Schanghai, erkennend, wie vom guten Willen dieser Machthaber zahllose Menschenleben und die Wohlfahrt eines ungeheuren Gebietes abhing, wusste seine Regierung zu einem Darlehen an Tschang Tschih-tung im Betrage von 75 000 Pfund zu bestimmen, wodurch seine Position gestärkt wurde.

Yuan Schih-kai rettete allen Missionaren seiner Provinz das Leben, indem er sie, als er die Gefahr kommen sah, sicher an die Küste geleiten liess, und den Christen suchte er den Abfall so zu erleichtern, dass sie ihn kaum noch als solchen erkannten. Seine Haltung missfiel im Heimatland der Boxer sehr; es wird erzählt, sein Leben habe während der kritischen Monate beständig in Gefahr geschwebt und sein Palast sei von seinen besten 1000 Mann mit Kanonen bewacht worden. Später freilich trat zu Tage, dass einzig durch seine kluge Festigkeit Schantung vor einer Invasion fremder Truppen verschont geblieben war, und das Blatt wandte sich zu seinen Gunsten.

Die gute Energie dieses Triumvirates hielt einen Ausbruch der Krisis von den mittleren und südlichen Provinzen fern. Lokale Unruhen freilich blieben auch hier nicht aus, und in Jünnan bedurfte es einer geharnischten Note vom französischen Minister des Auswärtigen, um einer Schar Fremder Befreiung aus drohender Einschliessung und Vernichtung zu ermöglichen.

Unschätzbare Verdienste erwarb sich der Mandschu Tuan Fang, Gouverneur von Schansi. Die Blutedikte liessen ihn vor hohen Beamten Thränen vergiessen und raubten ihm Appetit und Schlaf. Er unterdrückte sie und liess die Boxer seinen Unwillen wirksam spüren. Als sie eine Erhebung hervorrufen wollten, griff seine Leibwache ihre Häupter auf; ihre Hetzplakate wurden unverzüglich entfernt, das Haus eines bedrohten schwedischen Missionars mit Kavallerie umstellt. 80 Fremde rettete er. Starke Schutzwachen hatten Befehl, die Flüchtlinge so weit zu geleiten, bis sie den entgegenkommenden Soldaten Tschang Tschih-tung's begegneten. Tuan Fang dehnte seine Massregeln, entgegen allem Brauch, zu Gunsten der Fremden über die Grenzen seiner Provinz aus. Die Thatsache, dass der Wille dieser Gouverneure sich durchsetzte, legt Zeugnis ab gegen die Machthaber der Aufruhr-Provinzen und beweist, dass die beliebte Entschuldigung der Regierung mit der Unwiderstehlichkeit der unruhigen Elemente Lüge war.



## Die Konfirmationspraxis in der Mission.

Von Prof. D. M. von Nathusius, Greifswald.

### I.

Die Konfirmation ist gegenwärtig in der heimischen Kirche zu einer brennenden Frage geworden. Bei dem Für und Wider der Richtungen hat sich, soweit ich die Literatur übersehe, wieder einmal der bedauerliche Mangel an theologischer Beurteilung der praktischen Fragen gezeigt, den wir auch gegenüber den sozialen Aufgaben, der Gemeinschaftsbewegung u. s. w. zu bemerken Gelegenheit hatten. Man urteilt zumeist über die Konfirmation nach den hier und da gerade beobachteten Missständen, nach den Vorstellungen, die man sich aus seinen eigenen lokalen Verhältnissen und seinen persönlichen Erfahrungen,

seinem eigenen Geschick oder Ungeschick gemacht hat, und tritt so mit Reformvorschlägen auf. Wollen wir den Katechumenenunterricht und das abschliessende Ziel, für das er vorbereitet, sachlich beurteilen, so müssen wir uns auf den Boden der geschichtlichen Betrachtung stellen. Nur indem wir die Wandlungen verfolgen, welche dieser Teil des kirchlichen Handelns in den verschiedenen Abschnitten der Kirchengeschichte erfahren hat, können wir das Wesen desselben, das natürlich aus der hl. Schrift zu gewinnen ist, verstehen. Und nur von da aus können wir die Formen bestimmen, welche die betreffende Aufgabe den Bedürfnissen der Gegenwart gegenüber anzunehmen hat.

Mit der Zusammenstellung des hierher gehörigen Materials beschäftigt<sup>1)</sup>, geriet ich naturgemäss auf die Frage nach der Art, wie in unserer heutigen evangelischen Heidenmission die Konfirmation und der kirchliche Unterricht der als Kinder Getauften behandelt wird. Denn da vollzieht sich gleichsam unter unseren Augen derselbe Prozess, den wir geschichtlich vom 5. bis 9. Jahrhundert zu verfolgen haben. Aus einer in der heidnischen Welt lebenden Missionskirche wird eine Volkskirche mit dem christianisierten Familienleben und der Kindertaufe. Damals vollzog sich diese Entwicklung unter der Herrschaft einer zauberhaften Lehre vom Sakrament, daher die Mitteilung auch der Abendmahlselemente an die Säuglinge, daher das Unterbleiben des kirchlichen Unterrichts an die getauften Kinder, daher auch die Ausbildung eines die Taufe vervollständigenden Sakramentes der confirmatio. Wir hätten wahrscheinlich 1000 Jahre früher einen kirchlichen Kinderunterricht und eine denselben abschliessende Feier mit erster Kommunion bekommen, wenn nicht schon seit dem dritten Jahrhundert die Kinderkommunion eingeführt und selbst von einem Augustin als notwendig zur Seligkeit der Kinder gelehrt wäre.

Heute stehen wir, wenigstens in der evangelischen Mission ganz anders. Es ist daher von grösstem Interesse, gleichsam als Ergänzung der wissenschaftlichen Betrachtung der Vergangenheit, die Erfahrungen kennen zu lernen, aus welchen heraus die verschiedenen Missionsgesellschaften der Gegenwart ihre kirchliche Aufgabe an den getauften Kindern gestalten.

Eine Schwierigkeit trat mir freilich sofort entgegen. Es giebt noch keine Litteratur über die missionarische Konfirmation. Ich war deshalb

1) Ich hoffe es, baldigst in einem „Handbuch des kirchlichen Unterrichts nach Ziel und Inhalt“ veröffentlichen zu können.



darauf angewiesen, mich aus den Missions- und Kirchenordnungen der einzelnen Gesellschaften, aus Briefen der Direktoren und der von den letzteren freundlichst dazu aufgeforderten Missionare zu orientieren, denen allen ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche. Aber ich habe mich dabei auf die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften (die drei in Berlin, Leipzig, Hermannsburg, Barmen und Basel) beschränkt, in der Hoffnung, dass die Missionstheoretiker die Sache weiter verfolgen und auch aus den nicht-deutschen Missionen reicheres Material zusammenstellen werden.

Freilich kann sich die Behandlung nicht auf die eigentliche Kinderunterweisung beschränken. Die Praxis der Konfirmation und des Konfirmandenunterrichts in der Mission hängt zu eng mit der Taufpraxis und dem Unterricht für Erwachsene zusammen, als dass ich sie in der Behandlung hätte übergehen können. Und hierzu leisteten die Verhandlungen der Allgemeinen Bremer Missionskonferenz von 1893, der dort gehaltene Vortrag von Zahn und die im Anschluss an denselben aufgestellten Thesen über die Taufordnung (A. M. Z. 1893, 345) die beste Hilfe, sowie das was Warneck in der Evangelischen Missionslehre III, 2 beibringt, wo sich auch (S. 277) eine kurze Orientierung über die Konfirmationsfrage findet.

In allen mir zugegangenen Mitteilungen über die Konfirmation kommen Sätze wie der vor: Es herrschen bei uns noch wenig übereinstimmende Formen und Ordnungen; wir stehen noch immer in dem Stadium, Erfahrungen zu sammeln. Vieles ist der seelsorgerlichen Entscheidung des einzelnen Missionars überlassen. Und das ist auch ganz natürlich, wenn man bedenkt, wie kurz die Zeit ist, in der sich volkskirchliche Zustände auf dem Missionsgebiet bilden konnten. Aber auch in der Taufpraxis gehen die Ansichten noch weit auseinander, und das wird auch trotz der Thesen über die Taufordnung so bleiben. Bei keiner anderen Gelegenheit zeigt sich der Einfluss der theologischen Grundrichtung so sehr als bei der Praxis des Unterrichts, der Taufe und der Konfirmation. Jede Abweichung der Lehre über die Kirche, über die Sakramente und über das Wesen des Glaubens setzt sich sofort um in die grössere oder geringere Betonung der Selbständigkeit der Überzeugung bei den Katechumenen, den höheren oder geringeren Ansprüchen an ihre Erkenntnis, ihren Wandel, ihre Glaubensstufe.

Wenn wir ganz im allgemeinen die Kirchenparteien auf ihre Taufbedingungen hin unterscheiden, so stehen auf der einen Seite

als die laxeste Partei die Römer, die Anglikaner und viele Methodisten. Auf der anderen als die strengste die Schotten und Baptisten. Wenn wir auch von baptistischen Missionen wissen, welche ziemlich schnell sogar Massentaufen vornehmen, so verlangt doch eigentlich das Prinzip der Baptisten etwas anderes. Wo die Taufe als das auf die innerlich bereits vollzogene Wiedergeburt gedrückte Siegel angesehen wird, muss derselben eine lange gründliche Bewährung vorangehen. Und dementsprechend wird wohl in den meisten baptistischen Missionen verfahren. Umgekehrt ist das kirchliche objektive Handeln bei den Römischen so sehr die Hauptsache, dass wir von Taufen bei ihnen wissen, welche sogar ohne den Willen und das Bewusstsein der Getauften vollzogen werden. Wie leicht wird es dementsprechend mit den zur Taufe Willigen genommen, oft auch bei ziemlich äusseren Beweggründen. Auch die Anglikaner sollen es mit dem katechetischen Taufunterricht nicht allzu streng nehmen, indem sie den grösseren Wert auf die nachfolgende kirchliche Gewöhnung legen. Von ganz anderen Gesichtspunkten aus wird die Taufe beschleunigt bei den Methodisten. Da der Glaube nach ihnen mehr auf Gefühlserregungen als auf Einsicht beruht, so genügen oft sehr wenig gegründete lebhaftere Entschlüsse, um einen Heiden als geeigneten Taufbewerber erscheinen zu lassen. Es ist von anderen Missionaren mancher getaufte Schwarze in Afrika gefunden, an dessen Christentum kaum mehr als der Taufschein eines methodistischen Missionars erinnerte. Am langsamsten schreiten die Schotten zur Taufe.

Zwischen diesen beiden Extremen stehen die deutschen evangelischen Missionen in der Mitte. Zwar giebt es unter ihnen auch noch mancherlei Unterschiede, die aber nur lose mit den Unterschieden der theologischen und kirchlichen Grundstellung zusammenhängen. Die hauptsächlichsten Abweichungen liegen wohl auf dem Gebiete der ethischen Fragen und bezeichnen mehr eine abweichende Beurteilung der sozialen Verhältnisse des betreffenden Volkes und deren ethische Wirkung.

Wenn uns in der Ausdrucksweise oft auch grosse Verschiedenheit entgegentritt, so scheint mir das zumeist nur in den Worten zu liegen. Warneck verlangt „als Vorstufe zur Ekklesia einen geordneten kirchlichen Katechumenat“, der immer unentbehrlicher werde<sup>1)</sup>. So scharf er gewisse mit demselben verbundene Einrichtungen der alten Kirche abweist, so will er doch einen Aufnahmeakt in das Katechumenat, in welchem der Betreffende vor der Gemeinde unter Handauflegung des Missionars

1) Evangelische Missionslehre III, 2, S. 252.

seine Willigkeit erklärt, sich für die Taufe vorbereiten zu lassen und allem götzendienerischen Wesen zu entsagen. So enthält auch die Katechumenenordnung der Leipziger Mission<sup>1)</sup> einen solchen besonderen Akt: Eintragung in das Katechumenenbuch vor Zeugen und Mitteilung an die Gemeinde mit Aufforderung zur Fürbitte. Auch die Berliner (I) wählt aus dem Haufen derer, die nach der ersten Verkündigung weiteren Unterricht begehren, und die in Gottes Wort, im Lesen und Singen Unterricht erhalten, diejenigen besonders aus, welche zur Taufe vorbereitet werden. Es klingt anders, wenn es in den Zahnschen Thesen heisst: „Hat ein Heide auf die Predigt des Evangeliums hin, welche zu Jesu einladet, seine Willigkeit erklärt, ein Jünger Jesu zu werden, so ist er zu taufen. Nur wo die Aufrichtigkeit oder die Einsicht des Willigen zweifelhaft ist, hat der Katechumenat seine Berechtigung. Eine lange Dauer desselben ist unnatürlich.“ Doch scheint auch nach ihm das Normale zu sein, dass jene Einsicht der Taufwilligen zweifelhaft ist. Denn auch er verlangt nachher in Th. 13 einen besonderen Aufnahmeakt in den Katechumenat, der der Gemeinde kundgegeben wird.

Wie lange der Katechumenat, also die Zeit der eigentlichen Taufvorbereitung dauert, ist von den Zuständen des Volkes, unter dem missioniert wird, auch von anderen äusseren Umständen abhängig, nämlich z. B. ob der Katechumene auf einer Aussenstation wohnt, von der Mission auf der Hauptstation unterhalten werden muss und dergl.

Was den Inhalt des Katechumenenunterrichts und den Grad des Verständnisses, der vor der Taufe zu erreichen ist, betrifft, so zeigt sich der Unterschied in der Missionspraxis besonders daran, was nach der Taufe noch an Unterricht verlangt wird und ob das Abendmahl gleich mit der Taufe verbunden wird oder nicht. Deutlich tritt nun hier eine Differenz zu Tage. Der Unterschied zwischen der Tauf- und der Abendmahlsvorbereitung wird scharf hervorgehoben in den Bestimmungen der Leipziger Mission. Nur bei einzelnen besonders geförderten Katechumenen soll die Zulassung zum hl. Abendmahl unmittelbar nach der Taufe stattfinden und der Abendmahlsunterricht mit dem Taufunterricht verbunden werden (§ 18). Sonst heisst es:

„Neugetaufte, welche längere Zeit ihren Glauben durch einen gottesfürchtigen Wandel zieren, sind auf den Empfang des hl. Abendmahles vorzubereiten. Es ist ihnen zu diesem Zwecke, nötigenfalls nach Wiederholung des grundlegenden Unter-

1) Mitgeteilt im Evangelisch-lutherischen Missionsblatt 1894, Nr. 24.

richts, der Abendmahlsbefehl, das Beichtgebet und wenigstens die lutherische Erklärung des 2. Artikels einzuprägen“ — und zwar durch den Missionar selbst<sup>1)</sup>. —

Ebenso steht Hermannsburg:

„Einzelne wenige Missionare zogen das fünfte Hauptstück in den Bereich des Taufunterrichts. Das konnten wir nicht gut heissen. Die betreffenden Brüder hatten die Praxis, die Zulassung zum hl. Abendmahl der Taufe bald folgen zu lassen, während die überwiegende Mehrheit zwischen der Taufe und dem ersten Empfang des hl. Abendmahles eine längere Periode, ein halbes bis ein ganzes Jahr verstreichen lässt und in dieser erst den Abendmahlsunterricht giebt. Und das ist das Richtige“<sup>2)</sup>.

Ganz entgegengesetzt fordert die 15. der Zahnschen Thesen: „Die Erwachsenen haben mit der Taufe das Recht zum hl. Abendmahl empfangen. Nur Nebengründe können veranlassen, den Tauftag nicht den Tag der ersten Kommunion sein zu lassen.“ — Diesem Grundsatz entsprechend wird z. B. in der Baseler Mission überall verfahren. Nur wenn aus äusseren Gründen Taufe und Abendmahl nicht zusammenfallen, folgt noch nach der Taufe in mehreren Stunden eine Belehrung über das hl. Abendmahl, nach einer schriftlichen Huskunft aus der Mission in China. Von der Goldküste heisst es: „kein der Taufe nachfolgender Unterricht, wenn nicht — in Ausnahmefällen — ein Täufling krank wurde und in Sterbensgefahr getauft wurde, nachher aber wieder genas.“ Auch in Indien fällt bei den Baseleren der Tauf- und Abendmahlsunterricht zusammen, weil das hl. Mahl gleich nach der Taufe gereicht wird. Ebenso in Kamerun, wo die Frage zur Verhandlung steht, ob man bei den unter 15 Jahren Getauften nicht erst noch eine längere Zeit bis zum ersten Abendmahlsgenuss verstreichen lassen soll. Dass dann auch erst noch ein besonderer Unterricht erteilt wird, versteht sich; in Frage steht, ob man da auch noch eine Konfirmation einführen soll. Doch darüber weiter unten. —

Eine vermittelnde Praxis hat die Rheinische Mission, die einen Zwischenraum, aber nur einen ganz kurzen, zwischen der Spendung der beiden Sakramente haben will, in dem natürlich auch noch eine Abendmahlsbelehrung gegeben wird.

Die Berliner Mission (I) redet von diesem Verfahren in § 33—35 der Missionsordnung und den dazu gehörigen Motiven. Nach den letzteren ist das 5. Hauptstück vom Taufunterricht ausgeschlossen. Ein

1) Nach Privatberichten findet die Vorbereitung der als Erwachsene Getauften zum hl. Abendmahl oft erst ein bis zwei Jahre nach der Taufe statt.

2) Haccius, Denkschrift über die 1887—89 abgehaltene General-Visitation in Südafrika, 3. Aufl., 1899, S. 90.



nach der Taufe folgender Unterricht holt die Lehre vom heiligen Abendmahl nach. Danach liegt in der Taufe an sich noch nicht die Berechtigung zur Teilnahme am heiligen Abendmahle. Doch heisst es in § 34:

„Ein Erwachsener soll nicht getauft werden, bevor er als innerlich reif zum Empfang des heiligen Abendmahls erachtet wird. Hat er die Taufe ohne einen genügenden Abendmahlsunterricht empfangen, so muss dieser Unterricht so bald als möglich nachgeholt werden.“ In den Motiven kommt der Satz vor: „Da die Erfahrung es als wünschbar erwiesen hat, mit der Taufe Erwachsener nicht länger als durchaus nötig ist, zu zögern, so finden sich allzeit solche Erwachsene, welchen, weil sie über das heilige Abendmahl noch nicht genug unterrichtet waren, auch wohl noch nicht als genügend reif zum würdigen Empfang desselben erachtet waren, erst auf Grund eines vorhergegangenen ausserordentlichen Konfirmandenkursus durch eine öffentliche feierliche Handlung die Berechtigung zur Teilnahme am heiligen Abendmahl erteilt wird.“

Diese späte Einführung der Getauften in die Abendmahlsgemeinde scheint aber doch das Unnormale zu sein. Als ein Verfahren unter regulären Verhältnissen wird mir schriftlich bezeichnet: Taufe der Erwachsenen am Epiphaniensfest, nach einem Katechumenenunterricht über die 4 Hauptstücke. Nach der Taufe Unterricht über das 5. Hauptstück und dann erste Abendmahlsfeier der Neugetauften am Osterfeste.

In der alten holländischen Mission ist früher ein langjähriger erbitterter Kampf geführt über „die Scheidung der Sakramente“. Die eine Partei wollte grundsätzlich die als Erwachsene Getauften nicht gleich zum Abendmahl zulassen. Wir sehen, wie die Differenzen darüber auch noch durch die gegenwärtige Praxis gehen. Altkirchlich ist die Scheidung jedenfalls nicht. Taufe und Abendmahl fielen in der Zeit der ausgebildeten Katechumenatspraxis ganz zusammen. Auch schon von Justin im 2. Jahrhundert wird anschaulich beschrieben, wie der neue Christ, eben dem Taufbade entstiegen, in die Versammlung der Brüder tritt, mit dem heiligen Kuss empfangen wird und nun auch schon die Abendmahls Elemente in die Versammlung getragen werden. In den Katechesen des Kyrill von Jerusalem sind die letzten fünf die mystagogischen. Sie wurden nach der Taufe gehalten, aber auch nach der ersten Kommunion, welche von der Taufe zu trennen, niemandem einfiel. Sie bezogen sich auf die einzelnen Handlungen, welche an den Täuflingen vollzogen waren und mit denen die Eucharistie gefeiert war, sie wurden ihnen in das Gedächtnis gerufen und einzeln noch einmal ihre Bedeutung erklärt.

Wenn nun einige Gesellschaften in der Gegenwart einer anderen Praxis folgen, so kann das nur seinen Grund darin haben, dass sie

für den Empfang des einen Sakramentes höhere Anforderungen als Bedingung aufstellen, als an den des andern. Es handelt sich hier besonders um die Hermannsburger und die Leipziger. In der Katechumenenordnung der letzteren heisst es:

„Bedingung für den Empfang der heiligen Taufe ist weder ein bestimmtes Mass gedächtnissmässigen Wissens, noch eine Reife des christlichen Charakters, welche der heilige Geist erst in der Christenheit durch die Gnadenmittel wirkt, sondern lediglich das Verständnis dessen, was die Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes bedeutet, das ausgesprochene Verlangen nach der Taufgnade und die Bereitwilligkeit, dem Taufbunde gemäss zu leben.“

In der Hermannsburger Denkschrift finde ich die Taufbedingung in einem solchen prinzipiellen Satz ausgedrückt nicht, aber die Vorschriften über den Inhalt des Unterrichts lassen auf ein ziemlich hohes Mass der Anforderungen auch inbezug auf Lernen und Verstehen schliessen. In der Berliner Missionsordnung heisst es § 33:

„Im Taufunterricht sind sie so weit zu fördern, dass sie erkennen, sie haben mit ihren Sünden Gottes Zorn und Strafe verdient, dass sie glauben, Jesus Christus, Gottes Sohn, habe durch sein heiliges Sterben das durch seine Auferweckung als vollgiltig erwiesene Opfer für ihre Sünden gebracht, und dass sie den redlichen Willen haben, als Glieder am Leibe Christi ihrem Sündenleben zu entsagen und in Kraft des heiligen Geistes einen Gott wohlgefälligen Wandel zu führen.“

Ich habe nirgends Bestimmungen über die Taufbedingung gefunden, welche einen Unterschied gegenüber anderen Gesellschaften genau feststellen liessen, so dass wir von da aus auf den Grund, warum die einen das heilige Abendmahl sofort, und die anderen erst nach längerer Prüfungszeit den Getauften reichen, schliessen könnten. Denn die Hermannsburger, die mir am meisten Stoff schon vor der Taufe im Unterricht zu geben scheinen, trennen gerade beide Sakramente am schärfsten. Sollte also der Trennung vielleicht eine Lehre zu Grunde liegen, welche die Unterschiede der Sakramentsgnade in der Taufe und im Abendmahl scharf zu sondern unternimmt, und darum einen Katechumenen wohl reif zum Empfang des ersten, aber noch nicht des zweiten Sakramentes sein lässt? Ich könnte mir denken, dass Theologen in der Gegenwart mit solchen Theologumenen recht lutherisch zu sein vermeinten. Was Luther selbst betrifft, so giebt er dazu keinen Anlass. Die Gnaden der Taufe beschreibt er im Katechismus mit den Worten: „sie wirket Vergebung der Sünden, erlöst vom Tode und Teufel und giebt die ewige Seligkeit allen, die da glauben, wie die Worte und Verheissungen Gottes lauten.“ Und vom heiligen Abendmahl heisst es: „das zeigen uns diese Worte an: für euch gegeben und vergossen zur Vergebung

der Sünden, nämlich dass uns im Sakrament Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit durch solche Worte gegeben wird. Denn wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit.“ Ich bin nicht genug Scholastiker, um hieraus mystische Theorien über sakramentale Gnaden in ihren Unterschieden ableiten zu können. Von solchen Theorien aber die kirchliche Praxis leiten zu lassen, würde doch sehr falsch sein. Es wäre darum erwünscht, wenn einmal von berufener Seite aus der Praxis heraus die Trennung der Spendung beider Sakramente theoretisch begründet und beleuchtet würde. Bis dahin müssen wir Theoretiker sagen: es ist uns unverständlich. Was ist denn die Taufe anders als eine Aufnahme in die Gemeinde der Jünger Jesu Christi? Und was ist das Abendmahl anders als der Ausdruck und der Vollzug eben dieser Gemeinschaft der Glieder auf Erden mit ihrem unsichtbaren Haupt? Wenn einer versteht, „was die Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes bedeutet, das ausgesprochene Verlangen hat nach der Taufgnade und die Bereitwilligkeit, dem Taufbunde gemäss zu leben“ (Leipziger Katechumenenordnung), so bedarf es meines Erachtens nur einer Belehrung über das heilige Abendmahl, zu der etwa eine Stunde erforderlich sein würde, im Übrigen aber scheint er mir auch zum heiligen Abendmahl reif zu sein. Wohl sagt man mit Recht, die Taufe ist das das innere Leben begründende Sakrament, das Abendmahl das es erhaltende. Aber was für ein Wesensunterschied könnte daraus abgeleitet werden, der es begründete, dass man zuerst nur zur Taufe und erst nach einer mehrjährigen Bewährung des Getauften zum Abendmahl vorbereitete?

Nun werden wir freilich hingewiesen — und wir gewinnen damit den Übergang zur Frage nach der Konfirmation — dass die Taufe entschieden geringere Anforderungen des Verständnisses stellen müsste, als das Abendmahl, da wir doch sonst Kinder nicht taufen würden. Ich kann mir wohl denken, dass gerade aus dem Brauch der Kindertaufe heraus der andere Brauch in der Mission entstanden ist, nach dem man auch Erwachsene zuerst notdürftig unterrichtet und tauft, dann eine zweite Vorbereitungszeit folgen lässt für die Aufnahme in die Abendmahlsgemeinschaft. Die Baseler in Kamerun, wo selten Kinder zur Taufe gebracht werden und wo die Mehrzahl der Täuflinge im Alter von 15—20 Jahren steht, erwägen jetzt, wie wir schon hörten, ob sie auch bei 15jährigen Täuflingen ihre Praxis der unmittelbaren Verbindung beider Sakramente festhalten sollen. Sie müssen dabei von

der Annahme ausgehen, dass dieselben, wenn auch reif zur Taufe, doch noch nicht zum Abendmahl reif sind. Natürlich kann diese Frage nur auf Grund der genauen Kenntnis des betreffenden Volksstammes und der Entwicklung seiner Glieder entschieden werden. Im allgemeinen aber ist doch zu sagen: wenn bei dem erwachsenen, oder aus der Kindheit herausgetretenen Menschen, das Verständnis vorhanden ist für die Notwendigkeit und Seligkeit seiner inneren Verbindung mit Christus, dass sich dies Verständnis ebenso auf die Gemeinschaft im Abendmahl als auf die in der Taufe bezieht.

Wie verhält es sich denn überhaupt mit der Kindertaufe in unseren evangelischen Missionen? Ausnahmslos werden Kinder getauft, doch überall nur unter gewissen Voraussetzungen. Dahin gehört besonders 1. die Gewähr einer christlichen Erziehung. Die Berliner Mission in Südafrika schreibt vor:

„Wenn nur die Mutter getauft wird, der heidnische Mann aber seine Zustimmung zur Taufe des Kindes giebt, so muss durch Bestellung von christlichen Taufhütern, denen der Vater in bindender Weise die Befugnis zugesteht, für die christliche Erziehung des Kindes Sorge zu tragen, der Gefahr vorgebeugt werden, dass nicht vielleicht der in heidnische Umgebungen zurückkehrende Vater ein getauftes Kind wie einen Heiden aufwachsen lässt.“ In den Motiven wird der Unterschied hervorgehoben, der zwischen den Ehegatten bezüglich der Verfügungsfähigkeit über ihre Kinder existiert. „Die Mutter hat unter den kafferschen Völkern keinerlei Verfügung über das Kind, ist vielmehr samt ihrem Kinde willensloses Besitztum ihres Mannes und nach dessen Code ihres eigenen ältesten Sohnes . . . Die Kirche kann doch eins ihrer getauften Glieder nicht der Gefahr aussetzen, wie ein Heide aufzuwachsen.“ Auch „Waisen- und Findelkinder mögen getauft werden, wenn sie christlichen Pflegeeltern, ohne Gefahr ihnen wieder entrissen zu werden, überwiesen sind<sup>1)</sup>.“

Ueifach werden, wenn beide Eltern getauft werden, auch die Kinder gleich mit ihnen getauft. Und zwar wird die Säuglingstaufe ganz wie bei uns vollzogen. In der Baseler Ordnung heisst es:

„Christliche Eltern werden ihre Kinder, sobald es die Umstände zulassen, spätestens vor Ablauf des zweiten Monats nach der Geburt, durch die heilige Taufe dem Herrn übergeben. Ist wegen Kränklichkeit Gefahr für das Leben eines Kindes vorhanden, so wird die Taufe unverzüglich vorgenommen.“

Aus der Hermannsburger Visitation wird als Erfahrung mitgeteilt:

„Die Kindertaufe findet mit seltener Ausnahme stets am ersten Sonntage nach der Geburt statt (nach der zweiten Lektion im Hauptgottesdienste).“

1) Die Praxis in Transvaal soll nach mündlichen Berichten viel strenger geworden sein. Die schriftliche Erklärung des Vaters wird nicht mehr als genügend angesehen. Auch das Heidentum der Mutter wird unter allen Umständen als Taufhindernis für ihre Kinder angesehen.



Die Leipziger schreiten kirchenordnungsmässig gegen die Eltern, die die Taufe ihrer Kinder unterlassen, disziplinarisch ein:

„Eltern (Katechumenen), welche sich weigern, auch ihre unmündigen, in ihrer Gewalt befindlichen Kinder taufen zu lassen, werden von der Taufe zurückgewiesen.“

Im Gegensatz dazu heisst die 13. These Zahns: „Die Kindertaufe sollte Sitte, nicht Gesetz sein und nur da geschehen, wo eine christliche Erziehung der Kinder zu erwarten ist.“

Und zu den Kautelen sei noch § 21 aus der Leipziger Katechumenenordnung angeführt:

„Minorennen, schon unterrichtsfähige Kinder, welche sich in der Gewalt eines nichtchristlichen Vaters befinden, sind gegen dessen Willen vor dem konfirmationsfähigen Alter, ausser in Todesgefahr, niemals und auch später nur mit äusserster Vorsicht zur Taufe zuzulassen.“ Und § 22: „Wenn nichtchristliche Eltern der Taufe ihrer minorennen Kinder zustimmen, ohne selbst die Taufe zu begehren, so ist die Erteilung der Taufe ausser in ganz besonderen Fällen nur gestattet, nachdem die Genehmigung schriftlich erteilt ist, und falls ausreichende Bürgschaft für die christliche Erziehung der Kinder geboten wird.“

Sorgfältig werden im Allgemeinen die Pathen ausgesucht. In der Baseler Gemeindeordnung für Ostindien heisst § 41:

„Als Taufzeugen für alle Taufen werden zwei Glieder des Ältesten-Kollegiums bestellt, welche im Namen der Gemeinde die getauften Kinder in die Gemeinde aufnehmen und im Namen des Ältesten-Kollegiums für dieses die Aufgabe übernehmen, über die christliche Erziehung der Kinder zu wachen und im Fall des Bedürfnisses die Eltern, oder die, welche an ihrer Stelle stehen, an ihre Pflicht gegen die Kinder zu erinnern.“

Dieser ganzen Taufpraxis, worin sie — wenn auch mit einzelnen Abweichungen — im Wesentlichen übereinstimmend von den deutschen evangelischen Missionen geübt wird, liegt die richtige Lehre von der Taufe zu Grunde, dass sie nämlich, wie es oben hiess: in die Zukunft sieht, mit andern Worten, dass sie für sich allein, ohne dass Glauben hinzukommt, keine abgeschlossene Wirkung hat.

Eine weitere Voraussetzung für die Kindertaufe in der Mission ist 2. die, dass die Kinder wirklich noch Kinder sind. Es ist eine auch bei uns jetzt zu einer brennenden gewordene Frage, wie alt ein Kind sein darf, das mit der Säuglingstaufe auf einen erst nachfolgenden Unterricht hin getauft werden soll. Interessant als ein Zeichen der damaligen Zeit ist, dass Gregor von Nazianz rät, die Kinder überhaupt erst 2—3 Jahr alt werden zu lassen, damit ihnen die Antworten auf die liturgischen Fragen beigebracht werden und sie die selbst lallen könnten. Kein Evangelischer wird heute auf derartige Spielereien Wert legen. Bei uns

in der Heimat hat man sich gelegentlich auf die Formel geeinigt, dass den nicht mehr im Säuglingsalter befindlichen Kindern „eine ihrer Reife entsprechende Belehrung“ oder Erzählung vor ihrer Taufe gegeben werden soll. So heisst es auch bei Zahn in These 13:

„Nur da, wo die Kinder wirklich nescientes et nolentes sind, darf die Taufe ohne Unterricht erteilt werden. Ältere Kinder sollen ihrem Alter entsprechend vor der Taufe unterrichtet werden.“ — In der Gemeindeordnung der Baseler Mission für Ostindien heisst es: „Critt ein heidnisches Ehepaar über, so werden die Kinder desselben mit den Eltern getauft, wenn dieselben das achte Jahr noch nicht überschritten haben. Kinder über acht Jahr erhalten vorher einen Unterricht von längerer Dauer.“ — Ebenso tauft die Gossner-Mission (Berlin II), Kinder vom achten oder neunten Jahre an nicht ohne vorangegangenen Unterricht. Immerhin ist die dann folgende Taufe noch keine Taufe der Erwachsenen mit selbständigem Bekenntnis, sondern — Kindertaufe. In der Katechumenen-Ordnung der Leipziger heisst es (§ 19): „Kinder, welche schon im unterrichtsfähigen Alter stehen, sollen vor der Taufe nach Massgabe ihres Verständnisses, in biblischer Geschichte und Katechismus unterrichtet werden, doch ist bei denen, welche sich noch nicht im konfirmationsfähigen Alter befinden (13—14 Jahr), die Taufe in der Regel als Kindertaufe zu vollziehen, also ohne dass ihre Erteilung an die Erfüllung intellektueller oder moralischer Erfordernisse geknüpft wäre. Ausgesprochener und hartnäckig festgehaltener Widerwille eines schon selbständig denkenden Kindes gegen den Empfang der Taufe, ist ein Hindernis.“ — Letzteres ist jedenfalls richtig. Aber ob daraus nicht doch weitere Folgerungen zu ziehen sind für gewisse moralische und auch einigermassen für intellektuelle Erfordernisse bei Kindern von 8—13 Jahren. Die Berliner Mission (I) will „über das Alter derjenigen Kinder, die zugleich mit Vater und Mutter getauft werden können, bestimmte Vorschriften nicht geben, dem gewissenhaften Ermessen des Missionars bleibt es vorbehalten, in jedem einzelnen Falle zu prüfen, ob das Kind das Tauf-Sakrament im Segen empfangen könne und daher empfangen dürfe.“ Gewöhnlich werden mit den Eltern die Kinder bis zum 6. Jahre getauft.



## Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunklen Erdteil<sup>1)</sup>.

Von Paul Richter, Werleshausen.

Wie oft wird bis auf unsere Tage den Negervölkern Afrikas die Fähigkeit, das Evangelium wegen seines angeblich zu hohen geistigen Charakters zu verstehen und sich anzueignen, abgesprochen und dem-

1) Ich veröffentliche diesen wesentlich den Bericht des aus der Schule von Gr. Guinness stammenden Missionars Richards reproduzierenden Artikel, weil er einen charakteristischen Blick in den Missionsbetrieb dieser Schule gewährt. D. 5.

gemäss den unter ihnen arbeitenden Missionen ein unvermeidlicher Fehlschlag ihrer Thätigkeit vorausgesagt! Nun, abgesehen davon, dass die Erfahrungen, welche — man darf wohl sagen — alle in Afrika arbeitenden Missionsgesellschaften bisher gemacht haben, dem widersprechen, so setzt uns gerade die Missionsgeschichte der letzten Jahrzehnte in die glückliche Lage, auf mehrere evangelische Missionsunternehmungen in Zentralafrika hinzuweisen, welche die denkbar glänzendste Widerlegung solcher auf Voreingenommenheit und Unkenntnis beruhender absprechender Urteile zu bilden geeignet sind. Wir stehen nämlich vor der Thatsache, dass gerade die neue centralafrikanische Mission mehrere solche Unternehmungen aufzuweisen hat, die zu den fruchtbarsten und aussichtsvollsten des gesamten evangelischen Missionsfeldes gehören. Es ist dies in erster Linie die allen Missionsfreunden wohlbekannte Uganda-Mission der englischen E. M. S. mit ihren 34000 Christen. Die zweite ist die freischottische Livingstonia-Mission am Westufer des Njasassee, über welche diese Zeitschrift soeben anlässlich des 25jährigen Bestehens dieser Mission berichtet hat. Als dritte stellt sich fast ebenbürtig diesen beiden ostafrikanischen Missionen eine westafrikanische zur Seite: die Kongo-Mission der Amerikanischen Baptisten. Und zwar ist es vornämlich eine Station derselben, Banza Manteke, die seit ihrem wenig mehr als 20jährigen Bestehen eine so erstaunliche Entwicklung genommen hat, dass sie bereits eine Gemeinde von mehr denn 1500 vollen Kirchengliedern um sich gesammelt hat. Der Gründer der Station, der auch all die Jahre hindurch ihr Leiter hat sein dürfen, Missionar Henry Richards, hat unlängst eine kurze Darstellung der interessanten Geschichte von Banza Manteke geschrieben, von der das Nachfolgende im wesentlichen eine Wiedergabe bildet<sup>1)</sup>.

Unter den verschiedenen Missionsunternehmungen im Kongogebiet, welche durch die epochemachende Entdeckungsreise Stanleys (1876—77) ihre Anregung empfingen, war eine der ersten die sogenannte Livingstone-Inland-Mission, die 1878 von dem enthusiastischen Grattan Guinness organisiert wurde. Die Idee dieser Mission war, von der Kongo-mündung bis zum Stanley Pool eine Kette von Stationen anzulegen, dann auf dem oberen Kongo einen Dampfer fahren zu lassen, durch diesen die weiteren längs des Ufers anzulegenden Stationen in Uer-

---

1) Richards, The wonderful story of Banza Manteke, Missionary Review, 1900 u. 1901.

bindung zu halten und so dem Evangelium eine möglichst schnelle und weitreichende Verbreitung zu geben<sup>1)</sup>. Zunächst wurden 2 Missionare ausgesandt, um in der Gegend von Matadi die erste Station anzulegen. Sie gründeten ungefähr 10 englische Meilen oberhalb dieses Ortes, 6 Meilen südlich vom Kongo, die Station Palabala. Mit mehreren anderen Missionaren ging dann im folgenden Jahre (1879) H. Richards hinaus, um 50—60 Meilen weiter stromaufwärts die zweite Station zu errichten und das weitere Terrain so fern als irgend thunlich zu rekognoscieren. Sie drangen etwa 60 Meilen über Matadi hinaus vor. Da dann ihre Lebensmittel erschöpft und sie selbst alle durch Fieber hart mitgenommen und geschwächt waren, sahen sie sich genötigt, umzukehren. Auf ihrem Rückwege erreichten sie, 10 Meilen vom Kongo entfernt, einen Ort Banza Manteke; hier schien das Volk zutraulich und geneigt, ihre Niederlassung zu gestatten. Darum schlug Richards' vor, um nicht unverrichteter Sache zurückzukehren, hier die beabsichtigte Station zu gründen. Die beiden Reisegefährten hielten indessen angesichts des Mangels an Lebensmitteln und blos im Besitz eines kleinen Zelttes ein solches Unternehmen für zu gewagt. Jedoch Richards' Freudigkeit konnte durch ihre Bedenken nicht erschüttert werden, er beschloss, hier festen Fuss zu fassen. Seine Gefährten halfen ihm noch bei dem Bau einer provisorischen kleinen Grashütte, danach kehrten sie zur Küste zurück und liessen ihn allein in Banza Manteke. Wie verlassen fühlte sich Richards doch nach ihrem Weggange! Allein in einem fremden Lande, unter einem fremden Volke, das eine fremde Sprache sprach! Von den manchen Gefahren, die ihn umgaben, wusste er damals noch nichts. Nur geringen Schutz bot die Grashütte mit ihrer Thür von Leinwand gegen Panther, Schlangen und andere wilde Tiere, die die Nachbarschaft unsicher machten und auch ihm bald ihre Besuche abstatteten und seine kleine Ziegenherde nächtlicherweile dezimierten. Und als die Regenzeit einsetzte, bot das dünne Grasdach bald so wenig Schutz, dass es drinnen in der Hütte fast ebenso heftig regnete als draussen. Um sein Bett einigermaßen trocken zu erhalten, musste er ein wasserdichtes Plantuch darüber aufspannen.

In anschaulicher Weise beschreibt Richards dann, wie sich sein

---

1) Nach einigen Jahren wurde die Mission von den Amerikanischen Baptisten übernommen und weitergeführt; und unter ihrer Leitung hat die von vornherein in zu grossem Massstab begonnene und zu wenig solide Arbeit erst grössere Stabilität erlangt.



erster Verkehr mit den Eingeborenen gestaltete, und wie er seine ersten Sprachstudien machte.

Er hatte eine Anzahl von Krunegern als Arbeiter mitgebracht, für welche er vor allen Dingen Speise schaffen musste. Die Einwohner von Banza Manteko sahen seine Verlegenheit und brachten bereitwillig Lebensmittel zum Verkauf. Diese legten sie vor ihm nieder und sagten: „Mundele somba dia.“ Was das heissen sollte, wusste Richards natürlich nicht. Er nahm nun ein Stück Kaliko zur Hand, mass ein Stück davon ab und schaute die Verkäufer fragend an. In der Regel erfolgte ein missbilligendes Kopfschütteln; wie alle Wilden, so wollten sie aus ihren Sachen möglichst viel herauschlagen. Richards mass also ein weiteres Stück ab und forderte sie mit ermunterndem Blicke auf, nun ihre Zustimmung zu erkennen zu geben. Nickten sie endlich mit dem Kopfe, so war der Handel fertig: er schnitt das Stück Zeug ab und gab es dem Verkäufer, während er dafür die Lebensmittel empfing.

Doch mit dieser Zeichensprache konnte er sich unmöglich zufrieden geben; er musste notwendig ihre Sprache lernen. Und da es Lexikon, Grammatik, überhaupt Bücher in ihrer Sprache natürlich nicht gab, so musste er ihnen alles vom Munde ablesen. Ständig hatte er sein Notizbuch zur Hand, und jedes neue Wort, das er von ihren Lippen hörte, wurde phonetisch möglichst getreu darin eingetragen. Eine der ersten Wahrnehmungen, die er machte, war, dass die Eingebornen stets mit „mundele“ begannen; das war also wohl die Anrede und bedeutete sicherlich „weisser Mann.“ Wie er sich später überzeugte, hatte er Recht mit dieser Vermutung. Wenn sie ihm nun Lebensmittel brachten, pflegten sie zu sagen „somba“; das musste wohl „kauf“ bedeuten. Brachten sie eine Traube Bananen, so sagten sie „mundele somba dinkoko“; also hatte er nun mundele = weisser Mann, somba = kauf und dinkoko = Banane. Auf solche Weise füllte sich in gar nicht langer Zeit sein Notizbuch mit Wörtern, Wortverbindungen und Sätzen. Diese begann er nun selbst im Verkehr anzuwenden. Dabei blieben Missgriffe nicht aus, wie er an den lächelnden Mienen der Zuhörer bemerken konnte. Aber das half nichts; entweder er lernte ihre Sprache sprechen, oder er sprach überhaupt nicht. Allmählich machte er sich auch daran, die Grammatik der Sprache zu studieren. Die Substantive machten den Anfang. Lange konnte er die Pluralform nicht entdecken, da er die Flexion an der Endung der Wörter suchte. Schliesslich merkte er, dass das Zeichen des Plurals vorn stehe. Ein Mann brachte eines Tages mehrere Bananentrauben und sagte „somba mankoko.“ Das musste die Pluralform von dinkoko sein; also war di Zeichen des Singulars und ma Zeichen des Plurals. Doch ganz so einfach lag die Sache nicht, wie er bald gewahr werden sollte. Nsusu bedeutet „Vogel“, so dachte er, „Vögel“ müsse heissen mansusu, und er sagte, „twala mansusu“, da lachten sie und sagten; „Nein; sinsusu.“ Hatten sie 2 Pluralformen? Aber Koko hiess „Hand“, und er fand, moko hiess „Hände“, also eine dritte Pluralform; kulu bedeutete „Fuss“, malu Füsse. Und so machte er schliesslich nicht weniger als 14 verschiedene Pluralformen ausfindig. Eigentümlich ist auch die Praxis, dass die Präfixe nicht bloß den Substantiven selbst, sondern jedesmal auch den übrigen Satzteilen zugefügt werden müssen. Fi ist die Diminutivform, so dass finsusu einen kleinen Vogel bedeuten würde. Abisa

heisst gut. Demgemäss hätte man zu übersetzen „ein guter, kleiner Vogel“ = finsusu fiabisa; „der kleine gute Vogel da oben gehört mir“ = finsusu fiabisa fina kuna yi fiame. Einen Reichtum von Formen entdeckte er bei dem Studium der Verben. Z. B. isa ist die Form des Kausativs; tonda heisst danken, also tondisa veranlassen, dass einer dankt. Derartige verschiedene Verballformen konnte er nach und nach 16 feststellen. Die Bildung der Substantiva von Verben vollzieht sich nach ganz bestimmten Gesetzen. Durch Vorsetzung des Präfixes lu vor das Wort tonda (danken) und durch Uerwandlung des Schlussvokals a in o erhielt er lutondo (Dankbarkeit). Auch ohne das Wort je vorher gehört zu haben, konnte er zu den Leuten sagen: „ihr habt keine lutondo“, und wurde sofort verstanden. Kurz, er kam je länger, je mehr zu der Erkenntnis, dass die Kongosprache durchaus kein roher Jargon ist, sondern eine kunstvoll organisierte, grammatische Sprache — auch dies ein handgreiflicher Beweis dafür, dass das Volk einst auf einem höheren Kulturstandpunkt gestanden haben muss als jetzt: es ist zurückgegangen, nicht fortgeschritten.

War Richards nun allmählich imstande, sich mit den Leuten zu verständigen, so konnte er auch Nachforschungen nach etwa vorhandenen religiösen Vorstellungen anstellen. Vielleicht liess sich daran irgendwie mit der Verkündigung des Evangeliums anknüpfen. Er fand, dass die Kongoneger alle Krankheiten, den Tod, überhaupt alles Unglück, auf Zauberei zurückführten. Infolge dessen suchte er sie zu belehren, dass Menschen sich nicht gegenseitig verzaubern können; alle Leiden seien vielmehr eine Folge der Sünde. Alle Menschen, sagte er ihnen, sind Sünder, dabei schloss er sich selbst mit ein. Nun zeigten sie wohl Geneigtheit zu glauben, dass er ein Sünder sei, oder dass andere Stämme, ihre Nachbarn, Böses thäten, aber keineswegs wollten sie es von sich gelten lassen, dass auch sie Böses gethan hätten.

Hatten Sie wohl eine Vorstellung von Gott? Eines Tages, als er mit etlichen Eingebornen sich an einem lieblichen Orte befand, fragte er sie: „Wer hat diese Fruchtbäume geschaffen?“ Sie antworteten: „Nsambi.“ Er darauf: „Wo wohnt Nsambi?“ Sie: „Kunasulu“, d. h. im Himmel. Weiter fragte er: „Wer hat alle Dinge geschaffen? Wer hat euch geschaffen?“ Wieder gaben sie zur Antwort: „Nsambi, der grosse Nsambi.“ — „Aber warum verehrt ihr dann Nsambi nicht, warum dankt ihr ihm nicht?“ — „O, er kümmert sich nicht um uns“, lautete die Gegenrede. „Er liebt uns nicht, er hat wohl alles geschaffen, aber dann ist er weggegangen und fragt nicht mehr nach uns.“ Richards belehrte sie: „Jawohl, er sorgt für uns, er liebt uns alle.“ — „Wenn er uns liebte“, warfen sie da ein, „warum lässt er uns denn krank werden und sterben?“ Zur Antwort darauf erzählte er ihnen von der

Schöpfung und vom Sündenfall, wie durch die Sünde unserer Stammeltern die Sünde in die Welt gekommen ist und sich auf alle vererbt hat, und wie sie die Quelle aller Krankheiten und Leiden ist. Aber sie wollten keins von beiden zugeben, weder dass Gott gut, noch dass sie böse seien. Richards beschloss darum, um allmählich ihr Verständnis für diese grundlegenden Begriffe zu wecken, ihnen in kurzen Umrissen die Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes vom ersten Buche Mosis an vorzuführen. So hatte er ihnen bei der Schöpfungsgeschichte nachzuweisen sich bemüht, wie Gott alles gut geschaffen habe; da kam einer mit der Einrede: „Du sagst, Gott sei gut. Nun wohl, wer hat denn dann — und dabei wies der Frager auf ein paar schädliche Insekten (Jiggers) — diese Jiggers geschaffen? Oder als er beim Sündenfall von der Macht des Teufels redete, erhob sich die Einrede: „Also du sagst, Gott ist gut und er liebt uns?“ — „So ist's.“ — „Nun sag, wer ist mächtiger, Gott oder der Teufel?“ — „Gott natürlich.“ — Nun, wenn Gott mächtiger ist als der Teufel und gut ist und uns liebt, warum vernichtet er dann den Teufel nicht?“ Kurzum, diese Leute setzten Richards auf Schritt und Tritt hart zu und wussten Fragen zu stellen, die nicht eben leicht auf der Stelle zu beantworten waren. Er kam auf solche Weise nicht weiter. Es schien, als ob diese Leute kein Gewissen hätten, und dass sich das Schuldbewusstsein bei ihnen gar nicht wecken liess.

Gelegentlich eines in der Heimat zugebrachten Erholungsaufenthalts klagte Richards seine Not mit den Kongonegern einem erfahrenem Seelsorger. Der gab ihm den Rat, es mit den 10 Geboten zu versuchen; der Donner des Sinai würde die schlafenden Gewissen wach rütteln. Der Rat schien einleuchtend. Wieder auf seine Station zurückgekehrt, machte sich Richards daher an die Uebersetzung des Dekalogs. Dann las er dem Volk die übersetzten 10 Gebote vor. Sie gaben aufs bereitwilligste zu, diese Worte seien gut; aber — die hätten sie auch alle gehalten, erklärten sie. „Wie könnt ihr das sagen?“ hielt Richards ihnen vor. „Nehmt das erste Gebot: ihr sollt Gott allein dienen. „Thut ihr das?“ — „Ja, das thun wir,“ lautete die unentwegte Antwort. Und ebenso ging's, als ihnen das 2., 3. Gebot u. s. w. vorgehalten wurde. Sie, die sich aus Holz und Stein zahllose armselige Götzen machen; sie, die ihre Eltern damit ehren, dass sie sie vergiften, wenn sie alt geworden sind; sie, bei denen die Zauberei in höchster Blüte steht; sie, deren grösstes Vergnügen Hurerei und



Fleischeswerke sind; sie, deren tägliches Geschäft Lügen und Trügen ist; sie, denen jegliche Form der Bosheit, welche des gefallen Menschen Herz ersinnen und der satanischste Geist erfinden kann, wohl vertraut ist: sie behaupteten kecklich, die 10 Gebote nicht übertreten zu haben. Aber halt, da stand einer, den Richards mehrere Male in flagranti beim Diebstahl ertappt hatte: der konnte doch unmöglich leugnen, dass er das 7. Gebot übertreten hatte. Also wandte er sich an diesen Mann: „Du sollst nicht stehlen! Hast du dies Gebot auch gehalten?“ — „Ja, freilich.“ — „Nun, wie verhält sich's dann mit der Hängematte, die du mir gestohlen hast?“ — „Ich bitte dich, das wirst du doch nicht Diebstahl nennen!“ — „Wie verhält's sich dann aber mit den Erdnüssen?“ — „Ich bitte dich, nennst du das wirklich stehlen?“ Und dann wandte sich der Dieb ganz entrüstet zu den übrigen Zuhörern und sprach: „Hört nur, der weise Mann will mich hier zum Diebe stempeln, er will mir meinen guten Namen nehmen.“ Er wurde ordentlich böse und ebenso die andern. So gingen sie fort und liessen Richards stehen. Wie sollte er nun diesen hart gesottenen Heiden beikommen?

Mehr als 6 Jahre waren auf solche Weise ins Land gegangen, von Erfolg war keine Spur zu sehen. Manche Anfechtung, manches Leiden hatte Richards zu erdulden gehabt. Zuletzt hatte sein Weib — seit einiger Zeit war er verheirathet — mit gebrochener Gesundheit das Land verlassen müssen. In der Einsamkeit wurde auch er vom Schwarzwasserfieber, das schon so manchen Missionar dahingerafft hat, niedergeworfen. Da überkam ihn Mutlosigkeit. „Wozu dies alles? Mein Weib stirbt vielleicht auf dem Heimwege, und ich sterbe hier. Ist's nicht gescheuter, ich kehre auch heim?“ Doch als er auf dem Wege der Besserung war, kehrte auch der Mut wieder, und er benutzte die unfreiwillige Mussezeit, um seine ganze bisherige Thätigkeit zu überdenken. Vielleicht war er am Ende selbst an der Erfolglosigkeit seiner Arbeit schuld? Wie kam es denn, dass die Apostel in den ersten Zeiten so grossen Erfolg mit der Predigt des Evangeliums hatten und er nicht? Ist's nicht dasselbe Evangelium, ist's nicht derselbe Herr, ist's nicht derselbe Geist? Er studierte daraufhin das Evangelium noch sorgfältiger; da ging ihm die Erkenntnis auf: sie predigten das Evangelium, nicht das Gesetz. „Das Gesetz ist durch Moses gegeben, Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ Paulus schreibt an die Korinther, dass er sich nicht dafür gehalten habe, dass er etwas wisse als allein Christum, den Gekreuzigten. Er dagegen hatte bisher



im wesentlichen das Gesetz getrieben; Christum, den Gekreuzigten hatte er dem Volke kaum gezeigt, es wusste erst sehr wenig von ihm. Und noch ein anderes Licht ging Richards auf. Da war es das Wort Luc. 24 U. 49, das ihn frappierte und zu eingehendem Nachdenken veranlasste. „Ihr aber sollt in Jerusalem bleiben, bis dass ihr angethan werdet mit Kraft aus der Höhe.“ Wie merkwürdig! Hatten die Apostel das in der That nötig? Waren sie nicht schon zur Genüge für ihren Beruf ausgerüstet? Sie, die so lange mit dem Herrn herumgezogen und von ihm selbst gelehrt waren; sie, die von ihm schon als Evangelisten ausgesandt waren und in seiner Kraft Kranke gesund gemacht und Teufel ausgetrieben hatten; sie, die Zeugen der Kreuzigung und Auferstehung gewesen waren, sie mussten dennoch warten, bis sie angethan wurden mit Kraft aus der Höhe, und erst dann sandte sie der Herr ans Werk! Wenn die Apostel das nötig hatten, wie viel nötiger hatte er dies, um den Heiden in Afrika zu predigen. So schrie er zu Gott um diese Ausrüstung, und um sie zu empfangen, war er bereit, jedes erforderliche Opfer zu bringen.

(Fortsetzung folgt).

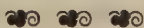


## Chronik.

Am 19.—22. Juni wurde in Christiania die **6. nordisch-lutherische Missionskonferenz** gehalten, besucht von etwa 750 Teilnehmern, von denen etwa 450 Norwegen angehörten. Bei den Verhandlungen wurden Berichte über die auf der Konferenz vertretenen Missionen gegeben, auch über die gemeinsam von den skandinavischen Ländern aus betriebene Santalsmission; die freikirchlichen Missionen, als nicht auf dem Grunde des lutherischen Bekenntnisses stehend, waren auch auf dieser Konferenz nicht vertreten. Ausser diesen Berichten standen folgende Gegenstände zur Verhandlung: 1) „Was fehlt noch an der Ausdehnung der Missionsarbeit, ehe Matth. 24, 14 als erfüllt angesehen werden kann?“ Der Referent, Prof. Danell aus Upsala, legte das Gewicht auf die Worte: zu einem Zeugnis über sie, woran noch viel fehle. Missions-Direktor Kolmodin sprach sich dagegen für das Nahen der Wiederkunft Christi aus, im Hinblick auf die vielen Zeichen, welche auf das Ende deuteten. In der lebhaften Besprechung fand er aber viel Widerspruch. 2) Pastor Sörensen aus Dänemark, nach Propst Vahl's Cod wohl der grösste Missionskenner in Dänemark, sprach über die Frage, „haben die nordischen Kirchen besondere Voraussetzungen für die Teilnahme an der Missionsarbeit und besondere Aufgaben darin?“ Er charakterisierte die Amerikaner als „Draufgänger“, die Engländer organisieren, und die Deutschen haben den Schulmeisterstock. Die nordischen Völker als solche, welche der Weltpolitik fernstehen, sind imstande, Mitgefühl mit

bedrohten Nationalitäten zu haben und sie zu pflegen, andererseits das Lutherische besonders zur Geltung zu bringen. Letzteres wurde in der Besprechung im Gegensatz zu englisch-amerikanischer Weise besonders betont, zum teil so stark, dass der Referent dagegen Bedenken erhob. 3) „Auf welchen Gebieten muss man die Verbindung zwischen der Muttergemeinde in der Heimat und den Tochtergemeinden auf dem Missionsfelde zu gewinnen und zu erhalten suchen?“ Der Referent, Missionar Johnson aus Madagaskar, betonte diesen Zusammenhang inbezug auf das christliche Leben, die Bekenntnisse, den kirchlichen Unterricht, die Kirchenverfassung und die Gottesdienstordnung, warnte aber vor Überspannung, um nicht Schattenseiten des heimischen Kirchenlebens auf die zu bildenden Nationalkirchen zu übertragen. Gottesdienste und ein Ausflug nach Holmenkollen rahmten die Konferenztage ein. Ein Missionsfest, bei welchem die anwesenden Missionare aus ihren verschiedenen Arbeitsgebieten hätten berichten können, wie es 1897 bei der Stockholmer Konferenz unter grosser Teilnahme stattgefunden hatte, wurde nicht gehalten. — Im Anschluss an die Konferenz fand noch eine akademische Missionsversammlung statt

B.



## Litteratur-Bericht.

**Martin:** „A cycle of Cathay or China south and north with personal reminiscences.“ Edinburgh. Oliphant, Anderson and Ferrier. 2. edit. 1900. Mit zahlreichen charakteristischen und meist schönen Illustrationen.

„The Lore of Cathay or the intellect of China“. Ebd. 1901 gleichfalls mit 15 feinen Bildern, darunter als Titelbild das sehr ansprechende Porträt des Verfassers.

Wie D. Faber (Z. M. R. 1897, 129) berichtet, erklärte der Sekretär der chinesischen Gesandtschaft in Washington, Herr Paux, ein Hanlin, d. h. Gelehrter ersten Ranges, im Religionsparlament zu Chicago 1900: „Dr. W. Martin ist der einzig lebende Missionar in China, der gegenseitigen Verkehr pflegt mit Herzögen, Grafen und hervorragenden Staatsmännern und als völlig ebenbürtig unter Gelehrten und Beamten gilt. Seit Schall ist er der einzige Missionar, welcher diese besondere Auszeichnung geniesst“ und Faber fügt hinzu: „Nächst dem General-Zollinspektor Sir Rob. Hart hat kein anderer Ausländer je so gute Gelegenheit gehabt, die hohen und höchsten Würdenträger China's kennen zu lernen, wie Dr. Martin; sein Urteil ist daher von höchstem Werte für jeden, der über chinesische Zustände eine klare Anschauung gewinnen möchte.“ Seit 1850 in China, zuerst als Missionar der amerikanischen Presbyterianer im Süden des Landes (Ningpo), dann in verschiedenen Stellungen als Konsular- bzw. Gesandtschafts-Dolmetscher und Beirat thätig, wurde er 1869 Präsident der Kaiserl. Hochschule in Peking, wo er 1900 auch die Belagerung mit durchgemacht hat, und wohin er nach einem Besuche in Amerika im vorigen Jahre wieder zurückgekehrt ist. Es ist ein bedeutungsvolles Stück chinesischer Geschichte, das Dr. Martin in China nicht bloss mit durch-

lebt hat, sondern an dem er zum Teil auch aktiv beteiligt gewesen ist, und in dem ersten der beiden genannten Bücher erzählt er nicht bloss diese persönlichen Erlebnisse, und zwar in überaus fesselnder Weise, sondern er beleuchtet sie auch und sein gründliches Verständnis chinesischer Art verleiht seinem Urteil Gewicht. A cycle of Cathay nennt er dieses — übrigens schon 1896 in 1. Ausgabe veröffentlichte — Buch weil die chinesische Zeit in Zyklen von 60 Jahren eingeteilt wird, und er fast einen ganzen solchen Zyklus, den 76. von der Zyklenära an, in China zugebracht, hat. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte über die Taiping-Rebellion, über die verschiedenen Vertragsverhandlungen, über Peking und die dortige Regierungshochschule, über die bedeutendsten chinesischen Gross-Würdenträger, über die Beziehungen Chinas zu den auswärtigen Mächten, über Rob. Hart und den Zolldienst, über die Audienzfrage und über die Missionen. — The Lore of Cathay ist eine wesentliche Ergänzung des Cycle of Cathay, in der Absicht geschrieben, dem geistigen Verständnis Chinas seitens der abendländischen Welt Handreichung zu thun. Auch hier ist es nicht ein Dilettant, sondern ein wirklicher „Kenner“ Chinas, der sich zum Lehrer er bietet, ein Mann, der aus den Originalquellen schöpft und auf Grund seines jahrzehntelangen persönlichen Verkehrs mit den kompetentesten Chinesen gereifte Kenntnisse mitteilt. Das inhaltsvolle Buch zerfällt — ausser einer Einleitung über das Erwachen Chinas — in 5 Hauptkapitel: 1) Chinas Beitrag zur Kunst und Wissenschaft; 2) chinesische Litteratur; 3) chinesische Religion und Philosophie; 4) chinesische Erziehung; 5) Studien zur Geschichte Chinas; — alles überaus lehrreich und auch lichtvoll und fesselnd geschrieben. Für die Mission von der höchsten Bedeutung ist, was Martin über den Ahnenkult, dieses schwierigste chinesische Missionsproblem, sagt, obgleich er mit seiner Anschauung isoliert steht. Er nimmt nämlich zu demselben eine ziemlich tolerante Stellung ein und konzidiert nicht bloss die Beibehaltung der Ahnentafeln, sondern auch die Prostrationen vor ihnen und am Grabe und begnügt sich mit der Verwerfung des Geomantie-Überglaubens und der Anrufung der Geister. „Wenn — so schliesst er den betreffenden Abschnitt — die höheren Klassen erst in grösseren Scharen das Christentum annehmen, so werden sie sich leicht von ihrem Buddhismus und Taoismus lossagen, aber den Ahnendienst ganz aufzugeben werden sie sich nie entschliessen, obgleich sie ihn in der Weise modifizieren werden, wie ich angedeutet habe.“ „Es ist das ein Punkt — bemerkte seiner Zeit Faber — in dem Dr. Martin jedenfalls stark beeinflusst wurde durch seine abhängige Stellung unter den höheren Mandarinern Chinas.“ Die grosse Schanghaier Missionskonferenz lehnte Martins Akkomodation ab und auch ich kann mich nicht entschliessen, die Prostrationen zuzugestehen; aber die Frage ist disputabel, ob man nicht die Ahnentafeln und die Aufstellung von Blumen (statt Speisen und Getränke) vor ihnen konzidieren darf.

**Gibson:** „Mission problems and mission methods in South China.“ Lectures on evangelistic theology. Edinb. Ebend. 1901. Diese an den 3 theologischen colleges der schottischen freien Kirche und an einigen presbyt. colleges in England und Amerika gehaltenen ziemlich breiten Vorlesungen erfüllen die Erwartungen nicht ganz, die der Titel erregt. Nach 3 einleitenden Kapiteln über chinesische Litteratur und Philosophie, wie über die chinesischen Religionen, beschränkt sich der Verfasser wesentlich auf die Beschreibung der Entwicklung der presbyt. Mission und zwar speziell in Swatau, so dass man über diese eine recht eingehende und



instruktive Spezialgeschichte erhält. Die eigentlichen grossen chinesischen Missionsprobleme bleiben ausser Betracht und auch von der Missions-Methodik erhalten wir nur einen Ausschnitt und zwar wesentlich über die primitive, in 3 Stadien verlaufende missionarische Thätigkeit in den 3 Kapiteln: Evangelistische Predigt, Pflanzung und Organisation der Gemeinde. Alles übrige gehört streng genommen nicht in die Methodik. Es ist die eigne Praxis, die uns Gibson anschaulich vorführt, und sie enthält manches Belehrende für den Theoretiker; aber wer in dem Buche eine Missions-Methodik sucht, d. h. eine theoretische Begründung und Prüfung des Missionsbetriebs, dessen Erwartungen werden nicht erfüllt. Allein man kann dem Verfasser daraus keinen Vorwurf machen, da er in der Vorrede ausdrücklich erklärt, er habe durchweg nur gesprochen von dem Werke der englisch-presbyterianischen Mission im Swatau-Distrikt und sich dagegen verwahrt, eine allseitige Missions-Methodik geben gewollt zu haben.

**Rhiem:** „Hinter den Mauern der Senana.“ Mit 21 Illustrationen. Berlin. 1902. 1,50, schön geb. 2 Mk. Die Verfasserin dieses 154 S. starken, bereits in 3. Auflage erschienenen Büchleins ist als Mitarbeiterin an der *A. M. Z.*, namentlich an ihrem Beiblatt (1895—98) unsern Lesern als mit der indischen Frauenwelt und der missionarischen Frauenarbeit an derselben intim vertraut und mit anschaulicher und fesselnder Darstellungsgabe ausgerüstet, längst bekannt, so dass bei ihnen ein Zweifel über ihren Beruf zur Verabfassung einer zusammenhängenden Arbeit über die Frauenmission in Indien nicht bestehen kann. Und eine solche Monographie war auch nach Gründlers trefflichem Schriftchen über diesen Gegenstand in Deutschland um so mehr Bedürfnis, als jetzt auch bei uns die Mitarbeit der Frauen immer mehr in den Missionsbetrieb einorganisiert wird. Fräulein Rhiem steht seit ca. 15 Jahren selbst in dieser Arbeit und redet daher über dieselbe als Augenzeugin. Sie teilt ihren Gegenstand nach einer Einleitung, die sich im allgemeinen mit der indischen Frauenwelt beschäftigt, sehr übersichtlich in 2 Hauptabschnitte: in die Arbeit unter den Heidinnen und in die unter den Christinnen und gruppiert ihn im ersten dieser Abschnitte unter folgende 5 Zweige: Schulen, Senanas, ärztliche Mission, Industrieschulen und Witwenheime, Dorfmission; im zweiten unter: Waisenhäuser und Kostschulen, höhere Mädchenschulen, Arbeit unter christlichen Frauen — alles anschaulich illustriert durch eine grosse Fülle von Einzelzügen und persönlichen Erlebnissen. Den Schluss macht eine Charakteristik der Senana-Missionarin und ein Anhang, der praktische Winke für die Frauenarbeit in Deutschland giebt. Das Buch ist sehr qualifiziert zur Lektüre in Frauen-Missionsvereinen.

**Muir:** „Erstlingsfrüchte der hl. Schrift aus Syrien.“ Eine Erzählung aus dem 19. Jahrhundert über den Wert und die Wahrheit des christlichen Glaubens. Berlin. Deutsche Orient-Mission. 1902. 1, geb. 1,50. Aus dem Arabischen ins Englische und aus diesem ins Deutsche übersetzt. Der ursprüngliche Verfasser, von dem gesagt wird, dass er aus Vorsicht habe anonym bleiben müssen, soll ein zum evangelischen Glauben bekehrter orientalischer Christ und jetziger Prediger des Evangeliums unter seinen Landsleuten sein. Der Titel sagt nicht klar, was sich das Buch zur Aufgabe gestellt hat, nämlich eine Apologie des Christentums dem Islam gegenüber zu sein. Diese Aufgabe sucht es in der Weise zu erfüllen, dass es eine bewegliche und anziehend geschriebene Geschichte von



der durch Schriftlektüre bzw. Vergleichung der Bibel mit dem Koran bewirkten Bekehrung einer Anzahl von angesehenen Mohamedanern und ihrer Verfolgungsleiden erzählt, in welche die gesprächsweise geführte und zwar gut geführte Verteidigung der christlichen Wahrheit eingeflochten ist. Die Geschichte soll auf Chatsachen beruhen, aber sie ist ein zu unwahrscheinlicher Roman, als dass man das im Ernst glauben könnte; und dass sie, wie der Übersetzer bemerkt, „gerade in ihrer überraschenden Unwahrscheinlichkeit um so anziehender für den orientalischen Leser morgenländischer Geschichten sein soll“, auf den sie berechnet ist, das ist doch wohl eine zu kühne Behauptung. Beruhte sie wirklich auf Chatsachen, dann wäre sie allerdings ein ermutigender Beweis dafür, wie evangelistische Arbeit innerhalb der alten orientalischen Kirchen, selbst ohne direkte missionierende Thätigkeit, einen für das Christentum werbenden Einfluss auf die mohamedanische Welt ausübt.

Bei den folgenden kleinen Schriftchen begnüge ich mich mit der Anzeige.

Aus dem Verlage der Leipziger Missions-Gesellschaft 1902:

Frenkel: „Indiens Frauen im Spiegel der indischen Literatur.“ 20 Pfennige.

Zehme: „Aus dem Leben einer Camulenchristin.“ 10 Pf.

Brutzer: „Begegnungen mit Wakamba.“ 10 Pf.

Kanig: „Dornige Pfade eines jungen Missionars in Ukamba.“ 10 Pfennige.

Aus dem Hermannsburger Verlage 1902:

Hermannsburger Volkskalender 1903. 50 Pf. Hermannsburger Missionskalender. 20 Pf.

Petersen: „Narayana oder die Bekehrung eines Hindu.“ 5 Pf.

Schulz: „Der Zweigeborene.“ Aus dem Englischen. 10 Pf.

Aus dem Barmer Verlage 1901:

Pohlig: „Petrus Silitonga. Ein früh vollendeter Batak.“ 10 Pf. —  
Können alle empfohlen werden. Warneck.



# Die Mission in den deutschen Kolonien.

Von P. Paul in Lorenzkirch.

Beim Überblick über die letzten Jahre der Missionsthätigkeit in unsern überseeischen Gebieten treten drei Momente hervor: intensives Fortschreiten, starke römische Konkurrenz und die Neigung zu langsamem Zurückweichen seitens der ausserdeutschen Missionsgesellschaften.

Wer sich vor 5 Jahren mit der Ausdehnung des Missionswerkes vertraut gemacht hat, findet den damaligen Bestand heute fast allenthalben weit überholt. Dieses Wachstum fällt in unsern Kolonien besonders in die Augen, weil es sich zumeist um frisch bearbeitetes Neuland handelt. Was in jüngster Zeit den deutschen Missionsgesellschaften an Kräften zugewachsen ist, haben sie meist unsern Kolonien zu Gute kommen lassen. Wenn man das als ein Zugeständnis an die Wünsche der Kolonialpolitiker bezeichnen will, so kann man andererseits nicht leugnen, dass das deutsche Regiment im allgemeinen auf dem Naturboden unsrer Kolonien günstige Vorbedingungen für die fortschreitende Missionsthätigkeit schafft, soviel wir auch im Einzelnen (Landkonzessionen, Branntweinhandel, Strafexpeditionen) auszusetzen haben.

Die römische Propaganda wirft ungeheure Kräfte in unsre Gebiete, getragen vom tonangebenden Zentrum daheim, gefördert von der Gunst kurzsichtiger Kolonialpolitiker und gekennzeichnet durch skrupelloses Eindringen in die schon vorher von der evangelischen Mission besetzten Felder. Dass evangelische Missionare sich in katholischen Gebieten festsetzen, kommt kaum irgendwo vor, wenn auch die auf der kontinentalen Missionskonferenz vertretenen Gesellschaften im Prinzip von der Rücksichtnahme auf die Römischen abgehen zu wollen erklärten. Es ist aber bemerkenswert, dass an vielen Punkten ein förmliches Wettlaufen beider Konfessionen bei Besetzung wichtiger neuer Stationen stattfindet.

Man kann nicht sagen, dass den ausserdeutschen Gesellschaften das Leben in unsern Gebieten schwer gemacht wird. Aber man macht ihnen gegenüber kein Hehl daraus, dass man ihre Niederlassungen lieber

mit deutschen Missionaren besetzt sähe. Darum ist es nicht verwunderlich, dass von neuen Unternehmungen oder auch nur namhaften Erweiterungen ihrer Thätigkeit auf deutschem Boden nicht die Rede ist. Man gewinnt sogar hier und da den Eindruck, als würden ihre von früher her im deutschen Gebiet bestehenden Arbeitsfelder etwas stiefmütterlich behandelt. Ja, sie verraten an einzelnen Stellen die Neigung, sich zurückzuziehen. So die Presbyterianer in Kamerun, die Wesleyaner in Togo.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen halten wir eine geographisch angeordnete Umschau über die einzelnen Gebiete.

### Togo.

Das ist die kleinste unsrer afrikanischen Kolonien, in bezug auf Bevölkerungsdichtigkeit aber die beste. In dem für die Mission zunächst in betracht kommenden Gebiet (bis auf 125 km landeinwärts) leben die Eheneger, ein betriebsamer, friedlicher Volksstamm, der auf dem Küstenstreifen seit Jahrzehnten durch den europäischen Verkehr stark beeinflusst ist. Er bewohnt nicht nur das deutsche Gebiet, sondern auch den durch die deutsch-englische Grenze willkürlich abgeschnittenen östlich des Volta liegenden Teil der englischen Goldküstenkolonie, dessen wichtigster Küstenplatz Keta den Ausgangspunkt der Evhemission bildete. Die auf der andern Seite im benachbarten französischen Dahome wohnenden Neger sind ebenfalls stammverwandt. Unser Togo hat sich seit der deutschen Besitzergreifung friedlicher entwickelt als irgend eine andre Kolonie, die Beamten gingen meist Hand in Hand mit den schon vor ihnen hier wirkenden Missionaren. Es sind keine oder doch nur geringe Kolonialskandale zu verzeichnen. Der Branntweinhandel spielt allerdings an der Küste eine grosse Rolle. Die Evhebevölkerung ist rein heidnisch; die von Norden her vordringenden und gelegentlich bis in die Küstenplätze kommenden Mohammedaner stammen aus dem westlichen Sudan und sind meist Haussaleute.

Es sind drei evangelische Missionskreise zu unterscheiden: die Norddeutsche Mission, die Basler und die Wesleyaner (Methodisten); die erstere überwiegt aber so bedeutend, dass man fast nur an sie allein denkt, wenn von der Evhemission die Rede ist.

Die Norddeutsche Mission ist seit 55 Jahren stetig und zielbewusst, wenn auch unter vielen Rückschlägen und furchtbaren Opfern an Menschenleben, von der Küste ins Innere vorgedrungen, und

hält jetzt mit ihren 5 Hauptstationen Keta, Come, Ho, Amedzovhe und Agu, die von 37 Nebenplätzen umgeben sind, die wichtigsten Teile des Euhelandes besetzt. Im Nordosten sind ihr die Römischen durch Besetzung von Atakpame zuvorgekommen, doch hat man sich auch dort von evangelischer Seite Land und Anhang gesichert.

Zwischen der ältesten Station Keta und der jüngsten am Aguberger lassen sich auf den anderen die verschiedenen Stufen der Entwicklung beobachten. Ho und Amedzovhe gehören sowohl durch ihre äussere Erscheinung, die das ungeteilte Lob der Reisenden und Beamten findet, wie nach Seiten ihres geistlichen und sittlichen Standes zu den hervorragendsten westafrikanischen Missionsplätzen. Das verhältnismässig junge Come verspricht als Sitz der deutschen Behörden und wichtigster Verkehrsplatz eine mächtige Entwicklung; der laute Kolonialbetrieb bereitet der Arbeit an den Seelen allerdings manche Schwierigkeiten, die auf den andern Plätzen nicht vorhanden sind. Das alte Keta hat an Bedeutung für die Gesamt-Evhemission in demselben Maasse verloren, wie Come gewann. Ursache war in erster Linie die politische Verschiebung, ein wenig trug auch die Zerstörung des einen Ketaer Missionshauses durch die Meeresbrandung und eine in neuerer Zeit hervortretende Gereiztheit der englischen Behörden bei. In betracht kommt auch die durch Missionsinspektor Schreiber in seinem Bericht über die kürzlich vollendete Inspektionsreise festgestellte Thatsache, dass die deutsche Regierung viel für die Verbesserung der Verkehrswege und andre Kulturfortschritte thut, während das englische Gebiet zurückbleibt. Daher verödet die alte Missionsstrasse Keta—Waya—Ho; die Geschäftszentrale der Mission wurde im Sommer 1902 von Keta nach Come verlegt; das früher an ersterem Orte bestehende Seminar ist schon vor längerer Zeit nach Amedzovhe überführt worden.

Welchen Umfang die Bremer Mission, die sich in der Heimat eine neue kräftigere Organisation giebt, erlangt hat, ersieht man aus folgenden Zahlen: sie verfügt über 19 Missionare (von denen 4 in Europa weilen) und 8 unverheiratete Missionsschwestern. Ihnen stehen 3 ordinierte Evhepastoren und 72 andre eingeborne Hilfskräfte zur Seite, darunter 8 weibliche. In 44 Schulen werden 1020 Knaben und 467 Mädchen unterrichtet; unter den ersteren sind dreimal soviel heidnische als christliche, was für den Bildungshunger der Bevölkerung bezeichnend ist. Auch die Schülerinnen sind zur Hälfte noch nicht getauft. Die Seelenzahl der Gemeinden beläuft sich auf 2908, im letzten Jahre



wurden 423 getauft, darunter 252 erwachsene Heiden. Obwohl im englischen Gebiet nur die eine Hauptstation Keta liegt, wohnen in ihm doch mehr als die Hälfte der Christen (1511), dafür hat das deutsche Gebiet aber sehr viel mehr Schulen und Schüler (917). Alle diese Zahlen zeigen jetzt ein schnelleres Wachstum als je zuvor. Vor zehn Jahren gab es erst 897 Getaufte, 114 Taufen im Jahr, 360 Schüler und 99 Schülerinnen.

Besondere Beachtung verdienen die Missionsarbeiterinnen. Keine andre deutsche Missionsgesellschaft hat verhältnismässig so viele Missionarinnen in ihrem Dienst, wie die Norddeutsche. Die wichtigsten Plätze für die Arbeit am weiblichen Geschlecht sind Keta und Ho. Das böse Klima der Sklavenküste hat auch die Reihen der Arbeiterinnen wiederholt sehr gelichtet, dennoch blicken zwei von ihnen auf eine mehr als 10jährige Thätigkeit in Westafrika zurück; ein seltener Fall. Für die Tüchtigkeit der Schwestern mögen die Eingangsworte aus dem offiziellen Bericht des englischen Schulinspektors für Keta Zeugnis ablegen. Es heisst da: „Die Bremer Missions-Mädchenschule in Keta ist sehr gut. Es ist ermutigend zu sehen, in welcher Weise man den Schwierigkeiten der weiblichen Erziehung in der Kolonie zu begegnen weiss. Und in Keta scheinen zur Zeit mehr Schwierigkeiten zu sein als anderwärts.“ Dank dieser trefflichen Schulung, die sich in gleicher Weise auf Schulkenntnisse wie Handarbeiten erstreckt, fehlt es in Togo nicht an tüchtigen christlichen Frauen, was namentlich für die eingebornen Gehilfen sehr wertvoll ist. Es tritt oft in rührender Weise hervor, wie anhänglich die Schülerinnen gegen ihre Lehrerinnen sind; so beim Tode der trefflichen Maria Tolch in Ho, wo die Negerkinder unaufgefordert das Grab ihrer ehemaligen Lehrerinnen pflegten. Es geht der Norddeutschen Mission übrigens mit den Frauenkräften ähnlich, wie mit den Männern: sie könnte viel, viel mehr in Dienst stellen, als sie hat. Die Augustnummer ihres Monatsblattes hat eben erst wieder einen dringenden Aufruf nach mehr Schwestern erlassen.

Die Klimaschwierigkeiten haben seit Jahrzehnten eine möglichst reichliche Ausbildung eingeborner Hilfskräfte nahe gelegt. Das jetzt in Amedzovhe befindliche Seminar, dem die dortige und eine zweite Mittelschule in Keta als Vorstufe dienen, hat schon manche tüchtige Kraft geliefert, es studiren in ihm aber zur Zeit nur 9 Zöglinge. Der Versuch, Eingeborne für das Lehramt in Europa auszubilden (durch den ehemaligen Missionar Pfarrer Binder in Westheim), ist vor einigen

Jahren wieder aufgegeben worden. Es werden jetzt sechs Klassen eingeborner Gehilfen unterschieden: Evangelisten, Hilfslehrer, Lehrer 1. und 2. Klasse, Katechisten (als Ehrentitel für bewährte Lehrer) und ordinierte Pastoren.<sup>1)</sup> Für die Begabung und Leistungsfähigkeit der Lehrer war bezeichnend, dass Kristian Aliwodzi in Keta die Begrüssungsansprache eines Ältesten dem Missionsinspektor Schreiber in fließendes Deutsch übersetzte und dass Robert Kwami in Ho ein Lutherfestspiel verfasste und mit den Stationsbewohnern aufführte, in dem die deutsche Kirchengeschichte höchst originell mit afrikanischen Sitten verwoben war. Noch höher ist der Wert eines solchen afrikanischen Pfarrhauses einzuschätzen, wie es der Visitator beim Pfarrer Newell in Ue-Abdome (Amedzovhe-Bezirk) fand. Er schreibt darüber:

„Wer afrikanische Verhältnisse kennt, weiss, was es bedeutet, wenn wir mit seiner Frau nicht nur gemeinsam an dem sauber gedeckten Tische assen, sondern auch die Heiratsfrage in unsern christlichen Gemeinden, namentlich in betreff der Maassregeln gegen die übertriebenen Aufwendungen während der Verlobungszeit und bei den Hochzeitsfeierlichkeiten, besprechen konnten. Auch die tief gesunkene heidnische Frau wird durch die Macht des Evangeliums geläutert und gehoben. Welche Ordnung und Sauberkeit herrschte auf dem ganzen Gehöft; keine Tünche falscher Kultur, sondern eine gesunde Aneignung und Übertragung europäischer Verhältnisse in die afrikanischen. Gleich den Missionaren hat die Familie Newell auch eine ganze Reihe Hauskinder (eine Art Pensionäre), die sie trefflich erziehen.“

Zur Beurteilung des religiösen und sittlichen Standes der Evhechristen mögen einige charakteristische Ausschnitte aus den Berichten des Inspektors und der Missionare helfen.

Der Besuch der Gottesdienste ist ein recht guter. In Keta finden sich bei 451 Gemeindegliedern sonntäglich zwischen 325 und 400 Personen ein, in Lome steigt die Zahl der Kirchgänger sogar auf 200 pZt. Die grosse Opferwilligkeit ist für deutsche Gemeinden vielfach beschämend. Die kleine Lomegemeinde überreichte dem Inspektor eine Begrüssungsgabe von 668 Mk., die von Keta 1047 Mk. Missionar Spiess berechnet das Liebesopfer der zur Norddeutschen Mission gehörigen Evhechristen, das in Form von Kollekten, Liebesgaben, Kirchensteuern u. dergl. aufgebracht wird, auf 12 000 Mk. jährlich oder 4,18 Mk. pro Kopf, die Kinder eingerechnet. Wenn neue Missionstationen besetzt werden, wie es erst kürzlich mit 5 Plätzen an der Strasse von Misahöhe nach Atakpame geschah, wird das Land regelmässig geschenkt. Der sittliche Stand der Gemeinden lässt freilich noch viel zu wünschen übrig. Selbst von den jungen unverheirateten Lehrern ist mancher zu Fall gekommen und der Mission dadurch zeitweilig oder für immer verloren gegangen. Zur gerechten Beurteilung solcher Fälle muss man aber den tiefen Stand der Sittlichkeit im engeren Sinne des Worts beim genannten Volke und namentlich auch das schlechte Beispiel vieler im offenen Konkubinat lebender Euro-

1) Eine zu komplizierte Klassifizierung. D. H.

päer bedenken. Über den wohlthätigen Einfluss der Mission auf die Abnahme des Kannibalismus und anderer Grausamkeiten schrieb Hauptmann Herold schon 1898 in der Kolonialzeitung: „Am besten sieht der den Eingebornen am nächsten stehende Missionar hinter das dunkle Treiben der heidnischen Bevölkerung und ist der Regierung durch zeitgerechte Anzeigen eine wesentliche Stütze. Unter diesen Umständen wirkt der Gedanke tröstend, dass das erfreuliche Fortschreiten der Missionen gleichzeitig eine allmähliche Abnahme heidnischer Grausamkeiten und Missbräuche bedeutet, welche ihre Ursachen im herrschenden Fetischwesen haben. Sie werden erst vollständig von der Bildfläche verschwinden, wenn der letzte Fetischpriester das Christentum angenommen haben wird.“ Diese vernünftigen, in unsern Kolonialkreisen nur noch allzu seltenen Worte fanden eine Bestätigung, als während des letzten Asantekrieges ein abscheulicher Fall von Blutrache in den Hodörfen vorkam. Die vom Bezirksvorsteher eingeleitete Untersuchung ergab die erfreuliche Thatsache, dass sämtliche Christen der Unthat fern standen, ja zu ihrer Aufdeckung geholfen hatten.

Neben der Norddeutschen Mission und im freundschaftlichsten Verkehr mit ihr stehend wirkt weiter landeinwärts die Basler Missionsgesellschaft. Auf der General-Konf. 1881 wurde beschlossen, die von den Asantern 1869 zerstörte, jenseit des Volta (von der Goldküste aus) gelegene Station Anum wieder zu besetzen. Nun blieb allerdings Anum im englischen Gebiet, aber von hier aus waren dann bald Vorstösse in das nördliche Hinterland gemacht worden, das zu Deutsch-Togo gehörte, durch Nkonya und Boëm bis nach Adeli hinauf. Zwei eingeborne Pastoren, Hall und Clerk, setzten sich in Ntschumuru und Worawora fest, und die Errichtung einer Hauptstation im deutschen Gebiet wurde als dringend nötig erkannt; sie sollte in Akpafo erstehen. Es war dabei namentlich auf eine Schulanstalt grösseren Stils abgesehen zur Ausbildung von Lehrern für das deutsche Gebiet. Die Kolonialverwaltung sieht es nicht gern, dass dieselben aus Anum kommen, zumal da dort nicht die deutsche, sondern die englische Sprache bevorzugt wird. Andre Schwierigkeiten, auch üble Erfahrungen mit eingebornen Gehilfen kamen dazu. So ward eine kraftvolle, selbständige Organisation der ganzen Arbeit bis in unsre Tage herein hintangehalten. Da führte der von der Norddeutschen Mission gehegte Wunsch, die ganze Evhemission in ihre Hände zu bekommen, zu den im vorigen Jahre eröffneten Verhandlungen zwischen Bremen und Basel wegen Vereinigung der beiderseitigen Arbeit. Der Gedanke an letztere wurde den Baslern wesentlich dadurch erleichtert, dass die von ihnen in der Goldküstenmission benutzte Tschisprache, deren Gebiet ins Hinterland unsrer Togoküste hereinragt, sichtlich vor der Evhesprache zurückweicht. Die Verhandlungen sind jetzt zum Abschluss gekommen.

Damit gehen als Ertrag der Basler Arbeit an die Norddeutsche Mission über: 20 eingeborne Gehilfen (darunter Pastor Clerk), die an 15 Orten stationiert sind und 570 Seelen in ihrer Pflege haben. Die Schulen zählen 334 Schüler. Die meisten Christen wohnen in Kpando, in Worawora besteht eine siebenklassige Schule.

In Kleinpopo am östlichen Ende der Togoküste besteht eine Hauptstation der englischen Wesleyaner, die neben dieser auch noch Niederlassungen im französischen Dahome haben. Bis 1900 standen beide Zweige unter der Oberleitung des in Kleinpopo wohnenden deutschen Missionars Ulrich. Seitdem derselbe durch Krankheit in die deutsche Heimat zurückgeführt ward, ist für Dahome ein französischer Wesleyaner in Porto Novo angestellt. Doch dauert der freundschaftliche Verkehr der eingebornen Christen über die Grenze fort. Kleinpopo hat seit 1897 eine stattliche Kirche, die über 20 000 Mk. kostete. Von den 375 Gemeindegliedern gehören viele zu den angesehensten Männern der Stadt. Dem deutschen Missionar steht ein eingeborner Prediger zur Seite. Die 4 zugehörigen Nebenstationen liegen alle dicht an der Küste. Sie haben eine starke römische Konkurrenz auszuhalten. Der Bestand der ganzen wesleyanischen Mission im deutschen Gebiet ist: 1 europ. Missionar, 1 eingeb. Prediger, 39 andre eingeb. Hilfskräfte, 469 Gemeindeglieder, 6 Schulen mit 392 Schülern und 79 Schülerinnen. In jüngster Zeit ist der Gedanke aufgetaucht, auch diesen Teil der Evhemission mit der Norddeutschen Mission zu vereinigen. Die Sache ist aber noch im weiten Felde. Käme der Plan zu stande, so würde der besondere Evhedialekt, der in der Kirche von Kleinpopo gepflegt wird und sich sogar in die kleine Kirchen- und Schulliteratur eingeschlichen hat, verschwinden, was sicher kein Schaden wäre.

Die katholische Mission (Steyler Missionäre) ist seit 1892 in diesem Schutzgebiet. Ihre Stationen (Come, Porto Seguro, Kleinpopo, Adjido) lagen bis 1900 ausschliesslich an der Küste; in diesem Jahre kam Atakpame hinzu und im Sommer 1902 das mitten zwischen den Bremer Hauptstationen gelegene Agome-Kpalime. In Come und Kleinpopo befinden sich neben den Missionsstationen auch Schwestern-Niederlassungen. In Come wird eine grosse Kirche gebaut. Eine Aufstellung in „Gott will es“ giebt für die Togomission folgende Zahlen: 12 Priester, 9 Brüder, 5 Schwestern, 23 Schulen mit 1059 Schülern, 1350 Katholiken.



## Kamerun

ist ein viel grösseres und schwierigeres Missionsfeld. Erschwerend wirkt die zur Zeit noch unübersehbare Menge der Volksstämme. Sie bilden zwei Gruppen: in dem für die Mission zunächst allein in betracht kommenden Küstengebiet bis auf 300 km landeinwärts wohnen Bantuneger, darüber hinaus Mischvölker, Fullastämme auf Negergrundlage. Der am sogenannten Kamerunfluss lebende Dualastamm ist nur einer unter den vielen Bantustämmen, von denen bis jetzt etwa 10—15 in den Schallbereich der christlichen Predigt gekommen sind, aber sein von Alters her weitreichender Handelsverkehr und der Umstand, dass das Zentrum der deutschen Verwaltung in seinen Grenzen liegt, verschafft ihm grössere Bedeutung. Die Bewohner dieses Schutzgebiets sind viel selbstbewusster und kriegerischer, als die Togoneger. In den unter mohammedanischen Herrschern stehenden Sultanaten des Hinterlands steigert sich das im Küstengebiet oft hervortretende Misstrauen gegen die Weissen zu feindseligem Fanatismus. Seit jenen Kämpfen, mit denen die Besetzung der Jossplatte begann, haben die kriegerischen Unternehmungen in Kamerun noch nicht aufgehört. Mochten die vielen Expeditionen aus politischen Gründen auch nötig sein, die mehrfach dabei vorgekommenen Grausamkeiten waren es nicht. Nimmt man dazu die durch das ausbeuterische und rücksichtslose Vorgehen von neun Pflanzungsgesellschaften rings um den Kamerunberg geschaffene schwierige Situation, so muss man sagen, dass die der Mission in anderer Hinsicht so förderliche Kolonisation der Christianisierung des Gebiets auch Berge von Schwierigkeiten häuft. Mehr als anderswo wird auch über den schlechten Einfluss einzelner Europäer geklagt, die es sogar fertig bringen, den Eingebornen zu sagen, die Bibel sei nicht wahr und die Missionare seien Betrüger. Auch im Gouvernementspalast weht eine der Mission nicht günstige Luft. Also Schwierigkeiten die Fülle.

Die evangelische Missionstätigkeit liegt, wie bei Togo, in drei verschiedenen Händen: Basler Missionsgesellschaft, deutsche Baptisten und Presbyterianische Kirche der Vereinigten Staaten. Die erfahrene, gut geleitete und mit genügenden Mitteln versehene Basler Mission ist den andern beiden weit überlegen.

Sie wirkt hier seit 15 Jahren. Ihr Bestand ist: 9 Hauptstationen, 148 Nebenplätze, 3055 Gemeindeglieder, 137 Schulen mit 3185 Schülern. Im letzten Jahr wurden 476 Heiden getauft. An Arbeitskräften standen

bei Beginn dieses Jahres auf dem Missionsfelde: 37 Missionare (darunter 16 verheiratete), 2 unverheiratete Missionarinnen, 1 eingeb. Pastor und 141 andre eingeb. Gehilfen.

Der Schwerpunkt der Basler Mission liegt im Mündungsgebiet des Kamerunflusses (Wuri). Hier finden wir die drei Hauptstationen Bethel, Bonaberi und Mangamba, die zugleich den ältesten Zweig der ganzen Arbeit bilden. Nach dem Innern sind vorgeschoben: Bombe am Mongo und Nyasoso im gebirgigen Nkosi; dies die jüngsten Stationen. Zur Verbreiterung der Basis an der Küste dienen Uiktoría und Buëa am Kamerunberg, und auf der andern Seite am Unterlauf des Sanaga Lobethal und Edie (Edea). Da der Flusslauf des Sanaga sich tiefer, als alle andern, ins Hinterland erstreckt, erscheint die Besetzung dieser Linie für die Zukunft besonders wichtig. Es ist ein Viereck von etwa 100 km Länge und Breite, das die Basler besetzt haben. Der Aufmarsch geschah überaus schnell. Sie legten in 10 Jahren 9 Stationen an. Und wie mit der Stationsgründung ging es auch mit der Annahme von Taufbewerbern und ihrer Aufnahme in die Gemeinde im ersten Jahrzehnt schnell. Die Jahre 1892/93 und 1897 zeigten den grössten Fortschritt. Das letztgenannte Jahr bezeichnet jedoch einen Wendepunkt. Es ist seitdem keine neue Hauptstation hinzugekommen. Die Losung wurde: Nicht Ausdehnung, sondern Vertiefung! Nicht als ob das Wachstum aufgehört hätte. Die im ersten Anlauf zum Teil weit vorgeschobenen Hauptstationen umgaben sich seither mit einem Kranz von Nebenplätzen, deren Zahl von 1897 bis 1902 beinahe verdoppelt wurde (91 : 148) und stellten so die Verbindungsketten unter einander her. Es hat sich in dieser Zeit auch schon die Gründung von zwei neuen Europäerstationen vorbereitet, deren eine in den Rumpi- oder Baluëbergen hoch im Norden erstehen soll, während die andre stromaufwärts von Edie geplant ist. Auch die immer wachsenden Zahlen der Taufbewerber (das Jahr 1900 hatte mit 549 Tufen die höchste Zahl) zeigen, dass die Mission sich in gesunder, kräftiger Weise fortentwickelt. Aber die Missionsleitung liess sich während der letzten 5 Jahre mehr den inneren Ausbau angelegen sein, als die Erschliessung neuer Gebiete. Sie scheute selbst vor einer durch strenge Kirchenzucht gebotenen starken Sichtung der Gemeinden nicht zurück. Die Begeisterung, mit der im Flussgebiet, namentlich in Mangamba und Umgegend, anfangs grosse Scharen zum Taufunterricht gekommen waren, hatte einer Ernüchterung Platz gemacht.

Hier und da trat sogar eine heidnische Reaktion ein, und die Losangomänner hatten wieder mehr Zulauf. Am Sanaga schaffte sich eine Stadt, in der seit drei Jahren kein heidnisches Fest mehr gefeiert worden war, wieder neue Fetische an, und viele Christen mussten wegen Teilnahme an unzüchtigen Tänzen (trauriger Weise führen einige neu eingeführte die Namen: „Kaiser“ und „Gouverneur,“ und manche Europäer sehen ihnen gerne zu) ausgeschlossen werden. Unter diesen Umständen mussten die Missionare mehr Wert auf Befestigung und Förderung der Neugetauften, als auf die Gewinnung grösserer Scharen legen. In den Gemeinden geschah das durch Vermehrung christlicher Erkenntnis, durch Pflege des Familienlebens und Heranbildung eines tüchtigen Ältestenstandes.<sup>1)</sup> Hatte man sich erst gefreut, dass so viele junge Männer das Christentum annahmen, so wurde es mit der Zeit als Mangel empfunden, dass so wenig christliche Frauen und ältere Leute, auf deren grössere Stetigkeit zu rechnen ist, in den Gemeinden sind. Besondere Pflege empfangen nun auch die Schulen. Das Schulsystem der Mission, zu dessen Leitung ein Missionar als Schulinspektor bestellt ist, besteht aus einer grossen Zahl Elementarschulen, sieben Mittelschulen und dem zur Ausbildung eingeborner Lehrer und Prediger bestimmten Seminar in Buëa. Acht bis zehn Missionare treiben jetzt ganz oder vorwiegend Schularbeit. Die Lernbegier im Küstengebiet ist gross. Die schlaunen Dualaneger, die als Händler kaum hinter intelligenten europäischen Kaufleuten zurückstehen, haben bald gemerkt, dass die Schulbildung auch etwas einbringt. Darum sind auch fern wohnende Häuptlinge leicht zu bewegen, ihre Söhne als Kostschüler auf eine Missionsstation zu geben; selbst die Mädchen werden jetzt gern zur Schule geschickt, wenn auch der heidnische Vater dabei nur den Gedanken hegen mag, dass er infolgedessen bei der Verheiratung einen höhern Preis erzielen wird. Diesem Bildungshunger, der natürlich an den Plätzen mit europäischem Verkehr am stärksten ist, sucht die Basler Mission mit zwei Lehranstalten zu begegnen, die ihres Gleichen im Bereich der evangelischen Mission in unsern Kolonien nur noch in Kiautschau haben. Es sind die „deutschen“ Schulen in Duala (Bonanjo und Bonebela), wo das Deutsche nicht nur Unterrichtsfach, sondern auch Unterrichtssprache ist. Diese beiden Schulen sollen namentlich junge Leute ausbilden, die später in Regierungskdiensten

<sup>1)</sup> Ausführlicher ist darüber zu lesen in Heft 9 der Basler Missionsstudien: Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben. Von Missionssekretär Würz. Basel, Missionsbuchh. 1902.

oder bei Faktoreien eintreten wollen. Zur Unterhaltung der Anstalt in Bonanjo lieferte der Evangelische Afrikaverein eine wesentliche Beihilfe. Der Missionsgedanke tritt bei diesen Schulen hinter dem Bestreben zurück, eine solide Bildung in den weltlichen Unterrichtsgegenständen zu geben. Würz bemerkt aber an a. a. O.:

„Die Mission hat an diesen Schulen ein starkes Interesse, erstens weil sie hier Schülern, die eine besonders versuchungs- und verantwortungsvolle Zukunft haben, einige Kenntnis des Wortes Gottes mitgeben kann, und zweitens weil sie nicht zugeben darf, dass sich eine Menschenklasse, die eine so wichtige Rolle in der Kolonie zu spielen haben wird, vorwiegend aus Leuten rekrutiere, die bei den römischen Priestern zur Schule gegangen sind. Als Schüler werden sowohl Christen als Heiden aufgenommen; von diesen melden sich manche während der Schulzeit zur Taufe. Es ist ein dornenreicher Missionszweig, aber er wird immer wichtiger werden, je weiter sich die Kolonie entwickelt. Von diesen Schulen wird zum Teil die öffentliche Moral der Kolonie abhängen.“

Während diese beiden Schulen vorwiegend den Interessen der Kolonialpolitik dienen, steht bei allen anderen der missionarische Gesichtspunkt im Vordergrund, vor allem bei den Mittelschulen und dem Seminar, die der Mission zu einem tüchtigen Lehrstand verhelfen sollen. Von den Mittelschulen dienen zwei der Mädchenerziehung. Das Seminar in Buëa hat 1900 die ersten 5 Zöglinge nach beendetem Kursus entlassen. In ihnen hat die Mission nun wesentlich besser vorbereitete Gehilfen der Missionare; bisher war man gezwungen, vielfach unreife junge Burschen als Lehrer zu verwenden, die von rechts wegen selbst noch hätten auf der Schulbank sitzen sollen. Bei der ausgesprochenen Neigung der Kamerunneger zu hochfahrendem Wesen ist es nicht leicht, die Lehrer, denen auf den Hussenstationen eine gewisse Selbständigkeit gegeben werden muss, in der Demut zu erhalten. Bezeichnend dafür war der Konflikt der Missionare in Mangamba mit dem ehemaligen Häuptling und jetzigen Lehrer Koto, der sogar eine Spaltung der Missionsgemeinden im Aboländchen herbeizuführen drohte. Dieser in Berichten und Traktaten früher viel gerühmte Mann war eine Zeit lang geradezu vom Hochmutsteufel besessen. Glücklicher Weise gelang es nach aufregenden Streitigkeiten dem Präses Schuler, ihn zu bescheidenerem Auftreten zurück zu bringen. Seit September 1901 hat die Mission in Joh. Deibol von Bonaduma ihren ersten eingebornen ordinierten Pastor.

Die christliche Litteratur in der Dualasprache ist in neuester Zeit durch das von Schuler aus dem Grundtext neu übersetzte Neue Testament um ihr wertvollstes Stück bereichert worden. Den Druck übernahm



die Württembergische Bibelgesellschaft. In andern Sprachen, wie Nkosi in Nyasoso und Basa am Sanaga wird zwar gepredigt, aber zur Schriftsprache sind sie noch nicht erhoben.

Als ein Seitenstück zu der seit Jahrzehnten in Christiansborg (Goldküste) bestehenden Handwerkerschule hat die Basler Mission eine solche in Duala ins Leben gerufen, wo namentlich die Tischlerei betrieben wird. Die in ihr ausgebildeten Neger finden ebenso wie die dort fertig gestellten Sachen die wachsende Anerkennung der Kolonialpolitiker.

Der vor einigen Jahren mit Hilfe des „Vereins für ärztliche Mission“ zu Stuttgart entstandene neue Arbeitszweig der Kamerun-Mission, in dem ein Arzt und eine Diakonissin beschäftigt waren, ist in jüngster Zeit durch die notwendig gewordene Rückkehr des Arztes und die Verheiratung der Krankenpflegerin ausser Tätigkeit gesetzt worden; er soll aber wieder aufleben, sobald Ersatzkräfte beschafft sind.

Kamerun bleibt hinsichtlich der Gesundheit der Arbeiter ein besonders gefährliches Missionsfeld. Die Basler haben in den 15 Jahren ihres Dortseins 22 Missionsleute durch den Tod verloren, und die Zahl der Geschwächten, die mit Heimatsurlaub abreisen müssen, ist jedes Jahr gross. Die anfangs in Bohners Händen befindliche Leitung erhielt für einige Jahre Bizer, der 1900 auf Berufswegen ertrank. Das Lehrerseminar wechselte in der ersten Zeit seines Bestehens jedes Jahr mindestens einmal seinen Vorsteher. Erst im hochgelegenen Buëa, wo auch die Regierung und die andern Missionen ihre Gesundheitsstationen haben, ist es besser geworden. Der schnelle Arbeiterwechsel gehört zu den charakteristischen Kennzeichen der Kamerun-Mission. Weitaus die Mehrzahl der Basler sind weniger als 5 Jahre im Dienst.

Die Baptistische Mission zerfiel bis vor kurzem in den der Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten (Sitz Berlin) unterstellten Zweig und einen zweiten, der aus 9 unabhängigen baptistischen Gemeinden bestand. Den Bemühungen des Missionars Bender ist es im November 1900 gelungen, beide unter der Berliner Oberleitung, die jetzt in den Händen des Missionsinspektors Mascher liegt, zu vereinigen. Eine genaue Statistik ist nicht zu erlangen. Nach einer im letzten Weissbuch veröffentlichten Tabelle zählte man 1901 647 Gemeindeglieder und 120 Taufbewerber, die Zahl muss aber weit grösser sein. Nach den Vierteljahrs-Mitteilungen der Gesellschaft vom Mai 1902 sind zwei Arbeitszentren zu unterscheiden, deren eins in Duala mit Filiale am Kamerunberg (Sopo bei Buëa) liegt, das andre im Abo-, Wuri-,

Bassa- und Nyamtan-Gebiet. Letzteres, das teilweise mit dem Basler Stationsbezirk von Mangamba zusammenfällt, ist hinsichtlich der Heidentaufen weit fruchtbarer, als das an der Mündung des Kamerunflusses, wo sich ein besonders empfindlicher Arbeitermangel fühlbar machte. Auf dem ganzen Arbeitsfelde waren Mitte 1901 nur zwei Männer und zwei Frauen resp. Jungfrauen tätig, doch ist inzwischen Verstärkung angekommen und eine weitere in Aussicht. Man hat in dieser Mission offenbar zu früh die eingebornen Gehilfen schalten und walten lassen, deren es jetzt 40 auf 44 Stationen giebt. Wenn der Bericht von ihnen sagt: „Selbst die besten eingebornen Lehrer sind ganz auf die Leitung der Missionare angewiesen und können nicht ohne gehörige Aufsicht bleiben,“ und an anderer Stelle: „Gebe der Herr, dass wir bald in den Stand gesetzt werden, nur so viele Lehrer zu haben, als genügend kontrolliert werden können,“ so ist das offenbar ein Eingeständnis früherer Fehler. Es wurden denn auch im letzten Jahre 7 Nebenstationen geschlossen, die zunächst nicht wieder eröffnet werden sollen. Man gedenkt von nun an mehr Nachdruck auf die Ausgestaltung von Hauptstationen mit weissen Missionaren zu legen. Im Übrigen wird die wachsende Zahl der Tafen gerühmt, und dass es möglich geworden Sonntagsgesetze einzuführen, den Kaufpreis der Frauen zu reduzieren, den Schulbesuch zu regeln, die christliche Trauung durchzusetzen; auch wird von zunehmender Arbeitslust, grösserer Reinlichkeit innerhalb der Dörfer u. dergl. berichtet.

Mit der Hauptstation in Duala ist eine Mädchenanstalt verbunden, die 70 Schülerinnen aufzuweisen hat, von denen 20 auf dem Missionsplatze wohnen, desgleichen eine von einer Diakonissin besorgte Krankenpflagestation.

Über das Verhältnis zwischen der Baptisten-Mission und den Baslern verlautet vom Arbeitsfelde selbst nichts ungünstiges. In der Heimat wird das von den andern evangelischen Gesellschaften beobachtete brüderliche Verhalten seitens der Baptisten noch nicht ganz geteilt, wenigstens brachte ihr Organ „Blüthen und Früchte“ im April 1900 noch einen hässlichen Ausfall gegen die Basler Gesellschaft, die doch in der Kamerun-Frage stets mit der grössten Lauterkeit und Liebe gehandelt hat.<sup>1)</sup>

1) Soeben erschien die orientierende Schrift: Die Mission der deutschen Baptisten in Kamerun (von 1884—1901). Von E. Scheve. 125 S. Berlin N.-W., Missionsbuchhandlung „Bethel.“

Die Sendboten der Presbyterianischen Kirche in den Vereinigten Staaten arbeiten unter den zu den Fan-Stämmen gehörigen Bule an der Südgrenze von Kamerun. Von ihren 6 Stationen liegen zwei, Baraka und Benito, im französischen Kongogebiet, die andern — Grossbatanga, Efulen, Elat (Ebolwoa) und Lolodorf (Mac Lean Memorial-Station) zwischen der deutsch-französischen Grenze und dem Lokundje-Fluss. Da ein häufiger Wechsel über die Grenze stattfindet, lassen sich die Zahlenangaben fürs deutsche Gebiet nicht genau feststellen. Das ganze Missionswerk, das auf den erstgenannten Stationen schon vor einem halben Jahrhundert, im jetzt deutschen Gebiet aber erst 1885 begonnen wurde, umfasst: 6 Haupt- und 58 Nebenstationen (Predigtplätze) mit 1241 getauften Gemeindegliedern, 25 Schulen und 489 Schülern. Die Zahl der Missionare beträgt 16 (darunter 10 verheiratete); ferner 5 ledige Missionarinnen, 4 ordinierte und 46 andre eingeborne Gehilfen. Unter den Missionsleuten findet man auffällig viele deutsche Namen. Neben den genannten Europäerstationen ist die wichtige Hafenstadt Kribi als Speditionsplatz besetzt. Die Missionare pflegen neben ihrer Stationsarbeit sehr die Reisepredigt und schicken auch ihre eingebornen Gehilfen oft weit umher. Die Kosten für solche Evangelisten trägt die Gemeinde der betreffenden Hauptstation. Neben der Schultätigkeit wird viel ärztliche Mission getrieben; es giebt 5 Hospitäler und Kliniken, in denen im letzten Jahr 8322 Patienten behandelt wurden.

Mit Bemeisterung der hauptsächlich in Betracht kommenden Bulusprache ist begonnen. Man hat eine Übersetzung der Evangelien, auch ein Gesangbuch hergestellt. Obwohl die Eingebornen zum Teil sehr wild sind — es kamen noch neuerdings Fälle von Kannibalismus vor, besteht doch allenthalben ein freundschaftliches Verhältnis zwischen ihnen und den Missionaren. Auf allen Stationen kommen regelmässig Hunderte zum Gottesdienst. Sie drängen sich fast zur Taufe. Missionar Johnston schreibt von Efulen, er habe die 98 Namen zählende Liste der Katechumenen sichten wollen, aber die Leute wären nicht zu bewegen, aus den Versammlungen fern zu bleiben; er wolle das freilich nicht als eine Beharrlichkeit der Heiligen, sondern als Beharrlichkeit der Sünder angesehen wissen.

Die Elatstation hat im vorigen Jahre eine Verlegung erfahren. Das deutsche Gouvernement erklärte, dass es an den Platz, wo sich die Missionsgebäude befanden, einen Militärposten legen wolle. So mussten die Missionare weichen, und bauten sich für die empfangene Geldsumme

in einer Entfernung von 20 Minuten eine neue Station, die sehr schön geworden und namentlich mit einem Hain von Fruchtbäumen bepflanzt worden ist. Die Militärstation führt auf den neuen Karten den Namen Eholwoa. Der Station Lolodorf droht möglicher Weise ein schwerer Schlag. Sie verdankt ihre Entstehung einer amerikanischen Dame, die für die Mission unter den Zwergen im Innern von Kamerun schwärmte. Um ihnen näher zu kommen, ward Lolodorf besetzt. Die Niederlassung hat sich ganz gut entwickelt und die Missionsarbeit unter den umwohnenden Yanda, Bane und Bekoka erweist sich als hoffnungsvoll. Weil aber die Zwergvölker von hier aus nur gelegentlich besucht werden können, will Miss Mac Lean die Unterstützung, die sie bisher gewährte und die den Namen Mac Lean Memorial-Station verursachte, künftig zurückziehen. Hoffentlich bleibt der Mission diese Blamage erspart.

Unterdes haben die Unterhandlungen zwischen New-York und Basel, die eine Abtretung des ganzen Missionswerks im deutschen Gebiet an die Basler Gesellschaft bezwecken, ihren Abschluss gefunden. Die Presbyterianer haben die betreffenden Stationen in sehr brüderlicher Weise an Basel übergeben. Über den Erfolg verlautet noch nichts.

Die katholische Mission wird in Kamerun von den Pallottinern betrieben und hat sich nachträglich fast überall da festgesetzt, wo lange vorher evangelische Missionare waren. Ihre Hauptstationen sind Duala (Sitz des Präfekten), Engelberg am Kamerunberg, Marienberg und Edea am Sanaga, Kribi und Grossbatanga an der Südküste und die Yaunde-Station tief im Innern. Der Personalbestand beträgt nach der amtlichen Statistik des Präfekten im letzten Weissbuch: 12 Priester, 23 Brüder und 16 Schwestern. Die Zahl der Katholiken wird in „Gott will es“ auf 3210 angegeben. In 63 Schulen werden 1720 Schüler gezählt.



## Die chinesische Krisis.

Von W. Schlatter, Pfarrer in St. Gallen.

### III.

#### Nach dem Sturm.

Der Sturm hinterliess Ruinen von Christenhäusern und Kapellen, Bettelarmut, Elend. Auch in Schantung war die Verwüstung umfangreich. Im Tschau-ping-Distrikt z. B. hatte die amerikanische Baptisten-



mission 171 Gemeindeglieder durch den Zeugentod verloren; der Verlust der Christen an Eigentum war auf 250 000 Mark anzuschlagen. In einem andern Distrikt waren 90 % der Christen bettelarm. Das einzige, was die Missionare zunächst für sie thun konnten, war spärlicher Botenverkehr von Tschifu aus. — Missionar Bruce (am. Baptist) hörte, dass 2 eingeborne Pastoren von Tsching-tschau-fu widerrufen hätten. Er beschied sie nach Tschifu und vernahm den Sachverhalt. Sie waren gedrängt worden, pro Forma zu erklären, dass sie nicht länger „die fremde Religion ausübten,“ und hatten es für ihre Pflicht gehalten, durch diesen Akt der Selbstverleugnung 1600 Gemeindeglieder zu retten. Nun erkannten sie aber das Verkehrte ihrer Handlungsweise, thaten vor dem Missionar ergreifend Busse und erklärten aus freien Stücken, dies auch vor den Gemeinden thun und ihr Amt niederlegen zu wollen. Bruces Bericht hierüber ist den Dokumenten über die Zeit der Krisis beizuzählen.

Im Januar 1901 lud der Gouverneur selbst die Missionare zur Rückkehr ein, durch einen Brief an die in Schantung vertretenen protestantischen Missionen. Der Text desselben lautete:

„Sie haben seit vielen Jahren in China gepredigt und ermahnen ohne Ausnahme die Leute zur Rechtschaffenheit. Ihre kirchlichen Sitten sind streng und tadellos; alle Ihre Konvertiten thun gut daran, sie zu befolgen. Wie kann man da den Vorwurf der Illoyalität erheben? Solcher Verleumdung gegenüber habe ich den Erlass der beiliegenden Proklamation angeordnet. Es ist mein Wille, dass fortan dauernder Friede walte. Mögen die Kirchen blühen! Ihre Art, Rechtschaffenheit zu lehren, kann ich unterstützen . . . Die gegenwärtige Krisis ist durchaus aussergewöhnlich. Sie, geehrte Herren, wurden zu weiten Reisen zu Wasser und zu Lande genötigt, sie bereitete Ihnen Angst und Gefahren und mir manche Gewissensunruhe. Überall ist jetzt Ruhe. Missionare aus Frankreich, Deutschland u. s. w. sind ins Innere zurückgekehrt. Wenn auch Sie zurückzukehren wünschen, so bitte ich Sie um Nachricht, und ich werde es dem Militär überall anbefehlen, Sie sicher zu geleiten. Mit warmen Wünschen für Ihr Wohlergehen bin ich Ihr Yuan Schih-kai.“

Man hat dieses Schreiben die Magna charta der Schantung-Mission genannt. Die so freundlich zur Rückkehr Eingeladenen warteten freilich das auf den Februar fallende Neujahr, diesen festlichen Anlass zu allerlei Unruhen, erst ab; es wurde März, bis auch die Konsuln einwilligten. Eine Deputation begab sich zunächst nach der Hauptstadt Tsi-nan-fu. Sie sahen unterwegs traurige Bilder der Verwüstung und des Elends. Der Gouverneur kam sehr entgegen und zeigte sich in der Entschädigungsfrage zu jedem gerechten Opfer bereit. Die leitenden Persönlichkeiten an seiner Seite — helle Köpfe — machten den besten

Eindruck. Seitdem ist schrittweise die Wiederbesetzung der Stationen erfolgt. Auch die Frauen rückten ein; das Volk wollte sie, als Unterpfand dafür, dass nun wirklich Friede herrsche, in seiner Mitte haben. Yuan Schih-kai bewies der evangelischen Mission auch dadurch seine Gewogenheit, dass er Dr. Hayes nach Tsi-nan-fu berief, um mit ihm die Gründung eines grossen litterarischen Kollegs zu beraten, und das Rektorat ihm übertrug. Überzeugt, dass einzig tüchtige Erziehung eine bessere Zukunft verspreche, plante er Schulen auch für die Präfekturen. Mit Bedauern sahen die Missionare ihn scheiden, als er als Nachfolger des verstorbenen Li Hung Tschang nach der Hauptprovinz berufen wurde; doch ist auch sein Nachfolger ein Freund der Reform.

Die Christen von Schansi waren monatelang für Hilfe von aussen unerreichbar, da die Provinz sich gegen die Gefahr eines Einmarsches fremder Truppen möglichst abschloss. Der landeskundige Evangelist Tschao Hsia Yun stellte, von dem gleichgesinnten Wang Ying begleitet, unter Lebensgefahr Nachforschungen an nach dem Umfang der Verfolgung und der Lage der Christen und brachte Bericht nach Tschifu. Infolge solcher Informationen über furchtbare Notstände wurde in Peking eine diplomatische Verwendung für die bedrängten Christen in Szene gesetzt. An den neuen Gouverneur Tsen, einen aufgeklärten Mann, erging Befehl, vor allem ihnen zu helfen. Er that dies gern und rasch. Jeder Christ in Tai-juen-fu und Taiku erhielt ein Quantum Korn und 3 Dollars; dann wurde die Unterstützung ausgedehnt und die Summe von 40 000 Taels für diesen Zweck ausgesetzt. Der grössten Not war damit abgeholfen, und reichlicher Regen ermöglichte schöne Herbstsaat. Besonders in Amerika wurde viel für Schansi gesammelt; der „Christian Herald“ half mit 40 000 Dollars. Der Gouverneur machte sein Volk in einer Proklamation auf diese Antwort der amerikanischen Christen auf die Ermordung ihrer Missionare aufmerksam.

Eine Friedenskommission that gutes. Sie war angeregt durch Shen Tun Ho, den neuen Minister für fremde Angelegenheiten in Schansi. Er hatte Ausländern zur Flucht verholfen und war dafür nach Kalgan verbannt worden, wo er gegen die Boxer tüchtig Front gemacht hatte. Er wünschte eine Deputation der evangelischen Missionen namentlich auch als Gegengewicht gegen katholische Überforderungen. Die Friedenskommission wurde aus 9 Vertretern der in Schansi betroffenen Missionen zusammengesetzt; unter ihnen war Mr. Hoste, der Subdirektor der E. J. M.; ferner Dr. Atwood (H. B.). Der an der Grenze des be-

setzten Gebiets in Tschili kommandierende französische General liess sie schriftlich für alle Folgen ihres Vordringens selber haften. Die Angst war grundlos; denn chinesisches Militär begegnete bald als Schutzwache, und die Aufnahme war überall tadellos. Wie die Träumenden zogen sie am 9. Juli, dem Jahrestag des Blutbades, in Tai-juen-fu ein, grossartig empfangen. Auch hier verliefen die Unterhandlungen über alles Hoffen gut; bald war alles geregelt. Es wurde zugesagt: voller Schadenersatz für die Christen, Fürsorge für Witwen und Waisen; Aussetzung einer Strafsumme von 500 000 Taels innerhalb von 10 Jahren, zur Gründung von Schulen für die heidnische Bevölkerung; Errichtung von Sühne-Denkmalern; volle Rechtsgleichheit der Christen und Heiden; Beschränkung der Strafe auf die Rädelsführer u. s. w. (die E. J. M. verzichtete ihrerseits auf jede Entschädigung). Die Vereinbarung wurde von der chinesischen Presse als vorbildlich gepriesen. Mr. Hoste verlangte begeistert durch Telegramm 5 Missionare der E. J. M. für Schansi; Dr. Atwood, kritischer gestimmt, staunte gleichwohl, die Geschichte des Jahres bedenkend, über ein Wunder. — Ausserhalb der Stadt war von der Regierung ein würdiger Friedhof für die Opfer des Blutbades vom 9. Juli 1900 angelegt worden; die Einweihungs- und Trauerfeierlichkeit (18. Juli) liess nichts ermangeln, was nach chinesischer Anschauung den Frevel sühnte.

Die Verfolgung hatte, wie sich nun herausstellte, nicht einmal an den Stätten der ärgsten Gräuel die Christengemeinden zu sprengen vermocht. In Taku und Fen-tchau-fu hatten die Überlebenden — an letzterem Ort nur  $\frac{1}{4}$ ! — Lokale gemietet und ohne Unterbrechung Gottesdienst gehalten. Die Missionsarbeiter kehrten schrittweise zurück; der Taotai erklärte sich ohne Bedenken auch für die Zulassung der Frauen.

In der Mandschurei brachten die Russen nach ihrer Weise die Ordnung. Mit ihnen zog der Missionsarzt Dr. Westwater im Dienst des Roten Kreuzes am 2. Oktober in Mukden ein. Er sah viel Elend: alle Christen, auch reiche Kaufleute, waren um alles gekommen. Am 7. Oktober sammelte er die Überreste der Gemeinde — es kamen 400 Christen und 20 Älteste — in den Ruinen der einst schönen Kirche zum ersten Gottesdienst; waren vom Gotteshause auch nur zerbröckelte Ziegel und Mauerreste geblieben, so fehlten doch die lebendigen Bausteine nicht. Tiefer, stiller Ernst der Ergebung und des Glaubens ehrte die Versammlung.

Als die Russen gegen Liao-jang anrückten, drohte der Stadt ein Strafgericht. Dr. Westwater wehrte es ab: er liess sich als Unterhändler voraussenden, konnte die Bevölkerung zu ruhigem Bleiben und die Obrigkeit zu klugem Entgegenkommen bestimmen, und verhütete dadurch jede Plünderung. Als er nach einiger Zeit Liao-jang wieder besuchte, um ein Spital des Roten Kreuzes einzurichten, fand er ein blühendes Geschäfts- und reges Strassenleben, als herrschte tiefster Friede im Lande. Er erntete Dank als Retter der Stadt; Gebäude und Geldmittel für seine Zwecke und die Errichtung eines Missionsspitals wurden ihm freiwillig angeboten und gewährt.

Eine Konferenz der Missionare in Niu-tschwang (27. Nov. bis 3. Dez. 1900) beschloss u. a.: die Missionare sollen nicht als Kläger, die Christen nicht als Initianten auftreten, wenn die Bestrafung der Mörder in Frage kommt; die Ansprüche der Christen auf Schadenersatz für zerstörtes und geraubtes Eigentum sollen, falls sie nicht aus freien Stücken befriedigt werden, durch die Mission vermittelt werden, damit Unrecht und Versuchung verhütet wird. —

Die Stellung der Russen zur Mission war eine freundliche; von Hemmungen der Arbeit durch sie berichtet der schottische Missionary Record kaum.

In Peking wie in Tientsin war die Aufgabe der wenigen Missionsarbeiter nach Aufhebung der Belagerung gross und schwierig; die Christen, völlig entblösst und hilflos, hingen an ihnen wie Kindlein, und ihre Pflege und Bewahrung wollte über ihre Kraft gehen. Miss Georgina Smith hatte als einzige Vertreterin der L. M. für 200 Flüchtlinge zu sorgen. Die Hingabe ihres Heroismus leistete das Grösste. Sie bezog mit ihren Christen den Palast einer flüchtigen Mandschu-Familie. Gegen Gutscheine, welche die Russen nicht stehlen konnten, erhielt sie aus den nahen Läden Korn; der Verkauf vorgefundener Pelze, Seidenstoffe u. s. w. lieferte Geldmittel; ein tadelloses Arbeitssystem wurde organisiert, die Herstellung von Matratzen und Decken für die Engländer, die Lieferung von Heu für die indische Kavallerie, die Strassenreinigung im deutschen Quartier übernommen. Gegen die Verpflichtung zu bestimmten Leistungen erlangte sie die Zusicherung, dass fremde Soldaten ihre Gebäulichkeiten nicht ohne besonderen Befehl betreten durften. Allgemeine Achtung und viele herzliche Liebe war ihr wohlverdienter Lohn. Ausländer schlugen sie scherzweise als Nachfolgerin der Kaiserin-Witwe für den Thron vor.



Missionar Tewksbury (H. B.) war der Vater der flüchtigen Christen von Tung-tschau. Seine Residenz wurde der Palast eines Neffen der Kaiserin. Eine Halle war ihre Kapelle. Das Gedächtnis ihrer Märtyrer lebte in der Hausgemeinde; auf Tafeln an der Wand las sie ihre Namen: 44 Männer, 46 Frauen und 40 Kinder. Es kam vor, dass Totgegläubte auftauchten, aber auch, dass Boxer und Christenmörder den Gottesdienst besuchten; man dankte für jene und wehrte diesen nicht.

In ähnlicher Weise sorgten die amerikanischen Presbyterianer und Methodisten für ihre Herden. Diese hatten die Schar der Schulmädchen, welche durch die Belagerung hindurch gerettet waren, zu hüten. Es wäre verständnislos, wollte man die Art der Fürsorge tadeln. Die Belagerung der Paläste geschah mit Einwilligung der fremden Autoritäten und wurde von den Besitzern als grosse Wohltat empfunden, da sie einzig auf diese Weise gegen Plünderung und Zerstörung gesichert waren.

Natürlich war solche Versorgung der Christen nur provisorisch; ihre Rückkehr in die heimatlichen Dörfer musste erstrebt werden. Dazu war aber eine Sicherung ihrer Existenz erforderlich. Die Missionare Ament und Stonehouse bereisten das umliegende Land zu diesem Zweck. Der schönste Erfolg krönte ihre Mühe. Weil das chinesische Gerechtigkeitsgefühl, welches die betreffende Ortschaft für solchen Schaden verantwortlich machte, sie unterstützte und gütliche Vereinbarung mit dem Missionar die Schrecken einer Strafexpedition abwehren konnte, war mit den Gemeindebehörden leicht zu verhandeln. Gewöhnlich bewilligten sie sofort etwas Geld für die grösste Not und versprachen auf das Frühjahr den Wiederaufbau ihrer Häuser; für Witwen und Waisen wurde eine Hilfskasse angelegt. Dadurch erkannten die Heiden den wohlthätigen Einfluss der friedentiftenden Mission und empfingen günstige Eindrücke für künftige Predigt. Dass Ament Mördern das Leben rettete und 16 gefangene Boxerknaben den Eltern zurückgab, erregte ihr Staunen. Als nun der „New York Sun“ in einem Schmähartikel die Leser glauben machte, er habe mit andern Missionaren tüchtig geplündert und den 13fachen Betrag des Schadens gefordert, und als der Humorist Mark Twain ihn deswegen persiflierte, brach in Peking ein Sturm der Entrüstung zu Gunsten des hochverdienten Mannes los. Missionar Stonehouse starb beim Friedenswerk; Räuber erschossen ihn Samstag den 23. März.

Die Verluste der Christengemeinden in der Gegend von Peking

hat man auf 1150 Glieder geschätzt (am. Presb.: 300; L. M.: 400; Meth.: 300; H. B.: 150). Die Überlebenden waren in grosser Versuchung. Die Verfolgten waren mit einem Schlag die Geehrten geworden, welche mit der Drohung, fremde Soldaten zu holen, alles erreichten; aus Hütten waren sie in Paläste versetzt. Zum Teil erhielten sie auch von den Fremden hohe Löhne. Solches konnte schaden. Es kam wirklich Unrecht vor: Konvertiten verübten Erpressung, Stonehouse überlieferte ihrer 4 dem Gefängnis. Und Räuber hingen Kreuze um und brandschatzten Dörfer als „Christen.“ Im ganzen bewährte sich der „Rest,“ vor allem durch die Ruhe der Ergebung und die Enthaltung von Rache, sogar im Wort. Als unter Assistenz der Behörden und des Volks in den Dörfern zu Ehren der Märtyrer Gedächtnisfeiern abgehalten wurden, liessen Männer, welche die einzigen Überlebenden ihrer Familien, Frauen, welche ihrer Gatten oder Eltern beraubt waren, keinen Klagelaut und keine Drohung hören. Für die Missionare war es eine beständige Überraschung und wahre Erbauung, zu sehen, wie sich die Christen mit echter Würde gegen die betrugen, welche sie in namenloses Elend gebracht hatten.

Die Anfänge eigentlicher Missionsarbeit waren schwer und langsam. Sie begann damit, dass für die geretteten Kinder zur Not Schule gehalten wurde. Auch jetzt noch hat die Rekonstruktion mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die grossen Aufgaben erfordern Sparsamkeit im Gebrauch der Kräfte und bestimmen die in Peking vertretenen Missionen, einheitliches Schulwesen zu erstreben.

Auch in Pao-ting-fu musste nach Einzug der Alliierten vorerst für den im Elend lebenden Rest der Christen gesorgt werden. Ein eingeborner Pfarrer löste diese Aufgabe ähnlich, wie es in Peking geschehen war. Lowrie, der einzige ausländische Vertreter der protestantischen Mission, leistete als Dolmetscher des deutschen Kommandanten dem Recht und der Billigkeit gute Dienste. Der Dank blieb nicht aus. Als er sich nach einem Grundstück für die Mission umsah, boten ihm Adel und Beamte ein sehr günstig gelegenes als Geschenk an. — Die Umgegend blieb noch lange in Unruhe. Boxer marodierten, Katholiken trieben „Schadenersatz“ ein. Beides rief neuen Aufstand hervor, und abermals musste das Gebiet von Pao-ting-fu von den Missionsarbeitern zeitweilig geräumt werden.

In den übrigen Provinzen wurden die verlassenen Stationen Ende 1900 oder im Verlauf der folgenden Monate wieder von den

Ausländern bezogen. Sie berichteten von glänzenden Empfängen und allgemeinem Streben, Verfehltes gut zu machen und überdies, im frohen Ton grosser Hoffnung, von zu den Gottesdiensten strömenden Massen, weitverbreiteter Lernbegierde und ernstem Verlangen vieler. Der Veteran der Londoner Mission am Yang-tsze, Dr. Griffith John, erlebte bei einer Besuchsreise in Hunan unerhörte Freundlichkeiten in berüchtigt fremdenfeindlichen Städten, und meldete in Begeisterung die grosse Thatsache: „Hunan is open.“

\*

\*

\*

Es erübrigt der Hinweis auf einige wichtige Ergebnisse der Krisis. Für die chinesische Missionskirche bedeutete dieselbe eine furchtbare Dezimierung. Ihr Verlust an kostbaren Menschenleben (die Katholiken eingerechnet) ist — wohl zu hoch — auf 40 000 geschätzt worden. Aber der Einbusse steht grosser Gewinn gegenüber. Denn als Gewinn ist es anzuschlagen, dass sie geläutert und bewährt aus der Prüfung hervorging. Der Vorwurf des Reis-Christentums darf ihr fortan nicht mehr gemacht werden; auch glaubenslosen Beobachtern hat ihre Treue Achtung abgenötigt. Bedeutungsvoll ist auch der Beweis ihrer Selbstständigkeit, welchen sie, der gewohnten ausländischen Leitung plötzlich beraubt, unter den schwierigsten Verhältnissen ablegte. Da erhoben sich aus ihrer eigenen Mitte ihre Häupter, und ein Problem der veränderten Sachlage wird die Demut sein, welche diesen lässt, was sie verdient haben.

Gross waren die Schädigungen der Mission. Ihre eigentliche Arbeit stand im ganzen Reiche still, gegen 200 Menschenleben büsste sie ein (Protestanten: 189; Katholiken: 35 Männer und 9 Frauen), des ungeheuren Verlusts an Eigentum nicht zu gedenken. Aber auch für sie war die Schädigung Förderung. Gewinn war der Geist der Selbstprüfung, welcher im Chinese Recorder und anderswo das Wort führte, und die Nötigung zur Bruderliebe in den Tagen einer Gefahr. Die Tendenz der geistigen und praktischen Union, schon vorher ein ehrendes Merkmal der evangelischen Missionen in China, erfuhr durch die Krisis augenscheinliche Kräftigung. Dies ist in dreifacher Beziehung nachweisbar.

1) Für Schantung speziell entstand die Missionary Organisation: jede Missionsstation wählt einen Vertreter, welcher dem Exekutivkomite vierteljährlich Bericht erstattet; dieses giebt Anregung in bezug auf die Verteilung von Arbeitsgebieten, schlichtet Streitigkeiten,

trifft in Zeiten der Unruhen einheitliche Anordnungen, regelt den Verkehr mit der Regierung u. s. w.

2) Die China Missionary Alliance, vor der Krisis angebahnt, erfuhr während derselben, begünstigt durch die Anwesenheit vieler Hunderte von Missionaren in Schanghai, ihre Ausgestaltung. Die Zustimmung war beinahe allgemein. Zweck dieser Vereinigung ist, das, was die Missionary Organisation in Schantung erstrebt, für ganz China anzubahnen. Ihr erster Akt war die Veröffentlichung eines „Statement by Protestant missionaries on the present crisis,“ zur Abwehr und Rechtfertigung den erfahrenen Angriffen gegenüber.<sup>1)</sup>

3) Die Central China Presbyterian Conference, ebenfalls eine Frucht der Krisis, soll die Missionen der 4 in China thätigen Presbyterianerkirchen (Irland, Schottland, Verein. Staaten Nord und Süd) nach Kräften unieren. Die Errichtung eines gemeinsamen theologischen Seminars wurde beschlossen, einheitliche litterarische Arbeit geregelt, ein Komite für die Belebung des Missionsinteresses in den Kirchen der Heimat beschlossen, und Ausdehnung dieser Bestrebungen über die Grenzen der eigenen Missionen erhofft. — „Eine engere Verbindung besteht nunmehr zwischen den Christen aller Denominationen durch das ganze Land.“

Unberechenbar wichtig ist der Kausalzusammenhang zwischen Krisis und Reform. War jene von ihren Urhebern als der Tod dieser bestimmt, so musste sie ihr thatsächlich unwiderstehliche Impulse geben. Viele Augen gingen auf. Dr. Ament hörte Gelehrte sagen, der Konfuzianismus könne China nicht helfen, westländische Bildung

---

<sup>1)</sup> Als Gegenstück sei erwähnt und verglichen der Brief von 14 katholischen Bischöfen und Missionsoberen an den französischen Gesandten Pichon (Schanghai, 15. Nov. 1900). Auch hier wird der Vorwurf der Mitschuld an der Krisis zurückgewiesen, aber nicht, wie dort, in eingehender und sachlicher Begründung, sondern mit der Gegenanklage der Lüge, des Verbrechens und der Feigheit, und mit autoritativem Machtspruch. Charakteristisch ist auch, im Gegensatz zu jenem Statement, die politische Haltung dieses Briefes: von Frankreich wird die Aufrechthaltung des katholischen Protektorats als die einzige Gewähr für das Existenzminimum von Freiheit und Sicherheit verlangt, und während die protestantische Erklärung sich damit begnügt, den christlichen Mächten grundsätzlich ihre Pflicht, das Recht zu hüten, vorzuhalten, enthält der katholische Brief eine Reihe einzelner Forderungen, welche Frankreich für die Mission vertreten soll. Vom Geist bussfertiger Selbstbeurteilung, wie jene ihn bekundet, zeigt dieser auch nicht eine Spur. Texte: Chron. of the L. M. S. 1901, p. 229 f; Le Correspondant 1901, 10. Juli, p. 4—10.



sei unentbehrlich. Eine andere Stimme aus Peking bezeugt: viele unter den Besten warteten nur, bis die Regierung ehrlich und entschieden den Weg der Reformen einschlage, um dann thatkräftig mitzumachen. Entschieden fortschrittliche Blätter entstanden neu. Die Gesellschaft für christliche Litteratur hat bereits Riesenarbeit zu bewältigen. Die Nachfrage ist eine ungeheure. Binnen kurzer Zeit wurde ihr Sekretär Timothy Richard von 3 Gouverneuren um Rat gefragt; Tschang Tschih-tung wollte ein Verzeichnis empfehlenswerter westländischer Litteratur von ihm haben. Das Begehren nach Reformen liegt in der Luft, und die klugen Japaner haben, die Zeichen der Zeit merkend, die litterarische Vermittlung westländischer Bildung an ihre gelben Brüder im grossen Massstabe begonnen. Damit wachsen die Grenzaufgaben der evangelischen Mission ins Riesenhafte.

Der verzweifelte Versuch, China für das alte Chinesentum zu retten, ist misslungen. Ob er wiederholt werden, ob die unbefriedigende Ausübung des Strafrechts an den hohen Missethättern und der Mangel an durchgreifender Energie von seiten der Mächte, zusammen mit der Erinnerung an die Husschreitungen ihrer Truppen, eine neue, grosse Erhebung mitveranlassen wird, ist eine Frage der Zukunft. Prophetie ist nicht ratsam. Aber sichere Thatsache ist dieses: China ist widerstrebend hineingezwungen in den Zusammenhang der ganzen Weltgeschichte, und damit in die Geschichte des Reiches Gottes und nimmt für diese fortan eine wichtige Stellung ein; es steht am Vorabend grosser Zeit — dies darf ausgesprochen werden im nüchternen Ernst der Wahrheitsliebe, ohne Rhetorik und Enthusiasmus.



## Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunklen Erdteil.

Von Paul Richter, Werleshausen.

(Schluss statt Fortsetzung.)

Sobald er wieder gesund geworden war, fing er nun an unter viel Gebet, Christum zu verkündigen. Um die Leute mit seiner Menschwerdung, seinem Leben, seinen Wundern, seinem Tode, seiner Auferstehung und Himmelfahrt bekannt zu machen, übersetzte er das Evan-

gelium des Lukas in ihre Sprache. Als er ihnen dann die Geschichte von Christi Geburt vorlas, erregte es alsbald ihr lebendiges Interesse, dass Gottes Sohn zu uns herabgekommen, als ein Kind geboren, wie ein anderer Mensch aufgewachsen und unter Erweisung vieler Wohlthaten herumgezogen sei. Für solche Verkündigung fand sich schnell eine teilnehmende Zuhörerschaft: das Evangelium bewies seine Anziehungskraft.

Im weiteren Verlauf der Übersetzung trug sich dann ein Ereignis zu, das von besonderer Bedeutung für Richards' Wirksamkeit, fast möchte man sagen, zu einem entscheidenden Wendepunkte wurde. Er kam an Luk. 6, U. 30: „Wer da bittet, dem gieb.“ Unwillkürlich stutzte er. Sollte er den Vers wirklich so wiedergeben? War das rätlich? Was würde das für Folgen haben? Eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Kongoneger war ihre Bettelhaftigkeit. Was sie bei dem weissen Manne sahen, wollten sie auch haben. Und nun stand hier: wer dich bittet, dem gieb. Richards war ratlos. Um in seiner Ratlosigkeit Zeit zu gewinnen, entliess er den Eingebornen, der ihm beim Übersetzen behilflich war. Er dachte daran, den Vers einfach zu übergehen; aber nein, das wäre eine Unterschlagung eines göttlichen Wortes gewesen, und sein Gewissen lehnte sich dagegen auf. Er nahm zu einem Kommentare seine Zuflucht. Der erste, den er aufschlug, sagte gar nichts über die Stelle; ein zweiter erklärte, der Vers dürfe nicht buchstäblich genommen werden; sein Sinn sei, wir sollen freundlich und hilfreich sein und geben, wo, wie wir wüssten, eine wirkliche Not sei. Keineswegs solle der Christ urteilslos geben, und womöglich durch sein urteilsloses Geben dem Müssiggänger und Trunkenbold in ihren Lastern noch bestärken. Indessen auch diese Auslegung wollte Richards nicht befriedigen. Wenn das des Herrn Meinung gewesen war, fragte er sich, würde er das nicht eben so gut haben sagen können? So entschloss er sich, in Gottes Namen den Spruch buchstäblich so wiederzugeben, wie er dastand. Gedacht, gethan. Als er bei der nächsten Versammlung nun diesen Vers vorlas und besprach, konnte er an dem wohlgefälligen Grinsen der Hörer wohl merken, dass sie den Spruch begriffen hatten. Kaum hatte er diesmal geendet, da bestürmten sie ihn auch schon: gieb mir ein Stück Seife, mir eine Elle Kaliko, mir ein Stück Zeug und so fort. Er gab ihnen, worum sie baten, wobei sein Trost war, dass er nicht viel zu verschenken hatte. Am nächsten Tage hatte er eine grössere Versammlung denn je zuvor; die Sache von dem Geben war schnell ruckbar geworden, Richards sah das an den schmunzelnden Mienen. In der That, kaum hatte er zu Ende gesprochen, da ging das Bestürmen von neuem an. Würde er vielleicht doch nicht imstande sein, sein Prinzip durchzuführen? Wie wenn sie auch in sein Schlafgemach eindringen und ihm da alles abbettelten? Und doch konnte er sich nicht davon überzeugen, dass seine Schriftauslegung falsch sei. An einem der nächsten Tage sah er, wie das Volk wieder auf ihn wartete. Er war noch in seinem Zimmer. Sie zeigten einander die Dinge, die sie am Tage zuvor erbettelt hatten. Da hörte er einen Häuptlingssohn tadelnd zu den Leuten sagen: „Nun ist's genug mit dem Betteln, will nun jemand noch etwas haben, so mag er es kaufen.“ Und siehe da, nach der Predigt an diesem Tage nahte sich kein Bettler mehr, überhaupt wurde Richards hinfort nur noch äusserst selten angebettelt. —

Schliesslich kam Richards mit seiner Übersetzungsarbeit bis zur Leidensgeschichte des Herrn; und hierbei sollte er nun ganz ähnliche Erfahrungen machen, wie sie einst die Brüdermissionare bei den Eskimos mit Kajarnak gemacht haben, und wie sie nach ihnen noch so manche Missionare unter den verschiedensten Völkern gemacht haben. Wir wollen Richards dies Erlebnis mit seinen eignen Worten erzählen lassen:

„Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den die Kreuzigungsgeschichte Christi in der Stadt des Häuptlings hervorrief. Nachdem ich die Geschichte zu Ende gelesen hatte, sprach ich: Ihr habt von diesem Manne gehört, der uns liebte und Gutes thugend umherzog und niemals etwas Böses that. Selbst Pilatus musste bekennen: ich finde keine Schuld an ihm. Aber er stirbt am Kreuz für eure Sünden und für meine. Nun sagt mir noch einmal, dass ihr keine Sünder seid. Während Pharisäer und Sadducäer ihn lästern, die Soldaten, die ihn ans Kreuz geschlagen haben, ihn verspotten und der Hauptmann ihn verachtet, hört was er sagt: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun. Habt ihr je etwas ähnliches gehört? Sie waren wie elektrisiert, niemand sprach ein Wort. Ich würde nicht verwundert gewesen sein, wenn sie gesagt hätten: wir glauben. Mit diesem Eindruck verliess ich sie. In einer andern Stadt rief die Geschichte dieselbe Wirkung hervor. Nun verstand ich, warum Paulus sagt: ich hielt mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten.“

Nach der langen, nun schon über 7 Jahre währenden Saatzeit, sollte der geduldige Säemann endlich die erste Frucht seiner Arbeit schauen. Eines Tages, als er auch wieder über dasselbe Thema gesprochen hatte, nahm nach ihm ein Mann das Wort — derselbe, der ihm beim Übersetzen geholfen hatte — und er redete das Volk an: „Der weisse Mann ist nun lange genug in unserer Mitte, und seine Worte sind wahre Worte. Warum glaubt ihr noch immer nicht?“ Wunderlicher Mensch! musste Richards denken, andere tadelt er und glaubt selbst nicht. Freilich er hatte dem Missionar schon mehrere Male seinen Glauben beteuert, aber dieser hatte solchen Glauben zurückweisen müssen, denn er führte noch ein heidnisches Leben. Deshalb hatte ihm Richards antworten müssen: „Nein, Lutete; ein Christ ist einer, der ein christliches Leben führt. Aber du hast deine Fetische und Amulette noch, du wandelst noch auf den alten heidnischen Wegen.“ An jenem Tage aber, als Lutete mit dem Missionar heimging, stimmte er plötzlich aus eigenem Antriebe ein christliches Lied an. Richards wandte sich um, sie sahen sich Auge in Auge. Da rief Lutete: „Ich glaube diese Worte. Ich glaube, dass Jesus mir meine Sünden vergeben hat. Ich glaube, dass er mir neues Leben gegeben hat. Und ich bin so froh hier“ — dabei deutete er auf sein Herz. Lutete wurde der erste

Bekehrte in Banza Manteke. Richards nannte ihn Barnabas, Sohn des Trostes, denn ein solcher war er ihm geworden nach den 7 Jahren des Harrens und Seufzens. Als Barnabas seinen Landsleuten erzählte, er sei ein Christ geworden, wandten sich alle gegen ihn, seine Dorfgenossen, sogar sein Weib und seine Kinder. Die Männer verschworen sich, ihn zu vergiften. Darum verliess er seine Stadt und siedelte sich bei Richards an und besuchte mit ihm fortan die Städte und erzählte, was der Herr an ihm gethan hatte.

Bald fand Lutete einen Nachfolger in dem Häuptlingssohne, der damals dem Volke die zudringliche Bettelei verwiesen hatte. Diesen Häuptlingssohn führten unerträgliche Zahnschmerzen zum Missionar. Bei den Zauberern hatte er vergeblich Hilfe gesucht, trotzdem er es sich viel hatte kosten lassen. Dass nun Richards dem Schaden abzuhelpen vermochte, hatte zuerst die Wirkung, dass der Häuptling die Eitelkeit seiner Fetische erkannte. Er that sie probeweise für eine Nacht aus seiner Hütte heraus, freilich war ihm dabei doch nicht recht geheuer zu Mute, denn nach den Reden der Zauberer bestraften die Geister ihre Beleidiger mit dem Code. Als ihm aber nichts Böses widerfuhr, fasste er sich ein Herz, sich gänzlich dieser unnützen Dinge zu entledigen. Nach einigen weiteren Unterredungen mit Missionar Richards gab auch er sein Herz Gott. Das erregte aber noch einen viel grösseren Sturm des Unwillens als Lutetes Bekehrung. Sein Vater und das ganze Volk schalten ihn einen Verräther, der sie nur bezaubern und umbringen wolle. Man war wohl geneigt gewesen, dem Missionar zuzuhören; aber dass es nun ernst werden sollte mit seiner Rede, das war ihnen eine zu starke Zumutung. Auch der Häuptlingssohn, einst geehrt, jetzt gehasst, musste, um sich vor den Nachstellungen seiner Landsleute in Sicherheit zu bringen, zu Richards flüchten.

Recht ungestüm, wie ein ganzer Wilder trat ein dritter Mann auf, der eines Tages seine Zaubermittel zu Richards brachte, sie auf den Tisch warf und mit fast leidenschaftlichem Affekt erklärte, er wolle damit nichts mehr zu thun haben. Richards musste ihn ernstlich zur Ruhe und einem gesitteten Auftreten ermahnen; aber der Mann meinte es ernst und, als ihm der Weg des Friedens von Richards nochmals gezeigt war, ergab auch er sich dem Herrn und ist ein treuer Christ geworden. Den nächsten führten Gewissensnöte zu Richards. Er bekannte ihm, dass er keine Ruhe mehr fände, weil er beständig an seine bösen Thaten denken müsse. Ob Jesus sie ihm vergeben könne?



„Ja, freilich,“ erhielt er zur Antwort, „eben das ist ja sein Beruf.“ Da übergab auch er sich dem Herrn. Er ist später ein ordinierter Prediger geworden, und hat jetzt eine kleine Gemeinde unter seiner Leitung. So wuchs nach und nach die Anhängerzahl, bis ihrer 10 waren, darunter 5 junge Leute; diese ersten waren alle einzeln einer nach dem andern gekommen. Aber nun kam eine mächtige Bewegung über das Volk, gerade als wenn ein Strom sich erst eine kleine Bresche durch den Damm gebrochen hat und dann machtvoll hindurchbricht. Jetzt geschah es wieder und wieder, dass grosse Scharen sich auf der Station einstellten. Schon in der Morgenfrühe waren sie da, weil sie erklärten, vor Unruhe über ihre Sünden nicht schlafen zu können. Das war das Werk des heiligen Geistes. „Durch das Gesetz kommt wohl Erkenntnis der Sünde; aber der heilige Geist überführt der Sünde.“ Nun dachten sie offenbar nicht mehr, dass sie keine Sünder wären.

Richards hatte jetzt alle Hände voll zu thun, diesen neuerwachsenen Hunger nach Heil und Frieden zu stillen. Er richtete täglich zwei Predigtgottesdienste, morgens und abends, ein. Den ganzen übrigen Tag wurden besondere Zusammenkünfte mit den Angefassteren abgehalten. Die ersten Bekehrten mussten dem Missionar dabei nun schon zur Hand gehen; jeder von ihnen sammelte um sich einen Haufen von Lernenden und zeigte ihnen, so gut er ihn selbst kannte, den Weg des Lebens. Die Zahl der Christen wuchs von jetzt an rapide; nicht lange, da waren es ihrer 100, ja bald Hunderte.

Die Bewegung blieb auch nicht auf Banza Manteke beschränkt, sondern breitete sich in der Nachbarschaft aus und trieb immer weitere Kreise. Die neuen Bekehrten entwickelten einen grossen Eifer, die frohe Botschaft weiter zu tragen, und dieser Trieb ist von Richards und den allmählich ihm zur Seite tretenden Missionaren geflissentlich gepflegt worden. Aus den Bekehrten wurden von ihnen die tüchtigsten aus gesucht und zu Evangelisten ausgebildet. Im Jahre 1891 wurde für sie eine allerdings noch recht primitive Bibelschule begonnen. Der Kursus dauert nur 9 Monate, dann werden die Zöglinge gleich in die praktische Arbeit hineingeschickt, und als Gehilfen auf den zahlreich sich bildenden Aussenstationen angestellt, um nach Jahr und Tag, wenn irgend thunlich, noch einmal ins Seminar zurückbeordert zu werden und einen zweiten Kursus durchzumachen.

In neuester Zeit (1900) ist, einem dringenden Bedürfnis Rechnung tragend, als Vorschule zu diesem Seminar eine Art Mittelschule (advanced boarding school)

mit zweijährigem Kursus hinzugekommen, in welche die fortgeschrittenen und begabteren Schüler der auf den Filialen hin und her eingerichteten Volksschulen gesammelt und in den Elementarfächern noch besser vorbereitet werden. Das Seminar kann seine kurz bemessene Zeit dann wenigstens ausschliesslich auf die theologische Ausbildung verwenden.

Aus dem Lehrerseminar sind schon einige 50 Evangelisten und Lehrer hervorgegangen. Freilich ist es mit dem Wissen und wohl auch mit der christlichen Erkenntnis bei nicht wenigen von ihnen noch mässig genug bestellt. Einige aber, wie der Erstling der Mission, Barnabas, weiter Stephanus und besonders ein Häuptlingssohn, Mloko, einst ein wütender Feind der Mission, jetzt ein ebenso eifriger Freund — Paulus ist sein Taufname — sind ausserordentlich thätige Männer und haben grosse Erfolge gehabt. Doch beteiligen sich nicht nur diese Evangelisten an der Ausbreitung des Evangeliums, sondern auch die andern Bekehrten. Richards urteilt, dass von den ca. 2000 im Lauf der Jahre in Banza Manteke (erwachsenen) Getauften bei weitem die meisten von den eingebornen Christen dem Missionar zugeführt sind.

Die Einflussphäre der Missionsstation dehnt sich jährlich aus, zur Zeit erstreckt sie sich bereits auf einen Umkreis von 30—50 (engl.) Meilen von ihrem Zentrum aus. Dieses Gebiet wird mehr und mehr von dem Sauerteig des Evangeliums durchwirkt, das Heidentum scheint seinen Todesstoss empfangen zu haben, und je näher an Banza Manteke, desto mehr macht es den Eindruck eines christianisierten Gebietes. An mehr als 30 Orten bestehen Filialen mit Volksschulen, die Schülerzahl in ihnen beträgt jetzt fast 1900. Das Verlangen nach Schulen ist noch an manchen Orten vorhanden, kann aber aus Mangel an geeigneten Kräften noch nicht befriedigt werden.

Den geistigen Mittelpunkt bildet die Station selbst, auf ihr herrscht die ganze Woche über reges Leben: Montags um 12 Uhr Gottesdienst in der Kapelle, Prüfung neuer Taufkandidaten durch den Pastor und die Diakonen. Dienstag und Donnerstag Gottesdienst um 9 Uhr. Am Mittwoch nach dem Gottesdienst Kirchenratssitzung für geschäftliche Angelegenheiten. Freitag Mittag Versammlung des Jünglingsvereins. Am Sonnabend Vormittag Vorbereitungsgottesdienst für diejenigen, welche am Sonntag zur Evangelisation auf die Dörfer ausgehen sollen. Neben der evangelistischen Thätigkeit steht die Schulthätigkeit. Es befinden sich 2 Volksschulen auf der Station, die eine durchschnittliche Frequenz von 90—100 Schülern haben. Der Unterricht wird jährlich während 10 Monaten erteilt; die beiden andern Monate werden zur Visitation der Filialschulen gebraucht. Einen weiteren bedeutenden Zweig der Arbeit bildet die ärztliche Mission und die Hospitalarbeit. Durch sie ist viel Segen gestiftet. Es sind in den letzten Jahren bis zu 20 000 Fälle jährlich zur Behandlung gekommen. Leider hat man die Ursache der geheim-

nisvollen Schlafkrankheit noch nicht zu ergründen und ein Heilmittel dagegen noch nicht zu entdecken vermocht. Sie verläuft fast ausnahmslos tödlich, und es ist ein starker Prozentsatz der Todesfälle, bisweilen 50% oder sogar noch darüber, der auf ihr Konto zu schreiben ist.

Die Gliederzahl der Gemeinde ist zumal in den letzten Jahren mächtig angeschwollen. Periodenweise verging keine Woche, ja kein Tag, wo sich nicht neue Kandidaten meldeten. Auf der Station ist jedesmal der letzte Sonntag des Monats der Taufsonntag. Für 1897 betrug die Zahl der durch die Taufe der Gemeinde Hinzugefügten 250, für das Jahr 1898: 298; für 1899: 339; und 1900: 255. Was die Qualität der Getauften betrifft, so glaubt Richards ihnen im allgemeinen ein gutes Zeugnis ausstellen zu dürfen; ebenso thun es die übrigen Missionare. Ihr Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums, ihr neuer Lebenswandel, ihre Freudigkeit im Leisten von Kirchensteuern, ihre Standhaftigkeit im Ertragen von vielen Leiden und Bedrückungen, das alles seien Beweise des in ihnen wirkenden neuen Geistes.

Um unwürdige Glieder von der Gemeinde möglichst fern zu halten, wird schon bei der Erteilung der Taufe mit grosser Vorsicht zu Werke gegangen. Jeder Bewerber muss zuerst von dem Evangelisten oder der Zweigkirche seines Heimatortes angenommen sein, dann von dem Pastor und den Diakonen; erst dann wird er der Gemeinde zur Aufnahme vorgeschlagen. Manche werden auf Jahre zurückgestellt. Wenn jemand aus der Kirche ausgeschlossen ist, muss er erst durch mehrjährigen ordentlichen Wandel seine Besserung an den Tag gelegt haben, ehe er wieder Aufnahme finden kann. Durch strenge Kirchengzucht, die nie ohne reichliches Gebet um Leitung durch den heiligen Geist geübt wird, wird die Kirche rein und geistlich erhalten.

Die Wirkung, die Kirche von unlautern Elementen zu säubern, wird auch durch die Verfolgungen und Bedrückungen erreicht, denen die Bekehrten ausgesetzt gewesen sind. Einige von den Christen sind Märtyrer ihres Glaubens geworden; mehrere sind vergiftet, andere erschossen, noch andere haben Misshandlung, Wegnahme ihrer Güter und andere Unbilden über sich ergehen lassen müssen.

Als 1898 Missionar Richards zwecks eines Erholungsaufenthaltes die Station zeitweilig verliess, drohten noch einmal allerlei heidnische Unsitten, Vielweiberei, Palmwein trinken u. a., ihr Haupt zu erheben. Aber dieser Versuch ging doch nur von den weniger geistlichen Gemeindegliedern aus. Es wurde ihm von Anfang an mit dem erforder-

lichen Ernst entgegengetreten. So gab es wohl eine Sichtung; 65 wurden ausgeschlossen, doch kehrten auch von ihnen 16 reuig zurück.

Die litterarische Thätigkeit haben die Missionare, überlastet mit so viel anderer dringenderer Arbeit, noch nicht so pflegen können, wie sie wohl gewünscht hätten. Immerhin sind mehrere paulinische Briefe (I. Kor., Gal. I. und II. Tim.), das Evang. Joh., ein Buch Psalmen übersetzt und auf der in Banza Manteke befindlichen Druckerei gedruckt. Dazu ist jetzt noch eine Geschichte des Lebens Jesu gekommen. An Schulbüchern war grosser Mangel; unter Richards' Aufsicht sind jetzt während seines Aufenthalts in England einige 1000 Schulbücher gedruckt. Der Hunger nach Büchern ist gross; es ist erfreulich, fast rührend, wie die Leute ihre sauer verdienten Francs bringen, um sich Bücher dafür zu kaufen. Auch alte, abgenutzte bezahlen sie teuer, froh, wenn sie überhaupt nur welche bekommen und nicht unverrichteter Sache abziehen müssen.

Besonderes Gewicht hat endlich Richards von Anfang an darauf gelegt, dass sich die Bekehrten daran gewöhnen, die Kosten für den Unterhalt von Kirchen, Schulen und Lehrern als eine ihnen obliegende Last ansehen und dafür selbst aufkommen. Denn es ist sein Grundsatz, nichts für die Eingebornen zu thun, was diese selbst für sich thun könnten. Es sind in dieser Hinsicht auch schon ganz anerkennenswerte Erfolge erzielt. Die Christen sind fast ausnahmslos arme Leute. Von ihrer Armut haben sie trotzdem jährlich mehrere 1000 Franks aufgebracht (1897: 3445, 1898: 4057, 1900: 3216), wovon die Besoldung der eingebornen Gehilfen vollständig bestritten werden konnte, so dass Missionsgelder dafür nicht verwendet zu werden brauchten. Ausserdem wird es als selbstverständlich angesehen, dass die Eingebornen Kapellen, Schulen und Lehrerhäuser in ihren Dörfern unentgeltlich sowohl errichten als auch instand halten.

So die Schilderungen von Richards und seinen Mitarbeitern; ich habe sie im wesentlichen unverändert und, ohne Kritik zu üben, wiedergegeben. Sie mögen vielleicht hier und da etwas rosig gefärbt sein, und wir werden das eine und andere mit etwas kritischem Auge betrachten. Den Eindruck empfängt man aber jedenfalls, dass wir in Banza Manteke, ein weites, offenes Missionsfeld vor uns haben, das zu grossen Hoffnungen für die Zukunft durchaus berechtigt.





# Die Konfirmationspraxis in der Mission.

Von Prof. D. M. von Nathusius, Greifswald.

## II.

Alle Kinder, welche entweder im Säuglingsalter oder später ohne genügenden oder nur nach einem kindlich vorbereitenden Unterricht getauft sind, werden im späteren Alter gründlicher unterrichtet und dann konfirmiert. Diese Einrichtung ist mit dem Namen aus den heimischen Kirchen einfach übernommen, wie sie sich bei uns seit der Reformation entwickelt hat. Die alte Kirche hatte ja eine Salbung und Handauflegung nach der Taufe eingeführt, mit Hinweis auf Apostelgesch. 8. Es wurde daraus das *sacramentum confirmationis*, eine heilige Handlung, durch welche die noch für unvollkommen angesehene Taufe ergänzt, das Thun des Priesters durch das Thun des Bischofs befestigt wurde. So haben wir heute in der „Firmelung“ der römischen Kirche, welche mit Unterweisung, Verständnis, persönlichem Thun des Kindes gar nichts zu thun hat. *Sacramentum confirmationis non expectat usum rationis* (Eck). Diese Konfirmation hat auch die römische Mission, und ihr ähnlich firmeln auch die Anglikaner. Daneben aber ist schon in der alten Kirche das Bedürfnis nach einer der Taufe nachfolgenden Unterweisung entstanden, und diese Unterweisung greift auf die Verpflichtungen der Getauften zurück. Sie werden (so zuerst bei Peter von Ravenna, Chrysologus, im 5. Jahrh.) an den Taufbund erinnert, den sie ihrerseits zu ratifizieren hätten. Das bereitete nicht etwa einen besonderen kirchlichen Akt vor, sondern der Unterricht sollte nur auf die Verwirklichung ihres Taufgelübdes, dem Teufel zu entsagen, im Leben hinarbeiten. So ziehen sich volkstümliche Belehrungen der getauften Christenheit durch das ganze Mittelalter — freilich in sehr ungenügender Weise. Es war der entscheidende Schritt der Reformation, dass dieser Unterricht, anknüpfend an die Erinnerung an die Taufe, direkt zur Abendmahlsunterweisung gemacht wurde, auf die erste Abendmahlfeier hinizielnd, welche als ein auf eigener Einsicht beruhendes Eingehen auf die Taufgnade dienen sollte. Und dies Unterrichtetwerden und Verstehen sei, sagt Luther, die rechte confirmatio. Damit war die verständnislose Firmelung abgetan.

So hat auch die evangelische Mission einen solchen Akt geschaffen, in welchem diejenigen, welche im frühen Alter getauft sind,

die Taufgnade mit ihren Verpflichtungen auf Grund eigener Einsicht frei übernehmen und daraufhin zum ersten Male das hl. Abendmahl empfangen. Die Auffassung der Konfirmation ist von derselben Verschiedenheit wie in der Heimat. Die Missionsordnung von Berlin I sagt (§ 34):

„Obschon die Konfirmation weder ein selbständiges Sakrament, noch eine sakramentale Ergänzung der Kindertaufe ist, so erkennen wir in ihr eine auf Gottes Wort gegründete, durch alten kirchlichen Gebrauch geheiligte und mit allem Fleiss zu pflegende und zu bewahrende kirchliche Handlung an. In derselben soll der als Kind Getaufte dasjenige, was seine Pathen damals in seinem Namen getan haben, nämlich dass sie dem Teufel und allen seinem Wesen und allen seinen Werken entsagten, den Täufling dem dreieinigen Gott zum Eigentum übergaben und an seiner Statt den christlichen Glauben bekannten, mit eigenem Wissen, Willen und Wort selbständig thun, und auf Grund dessen einen kirchlichen Segen, die Berechtigung zum Patenstande, zur Teilnahme an dem hl. Abendmahl und zu kirchlichen Gemeindeämtern empfangen.“ — In den von Wangemann verfassten Motiven bemüht sich der Verfasser, seine Ansicht von der Konfirmation noch deutlicher zu machen. Er polemisiert gegen die katholische Firmelung und fährt fort: „Doch finden sich auch in der lutherischen Kirche zwei verschiedene Auffassungen. Nach der einen ist die Konfirmation wesentlich nichts anderes, als ein bei Gelegenheit der kirchlichen Mündigkeitserklärung ausgesprochener, mit Gebet begleiteter Segenswunsch. Nach der anderen ist sie die wirkliche Mitteilung eines Segens. Da ein wirklich im Glauben ausgesprochener und im Glauben empfangener Segenswunsch ohne wirkliche Mitteilung eines Segens nicht denkbar ist, so ist im Grunde zwischen beiden Auffassungen kein Widerspruch.“ Es wird dann als der Inhalt dieses Konfirmationssegens bestimmt „die Mitteilung einer sonderlichen Gabe des hl. Geistes, um den Betreffenden stark zu machen, dass er treu bleibe im Glauben und sein Gelübde halten könne.“

Da nun auch noch auf die Vermittlung dieses Segens durch „das Amt, das den Geist giebt“, hingewiesen und die alt-hessische Formel: Nimm hin den heiligen Geist u. s. w. erwähnt wird, so wird es schwer sein, zwischen dieser und einer direkt sakramentalen Auffassung der Konfirmation zu unterscheiden. Es scheint mir nicht ganz übereinstimmend, wenn es einerseits heisst: „Von dem bereits in der hl. Taufe empfangenen hl. Geist der Wiedergeburt ist diese besondere Gabe der Stärkung wohl zu unterscheiden“ — und andererseits: „Die Konfirmation ist also nach dieser altkirchlich-lutherischen (?) Auffassung keine Ergänzung der Kindertaufe.“ Es zeigt sich in diesen Darlegungen die ganze Schwierigkeit, der Konfirmation ihre richtige Stellung anzuweisen, von der Bachmann einst gesagt: „Die Konfirmation lebt vom Raube der beiden Sakramente.“ Das Unklare der Darlegungen in den Motiven tritt auch noch darin grell hervor, dass nachdem als biblische

Grundlage für die Konfirmation der Befehl: zu taufen und zu lehren — richtig angegeben ist, hinzugefügt wird: „Auch mag wohl des apostolischen Brauches gedacht werden, Apg. 8, dass in Samaria, die zuvor getauft waren, hernach durch die Apostel konfirmiert worden sind“ (!).

Mehr herabgedrückt dagegen erscheint die Konfirmation in den Hermannsburger Bestimmungen. Sie protestieren ausdrücklich gegen die Wiederholung der Abrenunciation durch die Konfirmanden, „wie sich dieselbe auch in keiner der lutherischen Kirchenordnungen findet“. Dann soll das Glaubensbekenntnis von den Kindern gemeinsam gesprochen werden, und die Frage, ob sie den Glauben in einem frommen Wandel beweisen, und ob sie dazu die Gnadenmittel fleissig gebrauchen wollen, mit einem kurzen Gelöbniß beantwortet werden. Der „hie und da übliche Handschlag, den die alte Kirche nicht kennt, ist fortzulassen“. Dann folgt unter Handauflegung die Einsegnung. Aber „eine neue Mitteilung des hl. Geistes findet nicht statt“. Die Handlung schliesst mit der Fürbitte der Kirche und der ersten Feier des hl. Abendmahls.

Übereinstimmend wird von allen evangelischen Missionen, im Gegensatz zu der Firmelung auch der Anglikaner, die innere Reife der Konfirmanden verlangt, und deshalb werden eingehende Bestimmungen über den Unterricht getroffen. Es soll eben ein Akt sein, in welchem ihr Entschluss, der Taufe gemäss zu leben, zum ersten öffentlichen Ausdruck kommt. Um das subjektive Moment der persönlichen Entscheidung kommt man bei der Konfirmation, mag man sonst dazu stehen wie man will, nicht herum. Eine blossе öffentliche Abschlussprüfung des kirchlichen Unterrichtes hätte in der Mission ebensowenig Sinn, als sie ihn bei uns hätte. Das hl. Abendmahl bringt das objektive Moment hinzu und bewahrt vor der Auffassung, als ob der Konfirmand eigentlich sich selbst konfirmiere. Nach der einseitig pietistischen Auffassung trat ja das subjektive Chün in den Vordergrund. Man hat gesagt: die Kinder seien danach nicht mehr Konfirmanden, sondern Konfirmanten. Auch in dem Konfirmationsakt wurde das Erleben der „Durchbohrung des Herzens“ betont, auf das alles hinzielen müsste. Eine Erinnerung an diese Auffassung findet sich in der Ordnung für die evang. Gemeinde der Baseler Mission in China. Nach Hervorhebung der hohen Bedeutung des hl. Abendmahls für das ganze Gemeindeleben heisst es § 66:

„Weil aber nur solche an dem hl. Abendmahl teilnehmen können, welche aufrichtig Jesu Christo als ihrem Heiland und Herrn und deswegen auch seiner Ge-

meinde als lebendige Glieder angehören wollen, so haben die in der Kindheit Getauften, bevor sie zum Tisch des Herrn zugelassen werden, nach Empfang eines gründlichen Vorbereitungsunterrichts ihr Bekenntnis zu Christo öffentlich abzulegen. § 67. Dies geschieht in der Taufbunderneuerung oder Konfirmation, einer von der christl. Kirche eingeführten Einrichtung, die erfahrungsgemäss schon öfter zur Weckung und Stärkung des geistlichen Lebens bei jungen Christen gedient und viel Segen gestiftet hat.“

Letztere Erfahrung möchte ich nicht bezweifeln, aber es muss doch dabei hervorgehoben werden, dass entscheidend für solche Weckung und Stärkung der vorangegangene Unterricht ist, und den Segen des Konfirmationsaktes möchte ich nicht unter die Motive für die ganze Handlung aufnehmen. Das bestimmende Motiv ist vielmehr die notwendige Einsicht in die Gnade der Taufe und die Bezeugung dieser Einsicht vor der Gemeinde.

Da nun diese Einsicht sowohl als auch die Bezeugung derselben vor der Gemeinde bei den als Erwachsenen Getauften bereits erreicht ist und stattgefunden hat, so ist ein Grund für eine Konfirmation Erwachsener nicht abzusehen. Die einzige der deutschen evangelischen Missionen, wo eine solche geübt wird, ist nach den mir gewordenen Nachrichten die Kolsmission, doch kann ich näheres darüber nicht mitteilen. Einige andere lehnen sie ausdrücklich ab. In der Missionsordnung von Berlin I findet sich diese Ablehnung gleichfalls, doch hat daselbst ein Brauch Eingang gefunden, der der Konfirmation zum Uerwechseln ähnlich sieht. In § 34 heisst es nämlich am Schluss:

„Bei einem solchen, der als Erwachsener getauft ist, findet eine Konfirmationshandlung nicht statt. Hat er die Taufe ohne einen eingehenden Abendmahlsunterricht empfangen, so muss dieser Unterricht sobald als möglich nachgeholt werden. Die feierliche Handlung, durch welche ein solcher in die Rechte einer zur Teilnahme am hl. Abendmahl und zu kirchlichen Ämtern zuzulassenden Gemeindegliedes eingesetzt wird, ist keine Konfirmation.“ — In den Motiven führt Wangemann aus, dass sich in Afrika alle Zeit solche Erwachsene finden, welche getauft, aber noch nicht für reif zum Abendmahl befunden sind (im Widerspruch mit der oben mitgeteilten Bestimmung). Ihm wird erst auf Grund eines vorhergegangenen ausserordentlichen „Konfirmanden-Kursus“ durch eine öffentliche feierliche Handlung die Berechtigung zur Teilnahme am hl. Abendmahl erteilt. Es wird dann zugegeben, dass in der Praxis diese Leute vielfach ganz gleichartig mit den jugendlichen Konfirmanden behandelt seien, was die Motive nicht billigen. Es heisst: „Für eine die Mündigkeitserklärung von solchen, die als Erwachsene getauft sind, begleitende feierliche Handlung soll man aber nicht die Bezeichnung Konfirmation gebrauchen, und sollte dieselbe, um Missdeutungen vorzubeugen, lieber abgesondert von der eigentlichen Konfirmation vollziehen.“ Vorher: es könnte eine wirkliche Konfirmation, mit Wiederholung von Glaubensbekenntnis und Gelübde, dem Wert und Ansehen der Taufbandlung Abbruch thun.



Doch dies sind mehr abnorme Erscheinungen, welche uns über die Konfirmation nichts lehren, sondern nur zeigen, wie wenig geklärt und wie mannigfach die Taufpraxis ist. Es scheint die Frage: inwiefern mit der Taufe der Erwachsenen ihr vollberechtigter Eintritt in die Gemeinde sich vollziehe — in den verschiedenen Gesellschaften verschieden beantwortet zu werden. Wir kehren zur eigentlichen und normalen Konfirmation zurück. Als das Alter für dieselbe ist das auch in der Heimat bräuchliche gewählt; in manchen Missionen ist schon das 13. Lebensjahr gewählt, in anderen wird sie auch in das 16. und 17. hinausgeschoben. Ist doch die Rücksicht auf unsern offiziellen Schluss der Schulzeit drüben nicht in derselben Weise zu nehmen. — Für den Konfirmandenunterricht werden verschiedene Zeitlängen festgesetzt, die sich auch in den einzelnen Gegenden wieder verschieden gestalten je nach den örtlichen Verhältnissen. Nach der Baseler Ordnung für Indien soll er mit womöglich 60 Stunden im Jahr erteilt werden und, wo es die Verhältnisse gestatten, von den Kindern zwei Jahre hintereinander besucht werden. Die 60 Stunden werden an der Goldküste auf ein halbes Jahr verteilt. In Indien kommt es auch wohl vor, dass sie auf einige Wochen zusammengelegt werden und dann täglich mehrere Stunden lang unterrichtet wird. Ebenso wie wir in der Diaspora mehrfach eine kürzere Zeit unterrichten, aber dann desto mehr Stunden auf die Woche oder auf den Tag zusammenlegen, so wird auch in der Mission darauf Rücksicht genommen, ob die Konfirmanden auf der Station wohnen oder auf Aussenstationen, von welchen sie entweder zu der Stunde zum Missionar gehen oder im Missionshause auf Wochen und Monate einquartiert sind. Es kehren da dieselben Verhältnisse und Rücksichten wieder wie schon beim Katechumenenunterricht der Erwachsenen.

Auch darin stehen beide in Parallele, dass der Unterricht zumeist von eingebornen Katecheten begonnen und nachher durch den Missionar selbst abgeschlossen wird. Und nicht minder in bezug auf den Inhalt. Das Kind muss verstehen, was das Taufgelübde und das christliche Glaubensbekenntnis bedeutet, heist es in Berlin I.

„Der Konfirmandenunterricht muss demgemäss die ganze christliche Heilsordnung umfassen. Er schliesst sich den 5 Hauptstücken des lutherischen Katechismus an“. Denn „dieses Mass der Erkenntnis umfasst alles dasjenige, was ein Mensch zum Leben und zum Sterben zu wissen von Nöten hat, und dessen er bedarf, um sich selbst prüfen zu können vor dem Empfang des hl. Abendmahls“. Und „sie sollen wissen, was das heisse: dem Teufel zu entsagen mit allen seinen

Werken und allem seinen Wesen, und sich dem dreieinigen Gott zu übergeben zu treuem Gehorsam im Leben und im Sterben, — wissen, was sie thun, wenn sie vor öffentlicher Gemeinde die drei Glaubensartikel nicht bloß aufsagen, sondern wirklich als ihr eigenstes Bekenntnis bekennen“.

In der Ordnung für die Kolsmission wird der Unterrichtsstoff noch näher umgrenzt, und zwar zunächst für die Täuflinge, worauf aber für die Konfirmanden zurückgegriffen wird:

Kurzer geschichtlicher Überblick über die Geschichte des A. und N. Testaments; aus dem letzteren nur: Schöpfung, Sündenfall, Entwicklung der Sünde und des Verderbens, Verheissung des Erlösers. Im Neuen Testament besonders eingehend die Leidensgeschichte. „Dem weiteren Unterricht ist der kleine Katechismus Luthers zu Grunde zu legen, jedoch ohne die Erklärung der einzelnen Hauptstücke. Diese wird nur in einzelnen Fällen, wohl bei denen, die lesen können, in Anwendung kommen. Es sind also die zehn Gebote, der Glaube, das Gebet des Herrn und der Taufbefehl dem Gedächtnis einzuprägen und zu gleicher Zeit bei jedem einzelnen Satz die nötigen Unterweisungen in freier, zu Herzen gehender Rede zu geben. Ferner sind einzelne Sprüche wie Joh. 3, 16; 3, 5; Mark. 16, 16; 10, 14, sowie der apostolische Gruss und das Taufgelübde auswendig zu lernen und zu erklären . . . Zur Erteilung der hl. Taufe lasse man noch die Entsagungsformel lernen. Bei der Vorbereitung auf die Konfirmation ist das Taufpensum zu wiederholen, sowie das fünfte Hauptstück und das Sündenbekenntnis, welches bei der Beichte vor der Absolution gesprochen wird, zu erklären und lernen zu lassen.“

In den Baseler Missionen wird mehrfach im Anschluss an den Katechismus von Brenz unterrichtet, auch ist das Württembergische Konfirmationsbüchlein auf 51 Fragen zusammengezogen und für den Missionsunterricht eingerichtet. — Nach Luthers Katechismus wird auch in der rheinischen Mission unterrichtet. In deren Gemeinden in Kapland ist vielfach ein reformirtes Lehrbuch „Kort Begrip“ im Gebrauch. — Bei den Hermannsburgern ist der Unterrichtsstoff der ganze Katechismus Luthers. Da wo der Missionar selbst den Schulunterricht, wenigstens in der Oberstufe, hat, beschränkt sich die Zeit des eigentlichen Konfirmandenunterrichts auf 3 Monate und der Inhalt auf „die Lehre von den Sakramenten, von dem Amt der Schlüssel und auf die seelsorgerliche Bereitung“. Aus dieser Formulierung ergibt sich, dass Luthers Katechismus mit den Erklärungen durchgenommen wird, und dasselbe besagen wohl auch die Bestimmungen von Berlin I.

Vor der Konfirmation werden die Konfirmanden überall geprüft, wie auch die erwachsenen Taufkandidaten, und zwar vor versammelter Gemeinde. In der Baseler Mission wird das Recht der Gemeinde zum Miturteilen ausgesprochen durch die Heranziehung der Presbyter. Die Hermannsburger dagegen erwägen, ob der Superintendent dabei sein

müsste oder ob der Missionar allein über die Konfirmation entscheiden solle. Letzteres wird von der Direktion als genügend bezeichnet. In anderen Missionen werden die Namen der Konfirmanden wohl auch der Gemeinde mitgeteilt, gleichfalls in dem Gedanken an den von dort ausgehenden möglichen Einspruch.

Endlich ist noch eine wichtige Frage zu stellen: Ist die Konfirmation in den Missionsgemeinden ein Gesetz, oder wird ihr Charakter als eine freie Entscheidung irgendwie zu wahren gesucht? Da sehen wir nun zunächst überall eine gewisse Zucht, die an den Konfirmanden geübt wird.

„Junge Leute, welche es am nötigen Ernst oder Eifer fehlen lassen, werden von dem Unterricht ausgeschlossen, resp. bis zum nächsten Male zurückgestellt“, heisst es in der Rheinischen Mission. In der Baseler Mission werden die, welche „wegen Trägheit, Gleichgiltigkeit, strafbarer Unwissenheit, aber auch Unart und Bosheit nicht würdig sind, zur Konfirmation zugelassen zu werden“, zurückgestellt, „letzteres unter Mitwirkung des Presbyteriums, dem der Missionar überhaupt schwere Fälle vorlegen wird“. Oder: „Disziplin wird insofern geübt, als der Konfirmation eine Beratung des Presbyteriums vorangeht. Kann bei einem ein sittliches Vergehen nachgewiesen werden, so schliesst das von der Konfirmation aus“. Schon „ein böswilliger Charakter und unbeugsamer Sinn“ schliessen nach anderen schriftlichen Mitteilungen von der Konfirmation aus. In der Ordnung für Berlin I heisst es § 34: „Kinder, welche durch heidnisches Leben oder mutwillige Beteiligung an heidnischem Unwesen ihren Unglauben oder Mangel an christlicher Reife an Erkenntnis und Heiligung des Wandels bekunden, sollen zur Konfirmation nicht zugelassen werden.“

Näheres ist mir nicht bekannt geworden, und es steht nur zu hoffen, dass es mit dieser Zuchtübung recht genau genommen wird, freilich in Verbindung mit einem ebenso einfachen und verständlichen, wie anregenden und warmen Unterricht. Noch wichtiger aber für die Frage nach dem freiwilligen und bewussten Charakter der Konfirmation ist die nach den Mitteln, welche durch die Missionare angewandt oder unterlassen werden, um die Kinder und ihre Eltern zum Besuch des vorbereitenden Unterrichts und der darauf folgenden kirchlichen Handlung zu bewegen. Missionar Merensky schreibt:

„Ich habe in der Praxis mich bemüht, die Konfirmation der Kinder nicht in dem Sinne zur Volkssitte werden zu lassen, dass jedes Kind ohne eigene Willensbetätigung konfirmiert wird, ich habe sie deshalb von der Entlassung aus der Schule getrennt, damit sie nicht als Abschluss der Erziehung und des Schulunterrichts angesehen würde. Ich liess die Kinder sich Arbeit suchen u. s. w. und dann konnten sie sich zum Konfirmationsunterricht melden, wenn sie wollten. Aber auch von solchen wurden nicht alle konfirmiert; wir übten Zucht, und der Gemeinde-Älteste hat ein Wort mitzureden bei der dadurch entstehenden Frage.“ In dem

Berliner Missionsbericht vom Mai 1900 erzählt Direktor Gensichen von der Synode in Bethel (30. Jan. bis 6. Febr. 1900), wo er einen Antrag auf Revision der Praxis des Konfirmandenunterrichts in der Konfirmation gestellt hat. Danach soll möglichst vermieden werden, zur Konfirmation zu ermahnen, damit sie ganz frei bleibe. Wohl aber sollte die Aufforderung an Eltern und Paten, ihre Kinder zum Unterricht zu schicken, energischer gestellt werden, damit das grosse Gut des Unterrichts in der heilsamen Lehre möglichst allen Kindern in den versuchungsreichen Jahren dargeboten und allgemeiner das Verlangen nach dem Gnadenmittel des Sakramentes geweckt werde. Abkündigungen darüber vor der Gemeinde sollen aber so eingerichtet werden, dass kein Missverständniss entstehe, besonders darüber, dass der Besuch des Unterrichts nur dann die Konfirmation zur Folge hat, wenn nicht zu fürchten ist, dass der zu Konfirmierende das hl. Sakrament unwürdig empfangen werde.

Ein Zwang zur Konfirmation wird natürlich nirgends ausgeübt, ausser dem, der darin liegt, dass nicht konfirmierte Christen nicht zum hl. Abendmahl gehen dürfen, was sich ganz von selbst versteht. Meistens wird wohl auch die kirchliche Trauung abhängig gemacht davon, dass die Nupturienten beide konfirmiert sind. Zum Unterricht die Kinder zu schicken werden die Eltern auch durch Kirchenzuchtmittel angehalten, aber durch die nachfolgende Disziplin und eingehende Beurteilung der Reife wird doch dieser disziplinarische Zwang nicht auf die Konfirmation ausgedehnt. So darf man wohl im allgemeinen sagen, dass die evangelische Mission keinen Zwang oder Nötigung zur Konfirmation kennt. Es ist gegenwärtig auf allen älteren Missionsgebieten eine kritische Zeit. Es beginnt sich eine Volkskirche zu bilden, eine kirchliche Tradition. Von manchen Gebieten wird es bezeugt, dass die Gefahr, in das Heidentum zurückzusinken, bei der Jugend fast überwunden sei. Dasselbe beginnt als etwas ganz Dummes, Rückständiges zu gelten. Desto grösser ist die Gefahr, dass das Christentum einfach als das Vernünftige, einzig Mögliche, Selbstverständliche erscheint, und damit tritt dann die Freiheit der Entscheidung bei den jungen Christen in den Hintergrund. Desto wichtiger ist es, die Konfirmationspraxis, in Verbindung mit den Bräuchen des Katechumenates und der Taufe, in der alten Reinheit der Idee festzuhalten und alles zu vermeiden, was dazu führen könnte, dass es wird wie es in der heimischen Kirche steht, wo wir, durch schweren Schaden klug geworden, uns gegen den Strom der in den toten Gemeinden herrschenden Meinung stemmen und nach Mitteln fragen müssen, durch welche wir der Konfirmation eine gesegnetere Wirkung auf das kirchliche Leben verschaffen können.



Und das sei zum Schluss noch kurz gefragt: Können wir für die Heimat aus den in der Mission gewonnenen Gesichtspunkten etwas lernen? — Heben wir einige Punkte heraus, die nach dieser Seite Beachtung verdienen. Zunächst sei festgestellt, dass wir in der Mission nirgends auf eine Konfirmation stossen, mit der nicht der erste Genuss des hl. Abendmahls verbunden wäre, wenn auch nicht in demselben Gottesdienst oder an demselben Tage, so doch jedenfalls zu derselben kirchlichen Zeit. Es erscheint doch wichtig, dass die altkirchliche Praxis, welche Taufe und Abendmahl verband, eine Praxis, die sich bei der Einführung der Konfirmation in der Reformation darin wiederholte, dass man den zum Bewusstsein der Taufgnade gelangten Kindern das Abendmahl reichte, dass diese sich auch da, wo aus dem kirchlichen Leben die Konfirmation von neuem frisch herauswächst, sofort wieder zeigt. Das wirft kein günstiges Licht auf die modernen Pläne, Konfirmation und Abendmahl zu trennen. Vielmehr scheint mir geboten, den Konfirmationsunterricht wesentlich wieder als Abendmahlsbereitung, und die Konfirmation wesentlich als Einführungsakt in die Kommunionsgemeinde anzusehen und zu behandeln.

Ferner leuchtet ein, dass die Taufpraxis, insbesondere bezüglich der Kindertaufe, für die Frage nach der Behandlung der Konfirmation die wichtige Grundlage bildet. Keine Reform der Konfirmationspraxis ohne gründliche Prüfung der Kautelen christlicher Erziehung getaufter Kinder!

Drittens muss jeder Kindertaufe ein besonderer auf die Taufe zurückbezogener Unterricht nachfolgen, und zwar ein kirchlicher Unterricht, nicht ein dem Belieben der Eltern oder irgend einer Schule überlassener (wie es leider in der alten Kirche war). Zu diesem Unterricht müssten alle christlichen Kinder und ihre Eltern angehalten werden. Und es muss darin eine wesentliche Bethätigung ihres Christenstandes gesehen werden, dass Eltern ihre Kinder dazu schicken, so sehr, dass die Unterlassung mit Kirchenzucht zu belegen ist.

Endlich viertens: Jeder Getaufte muss nach empfangenem Unterricht Gelegenheit haben, seine Übereinstimmung mit dieser Lehre vor der Gemeinde zu bekennen. Die Teilnahme hieran ist von vornherein als eine ganz freie hinzustellen und zu behandeln und auf diese Vorstellung auch durch ein strenges Ausschiessen der ungeeigneten Kinder hinzuwirken.

Nachschrift des Herausgebers. Wie die Dinge zur Zeit liegen,

kann die heimatliche Kirche für ihre Konfirmationspraxis wenig aus der Mission lernen und zwar darum, weil diese die heimatliche Praxis viel zu sehr kopiert. Die hoffentlich bald erscheinende Schlussabteilung meiner „Evangelischen Missionslehre“ behandelt die vorstehende Frage in dem Kapitel: „Die Organisation der Gemeinde“ in einer von den heimatlichen Formen, speziell in Deutschland, viel unabhängigeren Weise als die meisten der hier so ausgiebig zitierten Missions-Kirchenordnungen. Das Ergebnis steht in wesentlicher Übereinstimmung mit dem in den meisten Freikirchen üblichen Brauche der Aufnahme in die Gemeinde der vollberechtigten Kirchenglieder.



## Was kostet die evangelische Mission in Indien?

### Eine missionsstatistische Studie

von R. Grundemann.

Von einem Herrn, der sich für Indien und die dortige Mission interessiert, ging mir kürzlich die obige Anfrage zu. Genau genommen, hatte ich zur Beantwortung derselben keine Zeit. Doch die Wichtigkeit der Sache und der Gedanke, dass der Fragesteller, der sich bereits an D. Warneck gewendet hatte, keinen andern finden dürfte, der sich zu der erforderlichen, umständlichen Arbeit Zeit und Mühe nehmen werde, und dass bei dieser Gelegenheit vielleicht unzutreffende Zahlen in die Öffentlichkeit kommen könnten, brachte mich zu dem Entschluss, trotz der mich schon drängenden Arbeiten auch diese noch zu übernehmen.

Der Fall giebt zu einigen allgemeinen Bemerkungen Veranlassung, die zur Beseitigung irrthümlicher Ansichten über die Missionsstatistik nicht überflüssig sein dürften.

Andre Gebiete haben ihre feste Statistik. Man braucht z. B. nur an rechter Stelle anzufragen, wie viel Taubstumme die Provinz Sachsen zählt, oder wie viele ihrer Bewohner einem industriellen oder dem landwirtschaftlichen Berufe angehören, und man bekommt eine runde, genaue und sichere Antwort. In bezug auf die Mission ist solche Auskunft völlig ausgeschlossen. Es giebt keine einheitliche Instanz, welche Erhebungen über das gesamte Missionswerk veranstalten könnte. Wir sind angewiesen auf ein ausgedehntes, viel gespaltenes Material, das der Vollständigkeit ermangelt. Dazu giebt es (wenngleich in beschränktem

Masse) Missionsarbeiten, über die geflissentlich keine Berichte veröffentlicht werden. Man könnte sich trösten: es sei doch nur ein sehr geringer Prozentsatz, der aus diesem Grunde unberücksichtigt bleibe. Auch die vorliegende Frage erwartete nur annähernde Angaben. Doch ein neues Hindernis tritt uns entgegen.

Wo finden wir das veröffentlichte Material beisammen? Ich vermute, dass es auf der ganzen Erde keine Stelle giebt, an der eine vollständige Sammlung der betreffenden Missionsberichte vorliegt. Nur vereinzelt Spezialisten, wie James S. Dennis<sup>1)</sup> dürfte es gelungen sein, zu einer bestimmten Arbeit ein fast vollständiges Material zusammen zu bringen. Ob es aber auch schon im nächsten Jahre sich noch der Vollständigkeit erfreut, möchte ich bezweifeln.

In Deutschland arbeiten Spezialisten unter weit ungünstigeren Verhältnissen. Es würde trotz der durchschnittlichen Wohlfeilheit der Missionsberichte beträchtliche Kosten verursachen, wollte man jährlich alle anschaffen, und z. T. wäre ein nicht gering zu veranschlagender Aufwand von Zeit, Mühe und Findigkeit dazu erforderlich. Rühmend müssen wir ja das Entgegenkommen vieler Gesellschaften anerkennen, welche uns ihre Veröffentlichungen frei zugehen lassen. So erhalte ich mit wenigen Ausnahmen die Berichte aller deutschen Missionen. Auch einige auswärtige schicken mir die ihrigen. Vor allem muss ich der E. M. S. danken, die mir seit 1863 alle ihre Blätter und Berichte zustellt, ebenso thut es der H. B. seit 1868 und die Am. Reformed E. Auch het Nederl. und Utrecht. Zend. genootschap u. a. sind mir treu geblieben. Aber die meisten Berichte muss ich durch den Buchhandel beziehen, wenn ich nicht jedesmal dem Sekretär der betreffenden Gesellschaft meine Bitte aussprechen will, die nur in wenigen Fällen erfolglos bleibt, zuweilen aber doch recht peinlich ist, zumal wenn man an den Arbeiten einer solchen Gesellschaft um des Gewissens willen Kritik üben muss.

Von den 35 Jahresberichten die für die vorliegende Arbeit in erster Linie in betracht kommen, fehlten mir 4. Von 4 anderen Gesellschaften lagen nur die Berichte aus dem Jahre 1897—99 vor. Die hiernach durch das Material bedingte Unvollkommenheit ist bei der Betrachtung des Ergebnisses im Auge zu behalten.

Aber noch viel wichtiger ist es, zu berücksichtigen, dass die verschiedenen Gesellschaften für ihre statistischen Angaben nicht die

1) Vergl. S. 327 ff.

gleichen Rubriken haben. Man beachte, wie diese Verschiedenheit tief in den kirchlichen Richtungen wurzelt. Von manchen werden nur die Mitglieder der Abendmahlsgemeinde gezählt. Oft steht man ratlos da, wenn man die Zahl ihrer getauften Kinder (die doch unstreitig auch Christen sind) zu erforschen sich bemüht. Andere zählen alle Getauften, oder auch die bereits im Taufunterricht stehenden Personen. In einem Falle werden die Besucher des Gottesdienstes gezählt, man weiss nicht sind sie getauft oder nicht? Noch unsicherer ist die blosser Angabe: Anhänger. Es handelt sich dabei meist um grosse Massen, die mehr oder weniger sich von der heidnischen Sitte losgesagt haben und unter dem Einflusse des Evangeliums stehen. Das Bestreben möglichst nur die wahrhaft Gläubigen als Gemeindeglieder zu zählen, kann unter thatsächlichen Verhältnissen in das Gegentheil umschlagen, sodass dem Begriffe der Heidenchristen weitere Grenzen gegeben werden als selbst bei einer weitherzigen Fassung des Kirchenbegriffs.

Die Angaben, welche wir in den verschiedenen Jahresberichten finden, eignen sich hiernach gar nicht zur Addition. Sie sind wie ungleichnamige Brüche, für die der Generalnenner zu suchen ist. Ich habe dies Bild schon 1874 angewendet und es ist seitdem manchmal wiederholt worden. In der That aber ist es bei weitem nicht ausreichend, die Schwierigkeiten der Missionsstatistik auszudrücken. Denn wenn uns auch die Summe der Getauften und Taufbewerber als der rechte Generalnenner nicht zweifelhaft ist, so bietet das vorhandene Material in vielen Fällen nicht die Möglichkeit einer Umrechnung des andersnamigen Bruches. Es bleibt dann nichts anders übrig als Schätzung, die sich am besten nach einer Verhältnissrechnung auf Grund der Zahl der Kommunionberechtigten ausführen lässt.

Die Schwierigkeiten der Missionsstatistik sind hier nur in bezug auf eine ihrer Rubriken dargelegt. Aber auch für die anderen fehlen sie nicht. Selbst die eben erwähnte der Kommunionberechtigten ist keinesfalls in allen Missionen gleichwertig. Auch hier bewirkt der verschiedene Kirchenbegriff und die daraus folgende Praxis beträchtliche Verschiedenheiten. Sogar die Rubrik „Missionare“ bietet nicht die volle Sicherheit, da Laienmissionare, etwa an der Schule thätig oder Ärzte und vielleicht auch Missionshandwerker hier eingeschlossen, dort ausgeschlossen sind. Manche Zahl der Missionare ohne weitere Erläuterung schliesst einen grossen Prozentsatz von weiblichen Missionsgehilfen ein. So sind auch die Angaben über die eingebornen Helfer



nicht gleichartig, und selbst unter Schulen müssen wir manches in einen Topf werfen, was nach Missionsmass gemessen, sich verschieden zeigt. Schulen, die nur, oder vorwiegend von Heidenkindern besucht werden, sind eben etwas anderes als christliche Gemeindeschulen.

Aber wozu hier diese Ausführungen, da doch nur nach den Kosten der Mission gefragt wird?

Eine Feststellung der Kosten würde ohne Berücksichtigung der andern Rubriken ziemlich wertlos sein. Erst durch Angaben über die Arbeiter und die Erfolge der Arbeit gewinnt die Zahl der Kosten einen bestimmten Inhalt, aus dem wir über das Missionswerk mancherlei Schlüsse ziehen können. Daher stand es mir fest, dass ich wenigstens einige der andern Rubriken hier mit heranziehen müsse. Unter ihrer Bearbeitung drängten sich mir wieder mit Macht die Gedanken auf, die ich im vorstehenden dargelegt habe.

Nun wird man meinen, dass die Kostenfrage sich ungleich besser beantworten lasse. Die Rechnungen, die nach denselben kaufmännischen Prinzipien in den Missionshäusern der Heimat geführt werden, sollten gleichmässige Grössen sein, deren Ergebnisse ohne weiteres müssten zusammengestellt werden können. Aber weit gefehlt! Auch in dieser Beziehung herrscht in den Jahresberichten eine grosse Verschiedenheit. Einige führen für jedes Gebiet nur eine Zahl in der Ausgabe an. Für den Statistiker scheint dies das bequemste zu sein. Aber wir sind nicht sicher, ob in dieser Zahl auch die Leistungen mancher Spezialfonds mit eingerechnet sind oder nicht. In andern Rechnungen mit ausführlichen Angaben sind eine ganze Reihe besonderer Fonds mit aufgeführt. Dann aber finden sich daneben noch allgemeine Fonds über deren Leistungen man nicht erfährt, wie sie auf die verschiedenen Gebiete verteilt werden. Bei der Berechnung der Gehälter der Missionare fällt es ins Gewicht, dass in den englischen und amerikanischen Missionen manche Missionare überhaupt auf Zahlung eines Gehaltes verzichten, und auch sächliche Kosten werden nicht immer aus der Hauptkasse gezahlt, sondern teilweise aus Lokalfonds gedeckt. Bei einigen nur auf einem Gebiete arbeitenden Gesellschaften umfassen die Ausgaben zugleich die Kosten des heimischen Missionsbetriebes, während in andern die der auswärtigen Arbeiten besonders angegeben sind.

Unter diesen Verhältnissen steht man ratlos vor mancher der Rechnungen und möchte weitere Auskunft haben. Aber die Zahlen

schweigen. Von einer eingehenden Korrespondenz mit den Sekretären und Kassierern muss man absehen. Uns fehlt die Zeit dazu, und ihnen können wir nicht die Bemühung zumuten, auf unsre Spezialfragen einzugehen.

Man hat oft und mit Recht darauf hingewiesen, dass die Missionsstatistik etwas sehr ungenügendes ist. Die besten Wirkungen der Mission gehören der unsichtbaren Welt an und lassen sich überhaupt in Zahlen nicht ausdrücken. Gerettete Seelen lassen sich von Menschen nicht zählen. Auch die sauerartigsten Wirkungen der Mission im heidnischen Volksleben, obwohl sie an deutlichen Spuren mit Augen zu sehen sind, lassen sich nicht registrieren.

Aber sehen wir einmal von der höchsten Seite der Mission ab und beschränken uns ganz auf die empirische. Das in der Wirklichkeit von wirklichen Menschen mit irdischen Mitteln getriebene Werk sollte sich doch zutreffender Weise fixieren lassen! Dennoch ist dies, wie wir oben dargelegt haben, eine völlige Unmöglichkeit. Selbst das allermateriellste an der Sache, das Geld, bleibt uns unberechenbar.

Selbst in der Missionsstatistik kommen wir nicht aus mit Darstellung der Wirklichkeit. Wir müssen in unserm Geiste die Wirklichkeiten reflektieren, um der Wahrheit nahe zu kommen, wozu eine mit Ernst erarbeitete und treulich gepflegte Sachkenntnis die Vorbedingung bildet. Suchen wir in solchem Bestreben uns der Wahrheit zu nähern nach einer festen Richtlinie, so bietet sich nach meinem Gefühl vor allem das sichere Minimum dar. Sind alle meine Bemühungen irgend eine Grösse in genauen Zahlen auszudrücken vergeblich, so bleibe ich bei der Zahl stehen, die sich noch sicher vertreten lässt, obwohl ich weiss, dass ich damit hinter der Wirklichkeit zurückbleibe. Jedes Weitergehen läuft Gefahr, über die letztere hinauszugehen und also in Unwahrheit zu geraten. Darum will ich auch in der Statistik lieber 10 Schritt vor der Grenze der Wahrheit Halt machen, als einen Schritt über dieselbe hinausgehen.

In diesem Sinn sind auch die folgenden Zahlen zu nehmen. Ich gebe sie hier ausführlich wieder. Die blossen Summen der deutschen, englischen und amerikanischen Aufwendungen, wie sie der Fragesteller gewünscht hatte, würden leicht zu Missverständnissen Veranlassung geben. Darum sollte man bei Vergleichen nach dem Durchschnitte vorsichtig sein, und immer die besonderen Verhältnisse, unter welchen, und die Methode, nach welcher gearbeitet wird, im Auge behalten.

Indien <sup>1)</sup>.

Missionsgesellschaften.	Ausgabe in Mark.	Missionare.	Heidenchristen (einschl. Katechumenen).	Kommunion- berechtigte.	Getauft im letzten Jahr.
A. Deutsche (6).					
Brüdergemeinde . . . . .	18750	10	97	44	—
Gossners M. <sup>2)</sup> . . . . .	285536	38	63665	15906	9879
Basel . . . . .	415547	79	15204	7878	798
Leipzig . . . . .	396340	31	20819	8810	3711
Brekum . . . . .	131633	11	6474	700	487
Hermannsburg . . . . .	40000	11	2046	1705	258
	1287806	180	108305	35043	15133
B. Englische (13).					
S. P. G. . . . .	805660	66	93641	30332	2953
Church Miss. Soc. . . . .	2052580	200	145749	37384	8406
London " " . . . . .	1000208	68	101073	11277	2258
Wesleyan " " . . . . .	547820	101	21078	6820	495
Engl. Baptist M. S. . . . .	530820	62	18468	7144	371
United Free Churches of Scotl.	512000 <sup>3)</sup>	64	7698	2660	177
Establ. Ch. . . . .	203302	22	9266	1770	339
Welsh Calvin. Method. M. . .	157300	19	15048	4650	1329
Irish Presbyterian M. . . . .	138540	21	3111	605	281
Bethel Santhal M. . . . .	20700	3	1062	681	31
English Presbyterian M. . . .	18000	1	?	?	?
Friends . . . . .	86622	7	2127	454	35
Kurku M. . . . .	96745	6	?	?	?
	6170297	640	418321	103777	16675
C. Amerikanische (14).					
Amer. Board . . . . .	511652	27	25990	9788	2078
" Presbyterian . . . . .	759892	47	7500	2584	413
" Baptist Union . . . . .	582628	64	136544	65050	2884
Methodist Episcopal . . . . .	498640	63	134966	30788	9231
Lutheran General Synod . . . .	264356	11	39599	6717	3504
" General Council . . . . .	174420	5	6159	2000	1157
Americ. United Presbyter. . . .	267433	14	9264	2000	406
" Reformed Church . . . . .	165911	27	9736	2437	804
Disciples of Christ . . . . .	121776	4	800	272	86
Deutsche Evang. Synode <sup>4)</sup> . . .	104118	3	2000	1200	123
Free Baptist M. . . . .	90384	14	2400 <sup>6)</sup>	815	55
Canad. Presbyter. . . . .	105175	13	1016	271	103
" Baptists <sup>5)</sup> . . . . .	76200	6	12498	3898	506
Christian and Missionary Alliance . . . . .	114916	45	4000 <sup>6)</sup>	1308	522
	3837501	343	392472	129128	21872

Anmerkungen siehe nebenstehende Seite.

## D. Skandinavische (3).

Evang. Fosterlandsstiftelse .	111031	17	862	254	125
Dänische M. G. . . . .	97130	10	800	277	37
Santhal M. (Indian Home M.)	210136	6	11185	400 <sup>6)</sup>	289
	418297	33	12847	931	451

## E. Missionshilfsgesellschaften und Vereine in

Indien . . . .	979320	20	4366	1341	—
----------------	--------	----	------	------	---

Bei Dennis a. a. O. finden sich nicht weniger als 69 solche Vereine aufgezählt. Davon dienen 9 der Bibelverbreitung, 20 der Verbreitung anderer christlicher Schriften. Die übrigen 40 verteilen sich auf Schulthätigkeit, ärztliche Mission, industrielle Mission, Waisen u. s. w. u. s. w. Auch sind einige Vereine, welche unabhängige, sog. Glaubensmissionen, unterstützen unter dieser Rubrik aufgeführt. Auf diese beziehen sich die Angaben in Spalte 3—5.

Ohne Zweifel ist, besonders bei den beiden ersteren Klassen, vieles mit eingeschlossen, was nicht in die Grenzen der Heidenmission fällt, sondern der Evangelisation unter den Europäern und Eurasiern dient. Eine Huseinanderrechnung ist nicht möglich. Indessen, was hier zuviel gerechnet wird, dürfte mehr als aufgewogen werden durch vieles, was nicht registriert werden kann. Es ist bezeichnend, dass selbst Dennis unter jenen 69 Vereinen 10 hat, deren Ausgabe er nicht anzugeben vermochte. Darunter sind mehrere, die grundsätzlich über ihre Geldangelegenheiten nichts veröffentlichen, Unternehmungen, die sich im besonderen Sinne als „Glaubenswerk“ bezeichnen, wie z. B. die Godaveri Delta Mission. — Wie viel von den mehr als 520 000 Mark, welche die Heilsarmee angeblich auf Heidenmission verwendet, auf Indien kommen, und wie viel davon in der That zur Christianisierung von Heiden (und nicht zu der störenden Gewinnung von Heidenchristen für die Armee) verwendet wird, ist nicht auszumachen.

1) Mit Ceylon, aber ohne Barma.

2) Einschl. der Ausg. i. d. Heimat, Spalte 3—6 nur Kolsmission.

3) Geschätzt nach dem Durchschnitt der engl. Missionen.

4) Die Zahlen stammen aus der Miss. Review 1900; nur für Spalte 4 u. 5 wurden Dennis Zahlen als wahrscheinlicher aufgenommen. Seine Angabe der Kosten mit 65 624 Mark muss auf einem Irrtum beruhen.

5) Nach Miss Review, Spalte 2 — geschätzt nach dem Durchschnitte der andern Gesellschaften.

6) Geschätzt.



Auf jeden Fall bleibt das, was wir von Ausgaben für die evangelische Mission in Indien in Zahlen angeben konnten, beträchtlich hinter der Wirklichkeit zurück.

Wir stellen zum Schluss unsere Ergebnisse zusammen:

Deutsche Missionen . . .	1287806	180	108305	35043	15133
Englische . . . . .	6170297	640	418321	103777	16675
Amerikanische . . . . .	3837501	343	392472	129128	21872
Skandinavische . . . . .	418297	33	12847	931	451
Missionsorganisationen in					
Indien . . . . .	979320	20	4366	1341	—
	12693221	1216	936311	270220	54131



Der Litteraturbericht und Chronik musste leider wegen Raummangel zurückgestellt werden.

# Gossners Mission in sehr grosser Noth!

Liebe Brüder und Schwestern!

Abmals sind wir zu unserm tiefen Leidwesen gezwungen, unsere Freunde und Förderer um ausserordentliche und schnelle Hülfe zu bitten.

Nach einem nur kurzen Aufschwung unsrer Einnahmen, für den wir auch hier allen gütigen Helfern von Herzen danken, haben die Beiträge für unser Werk unter fortwährendem Sinken nunmehr einen Tiefpunkt erreicht, der die traurigsten Aussichten eröffnet, wenn die Liebe des Herrn in den Seinen nicht wiederum mächtig wird. Die Minder-einnahmen unsrer Kasse sind jetzt auf 167448 Mark gestiegen. Auch der letzte Rest unsrer verfügbaren Gelder ist für unsre theure Sache aufgeopfert. Mit leeren Händen stehen wir vor unsern Missionaren und unsern Stationen.

Inzwischen ist die uns anvertraute heilige Arbeit über Bitten und Verstehen von oben gesegnet worden. In unsrer jungen Assam-Mission haben sich bereits 1100 bis 1200 Seelen um unsern dortigen Missionar gesammelt, und auf dem alten Missionsfelde in Chota-Nagpur zählen wir ausser 50850 Getauften, die gewaltige Zahl von 25592 Taufbewerbern. Die grössten und aussichtsvollsten Aufgaben harren hier unser, und nehmen wir uns dieser Seelen nicht mit aller Kraft an, dadurch, dass wir ihnen Boten des Evangeliums senden und unter ihnen Kirchen und Schulen begründen, so gewinnt die Macht der Finsternis den Sieg, und es wird mit jenen Scharen, die mit dem Heidentum brechen wollen, ärger denn zuvor.

Darum rufen wir, angesichts unsers drückenden Notstandes, alle, die den Herrn lieb haben, zu reichlicher Liebessteuer dringend auf.

Vergesst, liebe Brüder und Schwestern, doch nicht ein Werk, dessen sich die evangelische Christenheit hoch zu freuen alle Ursache

hat, und pflegt weiter, es sei in Gemeinschaft oder einzeln, den Garten Gottes unter Kols und Hindus, dass er nicht zur Wüste werde durch die Schuld unsrer Gleichgültigkeit oder Lauheit.

Unser Gott gebe diesem Werbeworte offene Herzen und Hände und vergelte jedem Helfer und jeder Helferin mit grosser Barmherzigkeit!

Gaben der Liebe werden erbeten:

**„An das Kuratorium der Gossnerschen Mission,  
Friedenau-Berlin, Handjerystr. 19—20.“**

Friedenau-Berlin, im Oktober 1902.

## Das Kuratorium der Gossnerschen Mission:

**D. Braun,**

Generalsuperintendent der Neumark und Niederlausitz.

**E. Brennecke,**

Kammergerichtsrat.

**Doyé,**

Konsistorialrat.

**Engel,**

Chef-Redakteur.

**v. Hallerstein,**

Korvetten-Kapitän z. D.

**Moeller,**

Oberkonsistorialrat.

**Nik. Müller,**

D. Dr. Prof. d. Theologie.

**Neusch,**

Rechnungsrat.

**Nottrott,**

Pastor.

**Kausch,**

Missions-Direktor.

**Römer,**

Missions-Inspektor.

**Zernick,**

Missions-Inspektor.

# Die Mission in den deutschen Kolonien.

Von P. Paul in Lorenzkirch.

Deutsch-Südwestafrika.

Hier ist fast das ganze Gebiet ein seit Jahrzehnten angebautes Missionsfeld. Nur der Norden erhielt erst neuerdings nach längeren tastenden Versuchen einige evangelische Missionsstationen, der Nordosten entbehrt sie bis heute. Die Rheinische Mission hat planmässig und ziemlich gleichmässig das weite Nama- und Hereroland besetzt. Das im Norden gelegene und von der deutsch-portugiesischen Grenze zerschnittene Ovamboland hat auf deutscher Seite finnische Missionare, auf portugiesischer solche der Rheinischen Gesellschaft.

Die deutsche Besitzergreifung hat der Mission in mancher Hinsicht genützt, namentlich durch Beseitigung der Stammesfehden. Die Gemeinden sind seitdem schneller gewachsen als vorher. Auch verdient das häufig hervorgetretene Wohlwollen der Beamten und Offiziere, namentlich des Gouverneurs Leutwein, alle Anerkennung. Aber die neue Zeit macht sich doch nicht nur angenehm bemerkbar. Die wichtigsten Missionsplätze sind Militärstationen geworden, oft genug zum Nachteil für das geistliche Leben. Es mag noch zu übersehen sein, dass das ganze Verhalten der Eingeborenen zum Missionar ein anderes geworden ist. Früher nahm derselbe eine patriarchalische Stellung ein. Er wurde in allen kirchlichen und politischen Dingen um Rat gefragt und als erste Autorität geehrt. Jetzt umgeht man ihn in den meisten sozialen und politischen Angelegenheiten fast geflissentlich. Aber viel empfindlicher ist das in jüngster Zeit besonders stark gewordene Einströmen fremdartiger Elemente und zersetzender Kräfte. Sie machen sich natürlich in den Hafenplätzen (Swakopmund und Walfischbai) am meisten fühlbar. Der an beiden Orten wirkende alte Missionar Böhm klagt, dass manche Eingeborene schon auf deutsch und englisch fluchen können und liederlich sind, wie grosstädtischer Auswurf. Namentlich wird hier auch über das durch den ins Land kommenden Branntwein angerichtete Verderben geklagt, zu dessen Fernhalten vom Innern die deutsche Regierung allerdings ebenso willig



ist wie viele Kapitäne der Eingeborenen. Wenn oben von Beseitigung der Stammesfehden die Rede war, so sind an deren Stelle zunächst freilich viele Strafexpeditionen der Schutztruppe getreten. Eine derselben vertilgte in letzter Zeit geradezu den aufständischen Stamm der Cop-naars, und als die Bastards von Grootfontein bei Bethanien im vorigen Jahre gezüchtigt wurden, führte das zur vollkommenen Vernichtung der dortigen schönen Missionsarbeit. Es ist aber zu hoffen, dass die Zeit der militärischen Expeditionen annähernd vorbei ist. Der Burenkrieg hat keinen wesentlichen Einfluss auf die Mission im deutschen Gebiet gehabt. Nur die an der Ostgrenze halb auf deutschem halb auf englischem Boden gelegene Station Rietfontein hatte unter Fouragierungen zu leiden.

Ganz Deutsch-Südwestafrika ist jahrelang von furchtbaren Plagen heimgesucht worden. Erst kam eine unerträgliche Dürre, die namentlich im viehreichen Hereroland schwer empfunden wurde, dann die Rinderpest; deren Uebreitung suchte zwar die Regierung durch eine Schutzimpfung zu verhindern, diese wurde aber durch den Unverstand der Viehbesitzer oft vereitelt. Zuletzt eine Fieberepidemie (Texasfieber). Während der letzteren sollte in Okahandja die jährliche Missionarskonferenz gehalten werden. Die Berathungen konnten jedoch gar nicht beginnen, weil die meisten Brüder ausblieben und die gekommenen krank wurden. Wunderbarerweise starb keiner der Missionare, in der eingeborenen Bevölkerung aber gab's ein Massensterben. Es waren mehr Todesfälle als Geburten zu verzeichnen. Manche Gemeinden büssten 10% ihres Bestands ein. Die Zeit der Heimsuchung gab den Missionaren Gelegenheit zu ausgedehnten Liebeswerken, auch die sonstigen Weissen im Lande thaten zur Linderung der Not, was in ihren Kräften stand. Im Jahre 1899 änderte sich plötzlich die Lage. Ein reicher Regenfall, wie er von den ältesten Missionaren noch nie beobachtet war, liess das dürre Land ergrünen und schloss die Schätze der Erde auf. Noch viel erfreulicher war die gleichzeitig hervortretende Belebung im Geistlichen. Eine starke Bewegung zum Evangelium hing fast durch das ganze Land. Die Zahl der Tausen, die in den Notjahren sehr zurückgegangen war, stieg 1899 auf 502 und ist weitergewachsen; 1901 wurden 686 erwachsene Heiden mit 262 Kindern getauft, auf einzelnen Stationen gab es 100 Heidentausen und mehr.

Eine neue Zeit ist für die Entwicklung der Kolonie mit der Fertigstellung der Eisenbahn Swakopmund-Windhuk angebrochen. Da-

mit hört zunächst für diese Hauptstrecke der alte schwerfällige Wagenverkehr auf. Andere Eisenbahnpläne werden entworfen. Telegraph und bessere Postverbindungen sind schon seit einigen Jahren vorhanden. Diese Verkehrsverbesserungen kommen auch der Mission zu gute, wenn sie auch andererseits die Einwanderung von Europäern und Südafrikanern erleichtern, deren zahlreicheres Kommen die Existenzbedingungen für die alten Landesbewohner erschwert.

Es sind drei Volks- und Missionskreise im deutschen Gebiet zu unterscheiden: Nama-, Herero- und Ovambo-Mission. Die Grenze zwischen den beiden erstgenannten liegt ungefähr am Wendekreis. Sie verwischt sich aber infolge der durch die deutsche Besetzung geschaffenen Freizügigkeit immer mehr. Auf manchen Stationen müssen besondere Nama- und Herero-Gottesdienste gehalten werden. Die Küstenstädte stellen noch grössere Anforderungen an die Sprachfertigkeit der Missionare; der von Walfischbai muss in Nama, Holländisch und Englisch predigen.

Die Namamission bietet das am wenigsten erfreuliche Bild, weil das Namavolk keine Zukunft mehr zu haben scheint. Unter den Einflüssen der neuen Zeit löst der Volksverband sich auf. Missionar Fenchel von Keetmanshoop schreibt im letzten Weissbuch: „Wir werden den Eindruck nicht los, dass wir die Namas weder durch Lehre noch Vorbild aus ihrer trägen Lethargie aufrütteln werden, ja dass wir am Sterbebett eines dahinschwindenden Volkes stehen.“ Die Schuld daran ist weniger in den neuen Verhältnissen, als im Leichtsinne des Volkes selbst zu suchen. In Keetmanshoop, der Hauptstation des Landes, wird man den Rückgang allerdings nicht gewahr, wenigstens nicht der oberflächliche Beurteiler. Seitdem es Regierungssitz geworden, wird hier viel gebaut, und das ehemalige Namadorf erwächst zu einer Stadt. Es hat starken Zuzug und Kirchenbesuch. An Taufbewerbern ist nie Mangel. Im Januar 1900 wurden auf einmal 108 Heiden getauft. Aber die Taufbewerber setzen sich aus Namas, Bastards, Damras, Betschuanen, Griquas und Kapländern zusammen. Es fehlt auch sonst nicht an einzelnen Lichtpunkten und die Eingeborenen bringen Opfer für die Mission. In Berseba wurden vom Kapitän und Gemeinderat 8000 Mark aus dem Erlös von Platzverkäufen angewiesen, um eine neue Kirche zu bauen; in Gochas schenkte der Kapitän Sim. Kooper einen Platz, dessen Erlös ebenfalls zum Bau einer Kirche dienen soll; als opferwilligste Namagemeinde bezeichnet Fenchel die von Rietfontein, die zwar klein

an Zahl ist, aber sich's etwas kosten lässt, das Wort Gottes in ihrer Mitte zu behalten. Besondere Erwähnung verdient auch die 1899 erfolgte Weihe der Friedenskirche in Bethanien, der stattlichsten im ganzen Namalande. Aber daneben erblickt man doch tiefe Schatten in den jährlichen Berichten. Auf verschiedenen Stationen wurden die Listen der Gemeindeglieder einer sorgfältigen Sichtung unterzogen, wobei sich herausstellte, dass ein Teil von ihnen nicht mehr zu finden war. Sie waren erst ins „Feld“ gezogen und dann für immer verschwunden. In Gibeon (630 Seelen) wurde der Kirchenbesuch einmal so gering, dass sich Missionar Simon zu der Zuchtmassregel genötigt sah, die Kirche für einige Zeit ganz zu schliessen, worauf eine Deputation der Gemeinde um Verzeihung bat und Besserung gelobte. Auch bei den älteren Namachristen ist wenig Charakterfestigkeit und Glaubensenergie zu spüren. Damit hängt es zusammen, dass es nicht gelingen will, die gehörige Zahl brauchbarer Gehilfen aus den Eingeborenen zu erlangen. Es bestand früher eine Gehilfenschule in Keetmanshoop. Dann hat sich Missionar Simon von Gibeon ehrlich darum bemüht, tüchtige Leute auszubilden. Aber die Trägheit und Energielosigkeit der Hottentotten ist zu gross.

Um dem Niedergange des Volkes für die Zukunft zu wehren und wenigstens den Christen mehr Widerstandskraft im Kampf ums Dasein zu geben, strebt die Mission die Errichtung von Reservaten an. Es sollen grössere Landstrecken gekauft, zur Ansiedelung der Namachristen benutzt und unveräusserlich gemacht werden. Die Notwendigkeit dazu ergibt sich aus der Beobachtung, dass die Eingeborenen bei den weissen Kaufleuten leichtsinnig und gedankenlos Schulden machen, wofür sie dann in Ermangelung anderer Zahlungsmittel ihr Land abtreten müssen. In Rehoboth meldeten mehrere Kaufgeschäfte einmal bei der Regierung über 86 000 Mark solcher Schulden an und erlangten dafür 69 000 Hektar Land, womit aber kaum die Hälfte der Schuld als getilgt angesehen wurde. Angesichts solcher Vorkommnisse stellt sich die von der Rheinischen Mission begonnene Anlage von Reservaten als ein Akt väterlicher Fürsorge dar. Es ward 1898 in Rietmond damit begonnen, günstige Plätze zu kaufen. Man errichtete auf ihnen mit Hilfe eines eigens für diesen Zweck aus Europa geholten Laienbruders die nötigen Baulichkeiten, hat sie zum unveräusserlichen Besitztum des Witbooisammes erklären lassen, die Lizenzerteilung zum Husschank von geistigen Getränken bestimmt ausgeschlossen u. dergl.

Für weitere Reservate sind Gochas, Hoachanas und Bethanien in Aussicht genommen; am erstgenannten Orte wurde auch schon ein grösseres Stück Land angekauft. Es ist aber fraglich, ob die Regierung sie genehmigt. „Bei allem persönlichen Wohlwollen, das einzelne Weisse, besonders Regierungsvertreter, für die Mission und die Farbigen haben, gehen doch leider die Ansichten der Mission und der Kolonialpolitik über diese Sache oft weit auseinander.“ Man will offenbar seitens der Regierung zunächst bei Rietmond beobachten, wie das neue soziale Unternehmen wirkt. Wenn nur nicht der Landhunger der weissen Ansiedler den Vorzug erlangt.

Ein neues Reis hat die Namamission tief im Innern am Rande der Kalahariwüste getrieben. Der Stamm der Ueldschoendragers in Khoës erlangte endlich einen eigenen, schon lange erbetenen Missionar.

Nach der Statistik von 1901 hat die Rheinische Mission im Namalande 9 Hauptstationen und 3 Nebenplätze mit 5640 Gemeindegliedern, 9 Schulen mit 610 Schülern. Im letzten Jahre wurden 169 erwachsene Heiden, 92 heidnische Kinder und 192 Christenkinder getauft. Es wirken unter ihnen 10 Missionare, darunter ein nicht ordnierter, 5 eingeborene Lehrer und 1 Evangelist.

In der Herero-Mission sieht alles viel hoffnungsvoller aus. Das Volk ist widerstandsfähiger und weiss sich auch den Weissen gegenüber besser zu behaupten. Als Christen sind die Hereros zuverlässiger als die Nama. Namentlich die älteren Leute, die in der ersten Missionsperiode als Erwachsene getauft wurden und das Christentum aus innerer Überzeugung annahmen, haben ein recht gutes Mass christlicher Erkenntnis, was sich auch in ihrem Leben offenbart. Man gewinnt, wie der mehr als 30 Jahre auf diesem Arbeitsfelde wirkende Missionar Diehl versichert, bei ihnen immer wieder den Eindruck, dass sie sich's etwas haben kosten lassen, dem Heidentum zu entsagen. Auch unter Versuchungen halten sie mit Zähigkeit an der erkannten Wahrheit fest. Weniger zuverlässig sind die jüngeren Leute, die durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den schon Getauften auf die Stationen gezogen wurden; andere wurden durch Heiraten oder durch Dienstverhältnisse in Berührung mit dem Christentum gebracht, sodass ihr Übertritt mehr aus äusseren Rücksichten erfolgte, wenn auch unbewusst. Auch sie halten sich meist ordentlich, so lange sie im geschlossenen Gemeindeverband leben; aber sie bedürfen eines wachsameren Auges, ebenso die als Kinder Getauften. Seit der deutschen Besitz-



ergreifung sind gerade diese Gemeinden sehr gewachsen, aber mehr quantitativ als qualitativ. Unter den Herero machte sich die schon erwähnte starke Bewegung zum Christentum geltend. So meldeten sich z. B. in Okahandja und seinen beiden Filialen Otjiruze und Otjizeva ganze Scharen zum Taufunterricht. Es konnten hier im Jahre 1899 nicht weniger als 146 getauft werden und überdies standen noch 141 Personen im Vorbereitungsunterricht. Auch im Gebiet des Nosob (Station Otjihaëna) ging nach langer Geduldsarbeit zu dieser Zeit die Saat in überraschend schöner Weise auf. Ebenso war in Otjimbingue und Walfischbai ein namhaftes Wachstum der Gemeinde zu verzeichnen. Otjimbingue hatte im genannten Jahre eine sehr schöne Konferenzfeier. Die Kirche war dazu schmuck restauriert und die Gemeinde überreichte am Hauptfesttage (sie beging gerade das 50jährige Jubiläum ihres Bestehens) eine Festgabe von 2045 Mark. Als weiteres bemerkenswertes Beispiel kirchlicher Opferwilligkeit sei erwähnt, dass sieben Leute von Otjituezu (Filiale von Otjihaëna) mit vereinten Kräften eine grosse Kreuzkirche erbauten. In Windhuk, das einst als Missionsstation eine untergeordnete Rolle spielte, entfaltete sich das kirchliche Leben während der letzten Jahre besonders schön. Der frühere Missionar Siebe vereinigte noch die Seelsorge an den Weissen und den Farbigen in seiner Person. Die Arbeit wuchs aber so, dass seit 1900 zwei selbständige Gemeinden bestehen, in denen mehr als in unsern andern Kolonien auf ein freundliches Nebeneinander der weissen und farbigen Christen gehalten wird, die aber doch jede einen ganzen Mann beanspruchen. Der vom Berliner Oberkirchenrat geschickte Pastor Anz hat es lediglich mit den deutschen Militärpersonen, Beamten und Kolonisten zu thun. An verschiedenen andern Punkten der Kolonie wird die Seelsorge an unsern Landsleuten, um das hier einzuschieben, auch jetzt noch von Missionaren im Nebenamt betrieben, so in Gibeon, Omaruru und Keetmanshoop. An letzterem Orte wurde 1900 auch eine Kostschule für weisse Kinder von der Mission gegründet. Hier und da (bei Windhuk und Gibeon) werden auch kleine Burengemeinden von den Missionaren kirchlich bedient. Für die farbige Gemeinde von Windhuk, wo im letzten Jahre 123 Heiden getauft wurden, ist der Bau einer stattlichen Kirche für 20000 Mark geplant. Der durch die Eisenbahn geschaffene neue Verkehrsweg stellt auch neue Anforderungen an die Mission. Für Swakopmund, das noch immer Filial von Walfischbai ist, möchte ein eigener Missionar angestellt werden, auch wird es als ein unnatürliches

Missverhältnis empfunden, dass im dortigen Lazaret römische Schwestern die Pflege haben, obwohl die weisse Bevölkerung zu  $\frac{4}{5}$  evangelisch ist. Sichtlich aufgeblüht ist die auf halbem Wege nach Windhoek liegende Eisenbahnstation Karibib, wohin sich viele Bewohner von Otjimbingue gezogen haben. Letzteres ist dadurch stiller geworden, als in früheren Tagen, wo es von den Transportwagen berührt ward, aber gerade die Familien, in denen das Christentum tiefer Wurzel geschlagen hat, sind dem Kirchplatz treu geblieben, der also nur an Zahl nicht an geistlicher Kraft verloren hat.

Einen schmerzlichen Verlust erlitt die Hereromission im vorigen Jahre durch den Tod ihres Präses Gottl. Viehe, dessen reiche Erfahrung im Lande bei den vielfachen Verhandlungen mit den Behörden besonders wertvoll war. Sein Heimgang hatte unter anderm die Schliessung der Ausbildungsstätte für Herero-Gehilfen, des Augustineums in Okahandja, im Gefolge. Es hatte allerdings zuletzt nur noch 7 Zöglinge. Einige von ihnen sind zum Missionar Lang in Otjihaëna übergegangen, der tüchtige Evangelisten aus ihnen machen will, wofür er auch ältere, bereits bewährte Gemeindeglieder annimmt. Es fehlt nicht an einzelnen Männern aus dem Volke, die den Missionaren bereits wertvolle Dienste leisten, wie z. B. Job, der Evangelist von Otjenga oder der unlängst verstorbene Elias, aber zur Ordination wurde noch keiner für reif gehalten. Der erfahrene Leiter des Augustineums fällte das Gesamturteil: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Die Zahl der Hauptstationen hat sich in den letzten Jahren um zwei vermehrt. Otjikango, das seit 1890 Filial von Okahandja war, ist selbstständig geworden. Damit erscheint unter anderem Namen wieder Neubarmen, die älteste aller Herero-Stationen, in der Liste. In Okazeva aber beim Häuptling Cjetjoo im Gebiet der ehemaligen Station Gobabis ist eine ganz neue Niederlassung entstanden.

Die Statistik der Herero-Mission hat für 1901 folgende Zahlen: 15 Hauptstationen, 28 Nebenplätze, 6875 Gemeindeglieder, 679 Taufen (336 erwachsene Heiden, 112 heidnische und 231 christliche Kinder), 43 Schulen mit 1787 Schülern. Hier wirken 23 Missionare (darunter 3 nicht ordinierte), 21 eingeborene Lehrer und 14 Evangelisten.

Die Ovambo-Mission der Rheinischen Gesellschaft, die sich an die Nordgrenze von Deutsch-Südwestafrika lehnt, zeigt die frischen und interessanten Züge eines neuen Werkes. Zu den beiden vorhandenen Stationen Ondjiva und Omupanda kam im letzten Jahre Nama-

kunde als dritte. Die erst unter einem Schattenbaum gehaltenen Gottesdienste konnten auch hier in das solid gebaute Missionshaus verlegt werden. Die Mission erfreut sich der besonderen Gunst des Häuptlings Uejulu, der zwar nicht mehr so häufig zu den Gottesdiensten kommt, wie im Anfang, aber seinen weissen Freunden doch ein ungestörtes Arbeiten sichert. Die Ovakuanjama (so heisst der Ovambostamm, unter dem die Rheinische Mission wirkt) zeigen sich sehr empfänglich. Missionar Tönjes konnte voriges Jahr von Omupanda melden, dass er jeden Sonntag vor mehreren Hunderten das Evangelium verkündigen durfte, und die kleine Christenschar macht ihren Lehrern Freude. Mehr als im Nama- und Hererolande scheint hier das Licht in der Finsternis, denn bei den heidnischen Ovakuanjama herrscht noch das wirkliche rohe Heidentum. Der Aberglaube fordert nicht selten blutige Opfer, und als im vorigen Jahre das glücklicher Weise grundlose Gerücht entstand, der Häuptling sei gestorben, mussten sich sogar die Missionsgeschwister auf einen gewaltsamen Tod gefasst machen, zumal da sie wussten, dass ihre Anwesenheit gewissen Leuten ein Dorn im Auge ist. Eine besondere Schwierigkeit dieses Arbeitsfeldes liegt in dem gefährlichen Klima, dem neuerdings die beiden jungen Missionare Stahlhut und Ickler zum Opfer fielen. Bis die inzwischen eingetroffene aber auch schon wieder gefährdete Verstärkung kam, war Tönjes zeitweilig der einzige Missionar im Lande. Ein schönes Zeichen für den moralischen Erfolg der Arbeit war die rührende Teilnahme, die der Witwe des Missionars Stahlhut nach dem Heimgange ihres Mannes von den eingeborenen Christen entgegen gebracht wurde. Sogar ein alter Heide erging sich in teilnehmenden Klagen. Mit welchen Gedanken das Volk das Christentum kommen sieht, sprachen die Leute von Namakunde vor Anlegung ihrer Station zu Tönjes aus: „Wenn du einmal hier bist, dann haben wir auch Frieden.“

Statistik von 1901: 3 Stationen, 5 Missionare, 1 Missionschwester, 137 Gemeindeglieder.

Die unter dem Stamm der Ondonga in Ovambo wirkende Finnische Mission ist schon weiter entwickelt. Wie ihre Arbeiter sich in der ersten Zeit geradezu von den Sendboten der Rheinischen Mission einführen liessen, unterhalten sie auch jetzt freundschaftlichen und durch verwandtschaftliche Beziehungen noch enger gewordenen Verkehr. Seit 1888, wo das anfangs immer kümmerliche Werk durch despotische Häuptlinge und Arbeitermangel auf einen Tiefstand gebracht wurde,

sind von Olukonda aus eine Reihe naheliegender Hauptstationen mit vielen Nebenplätzen errichtet worden. Die Mission, die wie die Rheinische unter den Klimaschwierigkeiten sehr leidet, hat in ihrem Vorsteher Rautanen eine seit Jahrzehnten erprobte Kraft, dem jetzt 8 Brüder zur Seite stehen, eine bisher noch nie erreichte Zahl. Sie haben das Vertrauen der Eingeborenen gewonnen, und können geradezu von einem Hunger nach göttlicher Nahrung beim Volke reden. Die Kirchen sind jeden Sonntag voll von aufmerksamen Hörern, bei der Jugend nimmt die Leselust zu. Die wiederholt erwähnten Landplagen hatten auch hier den guten Erfolg, dass mehr nach Gottes Wort gefragt wurde. Die Zahl der Gottesdienstbesucher, die Anfang 1897 500 betragen hatte, stieg im Laufe des Jahres auf 4000. Als ein erfreulicher Fortschritt litterarischer Missionsarbeit ist die fertig gestellte Ovambo-Übersetzung des Neuen Testaments zu bezeichnen, von der gerade jetzt eine von Rautanen besorgte revidierte Ausgabe erscheint. Einen eigenartigen Zweig hat das Werk in dem Anfang der 90er Jahre begonnenen und seitdem eifrig gepflegten Webeunterricht für eingeborne Frauen und den dazu gehörigen Baumwollplantagen. Um den bekehrten Eingeborenen eine reichlichere Bekleidung zu verschaffen, wurde erst ein nach Europa mitgebrachtes Ovambomädchen im Spinnen und Weben unterrichtet, um diese Fertigkeit in ihr Heimatland zu verpflanzen; in den letzten Jahren kamen wiederholt junge Finnländerinnen als Spinn- und Webelehrerinnen nach Ondonga. Die Finnische Mission ist längere Zeit durch eindringende jesuitische Sendboten beunruhigt worden, doch hat der Gouverneur auf die ihm gemachten Vorstellungen bestimmt, dass die katholischen Missionare das Ovamboland räumen und weiter nach Osten gehen sollten. Im Jahre 1900 besuchte der Missionsdirektor Mustakallio aus Helsingfors die Ovambomission als Visitor.

Die neueste Statistik lautet: 4 Hauptstationen, 12 Nebenplätze, 1022 Gemeindeglieder, 10 Schulen, 816 Schüler, zu deren Pflege 9 Missionare, 3 unverheiratete Missionarinnen und 27 eingeborene Gehilfen da sind.

Die römische Mission, deren Eindringen in das so gut besetzte Gebiet mit besonderer Eile geschah, hat in Deutsch-Südwestafrika zwei getrennte Gebiete, das der „Oblaten der Unbefl. Empfängnis“ im nördlichen Teil des deutschen Gebiets, und das der „Oblaten des hl. Franz v. Sales“ in Heirachabis an der Südgrenze der Kolonie. In jenem wirken 9 Priester und 10 Brüder, die 120 Katholiken versorgen, in



diesem 3 Priester, 4 Schwestern und 4 Katecheten unter 60 Getauften und 150 Katechumenen. In jüngster Zeit wurden wieder zwei neue Stationen in der nördlichen Hälfte des deutschen Gebiets, Kaukurus und Aminuis, angelegt.



## Strömungen im geistigen Leben Nordindiens.

Ein Stimmungsbild aus der Feder eines litterarischen Missionars.

Aus dem Jahresbericht des Rev. Dr. H. U. Weitbrecht (Intellig. 1902, 595 ff.)  
übersetzt von Julius Richter.

Der Name Weitbrecht ist in der Missionswelt Indiens von gutem Klange; es ist einer der deutschen Namen, welche den deutschen Missionaren auch bei den Engländern hohes Ansehen erworben haben. Der Vater J. J. Weitbrecht arbeitete von 1831—1852 in Bardwan in Nieder-Bengalen, und diese beiden Jahrzehnte waren die Glanzzeit dieser Station. Ein Sohn von ihm, Dr. H. U. Weitbrecht, trat nach einer in Deutschland verlebten Kindheit, nach Absolvierung des theologischen und philologischen Studiums in Tübingen und Bonn und einigen Jahren Kirchendienstes in Liverpool im Jahre 1876 gleichfalls in den Dienst der E. M. S. und wurde nach dem Pandschab gesandt. Nachdem er zuerst einige Jahre an dem theologischen Seminare seiner Gesellschaft (Divinity School) in Lahore doziert hatte, wurde er wegen seiner hervorragenden sprachlichen Begabung für litterarische Arbeiten freigestellt, und hat sich durch seine ausgedehnten und vielseitigen Arbeiten in der Urdu-Sprache einen so hervorragenden Namen gemacht, dass er als eine der ersten Autoritäten in derselben gilt. Über diese Arbeiten veröffentlicht Dr. Weitbrecht im Intell. einen interessanten Jahresbericht, dessen Hauptabschnitte wir unverkürzt übersetzen. Zunächst über Mangel an Arbeit braucht sich der Schreiber nicht zu beklagen: er ist Sekretär der Pandschab-Bibel- und der Traktat-Gesellschaft (Punjab Bible Soc. und Rel. Book Soc.); da Urdu die weitverbreitetste Sprache Indiens ist und besonders von der mohammedanischen Bevölkerung fast ausschliesslich gebraucht wird, ist es seine Aufgabe, die christlichen Urdu-Schriften über ganz Indien und darüber hinaus zu vertreiben. Allein im Jahre 1900 setzte er 2337 Bibeln, 5618 Testamente, 46 636 Bibelteile, 53 470 Bücher und 613 310

Traktate ab. Dabei ist es nicht einmal seine schwierigere Aufgabe, diesen riesigen Umsatz nach kaufmännischen Grundsätzen zu leiten und zu ordnen, sondern immer für die brennenden Zeitfragen neue Litteratur zu beschaffen, teils selbst zu schreiben, teils andere begabte Männer zur Abfassung zu werben. Diese Seite der Arbeit ist um so bedeutungsvoller, als, wie wir hernach aus seinem Munde bestätigt hören werden, der Geisteskampf mit dem Islam in Indien hauptsächlich auf litterarischem Gebiete ausgefochten wird. Da er nebenbei auch Sekretär des „Vernacular Committee“ der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Kenntnisse (S. P. C. K.) ist, hat er auch die für den Dienst in den anglikanischen Missionsgemeinden erforderliche liturgische und asketische Litteratur zu beschaffen, u. z. sowohl zu veröffentlichen wie zu vertreiben. Fast wichtiger als diese beiden Arbeiten ist seine hervorragende, fast Ausschlag gebende Teilnahme an der Revision der Urdu-Bibelübersetzung. Die Britische Bibelgesellschaft lässt z. Z. die Bibelübersetzungen in allen Hauptsprachen Indiens gründlich umarbeiten, und zieht überall im Einverständnis mit den Missionsgesellschaften dazu die tüchtigsten Sprachkenner unter den Missionaren heran. Die Urdu-Bibelrevision ist soweit vorgeschritten, dass das Neue Testament probeweise veröffentlicht ist. Ich habe mich auf den verschiedensten Missionsfeldern Indiens davon überzeugt, in welchem Masse diese Revisionsarbeiten die Geister beschäftigten, und wieviel theologische Gelehrsamkeit und sprachliche Akribie aufgewandt wird, um die neuen Übersetzungen — denn mehr um neue Arbeiten als um Revisionen handelt es sich meistens — dem Ziele der Vollkommenheit näher zu bringen. Gleichzeitig hat Bischof Lefroy von Lahore Dr. Weitbrecht zu seinem Gehilfen und Mitarbeiter an einer andern wichtigen Aufgabe gemacht; die bischöfliche Synode im Jan. 1900 hat beschlossen, für den Gebrauch der anglikanischen Gemeinden Indiens eine fortlaufende Serie von Kommentaren zu allen Büchern der Bibel zu veröffentlichen, und die Schriftleitung dieser Riesenarbeit ist in Bischof Lefroys Hände gelegt, der seinerseits in Dr. Weitbrecht seinen Hauptmitarbeiter sieht. Alle diese Kommentare sollen zunächst englisch und dann auch in den indischen Hauptsprachen gedruckt werden. Nebenbei ist Dr. Weitbrecht Mitglied des Senats der Pandschab-Universität, examinierender Kaplan des Bischofs, Mitglied des Pandschab-Komitees der C. M. S. und des bischöflichen Konsistoriums, und es wird von ihm erwartet, dass er sich nach Kräften an den laufenden Missionsarbeiten und an den Vorträgen im

Vereinshause der christlichen jungen Männer (V. M. C. H.) in Lahore beteiligt. In der That ein vielbesetzter Mann! Diese vielseitige Thätigkeit giebt nun aber auch dem begabten Gelehrten einen weiten Blick und ein offenes Auge für alle Strömungen und Gärungen, die um ihn her die indische Völkerwelt durchziehen. Und darum gewährt er uns in dem nachfolgend übersetzten Teile seines Jahresberichts einen ebenso fesselnden wie lehrreichen Einblick. Er schreibt:

„Es mag von Interesse sein, meine Eindrücke über die Bewegungen der indischen Gedankenwelt, wie sie mir in Lahore entgegentreten, hier wiederzugeben. So viel ich weiss, giebt es ausser Kalkutta in Vorderindien kein gleich besuchtes Zentrum des wissenschaftlichen Lebens wie Lahore. Die Kolleges in den Nordwestprovinzen (oder wie sie jetzt heissen: Vereinigte Provinzen von Agra und Audh) sind viel zerstreuter, sodass z. B. die Hauptstadt Allahabad bisher nur ein Kollege mit weniger als 300 Studenten hat. In Lahore sind (einschliesslich des gutbesetzten Kolleges der amerikanischen Presbyterianer) 4 allgemein wissenschaftliche, 1 juristische und 1 sehr gut besuchte medizinische Fakultät (letztere allein mit ca. 900 Studenten), sodass die Gesamtzahl der Studenten an 2600 beträgt. Eine Folge davon ist, dass das geistige Leben von Lahore rege ist; Vorlesungen aller Art werden abgehalten, und ohne irgendwelche besondere Anziehungsmittel ist es keineswegs leicht, Studenten in die christlichen Versammlungen zu bringen. Die einheimische Presse ist in voller Arbeit; Druckereien wachsen wie die Pilze aus der Erde, und die Zeitungen sind eine grosse Macht. Es giebt zwei weitverbreitete englische Organe hier, die „Tribune“ und der „Observer“, das eine ein Hindu-, das andere ein mohammedanisches Blatt. Unter den Urdu-Zeitungen sind einige gut und einflussreich, z. B. das „Paisa Akhbar“ (Pfennig-Blatt) ist bekannt wegen seiner weiten Verbreitung und Unternehmungslust. Auch einheimische Zeitschriften mehren sich; Lahore hat jetzt ihrer sechs, über Religion, Litteratur, Gesetzeskunde u. s. w.; die jüngste ist unser christliches „Taraqqi“, „Fortschritt“.

„Politische Fragen nehmen natürlich die Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch. In dem Masse als die Erziehung Gemeingut wird und das Gefühl der geistigen Potenz sich entwickelt, machen sich Bestrebungen nach grösserer politischer Macht und eine gewisse Unzufriedenheit über die untergeordnete Stellung der Hindu geltend; gleichzeitig befestigt sich die Überzeugung, dass Macht nur durch Aneignung west-

licher Kultur und Ideale gewonnen werden kann. Eine Nachricht, dass ein Hindu in Cambridge das beste Examen gemacht hat („Senior Wrangler“ geworden ist), oder die schwere Staatsprüfung für den indischen Zivildienst als erster bestanden hat, oder an einem der Kollegen von Cambridge als Privatdozent (Fellow) angenommen ist, erregt bei allen Zeitungslesern grösseres Interesse und eine lebhaftere Befriedigung als irgendwelche neue Wendung der religiösen Entwicklung. In dem Masse als die höhere Bildung ein Gefühl geistiger Macht weckt und das Verständnis für den nationalen Fortschritt in andern Ländern aufschliesst, ist es unvermeidlich, dass der denkende Inder in steigendem Masse mit der Rückständigkeit seines eigenen Landes und den Nachteilen seiner eigenen Lage unzufrieden wird. Jahrhundertlang hat er kein höheres Ideal gekannt als Meditation und Zurückgezogenheit. Jetzt lernt er energische Thatkraft und Fortschritt schätzen. Früher war es ihm herzlich gleichgiltig, was die mletschhas (die unreinen Hsüländer) von dem Völkerkonglomerat südlich vom Himalaya dachten. Jetzt möchte er sich gar zu gern als eine grosse indische Nation angesehen wissen. Dazu kommt, dass auch heute noch viele Engländer in Indien sich nicht mit dem Masse von Höflichkeit und Takt benehmen, welche der Stärkere dem Schwächeren schuldet. So dürfen wir uns nicht wundern, dass mit der Verbreitung allgemeiner Bildung gleichzeitig, ja noch in grösserem Umfang ein Gefühl der Entfremdung zwischen Herrschern und Beherrschten um sich greift; und diese Rassen-Eifersucht ist eine der Schwierigkeiten, mit der wir zu rechnen, die wir zu überwinden haben, wenn wir der indischen Kirche eine solide Organisation geben wollen. Andererseits können sich die Inder, welche tiefer nachdenken und selbstloser handeln, der Erkenntnis nicht verschliessen, dass Indien England noch dringend nötig braucht, weil es allein nicht stehen konnte, und dass es — nach der Geschichte zu urteilen — unter jeder andern Macht erheblich schlechter daran wäre;<sup>1)</sup> und sie erkennen denn doch auch das grosse Mass guten Willens und selbstloser Aufopferung an, dass viele einzelne Engländer, je und dann auch das englische Volk gegen Indien beweisen. Von dieser Klasse nachdenklicher und

---

1) So klug sind nämlich die gebildeten Inder auch einzusehen, dass ein von der englischen Herrschaft befreites Indien eine sichere Beute Russlands wäre, und dass die russische Herrschaft ein schlechter Tausch gegen die englische sein würde, darüber besteht in Indien kein Zweifel. (R.)



weitsichtiger Geister unter den nichtchristlichen Indern hört man oft überraschend warme Anerkennungen der Missionsarbeit.<sup>1)</sup>

„Ich glaube, es ist eines der indirekten Resultate des Missions- und des christlichen Einflusses im allgemeinen, dass der politische Eifer der gebildeten Inder gleich den indischen Flüssen sein Bett zu verändern anfängt. Im Nationalkongress z. B. finden wir, dass in den letzten Jahren die Agitation für Freiheit, repräsentative Vertretung und derartiges erheblich zurückgetreten ist gegen systematische Bestrebungen für soziale Reform und nach Veränderung der Grundsteuer-Taxe.<sup>2)</sup> Die soziale Reformbewegung hat sich weit über die Klassen ausgedehnt, welche sich der Wohlthaten einer englischen Erziehung erfreuen. Überall beschäftigen Kasten- und religiöse Konferenzen und Versammlungen sich mit Fragen sozialen Fortschritts, der Revision der luxuriösen Hochzeitsgebräuche, welche manchen Bauer lebenslang in Schulden stürzen, Besserung der Lage der Witwen u. s. w.<sup>3)</sup> Systematische industrielle Erziehung wird allgemein als dringend notwendig anerkannt. Reiche Inder gründen Industrieschulen, wie z. B. das „Diamantene Jubiläums-Industrie-Institut“ in Lahore (welches aus Anlass des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria gestiftet wurde.)

„Während diese Bestrebungen immerhin den indischen Geist in lebendige Wechselwirkung mit dem Leben und der Geschichte bringen, dienen sie doch zugleich dazu, ihn zu verweltlichen. Was ist vom christlichen Standpunkt aus von seinen jetzigen Idealen zu halten? „Das Himmelreich ist gleich dem Sauerteig, den ein Weib nahm und mengte ihn unter drei Scheffel Mehl.“ Die Durchsäuerung geht vor unsern Augen vor sich, und ein Litterat beobachtet sie besonders deutlich. Viele sind eifrig daran, den neuen Wein der abendländischen Gedankenwelt und

---

1) Zumal in grossen Notzeiten, wie während der beiden letzten Hungersnöte. (R.)

2) Die Grundsteuer ist nämlich seit den Tagen Akbars die Grundlage des indischen Steuersystems, und wenn sie auch unter englischer Herrschaft gegen die Grossmoguln erheblich herabgesetzt ist (von 386¼ Mill. Rup. im Jahre 1697 auf 240 Mill. Rup. im Jahre 1890), so ist sie doch für die ackerbautreibenden Schichten der Bevölkerung eine unerträgliche Last, und zumal in der Madras-Präsidentschaft das mächtigste Hindernis des wirtschaftlichen Aufschwungs. (R.)

3) Unter diesem Gesichtspunkt müssen auch fast alle grossen Bewegungen zum Christentum in Indien hin gewertet werden, die Paria-Bewegung wie die unter der Mala und Madiga im Telugu-Lande, in gewissem Sinne auch die unter den Kols und Santals. Überall sind soziale Bestrebungen die treibende Kraft.

der christlichen Sittlichkeit auszupressen, und meistens sind sie noch überzeugt, dass die alten Schläuche ihn halten werden, und sie versuchen ihn dahinein zu schütten. Wer kann sagen, wie lange sie halten? Einige sind schon am zerreißen. So wird der Brahma Samadsch von den Indern als eine halbchristliche Gesellschaft angesehen. Er verehrt alle grossen Religionslehrer als von Gott gekommen, aber es ist bemerkenswert, wie sehr in seiner Lehre Christus alle andern Meister überragt. Seine Gemeinden haben kürzlich Weihnachten durch einen besondern Gottesdienst gefeiert, und obgleich der Brahma Samadsch nur eine kleine Körperschaft ist, die noch dazu unter sich gespalten ist, kommen die Bemühungen ihrer Mitglieder auf den Gebieten der Barmherzigkeitsübung, der Mässigkeit, der Keuschheit und der sozialen Reform dem christlichen Ideal näher als bei irgend einer andern Gemeinschaft ausserhalb der Kirche.<sup>1)</sup> Der Brahma Samadsch stammt indessen aus Bengalen und ist im Pandschab immerhin ein fremdes Gewächs. Der Arya Samadsch ist hier einheimisch und gebietet über eine weit grössere Anhängerschaft. Er repräsentiert eine neuere Stufe der Aufklärung und hat bisher Halt gemacht bei einer These, über welche der Brahma Samadsch schon vor zwei Menschenaltern hinweggegangen

---

1) Am weitesten in der Richtung auf Anerkennung des göttlichen Ursprungs des Christentums ging der Führer der Bewegung, Babu Protap Mozumdar in Kalkutta; er lehrte die Gottheit Christi und wollte sich gern für einen „Christ-man“, nur nicht als einen „Christian“, d. h. ein Glied einer der zerrissenen christlichen Denominationen angesehen wissen. Übrigens hat sich trotz dieses christlichen Firnisses der Brahma Samadsch in Bengalen, speziell in Kalkutta, als schwer zu überwindendes Hindernis der Mission bewiesen, insofern er den vornehmen, durch die Missionsschulen gegangenen Bengali Babus Gelegenheit gab, soviel vom Christentum aufzunehmen, als ihnen beliebte, ohne die Kaste aufgeben zu brauchen. Seit dem Aufkommen des Brahma Samadsch um 1870 ist die durch Dr. Duff angeregte Bewegung zum Christentum in den höheren Schichten der bengalischen Bevölkerung zum Stillstand gekommen; es ist in den letzten Jahrzehnten kaum ein Glied der Kalkuttaer Adelsfamilien übergetreten. Dass in einer nur vom Eklektizismus lebenden Religionsgemeinschaft die Richtungen weit auseinander gehen, liegt in der Natur der Sache. Schon als ich um Weihnachten 1900 in Kalkutta war, hatte Mozumdar die Führung des Brahma Samadsch aus den Händen verloren. Er hat seitdem die Konsequenz dieser Thatsache gezogen und hat alle Beziehungen zu demselben gelöst, indem er völlig ins Privatleben zurücktrat. Damit hat diese vielköpfige Gesellschaft die letzte geistige Kapazität verloren. Auch der Regierungszensus von 1901 hat festgestellt, dass dem Brahma Samadsch eine lebendige Kraft nicht inne wohnt; er hat sich in den abgelaufenen Jahrzehnt auch um 1000 Seelen vermehrt, von 3000 auf 4000. Er ist absterbende Bewegung. (R.)

ist; die Aryas sehen nämlich die Uedas als die inspirierte Quelle der Offenbarung und des Wissens an. Ihre starke Seite sind ihre Schulen mit dem Anglo-vedischen Kollege von Lahore an der Spitze; aber ihr Abscheu vor dem Götzendienste, der Brahmanenherrschaft und den sozialen Missbräuchen ist auch nicht ohne Bedeutung. Der Arya Samadsch umschließt sehr verschiedenartige Elemente; die einen sind dem Christentum bitter feind, andere sind duldsamer und fortschrittlicher. Seine Ziele sind in weitem Masse politischer Art. Gleich dem Brahma Samadsch ist er in mehr oder weniger konservative Sekten gespalten; besonders bekannt sind die beiden feindlichen Feldlager der „Fleischesser“ und „Grasesser“, deren erstere den Vegetarismus der Hindu über Bord geworfen haben. Beide haben ihre englischen Zeitungen, deren Herausgeber abwechseln zwischen Polemik gegen das Christentum und Angriffen auf die Lebensweise und Moral der andern Partei.<sup>1)</sup>

„Obgleich später in den Wettbewerb eingetreten, stehen die Sikhs nicht mehr ganz ausserhalb desselben. Auch der Singh Sabha (der Sikh-Bund) hat seine Zeitung und bemüht sich, die eigene Nationalität der Sikhs nachzuweisen und ihren Fortschritt durch Erziehung und Reformen zu befördern.

„Natürlich hat auch die mohammedanische Gesellschaft denselben Weg eingeschlagen, Ihre fortschrittliche Zeitung „Islamija Andschumans“, ihre Kolleges und Schulen prunken an den Mittelpunkten der Bildung, speziell in Lahore; ihre orthodoxen theologischen Fakultäten schwimmen sehr gegen den Strom, der moderne Fortschritt geht ihnen wider den Strich, sie sind ins Hinterland nach abgelegenen Landstädten wie Deoband in den Nordwest-Provinzen verbannt. Das Orientalische Kollege in Lahore thut wenig, mohammedanische Wissenschaft als solche zu beleben.“<sup>2)</sup> Als ich eines Tages durch den weiten Hof der Königlichen

---

1) Über den Arya Samadsch, seinen Gründer Dayanand Saraswati und die Art seiner Polemik gegen das Christentum vergl. den Artikel: „Eine litterarische Fehde wider das Christentum“, S. 343 ff. Nach dem Zensus vom 1. März 1901 hat sich die Zahl seiner Anhänger fast um 20 000 vermehrt und ist auf 67 105 angewachsen. (R.)

2) Die beiden tonangebenden mohammedanischen Hochschulen in Indien sind die in Aligarh, die Gründung des vornehmen, gebildeten und liberalen Sayyid Ahmed Khan (Sayyid ist der Adelstitel derer, welche der Familie des Propheten zu entstammen behaupten, der einzige in der ganzen mohammedanischen Welt anerkannte Adel); diese vertritt die liberalisierende Auffassung des Islam und will den Koran mit den Mitteln der modernen Wissenschaft auslegen. Ihr gegenüber steht

Moschee von Lahore schritt, wo sich meist eine ziemliche Anzahl mohammedanische Studenten aufhalten, bemerkte ich einen einsamen Jungen, der an einem eng geschriebenen Buche buchstabierte, das ich für Persisch hielt. „Welchen Teil der Theologie studierst du,“ fragte ich ihn, „Recht oder Logik oder Exegese?“ „Histari af Inghland hai,“ antwortete er auf Urdu, („Herr, es ist englische Geschichte.“) Er war ein Schüler des Orientalischen Kollege, bereitete sich für das Abiturientenexamen der Pandschab Universität vor, und hatte sich zu diesem Zwecke die Hefte eines früheren Schülers verschafft.

„Dass die abendländische Bildung und Gedankenwelt die mohammedanisch-religiösen Begriffe in weitem Masse umgestaltet, wird zur Genüge bewiesen durch das Anglo-mohammedanische Kollege in Aligarh (in den Nordwest-Provinzen) und die einflussreiche Sekte der Natschari (Rationalisten, Verfechter des Naturgesetzes), welche dem verstorbenen Sir Sayyid Ahmed Khan folgen und so hervorragende Leute wie den Oberrichter Emir Ali einschliessen. Es ist von Interesse zu beobachten, dass wie im Hinduismus der europäisierte und fortschrittliche Brahma Samadsch im Pandschab abgelöst ist durch den konservativeren Arya Samadsch, so das Pandschab auch einen mohammedanischen Reformer von konservativeren Tendenzen als Sir Sayyid Ahmed hervorgebracht hat. Auch seine Anhänger unterscheiden sich vom orthodoxen Islam durch ihre Haltung gegen die abendländische Gedankenwelt, während sie zugleich wie der Arya Samadsch zu den entschiedensten Gegnern des Christentums gehören. Ich meine Mirza Gulam Ahmed aus dem Dorfe Qadian bei Batala.<sup>1)</sup> Er behauptet ein inspirierter

als Hochburg der mohammedanischen Orthodoxie die Hochschule von Deoband. Beide Universitäten stehen sich theologisch etwa so gegenüber wie die liberale El Azhar-Universität in Kairo und die orthodoxen Madrissas in Mekka, nur dass in Indien die liberale Hochschule weit höheres Ansehen genießt als Deoband. (R.)

1) Dieser Mirza Ghulam trat zum ersten Mal vor die grosse Öffentlichkeit bei Gelegenheit der berühmten Disputationen in Amritsar im Juni 1893, wo er der Hauptvertreter des Islam war. Er ist eine so merkwürdige und für den modernen Islam Nordindiens so charakteristische Persönlichkeit, dass es gestattet sei, ihn mit den Worten eines Mannes, der ihn genau kannte, des Missionsarztes Dr. H. Mart. Clark in Amritsar, zu beschreiben: „Ghulam Ahmed ist von Moghul Abstammung. Lange Jahre stand er in Regierungsdiensten. Jetzt hat er sich zum religiösen Führer, ja zum Propheten aufgeworfen; und vom weltlichen Standpunkt angesehen, hat er damit ein gutes Geschäft gemacht. Er ist tief durchdrungen von den rationalistischen Grundsätzen Sir Sayyid Ahmeds von Aligarh. Nach seiner Ansicht liegt die mohammedanische Welt in Finsternis, und jetzt ist ihm allein Er-



Reformator des verfallenen Islam zu sein. Er giebt vor, er sei der wiedergekommene Christus, ebenso wie Johannes der Täufer Elias war. Obgleich seine Weissagungen wieder und wieder zu schanden geworden sind, haben seine litterarischen Gaben, seine anziehende Persönlichkeit und seine Meisterschaft in der Intrigue ihm eine bedeutende Gefolgschaft gesichert, zu der auch einige angesehene Leute gehören. Charakteristisch ist die Klage eines seiner Anhänger über den Fortschritt der christlichen Litteratur:

„Vor allem sind von diesen Nazarenern Angriffe auf den Koran gemacht. Ich brauche dabei hier nicht länger zu verweilen, da mit Ausnahme einiger Eremiten und Einsiedler jederman damit Bescheid weiss. Sie haben Millionen von Büchern und Traktaten gegen den Islam veröffentlicht, und da ihnen unerschöpfliche Geldmittel zur Verfügung stehen, können sie sich das leisten. Kurz, sie haben kein Mittel unversucht gelassen, um die mohammedanische Religion zu untergraben und zu widerlegen. Der Erfolg ist, dass Hunderte vom Islam abtrünnig und Christen geworden sind; Hunderte mehr sind zwar dem Namen nach noch Moslem, aber ihr Glaube ist tot.

„Ohne Zweifel sind die meisten dieser Abfälle zum Christentum auf schnöde Gewinnsucht zurückzuführen; aber es kann nicht geleugnet werden, dass die christ-

leuchtung und Inspiration geschenkt, um den verborgenen Sinn des Koran zu offenbaren. Er ist der Prophet Ahmed (der Mahdi), der kommen sollte. Das ist alles natürlich vom mohammedanischen Standpunkt krasse Häresie und vom christlichen Unsinn; aber seine grösste Häresie ist, dass er, entgegen aller mohammedanischen Lehre, die wunderbare Geburt unsers Herrn leugnet, ja, dass er behauptet selbst den Geist Christi in sich zu haben und der Christus zu sein, der nach mohammedanischer Anschauung wiederkommen soll, um dem Islam auf Erden zum Siege zu verhelfen. — Der nordindische Islam hat sich über Ghulam Ahmed in zwei Lager geteilt. Von der Gesellschaft der Orthodoxen ist er wegen seiner Gotteslästerungen und Häresien exkommuniziert; die Sammlung der 700 Vota der führenden Moulwis Indiens über diesen Häretiker und seine Häresien ist eins der merkwürdigsten Bücher.“ Nichtsdestoweniger hoben ihn im Jahre 1893 die Mohammedaner als ihren Wortführer auf den Schild. Dr. Clark fügt seiner Charakteristik folgende lehrreiche Bemerkungen an: „Dieser Mann ist in gewissem Sinne eine bemerkenswerte Persönlichkeit und vom Missionsstandpunkte von grossem Interesse, denn er ist eins der Zeichen der Zeit. Wie der sprossende Schwamm hinweist auf den absterbenden Stamm, so beweisen er und seines Gleichen den Verfall des Baumes des Islam. Der Islam in Indien ist nicht mehr, was er früher war; es vollzieht sich ein ungeheurer Umschwung. Er kann den Angriffen seiner Gegner nicht mehr auf der alten Basis widerstehen. Es ist höchst beachtenswert, dass der alte orthodoxe Mohammedanismus jetzt seine tiefsten Wunden von sogenannten Mohammedanern erhält. Sie versuchen ihn, den veränderten Verhältnissen anzupassen, und sie vergessen, dass ihn anzupassen heisst, ihn zerstören.“ Intell. 1894, 96 f. (R.)

lichen Traktate und Bücher auch einen grossen Einfluss darauf gehabt haben. Vor nicht gar langer Zeit wurde unter den mohammedanischen Schülern, welche das Mittelschulexamen bestanden hatten, ein anziehendes Buch verteilt. Da das Buch fein gedruckt und in Form einer Novelle abgefasst war und den anziehenden Titel „Asmar i Shirin“ („Süsse Erstlingsfrüchte“)<sup>1)</sup> trug, muss es den Jünglingen wohl gefallen haben. Es ist schwer, den Einfluss eines solchen Buches auf die jungen Herzen der Schüler zu überschätzen. Vielleicht wurde niemand durch die Lektüre Christ; aber es ist fast undenkbar, dass sie beim Lesen sich seinem verderblichen Einflusse entzogen haben. Jedenfalls können Leute, die mit der wahren Schönheit und dem Werte des Islam nicht genau bekannt sind, durch die Lektüre solcher Bücher nur schlecht beeinflusst werden.

„Vor einiger Zeit schrieb ein Engländer namens Sir William Muir ein Leben Mohammeds in vier Bänden eigens zu dem Zweck, den Missionaren Waffen zum Angriff auf den Islam und seinen Gründer zu liefern. Dann brauchte Imad ud Din in seinen Büchern Hidayat ul Muslimin, Tarikh; Muhammadi u. s. w, eine so lästerliche Sprache, dass davon beinahe der Himmel eingefallen und die Erde gespalten wäre. Dann haben Chakur Das, Safdar Ali, Hsiam ud Din und Akbar Masih durch ihre Schriften einen solchen Sturm heraufbeschworen, dass man nur sagen kann: Al Aman (Gott sei uns gnädig.) Das Nurafshan (eine christliche Zeitung) in Ludhiana hat sich sogar verpflichtet, den „Herrn der Heiligen“ (Mohammed) zu verleumden, und täglich werden von dieser Sekte hunderte von Büchern und Traktaten veröffentlicht, die soviel Verwirrung anrichten, dass einem bei diesem Anblick das Herz weh thut.“

„Ausser diesen bestimmten, oben beschriebenen Parteien sind unter den gebildeten Mohammedanern viele, welche, wie es der eben zitierte Schriftsteller ausdrückt, zwar nicht Christen geworden sind, aber doch nur „einen toten Glauben haben.“ Neulich traf ich einen solchen in der Eisenbahn. Er ist ein Häuptling von einigem Ansehen an der Grenze und wurde in einer Schule der C. M. S. erzogen. Seine Auffassung der Religion war sehr weltlich und ungenügend; er erklärte, dass wenigstens seine Seele durchaus keine Sehnsucht nach Gott verspüre. Indem er von seiner gleichgiltigen Haltung sprach, sagte er: „Glauben Sie nicht, dass ich Lust habe, Christ zu werden; die Gebräuche der mohammedanischen Religion sind gut genug für mich, soweit ich mir die Mühe gebe, sie zu beobachten. Aber eins macht mich dem Christentum geneigt. Unsre Nation (er sprach als Inder, nicht als Afghane) ist zurückgeblieben, weil sie uneins ist. Weder unter dem Einfluss des Islam, noch weniger unter dem des Hinduismus ist irgend welche Aus-

1) Diese Schrift ist unter dem Titel: „Erstlingsfrüchte der heiligen Schrift aus Syrien“ auch ins Deutsche übersetzt (Verlag der Deutschen Orient-Mission). Vergl. H. M. Z. 1902, 443.

sicht, dass sie geeinigt werden könnte. Die einzige Religion, welche uns zu einem Volke machen kann, ist das Christentum. Wenn ich sähe, dass dazu irgend welche nahe Aussicht wäre, würde ich Christ werden.“ Lassen wir den Wert seiner Worte auf sich beruhen, jedenfalls sieht man die einigende Kraft des Christentums in der indischen Kirche, indem es die Abgründe zwischen den einheimischen und fremden Rassen überbrückt.

In dieser ganzen Masse, bei Christen und Nichtchristen, wirkt der Sauerteig der Bibel und seiner Lehren in christlichen Schriften, und man begegnet immer wieder Spuren seiner Kraft. Bei einer andern Bahnfahrt kam ich mit einem Rechtsanwalt in ein Gespräch. Da er hörte, dass ich mit der Bibel-Gesellschaft verbunden sei, begann er sogleich: „Sie fangen es nicht richtig an, um die Bibel weit unter den gebildeten Klassen zu verbreiten.“ „Was würden Sie raten,“ fragte ich? „Sehen Sie hier,“ antwortete er und zeigte mir einige in Urdu und Englisch gedruckte Zettel. „Mich bekümmert die riesige Verderbnis in unsern Gerichtshöfen; es ist unglaublich, wie viel bestochen und falsch geschworen wird. So habe ich diese Verse aus dem Neuen Testament (sie waren aus der Bergpredigt) drucken lassen, und gebe die Zettel meinen Klienten und den Leuten in den Höfen; dann bringen sie mir wenigstens keine betrügerischen Prozesse. Wenn Sie ebenso das ganze Evangelium in Parallel-Kolumnen Englisch und Urdu drucken lassen, werden Sie viele dankbare Leser finden.“ Der Rat wird bereits ausgeführt.

Ein anderer Missionar hatte folgendes Gespräch mit einem mohammedanischen Priester.

Der Maulwi, der zum Freitagsgottesdienst in die Mitte der Moschee getreten war, zum Padre: „Bitte geben Sie mir ein Urdu-Testament und ein oder zwei andre Bücher.“

Padre: „Mit Vergnügen; aber was haben Sie da für ein Buch in der Hand?“

M.: „Eine Bibel.“

P.: „Gut, da haben Sie aber ein Neues Testament drin.“

M.: „Ja, ich weiss; aber dies Buch gehört nicht mir.“

P.: „Wem dann? Es scheint fleissig gebraucht zu sein.“

M.: „Es gehört meinem Freunde, dem Maulwi M. V.“

P.: „Warum hat er es Ihnen geliehen? Ist er fertig damit?“

M.: „Nein, er hat sich ein anderes Exemplar besorgt, in dem er jetzt liest.“

Tahzib ul Niswan ist eine kleine Urdu-Zeitung für Frauen, welche in Lahore wöchentlich einmal von einer Mohammedanerin veröffentlicht

wird. In der Nummer vom 2. Dezember 1901 finden wir unter den redaktionellen Bemerkungen folgende Stelle:

„Seit zwei Jahren wird von einigen frommen Hindu-Schwestern ein Verein, der „Bhadschan Mandli“ (Gebetsbund) gepflegt. Der Verein wurde gestiftet durch die Bemühungen von Srimati Bhagwati Dewi, der Gattin des Pandit Girdhar Rai Sahib Bhishwashi und einiger andern frommen Hindu-Damen. Zuerst gehörten nur die Frauen von fünf Familien dazu, welche zusammen kamen, um zu beten und fromme Bhadschans zu singen. Jetzt hat er bedeutende Fortschritte gemacht, und die Frauen, welche eintreten, unterschreiben folgendes Gelübde: „Wir entsagen dem Lügen, Verleumden, mit Freunden und Verwandten zu streiten und jeder Unsittlichkeit. Und wir wollen die Wohlfahrt unserer Schwestern zu befördern suchen.“ Ihr Leben steht meist mit diesem Gelübde im Einklang. Dementsprechend waren am letzten 15. Oktober, wo der Verein seine Jahresversammlung hielt, mehr als 100 Damen gegenwärtig. Das Meeting war sehr erfolgreich. Einige sehr rührende Gedichte wurden verlesen; dann las die Begründerin ein Gebet in Hindi Prosa, dann sang man folgendes Lied:

Du bist mein Herr; ich bin Deine Magd;

Du bist die Liebe; ich dürste nach Liebe.

Dann verlas Schwester Basanti Devi ein Referat und den Jahresbericht. Nach einigen weiteren Referaten wurden Früchte herumgegeben und der geschäftliche Teil der Verhandlungen geschlossen. Unsere besten Wünsche diesen aufrichtigen, rechtschaffenen Schwestern, welche sich solche Mühe geben, den Götzendienst zu beseitigen und wahre Gerechtigkeit und Gottesanbetung zu befördern. Wir beten aufrichtig, dass Er ihnen Erfolg gebe. Kann uns jemand sagen, ob es irgendwo unter unsern mohammedanischen Schwestern ein ähnliches Unternehmen, gleiches Geschick und gleichen Eifer giebt, dass sie auch ihre täglichen Arbeiten unterbrechen und jede Woche einmal für ähnliche Zwecke eine Zusammenkunft halten und dies Werk in Eintracht und Liebe betreiben? Und sollte selbst unter den Mohammedanern solch eine selbstlose, dazu geschickte Magd des Herrn aufstehen und einen solchen Plan anregen, so würde man ihr wahrscheinlich sofort entgegen: „Ich kann nicht in Euer Haus kommen; Ihr müsst zu mir kommen.“

Solche Selbsterkenntnis und herzliche Teilnahme wurzeln nicht im Koran. Die begabte Dame, welche das Vorstehende schrieb, liest jetzt die Evangelien, welche ihr Gatte bereits genau kennt. Es ist überflüssig und müssig, von den möglichen oder wahrscheinlichen Resultaten aller dieser Bewegungen zu sprechen. Nur das sieht man deutlich, dass Gott durch die Bibel und ihre Lehren in Indien eine allmähliche, aber völlige Umgestaltung der Anschauungen zu Wege bringt, welche schon jetzt die Erstlingsfrüchte einer Ernte zur Reife bringt, die seine Arbeiter in allen Zweigen ihrer mannigfaltigen Thätigkeit einheimen dürfen.“





## Der Austritt des Missionars Kranz aus dem Allgem. evang.-protest. Missionsverein.

Wie die „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft“, Organ des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins, 1902, Seite 253 mitteilt, ist der seit 10 Jahren im Dienste dieses Vereins gestandene und speziell als Mitarbeiter Dr. Fabers in China literarisch thätig gewesene und irren wir nicht, sich aus eignen Mitteln unterhaltende Missionar Kranz aus dem Verband desselben ausgeschieden. Da die Motive zu diesem Austritt, wie die Antworten des Zentralvorstandes charakteristisch sind, so ist es gerechtfertigt, wenn die betreffende Mitteilung des letzteren auch zur Kenntnis weiterer Kreise gebracht wird. Wir reproduzieren sie ohne Kommentar.

„Pfarrer Kranz, unser bisheriger Missionar, hat sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken getragen, sein Verhältnis zu unserem Verein zu lösen. Bereits in einem Schreiben vom 8. März 1901 teilte er mit, dass er dazu entschlossen sei, und berief sich darauf, dass er immer mehr fühle, er gehöre seiner ganzen Grundrichtung nach nicht in den Verein. Er liess sich aber bereitfinden, seine Entscheidung hinauszuschieben. Ehe er nach China zurückkehrte, machte Pfarrer Kranz am 30. August 1901 zur Bedingung seines Verbleibens eine Statutenänderung. Paragraph 1 unserer Satzungen: „Der allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein steht auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi“, sollte näher dahin bestimmt werden, dass

„a) der Verein fortan nicht nur die synoptischen Aussagen Jesu, sondern die Heilslehren des ganzen Neuen Testaments, speziell auch die Heilslehre des Paulus und Johannes als Lehrnorm für seine Thätigkeit daheim und draussen anerkennen will, dass

b) nur der ein stimmberechtigtes Mitglied des Vereins sein kann, welcher an den lebendigen Jesus als an den zu unserem Heil gekreuzigten, auferstandenen und persönlich-gegenwärtig fortwirkenden Heiland glaubt und ihn als bleibenden persönlichen Mittler zwischen sich und Gott anerkennt, womit dann auch der Glaube an die Möglichkeit und Wirklichkeit auf den äusseren Naturlauf einwirken-der Gebetserhörungen gesetzt ist.“

Es werden viele unserer Mitglieder bereit sein, das von Pfarrer

Kranz formulierte Bekenntnis nach seinem christlich-religiösen Sinne zu unterschreiben. Aber

1) Die von Pfarrer Kranz gebrauchten Ausdrücke sind nach Lage der Dinge und nach der geschichtlichen Erfahrung verschiedener Deutung fähig. Das gilt vor allem von „der Heilslehre des gesamten Neuen Testaments.“ Die Aussagen der einzelnen Bücher darüber sind geschichtlich und durch die Individualität der Verfasser bedingt. Der in ihnen liegende unvergängliche Wahrheitsgehalt kann nur fortschreitend durch den Geist, der in alle Wahrheit leitet, erkannt und erfasst werden.

2) Die Geschichte der christlichen Kirche lehrt, dass nicht in der bekenntnis-mässigen Festlegung der entscheidenden Lehren das Heil für die Ausbreitung des Reiches Gottes liegt, sondern in dem Geist, der Bekenntnis und Bekenner erfüllt.

3) Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat sich von Anfang an zum Grundsatz gemacht und muss, wenn er sich nicht selbst aufgeben will, auf dem Grundsatz beharren, dass er seine Thore weit aufmachen will, und dass der Geist, der da wehet, wo er will, in seiner Mitte frei wehen kann. Christus und sein Evangelium bleibt die entscheidende und ausreichende Lösung christlicher Verkündigung und christlichen Wirkens.

Der Zentralvorstand sah sich deshalb nicht in der Lage, auf den Antrag des Pfarrers Kranz einzugehen.

Inzwischen hatte Pfarrer Kranz von China aus am 15. Februar 1902 sich zufrieden erklärt, wenn der Paragraph 1 der Statuten den Zusatz erhalte: „und bekennt sich zu Jesus als dem auferstandenen, erhöhten und lebendig-persönlich fortwirkenden Herrn.“

Diese Formulierung entspricht, zum grossen Teil wörtlich, Ausführungen von Pfarrer Kranz über: „Das Wesen wahren Christentums,“ die in unserer „Grundrichtung und Methode des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins“ anstandslos abgedruckt worden sind. (Ugl. Z. M. K. 1900, S. 197 ff.). Die Zentralvorstandsmitglieder würden an sich diesen Zusatz annehmen können. Aber auch gegen die Aufnahme dieses vereinfachten Zusatzes in die Statuten bestand — abgesehen davon, dass die von Pfarrer Kranz gewählten Ausdrücke immerhin eine verschiedene Auffassung zulassen, also die von ihm erstrebte völlige Klarheit dadurch nicht erreicht wird — das Bedenken, dass

1) die Formulierung des Bekenntnisses nicht das Ausschlaggebende für das Wirken im Geiste Christi bildet und

2) unser Missionsverein in der Weitherzigkeit des Bekenntnisstandpunktes von Anfang an seine Eigenart gesehen hat und auch weiter sehen muss. Der christliche Standpunkt ist aber durch die richtige Auslegung des Paragraphen 1 unserer Statuten auch in seiner bisherigen Fassung gewahrt.

Der Zentralvorstand hat daher auch den zweiten Antrag des Pfarrers Kranz auf Statutenänderung ablehnen zu müssen geglaubt.

Daraufhin hat Pfarrer Kranz in einem Schreiben vom 2. Juni dieses Jahres definitiv seinen Austritt erklärt und den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen, dass bei der Mitteilung darüber auch der Grund seines Ausscheidens angegeben werde.

Dass Pfarrer Kranz sich von uns trennt, wird in den Kreisen unseres Vereins schmerzliches Bedauern hervorrufen. Leider haben alle Verhandlungen, die mit ihm gepflogen wurden, ihn nicht überzeugen können, dass die Differenz in den Dingen des Glaubens zwischen ihm und dem Verein nicht derartig ist, um sein Ausscheiden zur Notwendigkeit zu machen. Wenn es uns aber auch auf das Schmerzlichste berührt, dass er unsere Reihen verlässt, der Name des Mannes, der 10 Jahre lang in selbstlosester und opferfreudigster Weise und mit Einsetzung seiner ganzen Kraft unserer Sache gedient und besonders auf dem Gebiete der litterarischen Mission sich hervorragende Verdienste erworben hat, bleibt unter uns in Ehren.“



## Die evangelische Mission auf dem Kolonial-Kongress.

Am 10. und 11. Oktober tagte in Berlin im Reichstagsgebäude der auf Anregung der deutschen Kolonial-Gesellschaft zusammengetretene Kolonialkongress. Der überraschende Vorwurf, der neulich in einer weithin verbreiteten Korrespondenz erhoben wurde, dass es Schuld „der protestantischen Geistlichen“ sei, wenn die kolonialen Kreise und Behörden der evangelischen Mission so geringe Beachtung schenkten, da sie sich zu wenig an den kolonialen Bestrebungen beteiligten, traf jedenfalls bei dieser Gelegenheit nicht zu, denn die Liste der Veranstalter wies neben 6 katholischen Vereinen 12 evangelische Missionsgesellschaften und den Ausschuss der deutschen evangelischen Missionen auf, und diejenige der Teilnehmer nannte ausser einigen 30 evangelischen Geistlichen noch 11 Vertreter dieser Gesellschaften und eine Anzahl Missionare. Die Beteiligung zeigte also, dass sowohl die evangelischen Geistlichen als die Missionsleute nicht nur die Bedeutung der kolonialen Bewegung für die Mission zu würdigen wissen, wie sie ja auch durch

Thaten bewiesen haben, sondern dass sie auch an der kolonialen Sache an sich interessenvolle Teilnahme bezeigen.

Vermutlich ist es manchem unter den evangelischen Missionsleuten nicht ganz leicht geworden, sich an dieser Veranstaltung zu beteiligen, denn es konnte nach mancher Erfahrung, die sie gemacht, im voraus fraglich erscheinen, wie, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, die evang. Mission bei dieser Gelegenheit abschneiden werde. Sowohl die ganze national-koloniale Tendenz des Kongresses, wie die unvermeidlich gebotene Rücksicht auf die ebenfalls vertretene katholische Mission konnte Bedenken erwecken, deren Berechtigung für die Erfahrenen auf der Hand liegt, und die an dieser Stelle keiner näheren Ausführung bedürfen. Um so erfreulicher ist es, dass der Eindruck wohl sämtlicher Teilnehmer, soweit sie Missionsleute sind, am Schluss des Kongresses ein recht befriedigender war.

Es muss zunächst hervorgehoben werden, dass auf allen Gebieten es für die Missionsleute viel zu lernen gab. Man kann nicht leugnen, dass der Kongress in vorzüglicher Weise vorbereitet war und auf allen Gebieten Vorzügliches bot. Die meisten der gehaltenen Vorträge waren vortrefflich und gaben nach allen Seiten reiche Belehrung auch für Missionsleute. Die Plenarversammlungen fanden am 10. Vormittags und am 11. Nachmittags statt, während der Nachmittag des 10. und der Vormittag des 11. den Sitzungen der einzelnen Sektionen gewidmet waren. Es waren 7 Sektionen gebildet worden, in welchen die geographischen, die hygienischen, die rechtlichen, die kulturellen (religiösen), die wirtschaftlichen Verhältnisse sowie Deutschlands Auswanderung und die wirtschaftlichen Beziehungen des Heimatlandes zu den Kolonien eingehend behandelt wurden. Leider konnte der einzelne Teilnehmer, da die Sektionen alle zu gleicher Zeit tagten, nur dies und jenes einzelne sich auswählen und bei weitem nicht alle diejenigen Vorträge hören, die für die Missionsarbeit mittelbar oder unmittelbar von Interesse waren. Von besonderer Bedeutung sind und waren selbstverständlich die Verhandlungen der Sektion 4 (die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien). Hier kam auch die Mission unmittelbar zu Wort. Die Vorträge des Pastor Paul („die Leistungen der Mission für die Kolonien und ihre Gegenforderung an die Kolonialpolitik“), des D. Kind („Ausdehnung und erziehlische Bedeutung der ärztlichen Mission“), des katholischen Provinzials Pater Acker („Über einige Mittel zur allmählichen Abschaffung der Sklaverei“) und des Professors Schmidt



(„Die Behandlung der Polygamie“) führten unmittelbar auf das Gebiet der Missionsarbeit. Es ist heute nicht möglich auf die Vorträge im einzelnen einzugehen, sie werden ja im Druck erscheinen. Nur folgendes möchte ich hervorheben, einmal dass die Besprechungen verliefen ohne dass die Vertreter der verschiedenen Konfessionen in öffentlichen Widerspruch zu einander traten und ferner, dass die Vertreter der evangelischen Missionen, obwohl sie ihrem evangelischen Standpunkte nichts vergaben, doch nach beiden Seiten hin, sowohl den katholischen Missionen als den kolonialen Kreisen gegenüber sich die Mässigung auferlegen, welche Ort und Gelegenheit nun einmal erforderte. In zugleich eindrucksvoller und geschickter Weise griffen die Vertreter der evangelischen Mission in die Besprechung ein, namentlich Inspektor Öhler aus Basel. Immer wieder und besonders in den Verhandlungen der Sektion 5 am 10. Okt. bei dem Vortrag des Kaufmanns Vietor aus Bremen („Die Arbeiterfrage in den Kolonien“) trat es klar hervor, dass eine der Hauptaufgaben der Mission den kolonialen Kreisen gegenüber darin liegt, ungerechten Ansprüchen an die Eingebornen und deren falscher Behandlung entgegen zu treten. Der Vortrag Vietor's, an welchem die Mission einen ebenso entschiedenen wie geschickten Anwalt auch im Kolonialrat gewonnen, war vorzüglich und darum von besonderer Bedeutung, weil er nicht aus der Theorie heraus, sondern auf Grund praktischer Erfahrungen und Kenntnisse gehalten wurde.<sup>1)</sup>

Im Plenum kam die Mission am 2. Tag und zwar in letzter Stelle zur Besprechung im Vortrag des D. Merensky („Die Bedeutung der Mission für die Entwicklung unserer Kolonien“), der reichen Beifall erntete und mit einer für uns erfreuenden Weise die Verhandlungen abschloss.

Bei der Abstimmung über die Resolutionen trat bei Nr. II „die Mission betreffend“ zwar kein grundsätzlicher Widerspruch gegen die Mission als solche hervor; aber es war interessant, dass, als der Antrag einging — aus welchen Motiven bleibe ununtersucht —

Alinea 2 statt wie vorgeschlagen: „dass die Reichsregierung den

---

1) Die „H. M. Z.“ wird diesen Vortrag, an den sich eine der lebhaftesten Debatten und wichtigsten Resolutionen des Kongresses knüpfte, im Wortlaut bringen, die, die Zwangsarbeit der Eingeborenen feiernde „Koloniale Zeitschrift“ (1902, 308) ist durch denselben so erregt worden, dass sie ihn zum Mittelpunkt der gesamten Verhandlungen macht und in einem Tone bespricht, der einer sachlichen Debatte nicht würdig ist.

Missionsgesellschaften unbeschadet aller gesetzlichen Ordnungen volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetriebe lässt“, so zu fassen: „so weit die politischen Verhältnisse es gestatten“, dass da der Vorsitzende nur schwer feststellen konnte, wofür die Majorität eintrete. Jedenfalls war die Minorität, die für die ursprüngliche Fassung stimmte, sehr bedeutend. Immerhin ein Zeichen, dass das Recht der Forderung innermissionarischer Freiheit allgemeiner anerkannt wird, als wir oft meinen.

Soll ich den Eindruck, den der Kongress hinterlassen, in einigen Worten zusammenfassen, so glaube ich, dass ich wohl dem Gefühl der anwesenden Missionsarbeiter richtigen Ausdruck gebe, wenn ich sage, dass wir mit Befriedigung auf den Verlauf desselben zurückblicken können. Wir haben Gelegenheit gehabt, vieles und manches zu lernen, was unserer Arbeit zustatten kommen kann. Wir haben aber auch den Eindruck mitgenommen, dass in kolonialen Kreisen, ich sage nicht die Liebe zur Mission wächst, aber doch die Überzeugung sich mehr und mehr Bahn bricht, dass sie ein Faktor ist, mit dem gerechnet werden muss, und dass sie in ihrer inneren Wirkung auf die Eingeborenen und in ihren kulturellen Erfolgen eine wichtige Förderin im rechten Sinne patriotischer, sittlicher Kolonialpolitik ist. Natürlich will die Mission mehr sein und sie wird ihren im letzten Grund rein religiösen Charakter nie verleugnen, aber immerhin darf sie sich dessen freuen, dass ihre Arbeit sich die Anerkennung mehr und mehr zu erwerben scheint, die ihr die Ausföhrung ihrer grossen religiösen Aufgabe ermöglicht.

Zum Schluss sei der Wortlaut der vom Kongress bezüglich der Mission gefassten Resolution hier wiedergegeben:

„Der deutsche Kolonialkongress 1902 empfiehlt in Anerkennung der namhaften Opfer, welche die in unsern Kolonien thätigen Missionsgesellschaften bringen, um deren Einwohner geistig, sittlich und kulturell zu heben, und unter Hinweis auf die damit bereits erzielten Erfolge der Reichsregierung, den Missionen das bisher erwiesene Wohlwollen zu erhalten und ihre selbstlose Arbeit so viel als möglich zu fördern, namentlich dadurch, dass sie

1. in der Verwaltung ihrer überseeischen Gebiete den christlichen Charakter des Mutterlandes allenthalben zur Geltung bringt;

2. den Missionsgesellschaften, soweit es die politischen Verhältnisse erlauben, volle Freiheit im eigentlichen Missionsbetrieb lässt;

3. ihnen bei gemeinnützigen Arbeiten, besonders bei guten Leistungen in den allgemeinen Unterrichtsfächern der Schulen, aber auch bei den Anregungen wertvoller Spracharbeiten Geldunterstützungen gewährt.“

Buchner.



## Der Kampf der Kuru und der Pandu, der Hauptinhalt des Mahabharat.

Nach der metrischen (Sanskrit) Übersetzung von H. Holtzmann, in Prosa bearbeitet von Antonie Flex.

Der Name Mahabharat bedeutet das grosse, auf die Bharata sich beziehende, von ihnen handelnde Gedicht. Die Bharata waren ein altberühmter indischer Stamm, der schon in den Liedern des Rigveda bedeutsam hervortritt. Einer ihrer alten Herrscher war Kuru, und nach ihm wird das Herrschergeschlecht das der Kuru genannt. Dieser Name überträgt sich mit der Zeit auf das ganze Volk und verdrängt zuletzt sogar den alten Namen Bharata. Ihr Land heisst Kurukshetra, das Kuru-Land; in demselben liegt die Stadt Hastinapur, die Elefantenstadt, in welche uns der Anfang des vorliegenden Gedichtes versetzt und zwar zu der Zeit der sagenberühmten 5 Pandu-Söhne. Ihr Vater Pandu, der wegen Blindheit des älteren Bruders die Regierung des Landes übernehmen musste, war, nachdem er rühmlich regiert hatte, noch jung an Jahren, mit seiner Familie in den Hymalaya gezogen und war dasselbst gestorben. Nun übernahm der blinde Dhritarashtra die Regierung über das Reich der Bharata. Auch Kunti, Pandus Gattin, kam mit den 5 Söhnen des Pandu nach Hastinapur und Dhritarashtra nahm dieselben zu sich in den Palast, um sie zu erziehen und in allen ritterlichen Künsten unterrichten zu lassen. Bald zeichneten sich die 5 Pandu-Söhne vor allen andern in der Führung der Waffen aus, und bewährten ihr Heldentum in den Kämpfen mit benachbarten Völkern. Dies bewog den König, den ältesten der Pandu-Söhne, den Yudhishthira, zu seinem Nachfolger zu bestimmen, wodurch sein eigener Sohn Duryodhana von der Chronfolge ausgeschlossen wurde. Und hier liegt der Grund zu den späteren mörderischen Kämpfen der beiden verwandten Geschlechter, denn der eigene Sohn wollte sich das Reich nicht rauben

lassen, und bewirkte es endlich bei dem schwachen und bestimmbaren Vater, dass die Pandu-Söhne aus der Stadt verwiesen wurden. Sie lebten nun in der Wildnis, erwarben sich aber bald durch ihre Heldenthaten und durch ihre Bündnisse mit andern mächtigen Fürsten so viel Ruhm und Ansehen, dass die Kuru sich vor ihrer Macht fürchteten, und beschlossen, sich wieder mit ihnen zu versöhnen. Der blinde Dhritarashtra theilte daher sein Reich, und überliess die eine Hälfte desselben den Pandu-Söhnen. Diese gründeten in ihrem Anteil die Stadt Indraprastha und besiegten von dort aus viele Fürsten und Völker. Das glänzende Geschick der Pandu-Söhne machte aber den Duryodhana abermals neidisch und eifersüchtig, und da riet ihm sein Oheim Sakuni, der sich vorzüglich auf das Würfelspiel verstand, sie durch die Würfel zu Fall zu bringen, da sie doch im Kampf unbesiegbar wären. Der schwache König wurde dann von seinem Sohn Duryodhana wirklich dazu bewogen, die Pandu-Söhne zum Würfelspiel nach Hastinapur zu laden. Sie folgten der Einladung, und hier beginnt das vorliegende Gedicht.

### Teil I.

In dem prächtigen hundertthorigen Saal, der auf tausend Säulen ruhte, sassen die Fürsten der Elefantentadt auf goldglitzernden Stühlen nach Rang und Alter geordnet, und labten sich am festlichen Mahle. Da rief Judhishtira, der älteste der Pandu-Söhne: „Du hast uns, o König, in diesem herrlichen Saale mit Speise und Trank festlich bewirtet, jetzt aber lässt uns zum fröhlichen Spiel die Würfel holen. Auf! Wer setzt mit mir?“

„Setzen will ich wohl,“ rief Duryodhana, „aber die Würfel wirft Sakuni, mein Oheim, für mich.“

„Hier, diese Perle im Strudel des Meeres entsprungen, rein und ohne Fehl, die setz ich ein, was setzest du dagegen von gleichem Wert?“

„Ich habe Perlen genug von gleichem Werte, mein Herz hängt nicht an solchen Dingen, wirf und gewinn.“

Die Würfel rollten und „Gewonnen!“ rief Sakuni lachend aus.

„Du lachst, weil du die Perle gewonnen hast, ich werde sie zurückgewinnen, wirf noch einmal Sakuni, ich habe Gold die Fülle in meinem Schatze, das setz ich für die Perle ein!“

Und wieder rollten die Würfel, und wieder hatte Sakuni gewonnen.



„Mein Wagen mit Tigerfellen bedeckt, der rasselnd daherfährt wie donnernde Wolken, acht lilienweisse herrliche Rosse davor, den setz ich ein, wirf Sakuni.“

Die Würfel rollten, und wieder lachend: „Gewonnen!“ rief Sakuni aus.

„Mit Kränzen, Spangen und Ketten geschmückte, dienstfertige Mägde, in Sang und Tanz geschickt habe ich tausend, die setz ich ein, wirf Sakuni!“

Die Würfel rollten und wieder: „Gewonnen!“ rief Sakuni lachend aus.

„Auch Knechte habe ich tausend, mit Kleidung wohl versehen, geschickt im Dienst und klug und eifrig, die setz ich ein, wirf Sakuni!“

Und Sakuni warf die Würfel geschickt: „Gewonnen!“ rief er wiederum.

„Meine hundert Kriegselefanten setz ich ein, die gezähmten, mauerbrechenden, mit starken Zähnen und goldenen Gurten, wirf Sakuni!“

Und wieder rollten die Würfel und wieder gewann der Würfelkundige.

Da rief Duryodhana dem Judhishthira zu: „Das Glück ist euch nicht hold, der Pandu Gut zerrinnt, gedenkst du noch weiter zu spielen? Kannst du noch weiter setzen?“

„Ob ich noch weiter setzen kann? Habe ich nicht unermessliche Schätze, Herden von Rindern und Pferden, zahllose Ziegen und Schafe, die bis an die Ufer des Indus weiden, die alle setz ich ein!“

Die Würfel rollten, und wie vorher, gewonnen hatte Sakuni.

„Noch einmal würfle Sakuni! Meine Stadt, mein Land, mein Volk, nur die Brahmanen nicht, die setz ich ein!“

Und wieder rollten die tückischen Würfel: „Gewonnen!“ rief der schlaue Sakuni.

„Die Ketten und das Geschmeide, mit dem die Königssöhne, meine Brüder und Freunde geschmückt sind, das setz ich jetzt, wirf noch einmahl!“

Die Würfel rollten, Sakuni rief: „Gewonnen hab' ich wiederum!“

„Jetzt setz ich den jungen Nakula, den rotaugigen, schwarzen, mit den Löwenschultern und den kräftigen Armen, wirf Sakuni!“

„Um deinen Bruder willst du spielen?“ rief Duryodhana dem Judhishthira zu. Doch

„Wirf!“ rief jener, und Sakuni warf. Gewonnen hatte er wiederum.

„Hier den Sahadeva, den Pflichtenkundigen, der berühmt ist durch sein Wissen, den setz' ich jetzt, wirf Sakuni!“ Und wieder rollten die tückischen Würfel: „Gewonnen!“ rief Sakuni.

„Judhishthira, höre endlich auf,“ rief ihm Duryodhana zu, zwei teure Brüder hast du schon verspielt, zwei Brüder sind dir nur noch geblieben!“

„Du weigerst dich, weiter zu spielen Duryodhana, weil du fürchtest, das wieder zu verlieren, was du von mir gewonnen hast. Hier, den Bogenschützen Arjuna, der wie ein Schiff im wogenden Meer uns alle heil ans Ufer bringt, den setz' ich jetzt, wirf Sakuni!“

Und wieder rollten die tückischen Würfel, und wieder gewann der Würfelmundige.

„Den starken, grimmigen, wilden Bhima mit den zottigen Brauen, der mit der Keule alle besiegt, den setz' ich jetzt, wirf Sakuni!“

Die Würfel rollten und wieder lachend: „Gewonnen!“ rief der kluge Würfler.

„All deine Güter hast du nun verloren, deine vier Brüder hast du verloren, jetzt wirst du wohl genötigt sein, aufzuhören,“ rief Duryodhana.

„Noch bin ich frei, für meine Brüder setze ich mich. Gewinnst du, o Duryodhana, so diene ich selbst dir als Knecht!“

„Halt ein, wer wird deine Brüder lösen, wenn du dich selber verlierst?“

„Wirf!“ rief Judhishthira. Sakuni warf. „Gewonnen!“ rief er wieder.

„Noch einen Satz erlaube mir, damit ich mich selber wiedergewinne: mein Weib mit dem krausen, schwarzen Haar und dem Lotusangesicht, an Schönheit und Gemüt, wie sie ein Mann nur wünschen kann, wenn sie dir gefällt, Sakuni, so wirf, es gilt um sie!“

„Wehe! Wehe!“ riefen da entsetzt die Fürsten, „wehe, dass du um dein Weib spielst!“

Bhishma aber der Greis, der Stammvater des Geschlechts und Drona und Kripa, die alten ehrwürdigen Räte des Hauses sassen still und senkten kummervoll das Haupt. Doch Bhima rief zornfunkelnd seinem Bruder zu: „Alles hast du in der Verblendung des Spiels verloren, unsre Schätze, unsre Waffen und Rüstungen, unser Reich, dich

selbst und uns, und alles habe ich still getragen, weil es uns gebührt, dir zu folgen; jetzt aber kann ich den Zorn nicht länger bemeistern, wo du Mass und Ziel verachtend um Dranpadi würfeln willst, das darfst du nicht, ich verbrenne dir die Arme, damit du die Würfel nicht wieder ergreifen kannst!“ Und vom Herde einen Feuerbrand ergreifend, stürzte der Zornglühende auf seinen Bruder zu.

„Halt ein Bhima!“ Arjuna rief es und fasste den Bruder am Arm. „Rede nicht so vermessen, vermehre nicht durch Hader und Zank die Freude unsrer Feinde! Ertrage was Judhishtira thut, er ist unser ältester Bruder, wir müssen ihm folgen!“

Da rollten die Würfel abermals. Sakuni hatte gewonnen.

Da erhob sich ein lautes Freudengelächter unter den Kuru; die Pandu standen zerknirscht, nur Bhima sprach grollend mit leiser Stimme: „Die Zeit wird kommen, wo euer Spott vergolten wird!“ Duryodhana aber, siegestroh, rief seinem Bruder, dem wilden Duchsasana zu: „Mein Bruder, was kein anderer wagt aus Furcht vor Bhima und Arjuna, thue du es: geh ohne Zaudern und führe Dranpadi in unsere Versammlung damit sie selbst von Judhishtira erfahre, dass sie fortan mir dienen soll als Sklavin.“

Da begab sich Duchsasana in die Gemächer der Pandu-Söhne, trat zu Dranpadi und sprach: „Steh auf, komm mit mir zu deinem Herrn Duryodhana, an den dich Judhishtira im Spiel verloren hat!“ Doch staunend und voll Zorn und Stolz rief sie ihm zu: „Was faselst du? Was soll der Scherz? Der mächtige Sohn des Pandu, der unermessliche Schätze hat, spielt nicht um sein Weib! Kehre zurück, ich glaube dir nicht, ich bleibe hier!“ „So will ich dich gehorchen lehren,“ schrie der Zornentbrannte, „du Sklavin, Weib eines Sklaven.“ Und schnaubend vor Wut erfasste der grimmige Duchsasana die herrliche Königstochter an ihren schwarzen wogenden Haaren, und schleppte sie zum Hause hinaus und hinüber in den grossen Königssaal, und rief: „Hier Bruder, bringe ich die Sklavin, die nicht gehorchen will!“

Da entsetzten sich die Fürsten. Wohl lachten einige voll Spott, die meisten aber riefen, man solle die edle Dranpadi frei lassen. Die Pandu standen bestürzt, doch knirschend rief der starke Bhima: „Hört meinen Schwur, ihr Krieger alle: Wenn ich jetzt nicht dem Duchsasana die Brust zerspalte und sein Herzblut trinke, so will ich nicht zu den Vätern in den Himmel gelangen!“ Doch Arjuna fasste den Tobenden am Arm und hielt ihn von der Gewaltthat ab.

„Wehe, wehe!“ riefen Drona und Kripa, die weisen Räte, und: „Wehe, wehe!“ rief der alte Bhishma, der Stammvater des Geschlechts. „Muss ich noch den Untergang unsres Hauses erleben! Denn der Untergang der Kuru ist sicher, seitdem ein Kuru ein Weib an ihren Haaren schleift!“

Die herrliche Dranpadi aber schaute sich im Saale um, und blickte die Pandu-Söhne an voll Zorn und voll Beschämung. Und weher als der Verlust des Reiches und als der Hohn der Kuru that den Pandu der Blick der weinenden Königstochter.

„Judhishthira, mein edler Gemahl,“ sprach sie darauf, „und ihr Pandu-Söhne alle, höret, warum der Frevler Duchsasana mich an den Haaren schleift!“ Und sie wiederholte ihnen seine höhrenden Worte und ihre Entgegnung. „Und nun frage ich dich, o Judishthira, und dich du starker Bhima, darf er mich ungestraft vor euren Augen als Sklavin behandeln?“

Da senkte Judhishthira beschämt das Haupt. „O Dranpadi,“ sprach er endlich, „im Spiele habe ich erst all mein Eigentum verloren, dann meine Brüder, dann mich selbst; von eitler Hoffnung bethört, habe ich mir dann noch einen Wurf erbeten und, um mich wiederzugewinnen dich, edle Gattin, eingesetzt, und ich verlor. Wir müssen ertragen, was uns der Wille der Götter schickt.“

Doch zornig rief Bhima: „Wenn nicht Judishthira mit der Fessel der Pflicht, und Arjuna mit Gewalt mich zurückhielte, wahrlich keiner entrönne mir, der dich an deinen wogenden Haaren zu ziehen wagt! Wie der Löwe eine scheue Herde von Hirschen zermalmt, so wollte ich die Kuru vernichten, wenn ich nicht Judishthira folgen müsste, der der Gebieter unsres Lebens und unser Herr ist!“

Stauend über diese Reden, beschämt, von Zorn und Schmerz bewegt, schwieg Dranpadi lange.

„Wehe!“ rief sie endlich aus, „wehe, dass ich es erleben muss, den Sohn des Pandu, meinen edlen Gemahl, schimpflich als Sklaven zu sehen! Doch Recht bleibt Recht, und jeder erdulde, was er mit Recht erdulden muss. Dich aber frage ich, o Bhishma, des Stammes ehrwürdigen Ältesten, der du nie eine Lüge gesagt hast und Recht und Unrecht unterscheiden kannst, dich frage ich vor den versammelten Fürsten, ob ich Duryodhanas Sklavin bin: Judhishthira war schon ein Sklave, als er um mich die Würfel warf. Kann ein Sklave, der nichts eigenes besitzt, noch um andre würfeln?“



„Auch dem Weisesten ist es oft schwierig,“ antwortete Bhishma, „das Rechte zu finden, wenn die Rechte sich streitend begegnen und Recht und Unrecht sich vermischt: wahr ist es, dass ein Sklave nicht spielen kann, weil er nichts eigenes besitzt, doch gilt es auch für Recht, dass die Gattin immer das Geschick des Gatten teilen muss. Nicht ich kann deine Frage entscheiden, o herrliche Fürstin, da kann nur der König entscheiden, Duryodhana selbst, ihn frage du!“

Da wandte sie sich an ihn: „O, grosser König Duryodhana, entscheide gerecht, erfülle deine Pflicht als König, sprich, bin ich deine Sklavin?“

Da schwiegen alle und lauschten gespannt auf des Königs Urtheilsspruch. Er aber sprach: „Ungiltig war Judhishthiras Wurf, den er als Sklave würfelte! Ihr Fürsten alle hört mich an: Frei ist die edle Dranpadi!“

Und rings im Saale erschollen Freudenrufe, und alle Fürsten rühmten und priesen Duryodhanas Edelmut. Er aber sprach sodann: „Dir wurde ein schweres Unrecht gethan, o edle Dranpadi, als dich Dushasana wie eine Sklavin an den Haaren zum Saale zog. Um diesen Frevel zu sühnen, gewähre ich dir eine Bitte, sprich, Schönaugige, was du begehrt, es soll geschehen, ich schwöre es dir!“

Willst du mir eine Bitte gewähren, so sei es dies: mein Knabe wurde bisher ein Königssohn genannt, soll man ihn künftig den Sohn eines Sklaven nennen? Gieb seinen Vater, gieb seine Oheime frei! Das ist meine Bitte, o Bharata-Löwe, die gewähre mir!“

„Deine Bitte sei gewährt, Grossaugige! Dein Knabe soll als Königssohn geachtet werden, auch den Vater des Kindes und seine Oheime gebe ich frei, doch hört unter welcher Bedingung: seitdem unsre heldenmütigen Väter, der ältere Dhritarashtra und der jüngere Pandu mich zum Könige über das berühmte Geschlecht der Bharata weihten, und dann die Hülle des Leibes verlassend, freiwillig zu des Himmels Lust eingingen auf den schneeigen Höhen des Himawats, seit jener Zeit sinnt ihr, Söhne des Pandu, stets auf Streit und Hader, weil mein Vater, von der Augen Dunkel getroffen, die Last des Regierens dem jüngeren Bruder, eurem Vater Pandu übertrug. Deswegen, o Judhishthira, verlangst du, vom Ehrgeiz gestachelt, hier gleichfalls wie dein Vater ehemals, zu herrschen, und vergisst, dass dein Vater zur Einigkeit und zum Gehorsam gegen mich euch ermahnte. Deshalb, damit nicht wieder Streit und Hader entstehe, verbanne ich euch jetzt aus meinem

Land! In Einsamkeit, in Wüste und Wald sollt ihr leben, dreizehn Jahre lang! Wenn ihr, Pandu-Söhne, hier vor den versammelten Fürsten versprecht, dass ihr vor dreizehn Jahren nicht wiederkommen wollt, so sei Dranpadis Bitte gewährt, so gebe ich euch eure Freiheit!“

„Ich verspreche es vor diesen versammelten Fürsten, o König,“ entgegnete Judhishthira, „dass ich, wie du befohlen hast, mit meinen Brüdern in die Wildnis gehen und nicht eher zurückkehren will, bis dreizehn Jahre vergangen sind!“

## Teil II.

Als nun die verbündeten und verwandten Fürsten der Pandu-Söhne vernahmen, dass diese verbannt, und im Spiel besiegt, kummervoll im Walde lebten, da eilten sie ergrimmt zur Einsiedelei, um Judhishthira zum Widerstand aufzureizen, an ihrer Spitze der an Listen reiche, schlaue Krishna, der Schwager des Arjuna. Der führte das Wort für alle Fürsten, die, sich vor Judhishthira verneigend, ihn im Kreise umgaben.

„Die Erde trinke das Blut der Uebrecher, des Karna, des Sakuni des grimmigen Duchsasana und des Duryodhana. Diese vier und alle ihre Genossen erschlagen wir in offener Schlacht, und lassen dann dich, Judhishthira, feierlich zum König weihen!“

So sprach Krishna, und mit wildem Geschrei erhoben die Fürsten alle freudigen Beifallsruf.

Judhishthira aber sprach: „Ich habe geschworen, vor dreizehn Jahren nicht zurückzukommen. Soll ich mich der Welt als Lügner zeigen? Im Ueda wird uns gelehrt, dass Lügen die grösste Sünde sei.“

„Aber der Ueda sagt auch,“ entgegnete Krishna, „ein Tag in Not und Kummer verlebt, gilt einem ganzen Jahre gleich.“ Nach diesem Ausspruch hast du, o Fürst, dein Wort schon längst gelöst. Doch wenn dir das nicht genügt, so kannst du ja später, um nicht als Lügner zu gelten, wenn deine Feinde besiegt sind, hier vom Walde aus die Erde beherrschen, bis dreizehn Jahre vorüber sind.“

„Wie können wir es wagen, mit den Gewaltigen zu fechten, mit Bhishma, dem entsetzlichen Alten und all den andern herrlichen Fürsten und ihren zahllosen Heeren? Lieber noch in der Wildnis leben als in den sichern Tod zu gehen!“

„Ich schwöre dir, dass du siegen wirst! Hast du nicht auch unbesieglische Helden und herrliche Fürsten mit ihren Völkern, die

dir zu dienen bereit sind? Hast du nicht deine Brüder? Bhimas gewaltiger Keule und Arjunas schrecklichem Bogen widersteht kein Feind! Und endlich, o König, höre, wo Überzahl und Tapferkeit nicht zum Ziele führen, da helfe jede schlaue Erfindung, Betrug, Verrat und Hinterlist, denn gegen den betrügerischen Feind ist jeder Betrug erlaubt. Du meinst in deiner Ehrlichkeit, du seist von Sakuni im ehrlichen Spiel besiegt. Es war Betrug! Im ehrlichen Spiel gewinnt nicht der eine immer! Betrogen bist du, Redlicher, schändlich betrogen um Hab und Gut und Reich! Drum gilt es jetzt, das Verlorene wieder zugewinnen, sei es mit Gewalt, sei es mit schlau ersonnener List. Mein Geist ist unerschöpflich in Hilfsmitteln, folge mir, du wirst siegen!“

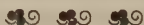
„Deine Rede flösst mir Vertrauen ein, aber doch, wie könnte ich mich entschliessen, Verwandte, Lehrer und Freunde in der Schlacht zu tödten? Wir sind Brüderkinder; zusammen sind wir erzogen; uns alle haben Kripa und Drona, die ehrwürdigen Alten, mühevoll die Waffenkünste gelehrt, wie sollten wir nun gegeneinander fechten! Und ist nicht Duryodhana feierlich zum König geweiht? Pflicht ist es, Krishna, dem König zu gehorchen.“

„Hast du noch nicht genug des Bedenkens,“ schrie Bhima zornig dazwischen, „frisch handeln wollen wir, nicht in feiger Unentschlossenheit neue Zweifel erfinden! Und wenn auch eine Sünde mit unterläuft, später lassen wir uns dann als Sieger mit Opfern entsündigen!“

So aufgefordert, und von Krishna weiter überredet, erhob sich Judhishthira und sprach: „Ihr Fürsten, meine Brüder und Freunde, ohne Verzug wollen wir jetzt Krishnas Rat folgen. Ergreift die Waffen, sammelt das Heer! Die Erde trinke das Blut der Verbrecher! In offener Schlacht erschlagen wir sie und den frechen Räuber meines Thrones, dann werde ich geweiht als König der Erde und wahrer Erbe des Reichs!“

Und jauchzendes Beifallrufen folgte den Worten des Judhishthira.

(Schluss folgt.)



## Chronik.

Zu Palo Alto in Kalifornien starb am 19. Mai dieses Jahres, 81 Jahre alt, der Methodisten-Bischof **William Taylor**, ein Mann, der nicht bloß durch seine weltweite Evangelisationsthätigkeit, sondern von 1884 an, wo er von seiner Denomination zum „Bischof von Afrika“ ernannt worden war, auch durch seine genial-abenteuerlichen Missionspläne viel von sich reden gemacht hat, und dessen auch in dieser Zeitschrift wiederholt gedacht worden ist (1885, 95, 532; 1886, 243; 1888, 270; 1891, 190; 1898, 37). Jedenfalls eine merkwürdige, meteorartige und in ihrer Weise grossartige Erscheinung, von seinen Freunden „Spurgeon, Beecher, G. Müller, Moody, Brooks, ja Abraham, Henoch, Daniel, David gleichgestellt,“ von den Afrikanern „die flammende Fackel“ genannt, war er seit 1841 der Reihe nach als Revivalist thätig in Virginien und Maryland, in Kalifornien und Panama, in New-York und Kanada, in Australien, England und Irland, in Palästina und abermals in England und Australien, in der Kapkolonie, Raffraria und Natal, wieder in England, in Westindien und Britisch Guyanna, in Ceylon und Britisch Indien, zum vierten Male in England, in Südamerika, wieder in den Vereinigten Staaten, dann in Westafrika als Missionspionier und nachdem er sich von da zurückgezogen, noch einmal in Südafrika, von wo er nach Kalifornien zurückkehrte. Als ihn bei seiner Abreise von London nach Australien ein Herr fragte: „Was ist jetzt Ihre Adresse?“ gab Taylor zur Antwort: „Ich halte mich jetzt auf der Erde auf, weiss aber nicht, wie bald ich sie verlassen werde.“ Daneben veröffentlichte er zahlreiche Schriften, unter denen die romantische Geschichte seines Lebens besonders hervorragt. „Was die Zirkulation dieser Schriften betrifft,“ heisst es in dem Nekrolog (Miss. Rev. 1902, 609), „so ist unmöglich zu sagen, wie gross sie war; sicher ging sie in die hunderttausende; er selbst hat von ihnen für 800 000 Mark verkauft.“ In ganz überschwänglicher, oft an Grosssprecherei grenzenden Weise schildert er selbst den Erfolg seiner Thätigkeit und seine Panegyriker überbieten fast noch diese Schilderungen. „Wer will seines Gleichen finden?“ sagt der Nekrolog. Dann aber fährt er besonnener fort: „Dass Bischof Taylor in all seinen Äusserungen und Methoden immer weise gewesen, wird schwerlich jemand behaupten. Dass er Erfolg gehabt habe, wie er zuversichtlich erwartete, in der Revolutionierung der Missionsmethode aller Zeitalter und in der Betreibung eines schnell fertigen, ausserordentlichen Erfolgs in kurzen Zeiträumen durch neue Pläne, ist erwiesenermassen nicht wahr . . . Aber sicher hat kein Mann der modernen Zeit ihn erreicht in der kosmopolitischen und ökumenischen Art seiner evangelistischen Unternehmungen, und wahrscheinlich übertrifft ihn niemand in der Zahl der busfertigen Sünder, welche bekannt haben, durch seinen Dienst Christum gefunden zu haben. Er war eine Eindruck machende Persönlichkeit und ein entschieden originaler Geist. Seine Stimme war machtvoll und pathetisch und seine Art zu reden, wunderbar packend. Seine Gedanken waren sein Eigenstes, er nannte nie einen Menschen Meister in der Theologie und noch weniger in der praktischen Thätigkeit. Er hatte nirgends Ruh, an einem Orte vermochte er nicht lange zu verweilen. Etwas Lokomotivenartiges lag in seiner Natur. Wenige Menschen waren so geeignet wie er, ein Werk zu inaugurieren, aber in keiner Weise passte er für eine lokalisierte, pastorale



Chätigkeit. Geboren zum Befehlen, besass er ein hartnäckiges Naturell, das sich so leicht keiner menschlichen Kontrolle unterwarf, aber sofort und ganz sich dem unterwarf, was er für göttliche Leitung hielt.“ Und mit dieser Charakteristik können wir uns mit einigen Einschränkungen einverstanden erklären. Als Bahnbrecher auf dem Gebiete der Mission kommt ihm eine geschichtliche Bedeutung nicht zu.

\* \* \*

Aus Nordamerika wird die Inangriffnahme zwei neuer, selbständiger **Universitäten-Missionen** gemeldet, die durch das Student volunteer movement angeregt, von der Yale- und Harvard-Universität in China und Indien ins Werk gesetzt werden sollen. Ich kann in den triumphierenden Ton, mit welchem dieses new missionary movement signalisiert wird, nicht einstimmen. Es ist noch nicht lange her, dass Mr. Mott, der Hauptführer der grossen studentischen Missionsbewegung, mir mündlich aufs bestimmteste versicherte, man denke nicht daran, eigene Missionsunternehmungen in Angriff zu nehmen, sondern werde sich vor wie nach damit begnügen, den bereits bestehenden Missionsorganisationen Arbeiter zuzuführen; und nun wird der editorial secretary des Students volunteer movement, Mr. Beach, der Führer der neuen Yale-Universitäts-Mission. Und ich fürchte, dass es der amerikanische Independentismus bei diesen beiden ersten Universitäts-Missionen nicht belassen wird, nachdem der Stein einmal ins Rollen gebracht ist. Als ob wir gerade in den Vereinigten Staaten an den (nach Dennis) 52 Missionsgesellschaften der Zersplitterung nicht übergenug hätten, und als ob die notwendige Folge dieser Neugründungen nicht eine Schwächung der alten Missionsorgane sein müsste, abgesehen davon, dass aus Mangel an Erfahrung und sachkundiger Leitung ganz unnützerweise wieder viel teures Lehrgeld wird bezahlt werden müssen. Die verständigen Bedenken, welche neben der triumphierenden Anzeige (S. 761 der Miss.-Rev. 1902) im Kleindruck (S. 780) geltend gemacht werden, fertigt die Redaktion sehr kurzer Hand ab.

Das Organ der Pariser Mission (Journal des Miss. evang. 1902, 289) veröffentlicht zum erstenmale eine Statistik der unter ihrer Leitung stehenden **protestantischen Bevölkerung in Madagaskar**. Dieselbe beläuft sich in den beiden Provinzen Imerina und Betsileo auf 99393, unter ihnen allerdings zur Zeit nur erst 10461 Kommunikanten. Nach dieser Angabe stellt sich die Gesamtzahl der evangelischen Madagassen bedeutend höher als in meinem Abriss (7. Aufl. 247) angegeben worden ist, nämlich einschliesslich die zu der Londoner M.-G. (68678), den Quäkern (8579), den Norwegern (ca. 60000) und den Anglikanern (ca. 12000) gehörigen auf rund 249000. Die durch die römischen Gewaltthätigkeiten zersprengte und verängstigte evangelische Christenheit sammelt sich also wieder.

\* \* \*

**Die Statistik über die japanische Mission in 1901**, der in der Z. M. K. 1902, 257 eine eingehende Beleuchtung gewidmet wird, zeigt — obgleich sie weder eine lückenlose, noch eine gleichmässige ist — nach einer langen Periode fast der Stagnierung wieder eine bedeutende Zunahme der protestantischen Kirchenglieder, nämlich um 4183, so dass die Gesamtsumme derselben auf 46634 gestiegen ist, ungerechnet die zahlreichen Katechumenen und bei verschiedenen Denominationen

die getauften Kinder. Diese Zunahme ist die sichtbare Frucht der im Anfange von 1901 ins Werk gesetzten organisierten Evangelisationsarbeit (des Taikyo dendo. J. M. Z. 1901, 546), deren Gesamtwirkung freilich erst Ende 1902 zur vollständigen statistischen Registrierung kommen kann. Auch die Zahl der griechischen (26680) und der römischen Katholiken (55824, mit Einrechnung der Kinder) hat sich vermehrt, aber während die Vermehrung bei den Protestanten  $\frac{1}{10}$  beträgt, beläuft sie sich bei den Griechen nur auf  $\frac{1}{38}$  und bei den Römern nur auf  $\frac{1}{45}$ . Die grosse Majorität der protestantischen Christen Japans kommt auf die Städte, vornehmlich auf Tokyo, Yokohama, Osaka, Kobe und Nagasaki; in den kleineren Städten und gar auf dem Lande ist der Anhang ein geringer. Was die Kirchkörper betrifft, unter welche sich die 46634 protestantischen Kirchenglieder verteilen, so stehen die zur „Kirche Christi in Japan“ (Nippon Kiristo Kyokwai) organisierten Presbyterianer mit 11347 obenan; dann folgen die zur Kumieikirche vereinigten Gemeinden des kongregationalistischen Am. Board mit 10856 (ohne Kinder); zu dritt stehen die zur japanischen, bischöflichen Kirche (Nippon Sei Kokwai) zusammengeschlossenen Episkopalen mit 10328. Die methodistische Gruppe, deren Einigungs-Verhandlungen noch nicht zum Abschluss gekommen sind, zählen 8875 und die gleichfalls noch nicht zusammengeschlossene baptistische 2303. Der Rest verteilt sich auf 14 kleine und kleinste Gesellschaften, unter ihnen der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein mit 140. Bedeutend ist die finanzielle Leistung ca. 235000 Mark, ein Plus gegen das Vorjahr von ca. 32000 Mark, dagegen entspricht die Zahl der Theologie-Studierenden nicht dem Bedürfnis, sie beträgt nur 105 und bewegt sich in absteigender Linie. Ebenso ist die Schülerzahl um ca. 1000 zurückgegangen, auf nur 10590, während die der Sonntagschüler um fast 2000 gestiegen ist und jetzt 36310 beträgt.

\* \* \*

**Ein römisches Urteil über die protestantische Mission in Japan.** „Das übernatürliche Leben der Gnade und Wahrheit hat die Mission den Völkern zu bringen“ . . ., heisst es in den „Katholischen Missionen“ (1902, 267). Nach diesem Massstab bemessen, hat die protestantische Missionsarbeit auf Japan einen sehr fraglichen Wert. In Wirklichkeit hat der Protestantismus gerade in Japan in religiöser Hinsicht vorwiegend lösend, zersetzend gewirkt, und hier wie anderwärts einen Wirrwar der religiösen Meinungen, einen seichten Rationalismus, eine kirchliche Unbotmässigkeit geschaffen, wie sie schlimmer kaum gedacht werden können. Heute sind die Protestanten selbst entsetzt über den schrankenlosen Gebrauch, den die Japaner von dem Prinzip der freien Forschung und dem Recht selbständiger Gemeindegründung gemacht haben. Die Zersplitterung in Sekten und religiöse Parteirichtungen wächst von Tag zu Tag. Die Doschischa, die der Hort der bibelgläubigen Orthodoxie sein sollte, ist heute eine Hauptschule des Rationalismus geworden. Die Beziehungen zwischen den einheimischen und ausländischen Predigern spannen sich immer mehr.“ Dann wird aus den Cath. Miss. citiert: „Es sei nicht die Religion des Kreuzes, die man den Japanern lehre, nicht die innere Wahrheit des Christentums, die man betone, nicht sein göttlicher Ursprung, die man als Motiv zur Annahme des Glaubens geltend mache. Man beruft sich statt dessen darauf, dass die christliche Religion die Religion der ge-

bildeten Völker sei<sup>1)</sup>. Man sagt den Japanern, was das Christentum gethan hat und noch thut, aber nicht was es ist. Wenn der hl. Paulus nach Tokyo käme, würde er sich höchlichst verwundern über diese christlichen Glaubensboten, die sich als Nachfolger und Diener Christi aufspielen, deren Ideal nicht Jesus von Nazareth ist, sondern eine Zusammensetzung von Cecil Rhodes, Herbert Spencer und Sir Thomas Lipton“ . . . Und dann wird geschlossen: „Gewiss giebt es unter den protestantischen Missionaren manche aufrichtig gläubige Männer, die den Glauben an Christus und das Wort Gottes hochhalten und denselben in ihrer Weise treu und redlich dem japanischen Volke zu vermitteln suchen . . . Aber (was in dieser Richtung geschieht) ist im Grunde wenig genug und kommt gar nicht in betracht gegen den fast unheilbaren Schaden, den das Christentum durch die freisinnige Richtung des Protestantismus erlitten hat. Alles in allem, das ist unzweifelhaft, hat der Protestantismus die wirkliche Christianisierung Japans nicht gefördert, sondern unendlich erschwert und in unabsehbare Ferne gerückt.“

Lautete das Urteil: Es gibt unter den protestantischen Missionaren in Japan einige, die nicht mit Paulus bekennen: „Ich hielt mich nicht dafür, dass ich etwas wüsste unter euch ohne allein Jesum Christum den Gekreuzigten,“ so würden wir kein Wort verlieren; aber das ist das Empörende, dass generalisierend die ganze protestantische Mission in Japan als Vertreterin des Rationalismus denunziert wird, obgleich die organsierte Opposition gegen die liberalisierende Richtung eine dem Kritiker bekannte Chatsache sein muss. Dass die Dschischa die Krisis überstanden hat, dass ein Zug nach Zusammenschluss durch den japanischen Protestantismus geht und dass dieser sich stärker vermehrt als der Katholizismus, das ignoriert die katholische Quelle<sup>2)</sup>. Wenn es in ihr doch heisst: „Es muss zugestanden werden, dass unter den hervorragenden öffentlichen Männern und den geistigen Führern Japans bisher sich kein Katholik findet“ und: „Auch durch wissenschaftliche Arbeiten und in der Presse ist die katholische Mission aus Mangel an geeigneten Kräften bis vor kurzem weniger hervorgetreten“ und: „So ein moderner Japaner würde, „weil er das katholische Bekenntnis als die dekadente Religion dekadenter Völker betrachtet,“ eher daran denken, eine Dampfmaschine oder ein Zweirad veralteten Systems zu kaufen, als katholisch zu werden“ — so sollte sie wenigstens die Behauptung ihres „ungenannten englischen Gewährsmannes“ nicht nachdrucken: „Mir hat ein sehr gescheiter Japaner, der früher protestantischer Prediger war, jetzt aber Freidenker ist, offen gestanden, dass

1) Und doch wird in demselben Aufsatz rühmend hervorgehoben, dass ein Pater Ligneul Flugschriften verfasse, in welchen er die Japaner nach einem wohl durchdachten System „von allen zugegebenen Prinzipien des gesunden Menschenverstandes vorerst zu einer Lebensweisheit führt, die ihnen den Unterschied zwischen Ehrlichkeit und Unehrlichkeit, zwischen Aufrichtigkeit und Lüge u. s. w. vor Augen stellt, und die Vorteilhaftigkeit der ersteren vom Standpunkte des materiellen Wohlstandes begreiflich macht, bis er sie endlich zu einer christlichen Lebensanschauung gebracht hat.“

2) Ja sie versteigt sich zu der unwahren Behauptung, dass „die protestantische Mission im offenbaren Rückgang begriffen sei.“



viele Japaner seiner eignen Richtung sich dahin äusserten, dass, falls sie je zum Christentum zurückkehrten, sie es nur in der Form der römisch-katholischen Kirche annehmen würden, als der einzigen, die ihnen über die quälenden Zweifel weghelfen könnte.“

\* \* \*

Ein kleiner Zug aus der **katholischen Missionspraxis** in Japan. „Eine ausgezeichnete Idee, zu deren Ausführung es aber an Geldmitteln fehlt, hatte (weil es mit der katholischen Mission durchaus nicht recht vorwärts will) ein hiesiger Missionar, der Pater Ferrand. Er gründet seinen Plan auf das Adoptivsystem, das in Japan ausserordentlich verbreitet ist. Er will also geistig gut veranlagte Söhne armer Familien adoptieren, ihnen eine katholische und auch sonst ausgezeichnete Erziehung geben, die sie befähigen soll, einstens in ihrem Lande eine hervorragende Rolle zu spielen und damit den katholischen Ideen in allen Kreisen Eingang zu verschaffen.“ (Kath. Miss. 1902, 157.) Was wohl der heilige Paulus zu diesem Missionsmittel sagen würde, das dem s. Zt. in Afrika so viel praktiziertem Kauf von Sklavenkindern verzweifelt ähnlich sieht!

\* \* \*

**Aus einem römischen Katechismus.** Im Jahre 1899 ist unter bischöflicher Approbation von einem Jesuiten, dessen Namen in chinesischen Schriftzeichen gedruckt, mir daher nicht entzifferbar ist, ein in Mandarin geschriebener „Katechismus der wahren Religion“ für Chinesen erschienen, aus welchem der chinesische Recorder (1902, 286) folgende Fragen und Antworten mitteilt, die so charakteristisch sind, dass ich sie auch der heimatlichen Christenheit zur Kenntnis zu bringen für geboten erachte.

„Frage: Beruht die Lehre und das Regiment der Religionen ausserhalb der Pfähle der römisch-katholischen Kirche auf zuverlässiger Einsetzung?

Antwort: Nein, weil jede Religion ausserhalb der Grenzpfähle der Kirche nicht die Religion Jesu ist. Sie haben keinen Auftrag Jesu empfangen und können nicht für ihre eignen Seelen sorgen, geschweige andere leiten und lehren. Sie massen sich die Vollmacht an, ihren Glauben auszubreiten und zu verteidigen, aber jede geht ihren eigenen Weg. Wenn sie predigen, haben ihre Anhänger nicht den heiligen Geist. Im besten Falle sind sie alle Täuschungen (kann auch Lüge oder Betrug heissen).

Frage: Beruht die Lehre und das Regiment der sog. Jesus-Religion (in China Bezeichnung des Protestantismus) auf zuverlässiger Einsetzung?

Antwort: Nein. Jede Person dieser Religion kann glauben was und handeln wie es ihr gefällt. Sie hat kein einheitliches Regiment und ist in mehr Sekten gespalten als andere Religionen.

Frage: Wer hat den Protestantismus gegründet?

Antwort: Luther. Er war der Sohn eines deutschen Bergmanns und wurde geboren 1484<sup>1)</sup>. Seine Bildung vollendete er in Eisenach. Hier trat er später in den Augustinerorden als Mönch ein. Als er den Doktorgrad erhielt, wurde er zum Professor der Philosophie an der Universität Wittenberg gemacht, wo er berühmt

---

1) Die historischen Irrtümer, welche reichlich unterlaufen, brauche ich den Lesern der H. M. Z. nicht besonders kenntlich zu machen.



wurde. Er ging immer darauf aus neue Theorien zu ersinnen und Lehren in einer Weise zu erörtern, wie es nie zuvor geschehen war. Seiner ganzen Anlage nach war er ein eitler Mensch und dreister Bursche, voll von Zornesworten und von Widerspruchsgeist. Er liebte die häretischen Schriften von Johann Hus und seine Seele wurde mit den Ideen derselben übersättigt. Er wurde immer schlechter, verachtete die Gebräuche und Vorschriften der römischen Kirche und besonders den Klerus. 1516 publizierte er vor der grossen Öffentlichkeit gewisse Lehren von zweifelhafter Bedeutung und bald darnach ordnete der Papst einen Ablass an und beauftragte den ganzen Klerus mit Ausnahme der Augustiner ihn abzuhalten.

Von da an gesellte sich bei Luther zu dem Hasse der Heid und nun predigte er Lügen. Er erklärte die Lehre vom Ablass für falsch, die Sakramente für unnütz und dass der Mensch keinen freien Willen habe Gutes oder Böses zu tun. Am 18. Juni 1520 erliess der Papst ein Dekret, welches seine falschen Lehren verdammt und das Volk vor ihrer Befolgung warnte. Die Wut Luthers loderte auf wie ein Feuer, er bellte jeden an wie ein Hund. Er raste und fragte nichts nach der heiligen Religion und den Worten der Heiligen. Durch Irrlehren köderte er den Pöbel, sodass der Papst am 3. Januar 1521 ein andres Dekret erliess, welches ihn aus der Kirche ausschloss. Hierauf wurde Luther nicht blos unsinnig sondern auch masslos unmoralisch. Er entführte und verführte junge unverheiratete Mädchen. Kurz der Ruf von seinen ehebrecherischen Ausschreitungen, die so gemein waren, dass wir nicht einmal über sie reden können, wurde ganz allgemein. Luther starb 1546. Man sagt, dass er sich selbst erhängt hat. Das ist nur ein dürftiger Abriss seines Lebens. Kann darnach noch jemand glauben, dass Gott einen solchen Menschen mit der Gründung einer Religion beauftragt habe?

Frage: Wie kam Luthers Religion nach England?

Antwort: 1535 heiratete König Heinrich heimlich ein Weib namens Anna Boleyn und wünschte dann sein wirkliches Weib Katharina von sich zu thun und die H. B. an ihrer Statt zur Königin zu machen. Papst Klemens VII. hörte davon und sofort widersetzte er sich aufs tapferste, weil Gottes Gebot die Scheidung von einem Weibe verbietet so lange sie lebt. Heinrich wurde darüber masslos erbost und befahl seinem ganzen Lande der katholischen Religion den Rücken zu kehren und der Luthers zu folgen. So kam die Religion Luthers nach England.

Frage: Ich habe sagen hören, dass der König von England das Haupt der Kirche sei. Ist das wahr?

Antwort: Ja, man sagt das, aber er ist nur der Herr des Bodens und regiert das Reich nur in weltlichen Angelegenheiten. Gott hat ihm niemals die Autorität geben, die Kirche zu regieren, sodass er fälschlicherweise diese Autorität in Anspruch nimmt. Es ist lächerlich. Einige Provinzen Englands sind presbyterianisch, andre bischöflich und alle unter dem Haupte des Königs des Landes! Ich bitte, die Frage zu erwägen: gründete Jesus unter diesen Bedingungen eine Religion?

Frage: Ist der Protestansismus heilig?

Antwort: Alle Europäer wissen dass er seinen Ursprung von 4 Männern

hat: Luther, Calvin, Zwingli und Heinrich VIII. Nun bitte ich dich, blicke nur ein wenig in die persönliche Geschichte dieses Quartetts und du wirst wissen, ob der Protestantismus heilig ist oder nicht. Von Luthers Chaten habe ich schon einiges erzählt, ich will aber noch mehr hinzufügen. Er war ursprünglich ein Mönch, wurde aber später schlecht. Er war voll List und Verschlagenheit. Er verführte eine Nonne, dass sie sein Weib wurde.

Von da an wurde er der vollkommenste und schamloseste Lügner. Es kam soweit mit ihm, dass, wenn einer ein Schlemmer wurde, in Europa das allgemeine Sprüchwort ging: wir leben jetzt im Lutherschen Zeitalter. Luther selbst schrieb einen Segen, der mit den Worten schliesst: Saufen und Fressen ist gut genug. Urteile doch selbst, ob so ein Mensch heilig genug ist, um eine Religion zu gründen. Zwingli war auch ein Kleriker, aber er verleugnete seinen Glauben und wurde der nichtswürdigste Schuft. Einst beichtete er seinem Bischof: mein Keuschheitsgelübde habe ich seit Jahren nicht gehalten. Jetzt wünsche ich es ganz zu widerrufen und zu heiraten, um Hurerei zu vermeiden. Er betrog das Volk indem er sagte, er habe göttliche Vollmacht für seine Chaten. Calvin war kein Kleriker. Sein Leben war voll der extremsten Ausschweifungen. Er war unzüchtig wie ein Vieh und darum seitens der bürgerlichen Obrigkeit an seiner Schulter mit einem rotglühenden Eisen gebrandmarkt. Einer seiner Zeitgenossen namens Aloni schrieb: ich selbst sah Calvin in Verzweiflung sterben. Er hatte sich ein gefährliches Geschwür zugezogen, von dessen Fäulnis ein unerträglicher Gestank ausging. Als Heinrich VIII. starb, sagte er zu seinem Minister: ich habe alles verloren — Ehre, Hoffnung, Gewissen, Himmel. An dem Leben dieser Menschen kannst du beurteilen, ob der Protestantismus heilig ist oder nicht.“

So redet Rom über den Protestantismus vor urteilsfähigen (!) Chinesen! Und dann entrüstet es sich mit der Unschuld des beleidigten Lammes, wenn an seinem Wahrheitssinn, an seiner Friedensliebe und an seinem Toleranzernst gezweifelt wird.



## Litteratur-Bericht.

**Hensichen:** „Bilder von unserm Missionsfelde in Süd- und Deutsch-Ostafrika. Zugleich Fortsetzung der Kratzensteinschen Geschichte der Berliner Mission von 1893—1901. Berlin 1902. 518 S. Elegant geb. 4,50 Mk. Der Verfasser wollte sich zweier Aufgaben zugleich entledigen: er wollte die auf seiner 2jährigen Visitationsreise in Süd- und Ostafrika empfangenen Eindrücke und gemachten Erfahrungen zur Förderung der heimatischen Missionsgemeinde in der Kenntnis wie in der Liebe zur Mission verwerten, und zugleich das längst fühlbar gewordene Bedürfniss nach einer neuen Auflage der Kratzensteinschen Berliner Missionsgeschichte befriedigen. Nun hatte er allerdings

schon in seinen in den Berliner Missionsberichten veröffentlichten Reisebriefen über seine Visitationserlebnisse reichlich berichtet, aber da ein systematisch geordneter zusammenhängender Visitations-Bericht unterblieb, so war es an sich ein ganz guter Gedanke, die Uervollständigung der Reisebriefe in die Fortsetzung der Kratzensteinschen Geschichte als lebensvolle Illustrationen einzuflechten. Und das hat vermutlich auch den Ausschlag gegeben, dass diese nur acht Jahre umfassende Fortsetzung in einem selbständigen und umfangreicheren Buche gegeben worden ist, als die Geschichte der ersten 68 Jahre. Sonst hätte es ja wohl nahe gelegen, eine neue Auflage des Kratzensteinschen Buches zu veranstalten, in ihr aber nicht blos die Geschichte fortzuführen bis zur Gegenwart, sondern sie zugleich zeitgemäss umzuarbeiten, etwa nach dem Vorbilde der Eppler'schen Geschichte der Basler Mission 1815—1899 (nur 381 S.) oder des Schulze'schen Abrisses einer Geschichte der Brüdermission (S. 336). Es hätte dann zugleich auch, was ein fühlbarer Mangel bei Kratzenstein ist, die heimatliche Geschichte der Berliner Mission mit den Lebensbildern ihrer Leiter und Förderer u. s. w. einbezogen werden können. Dass das nicht geschehen ist, kann man vielleicht beklagen, aber wir hätten dann allerdings nicht in solcher Ausführlichkeit und Detailmalerei die Geschichte der letzten Jahre und besonders nicht die Erlebnisse des Visitators erhalten, und dass wir diese erhalten haben, ist allerdings wieder ein Gewinn für die Spezialkenntniss der Berliner Mission.

Da der Verfasser die beiden genannten Ziele sich zugleich gesteckt hatte, so ist er auch bei der alten Kratzensteinschen Disponierung geblieben: die verschiedenen afrikanischen Arbeitsgebiete Station für Station zu beschreiben, eine Anordnung, die für sich hat, dass der Leser mit der Geschichte jeder einzelnen Arbeitsstätte genau bekannt gemacht und dadurch instand gesetzt wird, sich leicht in den Monatsberichten zu orientieren, die aber auf der andern Seite eine gewisse Eintönigkeit nicht zu vermeiden vermag, deren Folge ist, dass die fortlaufende Lektüre des Buches leicht ermüdet. Gensichen hat allerdings dieser Gefahr dadurch zu begegnen gesucht, dass er zahlreiche belebende Einzelzüge in die Stationengeschichte eingewebt hat, aber völlig ist die Eintönigkeit dadurch doch nicht beseitigt worden, zumal manche dieser Geschichten sich sehr ähnlich und nicht gerade spannend sind. Sonst ist es ein Vorzug des Buches, dass es so reich an Geschichten ist und es muss als sehr praktisch bezeichnet werden, dass in dem Inhaltsverzeichnis diese Geschichten, gut rubriziert, für den Gebrauch in Missions-Stunden, Predigten und Berichten besonders namhaft gemacht sind. Bei der Fülle der Auswahl ist so für den praktischen Gebrauch leicht Geeignetes zu finden. Auch kleine Abhandlungen über Fragen des Missionsbetriebs sind je und je eingeflochten und im Inhaltsverzeichnis besonders vermerkt; hier hätte man gern mehr und oft ausführlicheres gewünscht, denn es ist ein grosses Bedürfnis, dass die heimatliche Missionsgemeinde auch mit den zum Teil recht komplizierten Missionsproblemen einigermaßen bekannt gemacht wird, von deren Lösung der gesunde Bau der heidenchristlichen Kirchen abhängt. Und gerade der Bericht über eine Visitation, die die Lösung dieser Probleme zu einer ihrer Hauptaufgaben hat, ist die gegebenste Gelegenheit, die Missionsfreunde daheim ein wenig in sie hineinschauen zu lassen, wie es z. B. Buchner in dem Bericht über seine südafrikanische Visitation in so

lehrreicher Weise gethan hat. Gerade das Eingehen auf die in den verschiedenen Missionsgebieten wie in den verschiedenen Stadien der Entwicklung verschieden gearteten Fragen des praktischen Missionsbetriebs stellt die Missionsgeschichtsschreibung unter grössere Gesichtspunkte und bewahrt sie dadurch davor, dass sie sich in unwesentliche Kleinigkeiten verliert, die wenig für die Mission begeisternde und für ihre hohen Aufgaben Verständnis erweckende Kraft besitzen.

Sehr eingehend beschäftigt sich der Verfasser, besonders in den von ihm selbst bereisten Gebieten (das wichtige Transvaal blieb ihm wegen des Burenkrieges verschlossen), mit dem Stande des geistlichen Lebens innerhalb der Missionsgemeinden, und es ist viel Erquickliches, was er über denselben berichtet. Aber so sehr man sich daran erfreut, so kann man sich doch des Eindrucks nicht entschlagen, dass manche optimistische Täuschung mit untergelaufen sein mag, besonders wenn so zuversichtliche Urtheile über das innere Leben gefällt werden. Das ist ein keuscher Punkt, über den man weder durch eigne Schlüsse noch durch Generalfragen an die Missionare sichere Ergebnisse erzielen zu können meinen darf. Der aus der Liebe geborne Optimismus ist gewiss eine missionarische Tugend, aber er muss gezügelt werden durch die gleichfalls zu den christlichen Tugenden gehörende Nüchternheit, welche sich der Schranke des menschlichen Urtheils in Sachen der Herzenskündigung bewusst bleibt. Allerdings fehlt in den von dem Verfasser gezeichneten Bildern auch der Schatten nicht, aber ich fürchte, in manchen Fällen wird er doch von dem Lichte zu sehr überstrahlt. Nur in einem Punkte bin ich dem Gegenheil von Optimismus begegnet, nämlich wo G., S. 55 f. kurz über den eingebornen Lehrstand redet und kategorisch erklärt: „Niemals soll ein durchs Seminar gebildeter Helfer als selbständiger Missionar ordiniert werden; er soll immer als zweiter Missionar dem weissen Missionar als seinem Vorgesetzten untergeordnet werden und Vikar heissen; dabei wird es hoffentlich bleiben.“ So besonnen nun auch ich über die Selbständigstellung heidenchristlicher Kirchen urtheile, und so sehr ich vor einer Überhastung in derselben warne, ja überzeugt bin, dass sie auf gewissen Missionsgebieten als absolute Unabhängigkeit von missionarischer Oberleitung nicht rätlich ist, so kann ich doch das kategorische „Niemals“ Gensichens nicht unterschreiben. Das „Hoffentlich“ der Mission muss das Ziel immer im Auge behalten, dass wir mit der Selbständigkeit auch des eingebornen Lehrstandes weiter kommen, als es bis jetzt der Fall ist. Freilich liegen gerade in Südafrika besondere Schwierigkeiten vor — das wäre gerade eine von den eingehend zu behandelnden Fragen gewesen, die in den Visitationsbericht hätten einbezogen werden sollen — und was der Verfasser von den schwarzen Geistlichen der sog. äthiopischen Kirche gesehen hat, mag ihn mit Recht „mit einem leisen Grauen“ erfüllt haben, aber das rechtfertigt nicht sein Generalverdikt; *abusus non tollit usum*. Hier sollte doch auch gefragt werden: hat die Mission, speziell auch die Berliner Mission, in der Erziehung eines eingebornen Lehrstandes bisher voll ihre Pflicht gethan? Selbstverständlich wollen wir keine Karikaturen, aber auch nicht „immer“ Kinder.

Reichlich ausgestattet ist das frisch und zum Teil schwungvoll geschriebene Buch mit Bildern, auf welche alle Sorgfalt verwandt worden ist, und die ihm zu einer wirklichen Zierde gereichen. Besonders bemerkenswert ist, dass die mei-



sten neu sind. Auch die beigegebenen Karten thun gute Dienste. Der Preis ist sehr billig. Erfüllt das Buch auch nicht alle vielleicht unbescheidenen Anforderungen, die ein Fachmann an dasselbe stellt, so ist es doch eine schätzenswerte Bereicherung der Literatur über die Berliner Mission und darum sei es dem Studium aufs angelegentlichste empfohlen mit dem Wunsche, dass seine recht weite Verbreitung der jetzt so bedrängten Gesellschaft gesteigerte Hilfe bringen möge.

**Pohl:** „Aus den Anfängen unsrer Breklumer Mission.“ Breklum 1902. 150 S., geb. 1,20 Mark. Das ist bei all seiner Schlichtheit ein überaus fesselnd geschriebenes Büchlein, und ich bin gewiss nicht der erste gewesen, der so von ihm angethan worden ist, dass er es in einem Zuge zu Ende lesen musste. Der Verfasser ist einer von den beiden ersten Breklumer Missionaren, die nach Indien gesandt wurden, so dass er in der Heimat wie draussen auf dem Missionsfelde die Anfänge selbst mit durchlebt hat. Mit Pietät, Ernst und Humor beschreibt er zuerst in aller Einfachheit das alte Breklumer Missionshaus, mit dem ganzen Leben darin, charakterisiert seine Leiter und Protektoren, berichtet über Prüfung und Abordnung und dann über die Reise nach und die Ankunft in Indien. Da beginnen und häufen sich nun immer mehr die Hindernisse, von denen die arglosen Brüder, die über das Land ihrer Bestimmung, Bastar, so gut wie keinen Bescheid wussten, daheim keine Ahnung gehabt. Sie fanden ja Ratgeber und Helfer an den Leipziger und besonders den amerikanischen Missionaren des Generalkonzils in Kadschamandry, aber obgleich von einigen derselben und von einem missionstfreundlichen Engländer auf der ersten Untersuchungsreise begleitet, mussten sie doch einen wahren Passionsweg gehen. Auf's anschaulichste wird dieser Weg mit seinen mühseligen und enttäuschungsvollen Kreuz- und Querzügen beschrieben, bis sie endlich nicht in Bastar, sondern im Dscheypurlande ihre erste Station, Salur, begründen konnten, wo es auch noch durch reichliches Gedränge ging. Kurz, es war ein schwerer Anfang; aber es ist nicht etwa eine Jeremiade, in der er geschildert wird, sondern in einem frischen und männlichen Tone wird Bild an Bild und Erlebnis an Erlebnis gereiht, so dass man nicht bloß in fortgehender Spannung erhalten, sondern auch mit Bewunderung vor der tapfern Ausdauer erfüllt wird, mit der die manchmal naiven Brüder alle Hindernisse überwinden, bis sie endlich ihr Ziel erreichen. Hoffentlich beschenkt uns Missionar Pohl bald mit einer ähnlich schlichten und anschaulichen Erzählung über den Fortgang der Breklumer Mission.

**Adolphi:** „Am Fusse der Bergriesen Ostafrikas. Geschichte der Leipziger evangelisch-lutherischen Mission in Deutsch-Ostafrika.“ Mit 32 Bildern und 2 Karten. Leipzig 1902. 140 S., geb. 1,50 Mark. In 24 Kapiteln giebt uns der schriftstellerisch gewandte Verfasser, ein livländischer Pastor, ein auf sorgfältigem Quellenstudium beruhendes, anschauliches und detailliertes Bild von der jungen Leipziger Dschagga- oder Kilimandscharo-Mission bis zur Wiederbesetzung der durch die Ermordung der beiden Missionare Ovir und Segebrock (am 20. Okt. 1896) geweihten Stätte am Berge Meru. Die Leipziger Wakamba-Mission bleibt unberücksichtigt. Gern hätte man gelegentlich des zweimonatlichen Aufenthalts der ersten Leipziger Sendboten in Mombas auch über die Thätigkeit der englischen Kirchen-Missions-Gesellschaft etwas erfahren, mit deren

Arbeitern sie viel verkehrten. Nur der wenig liebenswürdig konkurrierenden römischen Mission wird in einem besonderen Kapitel (20) gedacht. Die Ausstattung ist sehr ansprechend.

**Taylor** (Frau, geb. G. Guinness): „Ein chinesischer Gelehrter. Bildungsgang und Bekehrung eines Konfucianisten.“ Deutsch. Gütersloh 1902. 2,40, geb. 3 Mark. In einer: „Eine Seite aus dem Tagebuche einer Reisenden“ betitelten Einleitung wird der Leser über die Person des Helden dieser Geschichte kurz unterrichtet. Sein Name ist Hsi; er hatte sich den ersten Grad eines chinesischen Litteraten, den des „blühenden Talents,“ erworben, war ein Opiumist und nach der furchtbaren Hungersnot, die Ende der 70er Jahre seine Heimatprovinz Schansi heimsuchte, mit dem China-Inland-Missionar Hill bekannt geworden, durch den er zum lebendigen Glauben an Jesus, als seinen persönlichen Heiland, kam. Nach seiner Bekehrung wurde er ein machtvoller Zeuge der Errettung, die in Christo ist und selbst ein Retter für viele Knechte des Opiums. Auf Grund einer kurzen Autobiographie, zu deren Abfassung vornehmlich Frau Taylor ihn bewogen, hat diese nun seine Lebensgeschichte in ihrer malerischen Weise, vielleicht etwas ausgeschmückt, beschrieben, doch umfasst diese Beschreibung kaum die Hälfte des Buchs; sie ist in einen weiten Rahmen gefasst, der besonders die Bildungsweise und den Bildungsgang eines chinesischen Gelehrten, aber auch noch allerlei anderes, z. B. eine Orientierung über die chinesischen Religionen, umschliesst. Hsi, später Pastor geworden, ist bereits heimgegangen, aber seine Lebensgeschichte wird nicht bis zu seinem Tode, sondern nur bis zur Abberufung des Missionar Hill aus seiner Heimat erzählt; ob eine Fortsetzung in Aussicht genommen ist, wird nicht gesagt.

**Mayer:** „Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigt-Dispositionen.“ Ein Handbuch für Geistliche, Missionare und Missionsfreunde. Gütersloh 1902. Erstes Heft. S. 96, 1 Mk. 8 Hefte sollen erscheinen. In einem kurzen Vorwort sagt der Verfasser, was er mit seiner Arbeit beabsichtigt. „Während D. Grundemann bei dem Begriff Missionspredigt den Accent fast ausschliesslich auf das erste Wort legt, ist es mir darum zu thun, den Predigtcharakter einer rechten Missionspredigt zur Geltung zu bringen, d. h. zu fordern, dass die Missionspredigt wie jede Predigt Wortverkündigung sei und strengen homiletischen Grundsätzen entspreche.“ Auf Grund des vorliegenden ersten Heftes kann man nun noch kein sicheres Urteil über die Leistung des Verfassers fällen. Die reichlich gebotenen Dispositionen und auch die den Texten gegebenen Überschriften sind ihrer grossen Majorität nach textgemäss und ansprechend, und auch in den meist nicht 2 Seiten umfassenden Meditationen steckt eine Fülle reeller Gedanken, obgleich manchmal Naheliegendes übersehen wird, z. B. bei N. 8 (Matth. 4, 24) die für die Mission grosse Bedeutung des weithin schallenden „Gerüchts,“ oder bei N. 19 (Matth. 9, 36 ff.) der Jammer Jesu über die verschmachteten und zerstreuten Schafe, die an die Jünger (nicht an alles Volk) gerichtete Aufforderung Jesu zur Bitte um Arbeiter und das mit dieser Aufforderung verbundene Gebetsgeheimnis, die grosse Ernte, die Klage Jesu über die wenigen Arbeiter u. s. w. Gewiss werden viele für die Gabe des Verfassers dankbar sein; aber ein durch die etwas einseitige Auffassung der sich gestellten Aufgabe bedingter Mangel der Gabe ist es, das den

Meditationen fast jede Beziehung auf missionsgeschichtliche Data fehlt, die doch als Illustration ein wesentliches Stück der Missionspredigt sind, ein Punkt, mit dem ich durchaus auf die Seite D. Grundemanns mich stelle. Und ich müsste mich sehr irren, wenn nicht gerade eine Hinweisung auf konkretes missionsgeschichtliches Illustrationsmaterial ein den Missionspredigern besonders erwünschtes Hilfsmittel gewesen sein würde. Denn sie verwendeten solches missionsgeschichtliche Material gern, wenn — wenn sie nur welches hätten! Und diesem Haben oder Finden Handreichung zu thun, das ist ein grosses Bedürfnis. Missionsgeschichtliche Auslegung und Verwertung des Textes gehört doch auch dazu, um eine „strengen homiletischen Grundsätzen entsprechende Wortverkündigung“ zur Missionspredigt zu machen. Was die ausgewählten Texte betrifft, so erklärt der Verfasser im Vorwort, es sollten „nur direkte Missionstexte, d. h. solche sein, die eine unmittelbare Beziehung zum Missionsgedanken zulassen,“ aber unter den 48 behandelten Texten entsprechen nicht alle diesem Grundsatz, z. B. nicht N. 3 (Matth. 4, 8—10), N. 6 (Matth. 4, 23), N. 14 (Matth. 6, 13 b), N. 18 (Matth. 8, 23—34), N. 23 (Matth. 10, 8 b), N. 29, (Matth. 10, 32 f), N. 32 (Matth. 10, 39), N. 33 (Matth. 10, 40—42), N. 35 (Matth. 12, 18—21), N. 37 (Matth. 12, 50). Man kann diesen allerdings eine Missionsbeziehung geben und die von dem Verfasser ihnen gegebene ist meist eine brauchbare, aber als „direkte“ „unmittelbare“ Missionsbeziehungen enthaltende lassen sie sich doch kaum bezeichnen; wenn so fortgefahren wird, lässt sich ein grosser Teil des Neuen Testaments zu „direkten“ Missionstexten machen.

**Leenhardt:** Le mouvement Ethiopien au Sud de l' Afrique de 1896 à 1899. Thèse publiquement soutenue devant la faculté de Théologie Protestante de Montauban en Jul. 1902, pour obtenir le grade de Bachelier en Théologie. Cahors 1902. 128 S. Es ist wohl zum ersten Mal, dass eine Spezialität aus der Missionsgeschichte zum Thema für eine theologische Promotionsarbeit gewählt und angenommen worden ist. Der Gegenstand ist für viele abgelegen und wenig bekannt und soll daher bald einmal im Zusammenhange unsererseits behandelt werden. Unterdes sei auf den Exkurs über die sog. „Äthiopische Kirche“ in der letzten Rundschau über Südafrika verwiesen (1901, 437 f). Was die auf selbständigem Quellenstudium beruhende Arbeit des jungen französischen Theologen betrifft, so gibt sie in ihrem Hauptteil (Kap. 1—6) eine detaillierte geschichtliche Darstellung des Verlaufs der äthiopischen Bewegung von ihren ersten Anfängen an bis zum Oktober 1899 bzw. Januar 1901 d. h. bis zum Übertritt ihres Hauptführers, des Negerpastors Dwane, zu den hochkirchlichen Anglikanern, der Gründung des äthiopischen Ordens und dem Versuche einer Reorganisation von selbständigen, von weissen Organen unabhängigen äthiopischen Kirche unter erneuter Mitwirkung der farbigen bischöflichen Methodisten der Vereinigten Staaten, und beschäftigt sich dann mit einer Untersuchung über die Gründe, aus welchen die Bewegung zu erklären ist, nachweisend, dass sie mehr als eine soziale und aus Rassenantipathie hervorgegangene, denn eine eigentlich kirchliche ist. Als Ganzes ist sie eine schätzenswerte Monographie der bedeutungsvollen Unabhängigkeitsbewegung unter den Farbigen Südafrikas, die jedenfalls sowohl seitens der politischen wie der kirchlichen Instanzen die sorgfältigste Beobachtung und weiseste Behandlung verdient.

Warneck.

# Die Mission in den deutschen Kolonien.

Von P. Paul in Lorenzkirch.

## Deutsch-Ostafrika.

Hier bilden die bewohnbaren oder, vorsichtiger ausgedrückt, zur Zeit bewohnten Gebiete wie in Südwestafrika nur einen mässigen Teil des Landes. Die Angaben schwanken zwischen  $\frac{1}{10}$  bis  $\frac{1}{5}$ . Alles andere ist Steppe, wo nur kleine Massaihorden oder andere nomadisierende Stämme hausen. Fast das ganze Gebiet ist gut erforscht, mit einem Netz deutscher Militairstationen gleichmässig überspannt, und die widerstrebenden Stämme sind so ziemlich zur Ruhe gebracht.

Der Naturart des Landes entsprechend sind auch die Missionsfelder inselartig über Deutsch-Ostafrika verteilt. Es ist ein unverkennbarer Vorteil, dass die Missionare es mit einzelnen, nicht sehr grossen Völkerschaften zu thun haben, bei denen von einer geschlossenen Macht des Heidentums nicht die Rede sein kann. Der an der Küste ehemals herrschende Islam verliert immer mehr an Bedeutung. Die Bergvölker zeigen sich im allgemeinen zugänglicher für das Christentum, als die in der Ebene, das gilt auch von den isoliert wohnenden im Vergleich zu den vom Karawanen- und Küstenverkehr verdorbenen Negern. Schnellere Erfolge würde die Missionsthätigkeit haben, wenn nicht überall neue Sprachen, deren Erforschung eben erst begonnen hat, erlernt werden müssten. Die römische Mission hat sich, wie überall, in verschiedene evangelische Arbeitsfelder mitten hineingesetzt, aber es giebt hier mehr als in den anderen Kolonien von der evangelischen oder der katholischen Mission ausschliesslich besetzte Gebiete.

Im Küstengebiet hat 1887 die Berliner ostafrikanische Mission eingesetzt und neben der schon 1867 gekommenen Universitätenmission ein für ihre Kräfte fast allzugrosses Arbeitsfeld gefunden.

Berlin III hat in seinem Südgebiet (Dar-es-Salaam samt den beiden Stationen im dahinterliegenden Usaramo) einen harten Boden zu bearbeiten. Viele Krankheit der Missionsgeschwister und der dadurch bedingte Mangel an stetig wirkenden Kräften brachten in den letzten Jahren einen gewissen Stillstand der Arbeit mit sich. Am fühlbarsten in Dar-



es-Salaam, wo die einst viel besprochene Missionsniederlassung auf dem Immanuelskap nur noch eine untergeordnete Rolle spielt, zumal seitdem die deutsche Gemeinde in der Stadt einen besonderen Geistlichen und ihre eigene Kirche bekommen hat. Die Mission war eine Zeit lang nur durch den christlichen Syrer Domet vertreten. Seit 1900 ist wieder ein Missionar da. Aber von rechtswegen müsste dieser wichtige Posten viel stärker besetzt sein. Aus dem letzten Jahresbericht ist zu ersehen, dass die seit 1887 bestehende Station nur 14 evangelische Christen hat; in der Missionsschule lernen nur 11 Schüler. Wenn man damit die in der Stadt mit Nachdruck betriebene römische Propaganda vergleicht, kann man den Wunsch nach grösserer Kraftentfaltung auf evangelischer Seite nicht unterdrücken. Besser sieht es auf der seit 10 Jahren besetzten Station Kissarawe aus, das mit einem Kranz von Aussenstationen umgeben ist. Hier ward namentlich die letzte Hungersnot und die von der Mission vermittelte Hilfe im Leiblichen ein Schlüssel zu den Herzen. Seit 1897 hat Missionar Liebau einen Anfang mit der Ausbildung eingeborener Gehilfen gemacht. Sie soll künftig in der kürzlich entstandenen Mittelschule noch systematischer betrieben werden<sup>1)</sup>.

Das nördliche Arbeitsfeld der Gesellschaft in Usambara macht bessere Fortschritte. Das gilt weniger von der Hafenstadt Tanga als von den im Gebirge liegenden Stationen, unter denen Hohenfriedberg den obersten Platz behauptet. In Bumbuli ist 1899 die vierte Station unter den Waschamba entstanden. Zwar klingen auch die Berichte von diesem Berglande etwas gedämpfter, seitdem an die Stelle der anfangs mit besonderer Begeisterung betriebenen „Verkündigung“ mehr die geordnete Stationsarbeit getreten ist, und gerade in jüngster Zeit hat es nicht an schmerzlichen Rückfällen auch im Kreise der eingeborenen Gehilfen gefehlt. Aber die zahlreichen Taufen des letzten Jahres (Hohenfriedberg, wo noch die Begründer Johanssen und Wohlrab wirken, hatte deren 50), die noch zahlreicheren Taufbewerber (in Wuga 161), sowie der gute Schulbesuch lassen ein gesundes Wachstum nach allen Seiten hin erkennen. Ein bemerkenswertes Ereignis war der im Februar d. J. erfolgte völlige Untergang der Stadt Wuga. Zu Dr. Krapfs Zeiten eine unnahbare Feste des Heidentums, zählte es noch einige Jahre nach

---

1) Zur Zeit schweben Verhandlungen zwischen Berlin III und I, welche vermutlich zur Übernahme des Usaramogebiets seitens Berlin I führen werden. D. H.

der deutschen Besitzergreifung mit seinen 500 Hütten und 2000 Bewohnern zu den grössten Städten im Innern von Deutsch-Ostafrika. Da die Macht des einst über das ganze Usambara herrschenden Häuptlings gebrochen war, ging es in den letzten Jahren immer mehr zurück, während die gegenüberliegende Missionsstation, die denselben Namen annahm, mehr und mehr wuchs. Nun ist die heidnische Stadt ganz niedergebrannt.

Berlin III hatte Ende 1901 folgenden Bestand: 8 Hauptstationen, 18 Missionare (die allerdings zum Teil in der Heimat weilen), 8 europäische Hilfsarbeiter, 1 unverheiratete Gehilfin, 26 eingeborene Helfer, 559 Christen, 16 Schulen und 429 Schüler. Die Missionsgesellschaft wendet den Kulturarbeiten — Ausbildung von Handwerkern und dergl. — besondere Aufmerksamkeit zu.

In unmittelbarer Nachbarschaft der Berliner Usambara-Mission liegt eins der von der Universitäten-Mission besetzten Arbeitsfelder im deutschen Gebiet. Es kommt hier für uns nur deren Sansibar-Diözese in Betracht, die im Dezember 1901 in Dr. Hine einen neuen Bischof erhielt; ihr zweiter Bischofssprengel am Njassa-See liegt ganz im englischen und portugiesischen Gebiet<sup>1)</sup>. Auch die Arbeiten auf Sansibar wollen wir nur kurz streifen. Von Wichtigkeit für das deutsche Gebiet ist namentlich die vor zwei Jahren erfolgte Gründung der Theologenschule St. Markus, in der unter Leitung des Rev. Evans die begabtesten Eingeborenen aus dem Magila- und Rovuma-Distrikt in den theologischen Fächern weitergebildet werden, als es auf ihrer Heimatstation geschehen kann, und die, wenn sie in der bischöflichen Kathedrale die Diakonen- oder Priesterweihe erhalten haben, wieder in ihre Heimat ziehen. Die Mission verlor in dem vor einem Jahre verstorbenen General Mathews, dem ersten Minister des Sultans von Sansibar, einen wertvollen Freund und Gönner. Noch schwerer aber hat sie am Verlust einer Reihe tüchtiger Missionsarbeiter zu tragen, sodass die Klagen über Mangel an europäischen Arbeitern in den letzten Jahren gar nicht mehr verstummen wollten. Beachtenswert ist das Geständnis des Bischofs beim letzten Jahresfest in London, dass die Universitätenmission bisher so gut wie gar nichts zur Überwindung des Islam an der Küste gethan habe. Er verlangt darum jetzt Männer nach Sansibar, die arabisch verstehen und die Gebräuche der Mohammedaner kennen.

1) Über denselben siehe Rundschau S. 295 ff.

Die Leiter der Universitätenmission huldigen dem Grundsatz, in der zu christianisierenden Gegend eine besonders reich ausgestattete und mit Nachdruck zu bearbeitende Zentralstation zu errichten, auf ihr eine grössere Zahl europäischer Missionsarbeiter zu stationieren und von hier aus den Distrikt zu versorgen. Ein Platz von solcher Bedeutung ist die im westlichen Bondëi am Fuss der Berge von Usambara gelegene Magila-Hauptstation, seit vorigem Jahr Msalabani („Zum heil. Kreuz“) genannt. Hier wohnen gegen 1000 Christen beisammen, in der vierteiligen Schulanstalt werden täglich über 300 Kinder unterwiesen, darunter 130 Kostschüler; hier wirken unter der Oberaufsicht des schon 26 Jahre in Ostafrika thätigen Archidiakon Woodward mehrere europäische Missionare und Missionarinnen, sowie eine grössere Anzahl eingeborener Gehilfen. Auf den in einiger Entfernung liegenden Stationen Mkuzi und Misozwe, die früher auch von Missionaren besorgt wurden, sind jetzt eingeborene Geistliche angestellt. Der neue Bischof, dem es an afrikanischen Erfahrungen nicht fehlt (er bekleidete früher dasselbe Amt in der Likoma-Diözese), scheint mit der Verwendung eingeborener Kräfte zurückhaltender sein zu wollen, als seine Vorgänger, wenigstens sprach er sich letzthin dahin aus: „Wir müssen mit der Ordination eingeborener Geistlicher sehr vorsichtig sein, zumal mit Erteilung der Priesterweihe. Es möchte zwischen ihr und der Diakonatsweihe wenigstens ein Zeitraum von 10 Jahren liegen. Nach einiger Zeit pflegt ihr Eifer sich abzukühlen, und es ist Gefahr vorhanden, dass sie hernach nicht ganz so wandeln, wie man es von einem Geistlichen wünschen muss“. Das ist ein verständiges Wort.

Das zum Magiladistrikt gehörige Korogwe hat dadurch, dass es von der Tangaeisenbahn erreicht wurde, sehr an Bedeutung gewonnen. Die Arbeiterwohnungen, Kaufläden und Gasthäuser schossen wie Pilze hervor. Die Araber von der Küste bauten auch eine kleine Moschee, die Mission ist aber nicht gewillt, sich die neuen Elemente über den Kopf wachsen zu lassen. Als der Bischof nach seiner Einsetzung den Sprengel bereiste, erkannte er die Notwendigkeit, dem aufstrebenden Orte auch vermehrte geistliche Pflege angedeihen zu lassen. Zunächst ist der Bau einer Kirche für 20000 Mk. geplant. Mheza, die der Hauptstation Msalabani nächstgelegene Eisenbahnhaltestelle, hat auch neuerdings eine Gottesdienststätte bekommen.

Das andere Arbeitsfeld der Universitäten-Mission liegt hart an der Südgrenze des deutschen Gebietes, am Rovuma. Die Mission ist seit

25 Jahren dort, hat aber bis ins letzte Jahrzehnt unter den unsichern politischen Zuständen zu leiden gehabt. Der Yao-Stamm, mit dem sie es hauptsächlich zu thun hat, wurde durch die raubgierigen Magwangwara zuerst in einer Bergwildnis zusammengetrieben. Seitdem aber die deutsche Regierung Frieden ins Land gebracht hat, zerstreute er sich wieder mehr, was um der Ernährung willen nötig ist. Der Mission erwachsen daraus immer neue Schwierigkeiten, weil sie ihre Stationen verlegen muss. Sie hat hier schon von ihrem Prinzip abgehen müssen, eine einzige Zentrale im Distrikt zu haben. Es giebt deren zwei: Newala und Masasi. Aber das jetzige Newala ist schon die dritte Station dieses Namens, Masasi die zweite. An den ehemaligen Plätzen liegen Ruinen in wuchernder Wildnis.

Der Distrikt galt bisher als gesund. Seit Bischof Smythies' Zeit ist kein Europäer in ihm gestorben, um so empfindlicher war der Schlag, dass 1901 zwei Missionare und im Juni 1902 ein dritter, der sprachbegabte Rev. Gee in Masasi, starb. Glücklicherweise steht dem Archidiakonus Carnon der seit 20 Jahren auf dieser Station wirkende Porter als erfahrener Ratgeber zur Seite. Er wird von allen geliebt und geradezu „Vater der Mission“ genannt. Newala und seine Nebenstation Mkoo werden von dem eingeborenen Geistlichen Daudi Machina, der 1901 die Priesterweihe empfang, verwaltet. In der Missionsarbeit geht es trotz empfindlichen Arbeitermangels, über den seit Jahren geklagt wird, gut voran. In Masasi wurden vorige Ostern auf einmal 50 Leute getauft und der Bischof hatte bei seiner Durchreise von Likoma nach Sansibar binnen einigen Tagen 373 Konfirmationen zu vollziehen. Die Zahl der Getauften hat im Distrikt letztes Jahr das erste Tausend überschritten, als „Anhänger“ werden über 2400 gezählt. In der letzten Zeit gab es mancherlei Not bei den Eingeborenen. Auf Dürre und Heuschreckenplage folgte eine Hungersnot, welche die bittenden Neger in Scharen zur Missionsstation trieb. Noch im Anfang dieses Jahres wurden in einer Woche 1500 Portionen Reis oder andere Nahrungsmittel verteilt. Glücklicherweise hat die Mission ein Vorratshaus in einer nach der Küste zu gelegenen, fruchtbaren Gegend, das in solchen Zeiten wertvolle Dienste leistet. Ein Bericht klagt darüber, dass trotz der Hungersnot von der Regierung die Hüttentaxe eingefordert werde und dass die Eingeborenen ihren Uerdruss darüber auch an den Missionaren ausliessen.

Zwischen dem Magila-Distrikt im Norden und dem am Rovuma



hat die Universitäten-Mission ganz in der Nähe von Dar-es-Salaam die beiden Niederlassungen Kichelwe und Mtoni. Ihre Gesamtseelenzahl beträgt aber nur 272. Sie scheinen auch ziemlich stiefmütterlich behandelt zu werden. Es vergehen gelegentlich 6, ja sogar 9 Monate, bis wieder ein europäischer Missionar nach ihnen sieht. In der Zwischenzeit versieht ein eingeborener Geistlicher diese Diasporagemeindlein.

Die neueste Statistik der Universitäten-Mission zählt im deutschen Gebiet: 8 Hauptstationen, 47 Nebenstationen, 2381 Getaufte, 60 Schulen mit 3396 Schülern. Es wirken hier: 11 Missionare, 5 unverheiratete Missionarinnen (diese alle im Magiladistrikt), 8 eingeborene ordinierte Geistliche und 77 andere Helfer. Die Universitäten-Mission wird bekanntlich von den hochkirchlichen Kreisen in England getragen und in ihrem Betrieb ist uns manches, das stark an die römische Kirche erinnert, wenig sympatisch, so die hierarchische Ordnung, das priesterliche Kuttengewand, die prinzipiell zwar nicht geforderte, aber in der Praxis fast überall durchgeführte Ehelosigkeit der „Priester“, der Gebrauch der Chorknaben und manches andere. Andererseits ist anzuerkennen, dass eine solide Arbeit auf biblischem Grunde geleistet wird. Das Verhältnis zu den deutschen Behörden ist ein recht gutes, was im Gegensatz zu den portugiesischen, deren Misswirtschaft die Berichte oft beklagen, häufig betont wird.

Vom Njassa-See, der Südwest-Ecke des deutschen Gebiets, gingen in brüderlicher Eintracht die Missionare von Berlin I und der Brüdergemeine vor, jene in nordöstlicher, diese in nordwestlicher Richtung. Beide Missionen haben sich in den 11 Jahren ihres Bestehens ungestört und schnell entwickelt. Da die Rundschau auf S. 297 ff. schon in anderm Zusammenhange über sie berichtet hat, sei hier nur die neueste Statistik eingefügt. Berlin I hat in seinen beiden Superintendenturkreisen Kondeland und Heheland: 13 Hauptstationen, 10 Nebenplätze, 192 Getaufte, 8 Schulen und 285 Schüler. Es wirken hier: 16 ordinierte Missionare, 5 europäische Gehilfen, 1 Arzt und 8 eingeborene Gehilfen. Die Brüdergemeine hat in ihren drei Kreisen Njassa, Kiwere und Unyamwesi, die jetzt noch hunderte von Kilometern auseinander liegen, später aber verbunden werden sollen: 8 Hauptstationen, 2 Nebenplätze, 195 Getaufte und 7 Schulen mit 357 Schülern. Zu ihrer Pflege sind 15 ordinierte und 3 nicht ordinierte Missionare da, sowie 17 eingeborene Gehilfen.

Ins Zentrum von Deutsch-Ost-Afrika führen uns die Niederlassungen

der Church Missionary Society. Sie rühren noch aus jener Zeit her, da diese Gesellschaft ihren Weg nach Uganda durch unser Gebiet nahm. Aber die Etappenstrasse ist besonders seit Eröffnung der Ugandabahn ausser Gebrauch gekommen und auch die an ihr errichteten Stationen zeigen kein so freudiges Wachstum, wie man erst hoffte. Das an der Südküste des Viktoria-Nyanza gelegene Nassa in Usukuma ist zu einem unbedeutenden Anhängsel der blühenden Uganda-Mission geworden, das trotz der nicht fernen Militäirstation Muansa neuerdings durch einen Raubzug der Massai beunruhigt wurde. In den Berichten von hier ist zwischen den Zeilen zu lesen, dass die Missionare einer Aufgabe der Station nicht abgeneigt wären. In Usagara sieht es etwas hoffnungsvoller aus. Mpwapwa und Mamboia, die vor 25 resp. 20 Jahren gegründet wurden, sollten freilich weiter sein. Es macht einen niederschlagenden Eindruck, wenn Missionar Cole aus dem erstgenannten Orte, der als Regierungsstation jetzt grössere Wichtigkeit erlangt hat, von seinen 160 Christen schreibt, dass die meisten von ihnen lässige und glaubensmatte Leute wären, an denen man einst als Taufbewerber grössere Freude gehabt habe, als an ihrem jetzigen Christentum. Er klagt auch, dass der sittliche Fehltritt eines Lehrers viele Heiden in ihrer Abneigung gegen das Christentum bestärkt habe. Aber wesentlich günstiger lauten die Berichte von den neugegründeten Stationen. Der vor einigen Jahren erfolgte Visitationsbesuch des Bischofs Peel von Mombassa, dem dieser Arbeitszweig unterstellt ist, führte zu einer Zerschlagung des Mamboia-Bezirks, von dem Nyangala, Berega und Itumba abgezweigt und mit je einem Missionar besetzt wurden. Nach jedem dieser neuen Plätze folgten eine Anzahl eingeborener Christen den Missionsleuten, die also gleich eine kleine Gemeinde um sich hatten. Auf die Schulthätigkeit wird jetzt mehr Nachdruck gelegt, als früher. Während die Seelenzahl der Gemeinden in den letzten 3 Jahren nur von 196 auf 311 wuchs, stieg die Zahl der Schulen von 8 auf 32 und die der Schüler von 572 auf 1129. An Spracharbeiten ist die von Missionar Wood in Itumba besorgte Revision des Markus-Evangeliums in Kimegi zu erwähnen. Neben der eigentlichen Missions-thätigkeit wird viel ärztliche Mission getrieben, für die in Dr. Baxter (Mamboia) ein eigener Mediziner angestellt ist. Er hat auch schon recht geschickte Gehilfen aus den Eingeborenen herangebildet. Befremdlich klingt uns, dass er, obwohl schon längere Jahre im Lande, nur Kisuaheli, nicht die Landessprache gelernt hat. Und auch das mutet

uns seltsam an, dass er sowohl, wie Mr. Briggs auf der neuen Station Mvumi bei Mpwapwa, betonen, Usagara-Missionare müssten ihre eigenen Tischler und Zimmerleute beim Bau ihrer Häuser sein. Man könnte doch erwarten, dass auf Stationen, die schon Jahrzehnte lang bestehen, eingeborene Christen zu solchen Arbeiten angeleitet wären. Seit vorigem Jahre besteht 80—90 Km. westlich von Mpwapwa in Ibwijili die erste Station in Ugogo, deren Gründung seit 10 Jahren durch Predigtreisen vorbereitet wurde. Man hat lange gezaudert, ehe man diesen Vorstoss in ein neues Sprachgebiet unternahm. Neben erfreulichen Erfahrungen bei den Erkundungsreisen standen ganz anders geartete, zumal wenn der Reiseprediger gerade zu einer Zeit kam, wo die Leute nur für Trinken und Tanzen zu haben waren. Ein Mugogo sagte einst dem verstorbenen Missionar Price, wenn es im Himmel kein Vieh gäbe, so möchte er auch nicht hinein. Missionar Doulton ist jetzt doch in Ibwijili sesshaft geworden, und zwar bezog er den Platz, was bezeichnend für die Sicherheit des Landes ist, gleich mit Weib und Kind. Der eingeborene Lehrer Yohana von Mpwapwa war sein Gehilfe bei Gründung der Station.

Das ganze Werk der E. M. S. in Deutsch-Ostafrika umfasst: 8 Stationen mit 311 Getauften, 36 Schulen und 1364 Schülern. Unter letzteren sind mehr Mädchen als Knaben, eine Seltenheit in Afrika. An Missionskräften sind vorhanden: 9 Missionare, 2 Missionarinnen und 41 eingeborene Helfer. Von den letzteren ist noch keiner ordiniert.

Die Leipziger Mission am Kilimandscharo befindet sich in schönster Entwicklung. Zu den drei gleichmässig über die südlichen Berghänge verteilten älteren Stationen ist im vorigen Jahre das im äussersten Nordwesten gelegene Schira gekommen, das schon einmal besetzt war, aber wegen Kriegsunruhen für einige Zeit wieder aufgegeben werden musste. Es besteht überall das beste Einvernehmen zwischen den Missionaren und den Wadschagga. Einzelne Häuptlinge, wie Schangali von Madschame, der in 4 Jahren nicht öfter als acht bis zehnmal den Gottesdienst versäumt hat, gehören sogar zu den treuesten Kirchgängern. Man hätte schon längst grössere Scharen taufen können, wie die Römischen am Berge thun, zog aber eine solide Grundlegung der evangelischen Dschaggagemeinde vor. In den ersten sechs Jahren wurden nur 24 Heiden getauft, aber im nächsten Jahre (1900) verdoppelte sich dafür die Seelenzahl und ist in weiterem gesunden Wachstum begriffen. Der Besuch der Gottesdienste lässt nichts zu wün-

schen übrig, an jedem Sonntag hören ca. 1100 Personen die Predigt. Die Zahl der Schüler steigt rapid, im letzten Jahre von 350 auf 787. Am lebhaftesten pulsiert das christliche Leben in Mamba und seinen Nebenplätzen. Moschi dagegen ist Sitz des im April d. J. eröffneten Gehilfen-Seminars geworden, das mit 9 Zöglingen begann und vorläufig einen zweijährigen Kursus in Aussicht genommen hat. Hier steht auch die kleine Druckerei, aus der bereits die ersten Schul- und Kirchenbücher in Kidschagga hervorgegangen sind. Weil zwei sehr von einander abweichende Dialekte am Berge gesprochen werden, druckt man zunächst in beiden, hofft aber in absehbarer Zeit eine einheitliche Schriftsprache zu erlangen. Die Mission hat im Jahre 1900 einen Absenker ins Ugueno-Gebirge (Nordpare), das durch den Steppengürtel vom Kilimandscharo-Massiv getrennt ist, getrieben. Die dortige Station Schigatini ist schon über die grundlegenden Arbeiten hinaus. Die dem Wadschagga stammverwandten Wapare zeigten sich anfangs sehr scheu. Waren sie doch früher, als am Kilimandscharo noch das ungebrochene Heidentum herrschte, von dort her regelmässig gebrandschatzt worden. Jetzt sind sie aber gute Freunde der beiden unter ihnen wirkenden Missionare; nur als kürzlich alle Dschaggamissionare zur Konferenz nach Schigatini kamen, wurde ihnen wegen der grossen Zahl der Europäer unheimlich zu Mute. Das bedeutsamste Ereignis der Leipziger Mission aus der jüngsten Zeit ist die im Februar d. J. erfolgte Wiederbesetzung des Meru, wo 1896 Segebrock und Ovir ermordet wurden. Man hatte seitdem von Madschame, der nächstgelegenen Dschaggastation, aus unaufhörlich Anknüpfungspunkte mit den Waroo und Waaruscha gesucht, war aber von der Militäirstation in Moschi bisher immer vor einer Wiederbesetzung gewarnt worden. Nachdem inzwischen ein kleiner Militäirposten an den Meru vorgeschoben worden war, glaubten auch die Missionare einen zweiten Versuch wagen zu dürfen. Er ist bisher glücklich verlaufen. Krause und Fickert, die hinüberzogen, konnten zwar nicht, wie sie wünschten, an der Stelle, wo ihre Brüder ermordet wurden, ihre Wohnung aufschlagen, weil die Eingeborenen aus abergläubischen Gründen den Chatort zu einer menschenleeren Wildnis haben werden lassen, aber sie fanden in Nkoaranga beim Häuptling Menawuru freundliche Aufnahme und sind jetzt mit dem Ausbau der Station beschäftigt. Die Leipziger Mission hat im deutschen Gebiet 6 Stationen, 2 Nebenplätze, 68 Getaufte, 12 Schulen und 787 Schüler. Es arbeiten hier 12 Missionare, von denen 3 nicht ordiniert sind.



Die römische Propaganda hat Deutsch-Ostafrika in 5 Apostolische Vikariate geteilt: Süd-Sansibar (Benediktus-Genossenschaft), Nord-Sansibar (Väter vom heiligen Geist und Trappisten), Tanganyika (Weisse Väter), Unyanyembe (Dieselben) und Süd-Nyanza (Dieselben). Es werden gezählt: 45 Stationen, 92 Patres, 58 Fratres, 66 Schwestern, 16682 Katholiken, 142 Schulen und 10635 Schüler. Inwieweit diese Statistik richtig ist, vermag der Berichtersteller nicht zu beurteilen. Sie ist vom Kölner Domkapitular Prof. Hespers für den Afrikaverein deutscher Katholiken im Herbst 1902 aufgestellt. Die entsprechenden Zahlen der evangelischen Mission sind: 51 Stationen, 98 Missionare, 8 Missionarinnen, 3706 Getaufte, 139 Schulen mit 6618 Schülern.

Anhangsweise mögen hier zwei ostafrikanische Unternehmungen erwähnt werden, die zwar im englischen Gebiet liegen, aber ursprünglich als deutsche Kolonialmissionen geplant waren. Zuerst die früher Bayrische jetzt Leipziger Wakamba-Mission, die sich im Hinterland von Mombassa an die deutsch-englische Grenze lehnt. Ihre Küstenstation Jimba ist, wie der ganze Küstenstreifen, vorzugsweise von der Mischbevölkerung der Wasuaheli bewohnt, die zwar nicht unzugänglich gegen die christliche Predigt, aber in ihrem Christenstande sehr unzuverlässig sind. Es ist harte Arbeit, die Jimbageminde (62 Seelen) von ihren sittlichen Schäden zu reinigen. Die Versuchungen der nahen Hafenstadt bringen viele zu Fall. Seit 1898 ist die frühere Station Mbungu endgiltig aufgegeben; die dort mit der Mission in Berührung gekommenen Wakamba zogen grösstenteils ins benachbarte Jimba und bilden hier, soweit sie getauft, eine besondere Abteilung der Gemeinde. Die beiden andern Stationen Ikutha und Mulango liegen im eigentlichen Ukamba, letzteres schon auf halbem Wege zwischen Kilimandscharo und Kenia. Die von Dr. Krapf einst vielgerühmten Wakamba zeigen sich bei näherer Bekanntschaft als ein sehr stumpfes, ganz in irdischen Sinn versunkenes Volk. Auf der schon 1891 gegründeten Station Ikutha sahen die Missionare in den ersten 10 Jahren nur verschwindend wenig Frucht ihrer Arbeit. Sie bezeichneten es schon als einen Lichtblick, als am Ende dieser Periode nach einem Brandunglück die Eingeborenen Hilfe beim Wiederaufbau der Stationsgebäude leisteten und die angebotene Bezahlung mit der Begründung ablehnten, sie wollten sich für die vorher empfangenen Hungersnotspenden erkenntlich zeigen. Die Notzeit hat das stumpfe Volk, das vorher kaum zum Anhören der Missionspredigt zu bewegen war, furchtbar mitgenommen.

Ikutha war täglich von Hungernden belagert. Die in der Nähe Wohnenden fristeten ihr Leben mit den ausgeteilten Gaben, in den weiteren Bezirken aber hielt der Tod eine reichliche Ernte. Missionar Pfitzinger fand hernach einmal von 20 Dörfern, die er passierte, 17 ohne Bewohner. Was vorher durch Einladungen und Bitten nicht zu erreichen war, das brachte die Hungersnot zu stande: die Missionshäuser von Ikutha und Mulango (das in der schlimmsten Zeit gegründet und ausgebaut ward) füllten sich mit ca. 100 Knaben und Mädchen, die als Kostschüler ganz unter den Einfluss der Missionsleute kamen. Wohl entliefen beim Anbruch besserer Zeit viele wieder. Das wilde Wesen stak ihnen allzutief im Blute. Aber eine immer noch genügend grosse Zahl ist geblieben; auf ihnen beruht zunächst die Hoffnung der Missionare. Die neueste Zählung verzeichnet: 9 Missionare, 3 Stationen, 67 Getaufte, 6 Schulen und 124 Schüler.

Die Neukirchener Mission am Tana fängt nach den durch politische Verhältnisse vermehrten Anfangsschwierigkeiten an, erfreuliche Früchte ihrer Arbeit zu sehen. In der ganz mohammedanischen Hafenstadt Lamu wird zwar in Strassenpredigten, Einzelunterredungen und ärztlicher Mission immer noch Saat auf Hoffnung ausgestreut, von deren Aufgehen fast nichts zu merken ist. Es konnte bisher nur eine einzige Frau getauft werden und diese wurde zeitweilig irrsinnig! Wer dächte dabei nicht an Rebmanns Erstling bei Mombassa? Dagegen hat das Werk unter den am Tana wohnenden Wapokomo sichtlichen Aufschwung genommen. Während vor 5 Jahren (vergl. Jahrg. 1898 S. 126 dieser Zeitschrift) hier nur die eine Station Ngao bestand, sind inzwischen zwei weitere, Makere und Kulesa, hinzugekommen; letztere wurde von der schwedisch-amerikanischen Mission, deren alter Missionar Hedenström das Land verliess, übernommen. Eine weitere Hauptstation soll in Mavumbini angelegt werden. Bei einer mit dem Petroleummotorboot „Nagea“ unternommenen Erkundungsreise, die bis in den von den Missionaren noch nie erreichten Malulubezirk ausgedehnt ward, fand man auf einer Strecke von 70 Km. etwa 8000 Wapokomo zu beiden Seiten des Flusses wohnen. Mavumbini wird zunächst der am weitesten vorgeschobene Punkt stromaufwärts sein.

Die statistischen Tabellen der Missionsgesellschaft geben nur eine sehr schwache Vorstellung von der Bedeutung der Pokomomission. Die Neukirchener Brüder sind mit Erteilung der Taufe noch viel zurückhaltender, als die andern deutschen Gesellschaften. Unmündige Kinder

werden grundsätzlich nicht getauft. Wenn man liest, dass in Ngao unter den 1000 Bewohnern nur 63 Getaufte sind, hält man den Missionserfolg für geringer, als er in Wahrheit ist. Bei näherem Zusehen zeigt es sich, dass offenkundiges heidnisches Wesen in Ngao kaum noch hervortritt. Der sonntägliche Gottesdienst und sein Besuch hat sich so eingebürgert, dass, als die Eingeborenen einmal einen vierzehntägigen Jagdzug unternahmen, der Sonntag von den mitgezogenen Christen jedesmal gefeiert ward und die Heiden sich daran beteiligten. Bei der oben erwähnten Erkundungsreise nach dem oberen Tana hörten die Missionare bei den Versammlungen zu ihrem Erstaunen, dass die Heiden die christlichen Lieder mitsangen; sie erfuhren, dass diese sie bei gelegentlichem Aufenthalt auf einer der Stationen gelernt hatten. Kürzlich ist allerdings der Ngadsi-Orden, ein heidnischer Geheimbund, den man schon für überwunden hielt, noch einmal aufgelebt. Aber hoffentlich ist es nur ein letztes Aufflackern, wenigstens auf den Missionsstationen.

Der seit 9 Jahren am Tana wirkende Missionar Kraft ist in diesem Jahre nach längerem Aufenthalte in Europa auf sein Arbeitsfeld zurückgekehrt, nachdem er in der Heimat mit Hilfe eines Eingeborenen, der ihn begleitete, die Übersetzung des Neuen Testaments in die Pokomosprache vollendet. Die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft übernahm den Druck. Bald nach ihm reiste der Inspektor Stursberg zu einer zweiten Visitation aufs Missionsfeld, um viele schwebende Fragen, die sich zumeist auf Anlage und Ausbau neuer Stationen erstrecken, an Ort und Stelle zu regeln. Unmittelbar nach seinem Besuch starb der in Lamu stationierte Missionar Fink, der durch seine ärztliche Thätigkeit eine wertvolle Kraft der Gesellschaft war.

Das Klima am Tanafluss ist sehr ungesund; infolgedessen wechselt das Missionspersonal häufig. Mit der Ausbildung eingeborener Gehilfen ist man durch Errichtung einer Gehilfenschule in Lamu einen wichtigen Schritt vorwärts gegangen. Ngao erlitt im Anfang d. J. ein grosses Brandunglück, wobei die alten Missionsgebäude am Fluss und die Werkstätten vernichtet wurden. Der den Eingeborenen entstandene Schaden betraf mehr die Heiden, als die Christen. Die Neukirchener Mission hatte auf diesem Arbeitsfelde Ende 1901: 8 Missionare, 9 eingeborene Mitarbeiter, 4 Stationen, 4 Nebenplätze, 107 Getaufte, 452 Anhänger und 194 Schüler.

## Kiautschau.

Diese junge Kolonie hat gute Aussichten für die Zukunft. Der Zuzug deutscher Ansiedler, die rege Bauhätigkeit in der Gouvernementsstadt Tsingtau, der Bahnbau im Innern von Schantung lassen das Bild des deutschen Pachtgebiets von Jahr zu Jahr wechseln. Die Regierungsorgane nehmen eine durchaus freundliche Stellung zu der von Berlin I und dem Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein betriebenen Missionsarbeit ein; ebenso die meisten Kolonisten, wenn es auch unter letzteren nicht an solchen fehlt, die dem Christenamen, ja selbst dem Europäernamen, Schande machen, wie jener deutsche Kaufmann, der vor dem Missionar Lutschewitz in Laidschoufu gewesen war und sich so ungebührlich betragen hatte, dass die Leute der Stadt geradezu einen Abscheu vor den Deutschen hegten und den Missionar erst zwei Tage argwöhnisch beobachteten, bis sie sahen, dass er eines andern Geistes Kind war.

Die Mission hat überraschend schnell Eingang im Pachtgebiet gefunden, was sich zum Teil wohl dadurch erklärt, dass die beiden hier eintretenden deutschen Gesellschaften schon Erfahrungen mit den Chinesen besaßen.

Als erster Sendbote von Berlin I kam im April 1898 Missionar Kunze von Kanton, zu Weihnachten desselben Jahres folgten Voskamp und Lutschewitz. Ihre erste Thätigkeit bestand in der pastoralen Versorgung der deutschen Landsleute. Als die Regierung im Frühjahr 1899 einen zwischen Tsingtau und dem Chinesendorfe Tapautau gelegenen Bauplatz schenkte, that sie es mit dem Hinzufügen: aus Dankbarkeit für die Hushilfe in der Seelsorge und für die begonnene Schulthätigkeit. Während der Boxerunruhen, die man fast nur insofern spürte, als geflüchtete Missionarsfamilien in Tsingtau Zuflucht suchten, wurde lebhaft gebaut. Jetzt steht ein prächtiges Missionshaus und ein grosses Schulgebäude, die freilich den Kiautschaupreisen entsprechend teuer waren, fertig da. Während die Tsingtaustation sich mit einem Kreis von Nebenplätzen umgab, entstand in der 45 Km. nördlich gelegenen Stadt Tsimo (40—50000 Einwohner) eine zweite Hauptstation. Gleich von Anfang an traten den Missionaren tüchtige eingeborene Gehilfen zur Seite, die teils aus Südchina herbeigezogen, teils von der in der Schantungprovinz wirkenden Mission der amerikanischen Presbyterianer, die auch in Tsingtau eine Zweigstation besitzt, herübergenommen wurden. Ähnlich wie diese letzteren schlossen sich auch manche in der deutschen Nieder-



lassung lebenden Christen der Presbyterianermission unsern Missionaren an, sodass es schon vor dem 20. Januar 1901, wo diese ihre Erstlinge taufte, eine kleine Gemeinde gab.

Der in der Zeit der Wirren noch sehr schwache Besuch der Predigten wuchs hernach über Erwarten schnell, ebenso die Zahl der Taufbewerber und zwar in dem weiter abgelegenen Tsimo, wo Ostern 1902 die erste Tauffeier stattfand, nicht minder, als in Tsingtau und seinen Vororten.

Ein bedeutsames Ereignis war die im Dezember 1901 erfolgte Weihe der grossen Schulanstalt, die in Elementarschule, Mittelschule und Lehrer- bzw. Predigerseminar zerfällt. Es wurde durch eine in ganz Schantung verbreitete Flugschrift für die Benutzung der Anstalt, die für 100 Schüler und Pensionäre Raum hat, Stimmung gemacht. Bei der Eröffnung zogen bereits 43 ein. Die Mission sucht einen tüchtigen Theologen als Schulleiter, weil die Missionare durch ihre Wirksamkeit unter den Heiden voll in Anspruch genommen sind.

Mit Ende 1901 erschien in Fräulein Käthe Sauer die erste Missionsarbeiterin auf dem Arbeitsfelde. Auch ihr steht bei der Thätigkeit unter Frauen und Mädchen schon eine eingeborene Gehilfin zur Seite.

Da die in Südchina gebrauchten Bücher hier nicht verwendbar sind, haben Voskamp und Kunze sich alsbald an Spracharbeiten gemacht. Es liegen Übersetzungen von Luthers kleinem Katechismus, Gesangbuch und Agende vor. Die Bibelgesellschaft in Schanghai hat für Kiautschau drei Bibelkolporteure zur Verfügung gestellt, die unter Voskamps Aufsicht thätig sind.

In der Schantungprovinz, wo bereits 8 englische und amerikanische Missionsgesellschaften wirken, ist dennoch Raum genug für die Ausdehnung der Berliner Mission. Es kommt dafür namentlich das im Norden der deutschen Pachtung gelegene Laitschou-Gebiet und der bis zum Kaiserkanal sich erstreckende südwestliche Teil der Provinz in Frage. In das erstere hat Missionar Lutschewitz jüngst eine Erkundungsreise unternommen. Zunächst bieten aber die 300 Dörfer in der deutschen Sphäre ein genügend grosses Arbeitsfeld.

Stand der Berliner Mission im Anfang von 1902: 3 Missionare, 1 Missionarin, 8 Nationalhelfer, 2 Hauptstationen, 9 Nebenstationen, 104 Gemeindeglieder, 3 Schulen mit 103 Schülern bzw. Pensionären.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein entsandte nach der Besetzung von Kiautschau den bekannten

D. E. Faber und bald darauf zwei weitere Theologen, Pfarrer Wilhelm und Lic. Schüler, hierher. Dem Erstgenannten, der durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und die jahrzehntelange Erfahrung auf chinesischem Boden eine Missionskraft ersten Ranges war, setzte leider der Tod schon 1899 sein Ziel. Seine Mitarbeiter widmeten sich zuerst fast ausschliesslich der Seelsorge an den Deutschen und dem Schulunterricht der deutschen Kinder. Beide Arbeiten sind in der neueren Zeit vom Gouvernement übernommen worden. Dabei ging Pfarrer Schüler, der sich namentlich um die Sammlung einer deutschen Gemeinde Tsingtau verdient gemacht hat, als Gouvernementspfarrer in den Reichsdienst über. Die deutsche Schule, die erst Knaben und Mädchen gleicherweise aufnahm, ist jetzt höhere Knabenschule geworden; die sie besuchenden Mädchen waren genötigt, in das katholische Mädchenpensionat der Franziskanerinnen überzugehen, nur dass Lic. Schüler ihnen weiter evangelischen Unterricht erteilt. Für chinesische Schüler eröffnete der Verein Mitte 1900 eine Schule mit 28 Pensionären in Capautau. Es ist in ihr hauptsächlich auf deutschen Sprachunterricht und Vermittelung der Bildung des Westens abgesehen. Im Schullokal werden auch regelmässige Sonntagsgottesdienste gehalten, zu einer Gemeindebildung ist es aber noch nicht gekommen. Eine zweite Schule besteht in Schawo. Mit besonderem Nachdruck wird neuerdings die ärztliche Mission betrieben. Ihr dient das unter Leitung Dr. Dippers stehende Faberhospital in Tsingtau, von dem die Denkschrift der Regierung sagt, dass ihm die chinesische Bevölkerung mit grossem Vertrauen entgegenkommt und dass dasselbe einem vorhandenen starken Bedürfnis abgeholfen hat. Ein zweites kleineres Krankenhaus wurde in Kaumi an der Grenze des Pachtgebiets eröffnet. Es geht auf die Schenkung einer chinesischen Dame zurück, die damit ihre Dankbarkeit für eine Augenoperation beweisen wollte. Der Zudrang eingeborener Kranken ist so gross, dass der im Dienste des Missionsvereins stehende chinesische Arzt ihn kaum bewältigen kann. Die von D. Faber früher geleistete literarische Arbeit wurde in den letzten Jahren von Pfarrer Kranz (erst in Tsingtau, zuletzt in Schanghai) fortgesetzt. Seine Revision von D. Fabers englisch geschriebener Geschichte Chinas ist soeben erschienen; andere noch ungehobene Schätze aus seinen hinterlassenen Manuskripten harren der Veröffentlichung. Pfarrer Kranz hat Mitte dieses Jahres seinen Austritt aus dem Missionsverein erklärt, nachdem er „zehn Jahre lang in selbstlosester und opferfreudigster Weise und mit Einsetzung seiner

ganzen Kraft der Sache des Vereins gedient“, wie die Z. M. R. sagt. Vergl. S. 514 dieser Zeitschrift.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hat in Kiautschau: 1 Hauptstation, 2 Nebenplätze, 2 ordinierte Missionare, einen Arzt, 11 chinesische Gehilfen, 2 Schulen und 80 Schüler.

Die Katholiken, die für ihre den italienischen Franziskanern zugeteilte Missionsprovinz Süd-Schantung sehr grosse Zahlen angeben, haben im deutschen Pachtgebiet, das den Steyler Missionaren überlassen ist: 1 Hauptstation, 3 Nebenplätze, 2 Priester, 3 Laienbrüder, 5 Schulen, 111 Schüler. Dazu kamen soeben 7 Schwestern (Franziskanerinnen), die sich zunächst ganz der Mädchenerziehung im oben genannten deutschen Pensionat widmen. Da sie es hier meist mit Töchtern evangelischer Eltern zu thun haben, ein höchst bedenklicher Zustand. In der katholischen Missionsdruckerei von Tsingtau wird eine vielgelesene Wochenschrift herausgegeben.<sup>1)</sup>



## Der Kampf der Kuru und der Pandu, der Hauptinhalt des Mahabharat.

Nach der metrischen (Sanskrit) Übersetzung von H. Holtzmann, in Prosa bearbeitet von Antonie Flex.

### Teil III.

In der Elefantenstadt sassen wiederum die versammelten Fürsten im Saale, um Rat zu halten.

„Ihr habt die freche Rede des Krishna gehört, ihr meine Freunde und Brüder,“ begann Duryodhana, „ihr habt gehört, wie er als Bote Judhishtiras von mir das ihm gebührende Erbe verlangte. Den aufwallenden Zorn habe ich gezügelt, habe den Choren bis zu Ende reden lassen und nichts erwidert, denn es ziemt sich, den Rat der Freunde zu hören, ehe man entscheidende Worte spricht. Drum ratet mir, ihr Freunde, du ehrwürdiger Bhishma, und ihr Fürsten alle, was ich dem Judhishtira, dem Verbannten, der mich meines Reichs berauben will, erwidern soll.“

Da sprach Bhishma, der Heldengreis voll Trauer: „Du hast recht gethan, o König, dass du die frechen Worte des Krishna nicht schnell bestraftest, sondern erst unsern Rat hören wolltest. Dass meine Enkel sich befeinden sollten, dass der Stamm der Bharata sich selbst in blutigem Hader zerstöre, o, dass ich sterben dürfte, ehe ich das erlebe. Zwar Unrecht hat Judhishtira, und was der listige Krishna mit schlaunen Worten von alten Sitten sprach, von Pandu, und dem Recht der

1) Der Schluss dieses Artikels (die deutschen Südseegebiete) kann leider erst in der Januar-Nummer 1903 erscheinen.

Pandu-Söhne, das ist falsch. Wie könnten seine Söhne das Reich erben, da Pandu nie zum Herrn der Erde geweiht wurde. Zum König wurde allein Dhritarashtra geweiht, und nur weil er blind war, herrschte der jüngere Pandu für ihn in seinem Auftrag. Und dir, o König, des Dhritarashtra ältesten Sohn, gab dein Vater die Weihe und setzte dich auf seinen Thron. Und beide, dein Vater und Pandu, ermahnten alle andern, dass sie dich als König ehren sollten. Dann trat Dhritarashtra, wie es Pandu auch gethan hatte, die Reise nach dem Himmel an. Nordwärts gerichtet wanderten sie durch Thal und Schlucht den Berg hinan und über die ewig weissen Gefilde des Felsenkönigs, des Himawat, wo nichts mehr blüht, kein Gräschen grünt, und durch die Luft kein Vogel zieht, wo nichts Lebendiges sich regt als der wehende Wind. Dort immer nordwärts, immer empor, still wandernd, bis der Leib erstarrt zurückblieb, und die befreite Seele sich in die Gefilde der Götter schwang. Du aber Duryodhana bleibst als König hier, an ihrer Statt, und dir allein gebührt es, hier zu herrschen, und darum hat Judhishthira Unrecht. Doch aber ermahne ich dich, o edler Kuru, verzeihe ihm, antworte nicht mit Stolz und Schmähung wie er es verdient, damit nicht die Waffen euren Streit entscheiden müssten.

Denn alles deutet Unglück an: der Flug der Vögel, der Schrei der Tiere, die Zeichen des Himmels, und mein Geist, bang und ahnungsvoll, sieht das grause Geschick herannahen: den Untergang des Kuru-Geschlechts. Seitdem Duchsasana mit frecher Hand die herrliche Dranpadi an ihren langen wogenden Haaren zum Saale schleifte, seitdem wird meine Seele von unheilbedeutenden Träumen geschreckt. Drum bitt ich dich, grosser König, reize den Judhishthira nicht mit heftigen Worten versuche ihn durch Vernunft und Vorstellungen zu überzeugen, thue alles, um diesen drohenden Bruderkrieg zu verhindern!“

So sprach Bhishma, und Beifall gaben ihm Drona und Kripa. Karna aber sprang unmutig empor und rief zornig: „O König, wohl ist es recht, auf den Rat der Alten zu hören, doch aber nicht solcher, die vor Alter schon kindisch sind!“

Da sprang zornglühend der junge Sohn des Drona auf, riss das glänzende Schwert aus der Scheide und stürzte auf den Sprecher los: „Die freche Lästertzung schneid ich dir aus,“ rief er bebend vor Wut, „der du es wagst, den greisen Helden, den Sohn der Ganga zu schmähen!“

Doch der König hielt den Zornigen zurück und sprach beruhigend: „O Sohn des Drona, und du, Karna, ist es jetzt Zeit, euch mit zornigen Worten zu befehlen? Wir alle sind zum Kampf gefordert, die Feinde ziehen heran, macht Friede!“

Da stiess der junge Held sein Schwert in die Scheide und trat mit trotzigem Blick zurück.

Bhishma aber sprach: „Um des Friedens willen strafe auch ich den Übermütigen nicht, der mich schmäht, mich, dessen Ruhm die Welt erfüllte, ehe er geboren war. Mir schaden seine Worte nicht. Dich aber, o König, warne ich, höre nicht auf Karna und Sakuni und deinen Bruder Duchsasana: die sinnern nur auf Kampf und Krieg, auf Waffenruhm und Schlachtgeschrei! Was kümmert den Karna der Untergang des Kurustammes?“

„Du tadelst mich mit Unrecht,“ entgegnete Karna: „wenn nun Judhishthira mit unzähligen Heeren heranzieht, um den König vom Thron zu stossen, was wollt ihr dann thun ohne mich? Keiner von euch wagt, mit Arjuna, dem schrecklichen



Bogenschützen zu fechten, ich allein kann es thun. Fürchte nichts, o König, ich besiege alle deine Feinde und gebe dir das Reich zurück!“

„Wenn man mit Worten schützen könnte, so wäre fürwahr der König wohl beschützt,“ entgegnete Bhishma. „Lass uns erst deine Chaten sehen. Du prahlst so lang der Feind noch fern ist, das Prahlen wird dir vergehen, wenn du Arjuna vor dir in Waffen erblickst. Du bist mit Worten ein tapferer Held, mit Pfeilen ist es Arjuna!“

„Mein Prahlen gleicht nicht der Wolke im Herbst, auf deren Ruf kein Regen folgt, mein Prahlen gleicht der Wolke im Sommer, die unter Donner die Erde netzt; Dich Bhishma verdriest es, dass man meine Chaten mehr als die deinen rühmt! zum Frieden rätst du nur, damit mein Ruhm nicht wachse!“

„Mit künftigen Chaten zu prahlen und das Verdienst anderer zu schmälern, das ist das Zeichen niedriger Seelen, die nicht von Abkunft edel sind. Du sprichst gemein, wie es für dich, des Fuhrmanns armen Sohn, natürlich ist!“

Da sprang Karna zähneknirschend empor, und rief die Brauen finster zusammenziehend und die Fäuste ballend bebend aus: „Nur aus Liebe zu Duryodhana bleibt Bhishma jetzt noch am Leben. Ich aber, so lange er in eurer Mitte ist, bleibe euch fern. Ich schwöre es laut, dass ich mit Bhishma zusammen nie in der Schlacht erscheinen werde! Wenn er nicht ficht, dann fechte ich. In meinen Zelten werde ich in Ruhe sitzen, wenn euch der Feind bedrängt, bis, mich um Hilfe zu bitten, zu mir, dem Fuhrmannssohn, der Sohn der Könige kommt, Duryodhana selbst, im Königsschmuck!“

Und zornig stürzte er aus dem Saale fort.

#### Teil IV.

Das tausendstrahlige Tagesgestirn war hinter dem höchsten Berge verschwunden, und unheimlich begann die schreckensreiche Zeit der Dämmerung. Die Wachen waren ausgestellt, man tränkte die müden Rosse, den Verwundeten wurden von den Ärzten die Pfeile ausgezogen, und die Wunden gewaschen und verbunden.

Das Kriegslager der Kuru war mit Fackeln und Lampen erleuchtet. Froher Siegesgesang ertönte, und Musik und Spiel.

Aber im Lager der Pandu herrschte traurige Stille; jeder bot den Freunden schnell den Abschiedsgruss und ging zur Ruhe in sein Zelt. Nur die Fürsten, von Sorgen wachgehalten, versammelten sich noch, um zu beraten.

„O Krishna,“ begann Judishthira, „neun Tage währt nun schon die Schlacht, und jeden Tag sind Tausende von Bhishmas Hand erschlagen. Wie ein tobender Elefant das Zuckerröhrchen niedertritt, wie das Feuer die ausgetrockneten Wälder unwiderstehlich niederbrennt, so wüthet in meinem Heer Bhishma, der entsetzliche Alte! Wie eine opferleckende Flamme trägt er Verderben durch die Reihen! Und ihn kann niemand besiegen! Ich war ein Thor, dass ich, deinem Räte folgend, gegen ihn die Waffen ergriff!“

„Verzage nicht,“ entgegnete ihm Krishna, „noch leben deine Brüder alle, die unbezwinglichen, dem Feuer und dem Sturmwind gleichenden, und so viele andre herrliche Fürsten und ihre Völker, die dir zu dienen bereit sind. Der Kuru Heer ist verloren, sobald sie Bhishma nicht mehr schützt, darum müssen wir vor allem bedenken, wie wir den tapfern Heldengreis besiegen. Ihm kann niemand widerstehen. Oft aber trägt schlaue List den Sieg über grössere Gewalt davon.

So hört meinen Plan: so oft Bhishma im Kampfgewühl dem Sichandin begegnet lässt er den Bogen sinken, lächelt nur, und sucht sich einen andern Feind: er glaubt noch die Fabel, dass Sichandin ein verkleidetes Weib sei, darum legt er nicht auf ihn an. Nun soll auf Sichandins Wagen und mit Sichandins entfalteter Flagge Arjuna steigen, und ich mit ihm als Wagenlenker. Dann wird der Greis getäuscht von Fahne und Pferden; den Sichandin vermutend wird er den Bogen sinken lassen, und dann wird Arjuna den schrecklichen Alten erlegen mit seinem göttlichen Bogen und den spitzigen Pfeilen. Und ist Bhishma todt, dann ist der Sieg dein!“

So redete der listige Khrishna, und Judishthira fasste neuen Mut, und die Fürsten alle gingen getröstet auseinander zur Nachtruhe, jeder in sein Zelt.

Im Lager der Kuru indessen, so siegesfroh die Menge auch war, sass Duryodhana sorgenvoll in seinem Zelt und sprach zu Duchsasana gewandt: „Lass, Bruder, mein Gefolge sich rüsten, während ich mich mit dem Königsschmuck bekleide.“ Darauf liess er sich die Glieder mit köstlichem Sandel reiben, legte ein fleckenloses, weisses Gewand an, liess sich die Arme mit goldenen Spangen schmücken, und band sich um das Haupt das Königsdiadem. Darauf bestieg er das weisse Ross und ritt, von seinen Freunden und Brüdern begleitet, zu den Zelten des Karna. Auf Elefanten und auf Pferden folgten ihm die Wachen, die Waffen in der Hand. Mit goldenen Lampen, die Licht und Wohlgeruch verbreiteten, wurde ihm der Weg erleuchtet, und die Läufer, mit Goldturbanen auf dem Haupt, mit Trommeln und mit Stöcken bewaffnet, drängten sanft die Menge aus dem Wege.

So zog der König wie der volle Mond, von tausend hellen Sternen umgeben durchs Lager zu den Zelten Karnas, unter den Huldigungen der treuen Völker und dem Lobgesang der Dichter.

Vor Karnas Zelten hielt er an und stieg vom Pferde. Ihn empfing, die Hände faltend und sich tief verneigend der tapfre Karna und führte ihn zu einem prächtigen goldenen Sitz.

„O Karna,“ hob der König an, „du hast den Siegesjubel des Volkes vernommen, weil Bhishma schaarenweise die Feinde erlegt. Ich aber bin voll Sorge, denn täglich fallen zwar Tausende von seiner Hand, aber er schlägt nur die gemeinen Krieger und meidet die Pandu-Söhne, lässt sie entfliehen, wenn er sie trifft; sie aber schonen uns nicht, von Bhimas Keule fallen meine Brüder und Freunde. Unser Uerlust ist grösser als der ihre, wenn nicht an Zahl, so doch an Wert. Darum, Karna, komme ich als Bittender zu dir: sitze nicht länger teilnahmslos in deinen Zelten, lass aus Liebe zu mir den Groll schwinden, nimm deinen schrecklichen Bogen zur Hand, erscheine in deinen Waffen, dann wird die Schlacht sich schnell entscheiden, und du wirst unser Retter sein!“

„Mir ist heute grosse Ehre geschehen, dass mich der König in meinem Zelte besucht,“ erwiderte sogleich der tapfre Karna. „Gern will ich thun, was du gebietest, will die Waffen wieder ergreifen und das Heer deiner Feinde vertilgen. Eins aber versprich mir vorher, o König: ich habe vor allem Volk geschworen, dass ich mit Bhishma zusammen nicht kämpfen werde. Bitte Du deshalb den unnahbaren Greis, dass er morgen, der Ruhe zu pflegen, in seinem Zelte bleibe. Dann werde ich die Pandu-Söhne, die er als seine geliebten Enkel schont, besiegen, ehe der Tag sich neigt!“

Hocherfreut vernahm der König die Worte des Karna und verliess ihn, um

sogleich den greisen Helden aufzusuchen. Er bestieg sein Pferd, während Karna sich tief verneigte, und ritt mit königlichem Gepränge bei Fackelschein zu Bhishmas Zelt.

„O Ahnherr,“ begrüßte ihn Duryodhana ehrfurchtsvoll, „wen Du beschützt, den könnte Indra selbst nicht besiegen. Du siegst im Heer; aber die Pandu-Söhne verhöhnen uns noch unbesiegt, während sie die Meinen vertilgen. Wie lange soll das Morden noch dauern? Und soll ich endlich König sein, wenn alle meine Brüder und Freunde erschlagen sind? Habe Mitleid mit mir, beende den Kampf und erschlage die Pandu-Söhne. Doch wenn Du aus Erbarmen Deine Enkelkinder nicht angreifen willst, so überlass für einen Tag dem Karna den Oberbefehl, der wird die Pandu-Söhne überwältigen.“

Wie Pfeile verwundeten Duryodhanas Worte den Erhabenen, und lange sass er schweigend da, in traurige und schwere Gedanken vertieft.

„Geh hin, o König,“ sprach er endlich, „geh und schlafe beruhigt, denn morgen schlag ich eine Schlacht, von der die Menschen singen und sagen werden, so lange die Erde steht. Morgen werde ich, ausser Sichandin, niemand verschonen der mir im Kampf begegnen wird!“

Freudig vernahm der König diese Worte, verabschiedete sich ehrfurchtsvoll und zog zu seinen Zelten; dort entliess er sein Gefolge und ging sorgenfrei zur Ruhe. Doch sorgenvoll blieb Bhishma noch lange wach und sann über das traurige Geschick nach, das ihn zwang, gegen die teuren Kinder seiner Kinder zu kämpfen. „O Jama, Codesgott, komm und erlöse mich endlich vom Leben!“ so seufzte er voll Trauer in der stillen Nacht.

Dichte Finsternis bedeckte den Wahlplatz und unheimliche Nachtgeister schweiften umher, und Scharen von Wölfen und Hyänen, die die Leichen der Erschlagenen verschlangen, bis der Schein des Morgens sie vertrieb,

Der Tag brach an. Von Crommeln und Muschelklang erbebt die Luft, und vom Knarren der Räder, vom Wiehern der Pferde, vom Trompeten der Elefanten, vom Klirren der Waffen, vom Rufen der Krieger, von Feldgeschrei und Losungswort und von der Führer lauten Befehlen erhob sich ein ungeheurer Schall.

Bald standen sich die beiden Heere gerüstet gegeneinander, beide erfüllt von Kampfbegierde und Siegeshoffnung, und die leuchtend aufgehende Sonne beschien die langen Reihen der Fussgänger und Reiter, der Elefanten und Wagen, die Waffen und die flatternden Fahnen der Fürsten. Hoch ragte vor allen der schreckliche Bhishma auf silberweissem Wagen. Weiss von Haar und Bart, in weissem Gewande und weissem Turban, silberweiss die Rüstung und die Waffen und weiss die Rosse, war er einem wandelnden weissen Berge gleich. Fünf silberne Sterne, sein Panier, leuchteten am goldenen Stamme des Fahnenstockes weithin für alle sichtbar.

Jetzt wandte sich der Heldengreis zu seinem Heer: „Ihr Capfern,“ rief er seinen Kriegern zu, „heute ist euch wieder die Pforte des Himmels aufgethan, wandelt den Weg, den eure Väter vor euch gewandelt sind, den Weg zu Indras Wonne, wenn ihr euch ewigen Ruhm durch Muth und Sieg oder Heldentod erwerbet. Nur im Felde zu sterben ziemt dem echten Krieger!“ Und mit Jubelgeschrei antwortete das ganze Heer.

Da ergriff der Held das goldgeschmückte gewundene Muschelhorn und blies mit hellem Schall, und sogleich ertönte auch das Horn des Feindes.

Da rückten die Heere gegeneinander mit Trommelschlag und Hörnerklang und Kriegsgeschrei, sodass weithin der Erdboden erzitterte. Von ferne aber krächzten die Raben und heulten die Wölfe, den Leichenschmaus witternd.

Die Schlacht begann; wild durcheinander wogten die Heere, undeutlich gemischt, wie wenn das vom Sturm bewegte Meer beständig auf- und niederwallt: hier zückten blanke, geschwungene Schwerter, dort flogen, leuchtenden Blitzen gleich, die Pfeile; hier trafen die Wagen zusammen, dort standen die Elefanten kämpfend einander gegenüber; hier fochten Reiter mit Reitern, dort Gewappnete zu Fuss. Doch überall sah man im tobenden Kampf Bhishmas hohes Banner in den Scharen der Feinde wehen. Den Glanz der Sonne mit Pfeilen verhüllend, war er an Glanz der Sonne gleich, und unermüdlich, wie ihre Strahlen das Dunkel der Nacht verscheucht, vertrieb der Held mit steten Geschossen das Heer der Feinde. Keiner wagte es, dem Schrecklichen entgegenzutreten. Da nahten sich aus dem Heer der Pandu zwei Helden, um mit Bhishma und seinen Begleitern zu kämpfen. Der mutige Sweta war es, der, wie die Wolke Regen sendet, dem Heldengreis Wolken von Pfeilen entgegensandte. Zehn buntfiedrige, scharfspitzige Pfeile schoss der Greis auf Swetas Brust, doch obgleich getroffen, stand er unerschüttert wie ein Berg, und schoss Pfeil auf Pfeil, und zerbrach den starken Bogen des Bhishma, und traf seinen Flaggenstock, dass er sich neigte. Jubelnd erscholl der Muschelton, das Siegeszeichen der Pandu. Doch schnell ergriff Bhishma den andern Bogen, und schoss sieben am Stein gewetzte gefiederte Pfeile auf den Feind ab. Mit vierein tödtete er des Sweta Viergespann, von zweien wurde der Flaggenstock zerrissen, und der siebente schnitt dem Wagenlenker das Haupt ab. Doch Sweta, vom Wagen herabspringend, warf den Bogen weit von sich, ergriff den schrecklichen Speer und schleuderte ihn, so dass der sausende Schaft wie ein Meteor durch die Luft fuhr. Staunend sah es die Menge, doch Bhishma schaute zum Speer empor, und sandte ihm buntgefiederte Pfeile entgegen, so dass er in Stücke zerbrochen zur Erde fiel. Bewunderung ergriff die Menge, Sweta aber, voll Wut, dass der schreckenspendende Speer zerbrochen, erfasste sein gutes Schwert und stürzte auf Bhishmas strahlenden Wagen. Doch dieser nahm einen grossen, gewichtigen Pfeil, spannte den Bogen mit aller Kraft und zielte. Und von der Sehne geschnellt, entflog der Pfeil wie ein Blitz, durchbohrte des Helden Panzer und flog zur Erde. So wie die Sonne, wenn sie hinter dem Berge versinkt, den Glanz des Tages mit sich führt, so führte der zischende Pfeil des Bhishma, als er aus Swetas Leibe zu Boden fuhr, das glänzende Leben des Helden mit sich fort. Wie ein Felsblock fiel sein herrlicher Leib todt zu Boden; Bhishma aber stürmte weiter, Vernichtung verbreitend.

Weiter tobte die Schlacht. Da trafen zwei Feinde, die sich lange gesucht, aufeinander. Der Kuru Furisrawas und aus dem Heer der Pandu der tapfere Satjaking. Die kämpften mit Pfeilen, bis sie von Pfeilen geritzt, von Wunden triefend, zwei Rosenstöcken glichen, die mit roten Knospen bedeckt sind. Dann, als die Bogen zerbrochen, und die Rosse todt am Boden lagen, sprangen sie zornmütig vom Wagen herab zum Schwerterkampf. Sie fassten die grossen von Häuten gemachten, gemalten Schilde, entrissen der ledernen Scheide die blinkenden Schwerter, und stürzten aufeinander los: sie hieben, sie stiessen, sie schlugen, sie fochten, hinauf, hinab, und rechts und links, bald angreifend, bald abwehrend. Sie drehten sich umeinander im Fechten, und liefen, und sprangen hin und her, und bewiesen



ihre Meisterschaft im Kampfe, dem die Menge bewundernd zusah. Als aber die hundertbuckligen Schilde, hundertfach von Hieben zerfetzt, und die Klingen stumpf geworden, da drangen die beiden kühnen Helden zum Ring- und Faustkampf vor, und kämpften wie der wütende Elefant mit seinen Zähnen kämpft, der Tiger mit seinen Catzen und der wilde Büffel mit seinen Hörnern.

Da hörte Krishna in der Ferne den tobenden Zweikampf: „Auf, Arjuna!“ rief er seinem Genossen zu, „rette den Freund, den treuen Satjaking, den der Feind bedroht!“ Und schnell wie der Blitz flog der Wagen, den Krishna führte, den beiden Kämpfenden zu. Schon ermattete im Kampf der tapfere Satjaking, den sein Gegner mit seinen Armen, wie mit eisernen Banden umschlang, ihn in die Luft emporhob und zu Boden schleuderte, dass er mit dumpfem Gepolter rückwärts zur Erde fiel. Dann setzte er ihm schnell das Knie auf die Brust, erfasste mit der Linken das aufgedeckte Haar des Hauptes, und riss mit der Rechten den Dolch aus der Scheide, um ihm den Hals zu durchbohren. Die Kuru erhoben den Löwenschrei, ihren Siegesruf, doch da flog, von ungesehener Hand entsendet, ein halbmondförmiger Pfeil mit Zischen daher, und schnitt den ausgestreckten Arm des Kuruhelden vom Rumpfe ab. Die stossende Hand fiel mit dem Dolch zu Boden.

„Das hat Arjuna gethan!“ rief der Verwundete aus, „so sicher schiesst kein anderer, als der den himmlischen Bogen führt. Doch du hast eine unedle That gethan, o Held Arjuna, folge Krishna nicht, damit der Ruhm unseres Hauses nicht durch die Ratschläge eines Barbaren, der gemein und boshaft und jeglicher Tugend baar ist, untergehe!“ So rief er kläglich, den blutenden Stumpf erhebend wie ein Bittender. Indessen hatte Satjaking sich von dem Todesschrecken erholt, war aufgesprungen, fasste den Dolch, und von Zorn und Scham entflammt, stiess er dem verstümmelten Gegner das scharfe Eisen in den Hals, so dass er tot zu Boden fiel.

„Weh dir Uerruchter!“ rief entsetzt die Menge, „der du wehrlose Feinde grausam mordest!“ Doch der Grimmige eilte davon, erbeutete sich einen andern Wagen, und erschien nach kurzer Rast wieder mitten in der Schlacht; er drang unaufhaltsam vor, ebenso wie der ungeschlachtete Bhima, der, laut schreiend wie ein brüllender Stier, auf hohem Wagen in das Heer der Kuru eindrang. Da eilte auf seinem grossen Elefanten der kühne Fagadatta herbei und griff den ungeheuren Bhima an. Wolken von Pfeilen flogen her und hin, von Pfeilen bedeckt, bluttriefend glänzte der grosse Elefant, wie ein mit rot und weissen Streifen gezielter ungeheurer Marmorblock. Da spornte Fagadatta seinen Elefanten, und dieser zur äussersten Wut erregt, fuhr stürmend auf Bhimas Wagen los, so dass er krachte und in Stücke zerbrach. Leblos hingestreckt am Boden lag das teure Viergespann, und zu Boden geschleudert lag der ungeheure Bhima; verborgen unter dem riesigen Tiere, hielt er sich an der faltigen Haut des Leibes und der Beine fest. Schnell aber, wie die Scheibe des Töpfers, drehte sich der Elefant um und um, bis er ihn endlich mit dem Rüssel umschlang und ihn am Nacken fasste. Jubelnd erscholl der Kuru Löwenschrei: „Verloren ist der schreckliche Feind, der ungeheure Bhima!“ Da zischte von Arjunas Bogen gesandt, ein reiherrfiedriger Pfeil daher und drang dem Elefanten tief in die Stirn, dass er darin verschwand, wie eine zischende Schlange sich in das Loch am Boden verkriecht. Sich stützend, hielt er die beiden Zähne gegen die Erde, stöhnte dumpf und starb. Und einen zweiten spitzigen Pfeil schoss Arjuna dem Fagadatta in das Herz. Da entsank

dem heldenmütigen König der Bogen und die Pfeile, und tot sank er vom Elefanten herab in seinem Schmuck der goldenen Bänder und der Ketten.

Bhima aber, als er so von seinem Gegner errettet war, ergriff von Zorn und Scham bewegt, die grosse eiserne Keule und stürzte schreiend in das Heer der Feinde, vernichtend und mordend wie die strafende Flamme des jüngsten Tages.

Indessen fuhr Arjuna zurück ins Lager und bestieg nun, nach Krishnas Rat, den Wagen des Sichandins und entfaltete dessen Flagge über der seinen, so dass Jedermann getäuscht wurde. „Auf nun!“ rief ihm Krishna zu, „die Zeit ist da, zu thun, was du versprochen hast! Auf! erlege jetzt den Heldengreis, den unnahbaren Alten! Erwirb dir ewigen Ruhm, und Sieg und Herrschaft! Da trieb Krishna die Rosse, und stürmend wie ein Orkan brach Arjuna ins Heer der Feinde ein, um mit Bhishma zu kämpfen.

Jetzt standen die beiden Unbesiegblichen mitten zwischen den Heeren. Der Greis aber, als er Sichandins Wagen und dessen Flagge erblickte, rief er diesem lächelnd zu: „Mit dir fechte ich nicht, Sichandin, ich kämpfe nicht gegen ein Weib!“ Und so sprechend, legte er Bogen und Pfeile aus der Hand. Arjuna aber spannte den Bogen und begann, glattrohrige, reiherriedrige Pfeile mit Eisenspitzen auf den Feind zu regnen, so wie die Sommerwolke den Berg mit Regen übergiessst. Da schaute der Heldengreis verwundet empor und rief: „Wie eine Reihe schwärmender Bienen, ununterbrochen folgen sich die zischenden Pfeile Schuss auf Schuss, das sind Sichandins Pfeile nicht! Wie aus der Wetterwolke der Blitz des Indra rasch zur Erde fährt, so fliegen diese Geschosse daher, es sind Sichandins Pfeile nicht! Wie Donnerkeile alles zerreisend, durch meinen Panzer, meinen Schild bis in die Glieder dringen sie ein, es sind Sichandins Pfeile nicht! Wie zornigzüngelnde giftige Schlangen, so beissen diese Pfeile mich und trinken meines Herzens Blut, es sind Sichandins Pfeile nicht. Von Yama mir gesendete Boten, sie bringen den ersehnten Tod: Sichandins Pfeile sind es nicht, die Pfeile sind es des Arjuna!“ So rief er, und von Wunden zerrissen, von Blute tiefend, fiel der Held vom hohen Wagen herab aufs Haupt.

Arjuna aber erhob den Löwenschrei, und seine Krieger bliesen die Muscheln und jubelten laut. Die Kuru aber ergriff Entsetzen, vor Schrecken starr, umstanden sie den sterbenden Helden, die Waffen entsanken ihren Händen, keiner dachte weiter an die Schlacht, jene vor Freude, und diese vor Schreck und Traurigkeit.

Da kam Judhishthira herbei, den Arjuna geholt hatte, die fünf Pandu-Söhne kamen heran und umstanden den Sterbenden. Und Duryodhana, und die noch am Leben gebliebenen von seinen Brüdern und Freunden traten kummervoll herzu, und tiefgeneigt verehrten sie den grossen Ahnherrn, den Sohn der Göttin Ganga. Doch das Leben war noch nicht ganz entflohen, er schlug die Augen auf und schaute umher und mühsam sprach er: „Willkommen ihr herrlichen Helden! Ich freue mich, euch alle, ihr Kinder meiner Söhne, noch einmal friedlich hier vereint zu sehen, ehe ich sterbe. Vernehmt nun, ihr meine Enkel, mein letztes Wort: schliesst Frieden, lasst meinen Tod genügen, schliesst Frieden, lasst nicht den erhabenen Stamm der Kuru durch euern Hader untergehen!“ So sprach der Greis mit schwacher Stimme und verstummte. Schweigend standen die Enkel umher und schauten auf den Toten.

Mit Thränen sprach Duryodhana endlich: „Ihr habt des Ahnherrn Wort genommen, ihr Pandu-Söhne, hört nun, wie ich seinen letzten Befehl erfüllen will

Dir, o Judhishthira, gehöre, wie vor dem unglückseligen Würfelspiel wiederum die Hälfte meines Reiches, und Freundschaft walte zwischen uns!“

„Ein Thor müsste ich sein,“ entgegnete höhrend Judhishthira, „wenn ich mich mit der Hälfte begnügen wollte, während das Ganze von selbst in meine Hände fällt!“

„So soll denn morgen wieder die Schlacht beginnen,“ rief Duryodhana zornig aus. „Du aber, Ahnherr, sei Zeuge, dass durch meine Hand dein Geschlecht nicht untergeht!“ Und drei Mal mit gefalteten Händen rechts hin umging Duryodhana mit seinen Brüdern die Leiche Bhishmas.

### Teil V.

Zu seinem Bruder Bhima sprach Judishthira zagend: „O Bruder wir haben zu früh gejubelt als Bhisma fiel! Schrecklicher als er wütet jetzt Karna in unserm Heere! Von seinen Pfeilen sind schon Hunderte gefallen, ja unsre Brüder Sahadewa und Nakula wären schon zu Yamas ödem Haus gewandert, hätte nicht Karna den Besiegten in höhnischer Gnade das Leben geschenkt, und Arjuna hält sich fern, von Krishnas schlauem Rat geleitet!“

„Verzage nicht, Bruder, wir beide sind noch unbesiegt; wenn auch Arjuna, auf deine Rettung bedacht, sich vom Kampf zurückhält, so bin ich doch da: er soll in deiner Nähe bleiben und ich ziehe jetzt ins Lager, um Karna zu besiegen!“

Darauf wurde dem ungeheuren Bhima der Trank von Enzian gereicht, der seine Kraft verdoppelte und ihm die Augen rötete, und so fuhr er dahin zornesmutig auf seinem hohen Wagen. Sein schwarzer, mit Gold verzierter Panzer schien einer Wolke gleich, auf deren dunkler Fläche die Blitze hin- und herzuckten, und dem Donner gleich erscholl der ungeheuren Muschel Klang, mit der er Karna zum Kampfe aufforderte, und wie die Wandergänse im Herbst durch die Lüfte ziehen, so flogen seine Pfeile dem Gegner zu. Doch Karna, der unvergleichliche Schütze, zerschoss alle Pfeile des Bhima, zerbrach den Flaggenstock, zerbrach den schweren, sausenden Speer, den Bhima nach ihm warf, und fasste ihn, wie er auf den Wagen zusprang, mit gewaltiger Hand, entwand ihm das blanke Eisen, zerbrach es, schlug und verhöhnzte ihn und liess ihn dann lebend los. Denn Karna hatte der Kunti, der Mutter der Pandu-Söhne, das Versprechen gegeben, ihre Söhne nicht zu tödten. Nur bei Arjuna hatte er nicht eingewilligt, gegen den hegte er bitteren Hass und Eifersucht, den suchte er jetzt im Kampf. Schon verhüllten die unheimlichen Schatten der Dämmerung die Kämpfenden, doch Karna merkte es nicht, immer noch suchte er den Arjuna. Doch zu dem sprach Krishna: „Heute darfst du noch nicht mit Karna fechten, noch glänzt in seinem Wagen der hohe Speer, den Indra ihm einst gab; zu deinem Code hat er ihn aufbewahrt; erst wenn der nie fehlende Speer zurückgekehrt sein wird in Indras Hand, darfst du mit Karna kämpfen und wirst ihn besiegen!“

Dann eilte der schlaue Krishna zu dem Sohn der Riesin Hidimba. „Auf, Gatotkatscha! Die Sonne verschwindet und Dämmerung liegt auf der Erde; die Kräfte der Riesen wachsen in der Dämmerung, so dass sie kein Mensch besiegen kann. Du aber, dessen Vater ein Held, und dessen Mutter eine Riesin, vereinst beider Kräfte: bei Tage hast du die Kräfte des Vaters, die Riesenkräfte in der Nacht, und jetzt in der Dämmerung bist du ein Riese und ein Held zugleich.

Drum auf jetzt! Greife Karna an, der im Eifer des Kampfes den Untergang der Sonne nicht bemerkt; besiegst du ihn, so wird dein Ruhm ewig währen.“

Da schwang Gatotkatscha die schwere Keule und stürzte sich mit lautem Gebrüll ins Heer der Feinde, dem sausenden Sturmwind gleich, der im Walde die Bäume entwurzelt und zerbricht. Auch Waffenlose und Flehende verschonte er nicht, denn nicht nur an Kraft, auch an Gesinnung war er bei Nacht kein Mensch mehr, sondern Riese. Da flohen die Bedrängten zu Karna, dass er sie von dem wütenden Riesen errette, und ohne Säumen fuhr er ihm entgegen. Doch schon hatte sich der Sohn des Drona dem Riesen entgegengestellt; doch dieser erfasste ihn, warf ihn spielend zu Boden und holte zum Todesstreiche aus. Das bemerkte der tapfere Karna, und schnell, ohne sich zu bedenken, fasste er den immertreffenden Speer, den er zum Code Arjunas erhalten hatte, und schleuderte ihn auf den Riesen. Wie ein Meteor glänzend, durchschnitt der sausende Speer die Luft, durchbohrte dem schrecklichen Riesen die Brust, und flog dann, vor aller Augen, hellleuchtend zu den Sternen empor, zurück in Indras Hand.

Mit Gekrach, wie wenn ein Fels zusammenstürzt, fiel der Riesen Sohn zu Boden. Entsetzen ergriff die Pandu; nur Krishna, dessen List gelungen, rief jubelnd dem Arjuna zu: „Morgen, o Held, besiegst du deinen Feind! Indras Speer ist nicht mehr in Karnas Händen!“

Indessen war der letzte Tagesschein geschwunden, finster ward es umher, so dass die Kämpfenden sich nicht mehr sehen konnten. Da endlich gab Karna mit seiner Muschel das Zeichen, und heim ins Lager zog das Heer.

Bald lag alles im Schlaf, nur im Zelte des Königs Duryodhana waren die Fürsten noch zum Rat versammelt. „O König,“ hob Karna an, „heute habe ich den starken Arjuna vergeblich gesucht: er hat mich vermieden, weil er meinen Speer, den nie fehlenden, fürchtete, der ihn in den Tod geschickt hätte. Doch morgen wird er mir gewiss gegenüberreten, und ich besiege ihn auch ohne Indras sichern Speer! Wir kämpfen dann mit gleichen Waffen: er besitzt den himmlischen Bogen, den Gandio, den vordem die Götter der Fluten im tiefen Meer bewahrten, und nicht weniger herrlich ist mein Bogen, der Widschaja, den einst der himmlische Schmied für Indra verfertigte; der schlug mit ihm die Götterfeinde, die Asuren, und schenkte ihn dann dem Rama, von dem habe ich ihn empfangen. So bin ich meinem Gegner in allem gewachsen, nur in einem nicht: ihm führt den goldschimmernden Wagen Krishna, der unübertreffliche Wagenlenker, dem kommt mein Wagenlenker nicht gleich an Kunst. Drum gebiete du, o König, dass der Fürst der Madra, der tapfere Salja, der im Heere der Kuru der beste Wagenlenker ist, meinen Wagen besteige und meine Rosse lenke!“

Da nahte sich Duryodhana bittend mit geneigtem Haupt dem König von Madra und bat ihn, Karnas Wunsch zu erfüllen. Doch ungern nur willigte jener ein: es beleidigte seinen Stolz, dass er, ein König, und auf der Stirn gesalbt, dem Fuhrmannssohn, für den Karna galt, obgleich er der Sohn des Sonnengottes war, die Rosse lenken sollte.

So brach der neue Schlachttag an. Die strahlende Sonne verscheuchte die Schatten der dunkeln Nacht. In beiden Lagern erschollen die Hörner, und wieder standen sich die beiden todeskühhnen Heere einander gegenüber, an ihrer Spitze, als Führer der Heere, Karna und Arjuna, bereit, den Entscheidungskampf zu



kämpfen. Beide mit himmlischen Bogen bewaffnet, beide sich gleich an Heldenruhm, mit Löwenschultern, breit von Brust, mit langen Armen und Trotz im Blick, auf goldenen Wagen beide, die prächtig mit Tigerfellen bedeckt und von weissen Rossen gezogen wurden, dieser mit dem listigen Krishna an der Seite, jener mit dem stolzen Salja als Wagenlenker. Vertrauend blickte das Heer der Pandu auf Arjuna und Krishna, und siegesgewiss das Heer der Kuru auf Karna und dessen Wagenlenker. Und alle Wesen im Himmel und auf Erden, die Tiere, Geister und Götter selbst, sie schieden sich und stellten sich alle auf Karnas oder Arjunas Seite. „Den Karna besiege Arjuna,“ rief Indra, „denn er ist mein Sohn!“ „Nein, Karna besiege den Arjuna,“ rief Surja, der Sonnengott, „denn Karna ist mein Sohn!“ So waren alle Wesen geschieden, und alle Welten zitterten, als Karna und Arjuna sich zum letzten Kampfe gegenübertraten.

Wie ein Donnerschlag ertönten jetzt die Hörner und Pauken, und Karna, der gewaltige Held, ergriff das meergeborene Muschelhorn und setzte es an die Lippen und blies herausfordernd, dass es weithin erklang. „Fordere du nicht den Arjuna zum Kampf heraus,“ rief da Salja höhnisch, „du der Fuhrmannssohn den edlen Sohn des König Pandu!“ Mit solchen Worten reizte der Übermüthige, den sein Wagenlenkerdienst verdross, den edlen Karna, bis auch dieser die Geduld verlor, und ihm zornig seine unedle Gesinnung vorwarf. Da zog Salja rachgierig die Zügel an und fuhr dahin, sodass ein Wagenrad in tiefer, sumpfiger Erde stecken blieb. Vergebens zogen die keuchenden Rosse, sie brachten den Wagen nicht heraus, seitwärts war er gesenkt, so tief dass niemand auf ihm stehen und fechten konnte.

Da erschien das Affenbanner des Arjuna. Krishna hatte die Not des Gegners erkannt, und gedankenschnell hin flogen, von der Geisel getrieben, die weissen Rosse, und mit gespanntem Bogen stand vor Karna jetzt Arjuna, der langgesuchte Feind! Heisse Chränen erpresste der Zorn dem mutigen Karna. Unverweilt sprang er zu Boden und rief seinem Gegner abwehrend zu: „Arjuna halt ein, bis ich das feststeckende Rad aus dem tiefen Schlamm befreit habe! Ich fürchte nicht, dass du, des edlen Pandu herrlicher Sohn von dem Wagen herab auf mich am Boden Stehenden die Pfeile sendest! Du wirst nicht wie ein niedriger Knecht mit Schande kämpfen! Warte, o Held, bis ich den Wagen besteigen kann!“

Doch Arjuna hörte nicht auf die bittenden Worte. Hoch vom Wagen herab schoss er die spitzigen Rohre auf den bedrängten Helden hernieder. Da aber ergriff auch Karna in grimmigem Zorn den himmlischen Bogen, und holte aus dem Köcher den schwersten Eisenpfeil: die Sehne schwirrte, und sausend flog der Pfeil. Getroffen und am Arme verwundet sank Arjuna besinnungslos zurück, und seinen Händen entfiel der Bogen und der Pfeil. Doch als der edle Karna den Feind besinnungslos im Wagen sah, da hörte er auf zu kämpfen: „Gegen Wehrlose kämpfe ich nicht,“ sprach er, „bis Arjuna sich wieder erholt, und seinen Bogen wieder zur Hand nimmt, will ich schnell mein Wagenrad befreien.“ Und so sprechend, legte Karna den herrlichen Bogen und die langen, spitzigen Pfeile bei Seite, und bückte sich, und fasste mit beiden kräftigen Armen das eingesunkene Wagenrad.

Doch Krishna hatte währenddessen dem Arjuna den Pfeil geschickt aus dem Arm gezogen, und ihm die Wunde schnell mit Zaubersprüchen geheilt, so dass ihm die Besinnung und seine ganze Kraft zurückkehrte. Und er fasste seinen himmlischen Bogen und zielte von dem glänzenden Wagen herab auf Karna, der

waffenlos, und gerade über dem Wagen gebückt mit beiden Armen das Rad erhob. Von hinten kam der tödtliche Pfeil auf Krishnas Rat von Arjunas Hand entsendet; in Karnas Rücken drang das Geschoss, und vorwärts auf den Wagen sank der Held leblos dahin!

### Teil VI.

Als nun der König Duryodhana sah, wie sein Heer der Übermacht erliegen musste, da führte er, was noch übrig war an Wagen und Elefanten, an Reitern und Fussvolk zusammen, und gab ihnen den Befehl, sich alle zugleich auf den Feind zu stürzen, um zu siegen oder zu sterben. Und die Krieger, ihres Königs Wort mit geneigtem Haupt vernehmend, zauderten nicht, sondern stürzten, wie Krieger es sollen, mit Heldenmut dem Tod entgegen. Aber der König, vom langen Kampf ermattet, von Wunden erschöpft, und seine Seele zerrissen von dem Schmerz um den Verlust seines Heeres und seiner treuen Freunde, wie nun vom letzten Sturm die Erde erdröhnte, und der aufwirbelnde Staub den Tag in Nacht verwandelte, da schwanden ihm die Sinne, und bewusstlos liess er seinem Pferde freien Lauf. Von Durst getrieben sprengte das Ross fort aus der Schlacht zum Wasserteich, wo es gewohnt war zu trinken. Dort sank der König vom Pferde; von den Göttern beschützt lag er da im kühlen Wasserteich, bis an den Hals von Wellen umspült, und in der Hand hielt er noch die schwere Eisenkeule fest, die ihm das Liebste auf der Erde war. Die kühle Fluth erquickte seinen müden Leib, und ein wunderbarer, himmlischer Schlaf erfüllte ihn mit neuer Kraft.

Indessen wurde der Rest des tapferen Kuru-Heeres mit leichter Mühe von den Pandu überwältigt. Sie fanden alle im Kampf den Tod, nicht einer wandte sich zur Flucht. Drei Helden nur waren noch am Leben, die zogen im Walde umher und suchten den König, den sie vermissten, während die tapferen Streiter den Tod im Felde der Ehre fanden.

Jetzt erhoben die Pandu den Siegesang: „Heil dir, Judhishthira, geendet ist der lange Kampf, deine Feinde liegen erschlagen, jetzt bist du der Herr der Erde!“ „Noch kann ich mich des Sieges nicht sorglos freuen,“ rief dieser, „so lange ich nicht weiss, ob Duryodhana gefallen sei!“ Da verstummten sie alle, denn keiner hatte den König erlegt oder ihn fallen sehen, und sie zerstreuten sich nach allen Seiten, um ihn zu suchen. Da erblickte man den schlafenden König im Wasserteich, und sogleich versammelte sich das ganze Heer der Pandu an der Stelle. „Steh auf, o König,“ rief da Judhishthira, „erhebe dich und kämpfe mit uns und zeige dich als Held. Ist das ein Krieger, der voll Furcht, um dem Tode zu entgehen, im Wasser steckt?“ Da erhoben die Pandu ein Hohngelächter. Duryodhana aber sprang empor und kam heran; die schwere Eisenkeule mit dem goldenen Ring in der Hand schwingend, zornig die Stirn runzelnd rief er: „Dies Lachen sollt ihr noch bereuen, ihr Pandu, hier stehe ich, mit euch zu kämpfen. Zwar die Herrschaft hat nun keinen Wert für mich, seit meine Brüder und Freunde erschlagen sind, aber um meiner Ehre willen, meiner Pflicht getreu, fordre ich euch zum Kampfe. Wohlan, so kommt denn, kommt heran wie die Wochen zum Jahre heranziehen, und doch das Jahr sie alle verschlingt, wie die Sterne der Nacht der Sonne entgegenziehen und alle erbleichen, wenn sie erscheint! Ihr aber, ihr herrlichen Helden, die ihr für mich in den Tod gegangen seid: o Bhishma, Drona, Karna, ihr Freunde und Verwandten

alle, ihr treuen Krieger ohne Zahl, euch will ich rächen! Das Heer der Pandu soll jetzt von meiner Hand fallen!"

Da riet Krishna, dass kein anderer als Bhima sich ihm zum Keulenkampf stellen solle. „Euch andre besiegt Duryodhana gewiss,“ sprach er, „denn dreizehn Jahre lang hat er sich an einem künstlichen Eisenmann im Keulenkampf geübt. An Kunst kommt ihm keiner gleich, auch Bhima nicht, obgleich er mehr Kraft besitzt als Duryodhana.“ „Seid unbesorgt, mich besiegt er nicht,“ rief Bhima, „meine Keule ist schwerer als die seine, mit der erschlage ich ihn.“ Und zu Duryodhana gewandt, sprach er: „Jetzt kommt die Zeit der Rache! Erwinnere dich, wie ihr uns im Würfelspiel betrogen habt, wie ihr Dranpadi verhöhnt habt, denke daran, was wir in der Wildnis dulden mussten! Du bist an allem Schuld, und heute noch sollst du von meiner Hand sterben! Die Glieder werde ich dir mit dieser Keule zerschlagen, und deinen Leib den Wölfen zur Speise überliefern!“

„Was soll das Prahlen,“ entgegnete Duryodhana, „meinst du, mich mit Worten zu schrecken? Was ich lange ersehnt habe, den Keulenkampf mit dir, das haben mir heute die Himmlischen gnädig gewährt, mache jetzt dein Prahlen wahr mit der That!“

Da fasste Bhima grimmig die schwere Keule, schwang sie hoch und stürmte auf Duryodhana los. Der aber schwang ebenfalls die Keule und lief dem Bhima entgegen. Ergrimmt stürzten sie auf einander los wie zwei Stiere, die mit den Hörnern kämpfen. Die Erde dröhnte von ihren Streichen, und Funken sprühten in der Luft: bald sprangen sie rechts, bald sprangen sie links, im Kreise bald, bald hin und her, bald nach der Blösse des andern spähend, bald wieder Streich auf Streich hauend. Wenn Bhima die schreckliche Keule im Wirbel schwang, da wurde ein dumpfes Sausen gehört, dass alle darüber erstaunten; Duryodhana selbst bewunderte den Gegner. Als ob sie im Waffenspiel die Meisterschaft im Keulenkampf zeigen wollten, so kämpften sie miteinander und wandten sich regelrecht. Jetzt kreiste Duryodhana rechts, und links zu kreisen wandte sich Bhima. Da fasste der Kuru behende die schwere Keule und stiess sie mit aller Macht dem Gegner in die Seite. Getroffen war der Pandu, doch er wankte nicht; er schwang jetzt seine Keule, die schwerere, und holte aus, doch Duryodhana wich ihm aus, mit leichtem Schritt zur Seite springend, und stiess seinem Gegner die Keule auf die Brust, so dass dem Bhima für einen Augenblick die Sinne schwanden. Doch schnell erholte er sich wieder, und die Keule schwingend, stürzte er mit verdoppeltem Grimm heran, so wie der Löwe auf den Elefanten springt. Doch ruhig erwartete ihn Duryodhana, behende wich er dem Wütenden aus und traf ihn, wieder schnell gewandt, mit seiner Keule auf die Brust. Da wankte Bhima und fiel; die Keule hatte den Panzer zerrissen, und aus der Wunde drang das Blut. Da erhob der Kuru den Löwenschrei; die Pandu aber standen entsetzt, und zitterten für Bhima. Der hatte sich indessen wieder erhoben, und als sein Blick den Arjuna traf, der ihm auf Krishnas Rat einen Wink gab, wohin er den Schlag richten solle, da begann der Kampf aufs Neue: bald sprangen sie rechts, bald sprangen sie links, im Kreise bald, bald hin und her, bald nach der Blösse des andern spähend, bald wieder hauend Streich auf Streich. Allmähig aber schwanden dem starken Bhima die Kräfte, geschwächt durch den Blutverlust. Da nahm er sich noch einmal zusammen; er schwang die schwere Keule in die Luft und stürzte mit lautem

Gebrüll auf seinen Gegner und stieß ihm, der schnell ausweichend zur Seite sprang, die schwere Keule auf die Schenkel, so dass von dem ungeheuren Keulenschlag dem heldenmütigen Duryodhana die Knochen beider Schenkel zerbrachen. Da sank der Männertiger zu Boden, gefällt wie eine stolze Eiche. Und höhrend setzte ihm der Sieger den Fuss aufs Angesicht: „Nimm deinen Lohn dafür, dass du uns einst in deinem Saale höhntest!“ schrie er, und zu Judishthira gewandt: „Dir gehört jetzt das Reich; der Falsche, der es dir nicht gönnte, liegt am Boden; alle deine Feinde sind besiegt, regiere nun und freue dich der Herrschaft!“ „Heil dir, Bhima,“ sprach der König. „Heil dir! du hast mich befreit von meinem Feinde!“ Und Jubel und Freudengeschrei erscholl im ganzen Heere.

Duryodhana aber hörte die Worte; mühsam richtete er sich zum Sitzen auf, stemmte sich auf seinen Arm und rief voll Stolz den Pandu zu: „Schämt ihr euch nicht, dass Bhima mich unehrlich besiegt hat? Denn die Schenkel des Feindes zu treffen ist schmähsch und unerlaubt im Keulenkampf. Ihr habt immer unehrenhaft gekämpft und habt nun euren Sieg mit Schande! Bhishma, den gewaltigen Ahnherrn, hat Arjuna, als Sichandin verkleidet, zu Boden gestreckt, den Wehrlosen! Dem tapfern Karna habt ihr die Lanze erst mit List entlockt, und ihn dann schmähsch getroffen, von hinten, als er sich bückte. Die hättet ihr diese Helden und viele andre besiegt, wenn ihr, wie wir, im ehrlichen Kampf gefochten hättet. So hat auch Bhima mich auf Krishnas Rat mit unerlaubtem Streich erlegt! So freut euch nun eures Sieges! Ich aber habe die Erde beherrscht bis an den fernen Strand des Meeres, bin mutig vor den Feinden gestanden, und sterbe jetzt, wie ein Held zu sterben wünscht: im Dienst der Pflicht! Und von der Freunde Schar begleitet steige ich nun zu den Göttern hinauf! Wer ist so glücklich wie ich es bin?“

Da erscholl vom Himmel ein göttlicher Beifallsruf; Wohlgerüche erfüllten die Lüfte und ein leuchtender, heller Glanz strahlte hernieder.

Als die Pandu diese Götterzeichen sahen und die Ehre, die Duryodhana vom Himmel zu Teil wurde, da schämten sie sich, und reuevoll gedachten sie der Felder, die sie durch List und Betrug besiegt hatten. Krishna aber, als er die Pandu traurig und gesenkten Hauptes stehen sah, rief ihnen zu: „Ich bin es, der die Liste ersann, aus Liebe zu euch habe ich so gehandelt, weil sonst der Sieg unmöglich war. Selbst ein Gott konnte die Helden nicht besiegen. Mit List gegen Gewalt und Stärke zu kämpfen, das haben die Götter selbst geübt! Freut euch jetzt des Sieges und lasst uns ins Lager der Feinde ziehen, ehe die Nacht einbricht!“

Da rief ihm das Heer Beifall zu. Die Pandu bliesen die Muschel, und des Sieges froh, zogen sie alle ins verlassene Lager des Königs. Da fanden sie in den Zelten zahllose Schätze an Gold und Silber, an Perlen und Steinen, an Tüchern und Fellen, auch Sklaven und Sklavinnen, und alle Abzeichen des Königtums. Und voll Freude über all den Reichtum priesen sie den Krishna und riefen Heil dem Judishthira. Dann zogen sie wieder zurück zu ihrem Lager, und legten sich sorgenfrei jeder in seinem Zelte zur Ruhe nieder.

Während dessen suchten die drei Kuru-Helden immer noch ihren vermissten König. Doch als sie vom Felde her den Löwenschrei der Pandu hörten, da fuhren sie vom Walde wieder über das Schlachtfeld, zum Teiche hin, von wo der Ruf kam. Die Feinde waren schon zurück ins Lager geeilt, als sie den Teich erreichten; da fanden sie den edlen Duryodhana wie eine vom Sturm entwurzelte Eiche, mit



zerbrochenen Schenkeln und mit Blut bedeckt am Boden liegen. Entsetzen ergriff die Treuen, schnell sprangen sie vom Wagen, warfen sich neben dem König zur Erde nieder und riefen ihm zu: „O König, öffne deine Augen, drei treue Diener nahen dir!“ Da blickte sie Duryodhana an und freudig sprach er: „Wohl mir, dass ich euch treue Freunde wieder erblicke. Mich erreicht jetzt der Tod, den der Schöpfer allen Wesen verordnet hat. Ich, der ich die weite Erde beherrschte, liege hier einsam und ohne Hülfe am Boden. Statt der Diener, die mich sonst umgaben, sehe ich jetzt Wölfe um mich her, die heulend mit funkelnden Augen nach meinem Leibe hungern. Nicht aber sollt ihr um mich klagen, ihr teuren Freunde! Wenn ihr glaubt, was uns der Ueda lehrt, so werde ich im Himmel selig sein! Wohl mir, ich habe mutig gekämpft, und nie in der Schlacht gezittert, nur durch unehrliche List hat Bhima mich besiegt! Ihr Freunde, traut den Pandu nicht, sie kämpfen immer mit Trug und List!“

Still mit thränenden Augen vernahmen die Helden des Königs Worte, und Aswatthaman, Dronas Sohn, sprach mit zornestrickter Stimme: mein Vater wurde von diesen Frevlern durch schändliche List umgebracht, doch so heftig hat mich das nicht geschmerzt, wie dein Geschick o König mich jetzt ergrimmt. Dich mit jedem erdenklichen Mittel zu rächen, erlaube mir jetzt, o Herrscher! Voll Freude vernahm der König seine Worte: „Geh, Kripa, weiser Brahmane,“ sprach er, „hole in deinem Helme Wasser und weihe hier auf meinen Befehl des Drona Sohn zum Feldherrn!“ Und Kripa ging und holte Wasser vom Teiche, und weihte den jungen Helden zum Feldherrn. „Heil König dir! Ich schwöre, dass ich mich des Panzers nicht entledigen will, bis ich deinen Tod gerächt habe!“ So rief er, dann umarmten die drei Helden den am Boden liegenden König, und von ihm entlassen, fuhren sie zurück in den Wald.

#### Teil VII.

Schon sank die Nacht herab, und Erquickung spendend, breitete sie den schwarzen, sterngestickten Schleier am weiten Himmelsdome aus. Uerstummt waren die Sänger des Waldes, die Raubtiere zogen auf Beute aus; da kamen die erschöpften, von Gram verzehrten drei Helden im Walde an. Unter einem tausendästigen Feigenbaum hielten sie an, spannten die ermatteten Rosse los, und streckten sich am Boden hin. Bald umfing sie der süsse Schlaf, in welchem sie ihr Leid vergassen, doch den Drona-Sohn floh der Schlummer; er konnte den Anblick des edlen Königs nicht los werden, wie er da mit zerschlagenen Beinen im Staube lag. „Könnte ich ihn rächen,“ seufzte er, „dann fände ich Ruhe!“

Indem er nun schlaflos die Augen umhergleiten liess, bemerkte er auf den Ästen des Baumes eine Schar Krähen, die ohne Gefahr zu ahnen, ruhig schliefen. Denen nahte sich still, mit Feueraugen heranschwebend ein Uhu so leise, wie eine Schlange schleicht. Plötzlich stürzte er auf die Krähen herab und tötete die Schlafenden alle: den einen biss er den Kopf ab; den andern riss er die Fittiche aus, und wieder andern brach er die Beine entzwei, bis sie alle tot am Boden lagen. Da jauchzte der Uhu, er hatte sich an seinen Feinden gerächt.

Da sprang der junge Held vom Boden auf: „Dank dir, Nachteule,“ rief er, „du hast mich belehrt!“

„Auf jetzt zur Rache,“ rief er dann seinen beiden Gefährten zu, „erhebt euch und folgt mir!“

„Was beginnst du, Dronas Sohn,“ fragte ihn erstaunt Kripa der Brahmane. „Lass ab vom Kampf, der Segen des Himmels fehlt uns. Fügen wir uns in das herbe Geschick. Lass uns jetzt ruhen und morgen dann heimkehren in die Stadt.“

„Und wenn uns auch die Gunst des Himmels fehlt,“ entgegnete schnell und zornentflammt der Held, „wir müssen bis ans Ende unsrer Pflicht folgen. Denn als der Schöpfer die Menschen schuf und sie in vier Kasten teilte, da wies er den Brahmanen die Opferpflege, den Kriegern den Kampf, den Kaufleuten nie rastenden Fleiss, und den Sudras Unterwürfigkeit an. Drum, wenn es uns auch versagt ist, zu siegen, so ziemt es sich doch nicht anders, als dass wir kämpfen und im Kampfe sterben. Aber noch hoffe ich zu leben, Sieg und Rache winken mir: die Pandu liegen jetzt, ermattet vom Kampf, mit abgelegtem Waffenkleid schlafend in ihren Zelten. Ich steige ins Lager hinab und töte die bewusstlos Liegenden! Vertilgen will ich sie wie das Feuer die Stoppelfelder verzehrt, dann will ich ruhen und schlafen!“

„O Trauter, bändige das wilde Herz,“ sprach Kripa, „damit du nachher nicht Reue empfindest: unehrlich ist es, Schlafende und Waffenlose zu töten, wer so etwas thut, der stürzt sich selbst in den Abgrund der Hölle. Bisher ist dein Leben tadellos gewesen, darum warte bis morgen, wo die Sonne scheint, und besiege dann, der Sonne gleich, von Flecken rein, die feindlichen Scharen. Zu dir passt keine schimpfliche Chat, sie würde dich, einem Flecken auf einem weissen Gewande gleich, verunzieren!“

„Wahr sprichst du Oheim,“ entgegnete Aswatthaman, „doch gegen jene, die uns durch List und Betrug besiegt haben, ist jedes Mittel erlaubt. Hier gilt kein Recht mehr, Rache habe ich dem König gelobt, und Rache soll ihm heute noch werden. Und wenn ich mich auch durch meine Chat in die Hölle stürze, und wenn ich, wiedergeboren, als Wurm zur Welt komme, gleichviel! Zum Feldherrn bin ich eingeweiht. Eure Pflicht ist es, mir zu folgen. Die Schuld fällt auf mich, ihr thut was ihr mir schuldig seid: ich dringe allein ins Lager, ihr stellt euch an den Thoren auf, und empfangt jeden, der fliehen will, mit Pfeil und Schwert. Ich eile, mich hält kein Gott zurück!“ So rufend, trieb der grimmige Held die Rosse an und eilends folgten ihm die beiden andern auf ihren Wagen.

Jetzt nahte Aswatthaman sich dem Lager der Feinde. Leise stieg er von dem Wagen ab, und, nicht durch die Thore, über den Wall stieg er hinein, und schlich hindurch zu den Zelten der Feinde. Und bald verwandelte sich die Stille der Nacht in grausigen Lärm: der Drona-Sohn auf einem Wagen stehend, erweckte die Feinde mit lautem Geschrei, die fuhren alle entsetzt auf und stürzten durcheinander und keiner wusste, was geschehen war. Doch hoch auf dem Wagen stand der Rächer, und empfing alle, die sich ihm naheten, mit dem Todespfeil. Aus den Zelten der Pandu-Söhne kam eilends Krishna, um zu sehen, was der schreckliche Lärm bedeute. Aber als Aswatthaman den listigen Ränkevollen erblickte, da sprang er mit seinem tausendmondigen Schild und seinem blanken Götterschwert vom Wagen herab mitten unter die Feinde, und hieb sich durch bis zu Krishna hin. Der wandte sich zur Flucht, aber da stand der wütende Held hinter ihm, und spaltete ihn auf einen Streich von oben bis unten, so dass rechts und links je eine Hälfte zu Boden sank. Dann raste er weiter, Blut und Leichen zeigten den Weg,

den er mordend durchs Lager zog. Er selbst vom Blut der Toten und der eigenen Wunden bespritzt, sah einem Menschen nicht mehr ähnlich.

Jetzt kam er mit dem ätherhellen Schwert zu den Zelten der Pandu-Söhne. Erweckt durch das Geschrei erhoben sie sich in Hast, ergriffen die erste beste Waffe und stellten sich dem Drona-Sohn entgegen. Auf Arjuna, den Mörder des erhabenen Ahnherrn Bhishma richtete dieser zuerst voll Zorneswut das Schwert. Er stiess es ihm in den Leib. Da fiel der Tiger der Männer, der unvergleichliche Schütze Arjuna tot zu Boden. Um ihn zu rächen sprang Judhishthira mit erhobnem Schwert auf Aswatthaman zu, aber der hieb ihm Schwert und Arm zugleich ab und stiess ihm das Schwert in die Brust. Da brach dem Pandu-Sohn das Herz, und taumelnd fiel er in den Staub. Jetzt ergriff Nakula ein Wagenrad, das er vom Boden aufhob, und schleuderte es mit beiden Armen auf den Drona-Sohn, doch der stand fest, und ohne zu wanken warf er das Rad zurück auf Nakula, dass er besinnungslos zu Boden sank, und dem Todesstoss nicht ausweichen konnte. Da eilte Bhima herbei mit seiner schrecklichen Keule, aber ehe er sie noch auf den Feind richten konnte, traf ihn Aswatthamans spitziges Götterschwert. Sahadeva mit seinem Bogen eilte jetzt herbei und schoss spitzige Pfeile auf den Feind, doch dieser fing sie mit dem herrlichen Schilde auf und sprang hinzu und hieb ihm das mit den Ringen glänzende Haupt mit einem Streiche vom Rumpfe ab. Da lagen alle fünf Pandu-Söhne tot, ermordet von dem Sohn des Drona, und: „Wehe, Wehe, schrie das Volk, und verzweifelnd liefen sie umher mit Angstgeschrei um Hülfe suchend. Wild durcheinander drängte sich die Menge den Thoren zu, doch da standen die beiden andern Helden Kripa und sein Gefährte, die erschlugen alle die herankamen, erbarmungslos töteten sie die Fliehenden und schonten nicht die um Gnade Bittenden. Keiner entrann, kein einziger entging dem Tode.

Endlich dämmerte der Morgen und es ward stille im Lager, das mit Leichen bedeckt und mit rotem Blut getränkt war. Und Aswatthaman, der sein Werk vollendet hatte, verliess frohen Herzens das Lager stille, wie er es in der Stille der Nacht betreten hatte. Er kam zu seinen Gefährten und: „Heil,“ riefen sie ihm zu, „Heil dir, du hast das schwere Werk gethan, was du gelobt hast, du hast den König gerächt!“ Schnell jetzt zu ihm, wenn er noch lebt, dass er den Sieg vernehme!“

Da eilten sie hin und fanden Duryodhana ein wenig noch athmend am Boden liegen. Blut floss ihm aus dem Munde, und rings lauerten schon heiss-hungrige Wölfe auf seinen letzten Athemzug. Da sprangen die drei vom Wagen, und Dronas-Sohn trat herzu und rief: „Duryodhana, mein Herr und König, vernimmst du meine Worte noch? Du hast gesiegt! Die Feinde sind erschlagen! Vergolten ist der schreckliche Mord, gerächt ist jede falsche List! Heil dir! o König, Heil und Sieg!“

Da kehrte dem König noch einmal die Besinnung zurück. Er horchte auf die Worte, und sie erquickten ihm das Herz: „Wie der Himmelskönig so selig fühle ich mich durch diese Nachricht. Heil euch, ihr Tapfern! Segen und Heil! Im Himmel droben Wiedersehen!“ So sprach er noch, dann wurde er stumm. Er liess den Leib der Erde zurück; zum Himmel stieg der Geist hinauf.



# Missions-Rundschau.

## Ost- und Nordafrika.

Von Julius Richter.

Nachdem wir die Hauptmissionsgebiete von Ostafrika ausführlich behandelt haben, können wir uns über die andern Missionsfelder um so kürzer fassen, da für sie die letzten Jahre eine ruhige Entwicklung gebracht haben, aus der wenige hervortretende Ereignisse zu berichten sind.

In Deutsch-Ostafrika ist am 29. November 1901 eine neue, wichtige Verfügung zur Eindämmung der (einzig noch bestehenden) Haussklaverei erlassen: es dürfen keine neuen Sklaven gemacht werden; niemand darf sich selbst in die Sklaverei verkaufen; auch darf Verkauf in die Sklaverei nicht mehr als Strafe für Ehebruch, Schulden und dergleichen verhängt werden. Den jetzigen Sklaven steht es unter billigen Bedingungen frei sich loszukaufen. Jeder Sklave darf zwei Tage in der Woche für sich arbeiten. Bei der Übertragung von Sklaven auf andere Besitzer dürfen die Familien nicht gegen ihren Willen auseinander gerissen werden, Bei jeder Pflichtverletzung des Herrn gegen seinen Sklaven kann der letztere seine Freilassung beanspruchen. (D. dsch. Kolonien 1902, 15.)

Deutsch- und Englisch-Ostafrika wurden in den Jahren 1898/99 von einer schweren Dürre und Hungersnot betroffen, welche auch in die Missionsarbeit störend eingriff. Berlin III war durch den von P. von Bodelschwingh gesammelten Fonds „Brot für Steine“ (160 000 M.) und andere grosse Gaben (34 000 M.) in der glücklichen Lage, ein grosses Hilfswerk einleiten und viele vom Hungertode erretten zu können. Die Notstandsarbeiten dienten vor allem dem Ausbau der Stationen. Wohl am verhängnisvollsten war die Notzeit für Ukamba, das Gebiet der Leipziger Mission; hier wurde in manchen Distrikten die Hälfte bis zwei Drittel der Bevölkerung dahingerafft. Die Pocken halfen das Zerstörungswerk des Hungers vollenden. Ganze Landschaften sind ausgestorben. Die Leipziger Missionare haben wacker geholfen; die Opferwilligkeit der Missionsfreunde hatte ihnen dazu 123 000 Mark Notstandsgaben zur Verfügung gestellt.

Berlin III ist nach wie vor durch viel Wechsel und Erholungsreisen der Missionare, schmerzliche Sterbefälle (bes. Miss. Worms † 24. III. 1899) und Mangel an den zu einem energischen Betriebe erforderlichen Mitteln aufgehalten. Die Zahl der Christen auf dem südlichen Gebiete (Usaramo) beträgt auf den 3 Stationen 189, wovon der Stamm in Kisserawe aus der früher dort bestehenden Sklavenkolonie stammt. Auf dem nördlichen Gebiete (Usambara) scheint unter den angefassten Schambala eine Bewegung zum Christentum Platz zu greifen; es konnten im letzten Jahre auf den 3 Stationen Hohenfriedberg, Neubethel und Wuga doch 98 Personen getauft werden. Hier ist (Juni 1899) eine neue (4.) Bergstation Bumbuli angelegt. Da seit Juli 1901 in Pastor Michaelis ein zweiter Missionsinspektor



eingetreten ist und neuerdings die Stationen annähernd ausreichend mit Missionaren besetzt sind, so eröffnen sich für die Weiterentwicklung günstige Aussichten. Im Jahre 1900 ist das Missionsgebiet in zwei Verwaltungsbezirke (Usambara und Usaramo) nach dem Muster der Basler Mission geteilt, an deren Spitze je ein Vorsitzender, ein Schulwart und ein Güterwart stehen.<sup>1)</sup>

Die Universitäten-Mission hat in diesem Gebiete drei Missionsfelder: die Inseln Sansibar und Pemba, das Bondei-Land im südlichen Usambara und das Gebiet nördlich vom Rovumaflusse. Die Zahl aller in ihrem Verbande stehenden Getauften (einschliesslich des 4. Gebietes am Njassa) beträgt 5116, die der Komm. 3681. An Leuten, die unter dem Einfluss der Mission stehen, zählen sie 11689, davon die Hälfte (5500) am Njassa. Das wichtigste Ereignis ist der Rücktritt des konsekrierten Bischofs von Sansibar Richardson und seine Ersetzung durch den Missionsarzt Bischof Dr. Hine vom Njassa (1901). Auf Sansibar ist der Missionsapparat durch Uervollständigung des Hospitals, Begründung einer eigenen Theologenschule (St. Marks Theological College) für die wenigen zur Ordination vorzubereitenden Eingeborenen und Anlegung einer Industrieschule weiter ausgebaut. Auch mit Missionsarbeit an der ansässigen mohammedanischen Bevölkerung ist durch Eröffnung einer „internationalen“ Schule einmal wieder ein kleiner Anfang gemacht. Der Bondeidistrikt wird durch die Bahn Tanga-Mbuesa-Korogwe immer wirksamer erschlossen. Die alte Hauptstation Magila soll, weil letzterer Name allmählich auf den ganzen Distrikt übertragen ist, und sich daraus für die Mission Unbequemlichkeiten ergeben haben, in Msalabani („Bei dem Kreuz“) umgetauft worden. Sie hat den grossen Vorzug gehabt, ihren leitenden Missionar Archidiakon Woodward 25 Jahre lang zu besitzen, bei dem gefährlichen Klima Ostafrikas doppelt dankenswert. Der Rovumadistrikt ist in neuester Zeit (seit Nov. 1901) wieder von einer schweren Hungersnot heimgesucht, welche die ohnehin wenig sesshafte Bevölkerung noch mehr zerstreuen wird.

Für die Küstengebiete der C. M. S., welche sich über das deutsche und englische Schutzgebiet erstrecken, war das wichtigste Ereignis die kirchliche Abzweigung von Uganda und die Schaffung eines neuen Bistums für das Küstengebiet unter Bischof Peel (1899). Die nächste Folge dieses Schrittes ist eine erhebliche Ausdehnung der Missionsarbeit im deutschen Schutzgebiete geworden. Zu den beiden alten Stationen Mpwapwa (1879) und Mamboia (1881) sind in den letzten beiden Jahren 4 neue hinzugekommen, im Gebiete von Mamboia: Berega, Njangala und Itumba und 10 Meilen westlich von Mpwapwa in Ugogo Mvumi. Bekanntlich hat sich die C. M. S. mehrere Jahre ernstlich mit dem Gedanken getragen, die Stationen im deutschen Schutzgebiete ganz aufzuheben; dieser Plan ist nun glücklicherweise aufgegeben; die Engländer haben sich überzeugt, dass sich unter deutscher Ober-

---

1) Zur Zeit bestehen Verhandlungen mit Berlin I, dem Berlin III sein südliches Gebiet Usaramo mit den drei Stationen Daressalam, Kisserawe und Maneromango angeboten hat. Die Ungesundheit dieser Stationen, der Mangel der zu einem thatkräftigen Betriebe erforderlichen Mittel und das unzureichende Angebot von Missionaren haben Berlin III zu diesem (übrigens noblen) Anerbieten veranlasst.

heit mit Erfolg und ohne unbequeme Einschränkung Missionsarbeit treiben lässt. Die deutschen Stationen, unter dem Namen „Usagaradistrikt“ zusammengefasst, zählen nur 239 Christen, von denen 177 auf Mpwapwa fallen. Die einsame Station Nassa am Südufer des Victoria-Sees, welche, obgleich auf deutschem Gebiet liegend, zum Bistum Uganda gehört, ist noch immer harter Boden. Im englischen Küstengebiet ist der Schwerpunkt der Arbeit dadurch verschoben, dass Mombas, bisher ein totes Landstädtchen, als Knotenpunkt der Küstenschiffahrt und Ausgangspunkt der Ugandabahn zu einer verkehrsreichen Grossstadt von bereits über 26 000 Einwohnern (darunter 300 Europ.) herangewachsen ist. Der an der Küste festgewurzelte Islam, dessen Träger besonders die überall hin vordringenden Suaheli sind, die zugleich als die Kulturträger Ostafrikas auftreten, macht an der Küste wie im Hinterland die Missionsarbeit von Jahr zu Jahr schwieriger. Die L. M. S. zählt 1399 Getaufte, von denen aber 1045 auf die beiden alten Sklavenfreistätten Freretown und Rabai kommen. Die 113 Getauften von Mombas sind meist zugezogen. Die andern Stationen gewähren nur geringe Ernten. Neu in Angriff genommen ist die Arbeit unter den Wa-Digo von Shimba aus, einem Platze, der schon 1887 einmal auf einige Jahre besetzt, aber wieder aufgegeben war. Eine weitere neue Station ist im Bau, Porth Smith bei Nairobi in Kikuyu als Stützpunkt an der Ugandabahn. Von hier soll unter den Wa-Kikuyu und Massai gearbeitet werden. Auch ist das nahe Nairobi ein mächtig aufstrebender Platz mit bereits fast 11 000 Einwohnern (darunter 1000 Europ., Eurasier und Goanesen), es ist der Ort, wo alle Reparaturarbeiten für die Eisenbahn ausgeführt werden sollen. Die grosse Höhe von Fort Smith (6800 Fuss) lässt hoffen, dass es sich als gesund erweisen wird.

In der Leipziger Dschagga-Mission am Kilimandscharo ist es auch in den letzten Jahren wieder durch viel Not und Aufregung gegangen. Die Waruscha, welche 1896 die jungen Missionare Ovir und Segebrock ermordet hatten, machten nach wie vor der deutschen Regierung viel zu schaffen. Mit ihnen hatten etliche Häuptlinge am Kilimandscharo gemeinsame Sache gemacht. Im Februar 1901 kam es zu einem offenen Kriegszug, in dem die Regierungstruppen die Meuterei bald unterdrückten. Über die aufständischen Häuptlinge wurde in Moschi strenges Gericht gehalten. Meli, die Häuptlinge von Kiboscho und Schira und 16 andere Räufelührer wurden erhängt (März 1901). Die Ruhe war aber auch nach diesem Strafgerichte nicht hergestellt. Der den Missionaren äusserst wohlgesinnte Hauptmann (jetzt Major) Johannes wurde nach Daressalam versetzt; sein Nachfolger Oberleutnant Merker glaubte bald einem allgemeinen Aufstand auf die Spur gekommen zu sein, und nahm die bisher den Deutschen stets treuen und zuverlässigen Häuptlinge Mareale (von Mamba) und Schangali (von Madschame) in Moschi gefangen. Die Missionare baten sie zwar, sich für ihre Treue verbürgend, wieder frei; aber die Folge war, dass beide Häuptlinge Amt und Würde niederlegten. Schangali siedelte sich auf dem Grund und Boden der Mission in Madschame an, um dort Unterricht zu nehmen. Mbararia, Häuptling von Mwika, einer Fussenstation von Mamba, floh über die Grenze auf englisches Gebiet.

Fast ebenso störend war für die Leipziger Mission die rücksichtslose Konkurrenz der Katholiken, welche die Leute durch reiche Cauffeste und Crinkelgelage anziehen und durch Zwangsmassregeln, Frohnarbeiten und Geldstrafen in Zucht zu

halten suchen. Jene Meuterei der Häuptlinge soll zu einem grossen Teile in dem Unwillen über die katholischen Vergewaltigungen ihren Grund haben. Neuerdings haben sie sich (Okt. 1901) durch Begründung einer Schule in das Stationsgebiet von Mamba eingedrängt; sie liessen sich durch alle Einsprüche des Missionars Althaus nicht abbringen, haben auch versucht, durch Wegnahme von Ziegen die nicht Erschienenen zum Besuch ihrer Schule zu zwingen. Trotz aller dieser Störungen ist es mit der Arbeit der Leipziger Mission frisch vorangegangen. Die Zahl der Getauften hat sich in den letzten Jahren verdoppelt (1899: 21; 1900: 42; 1901: 68). Etwa 1000 Personen besuchen sonntäglich die Gottesdienste. Die Zahl der Schüler ist im Jahre 1901 von 350 auf 790 gestiegen. Neben den drei älteren Stationen Madschame, Mamba und Moschi ist 1900 auf dem Nord-Pare-Gebirge die vierte Station Schigatini hinzugekommen. Sehr viel Schwierigkeiten bereitet die schon 1899 im äussersten Westen des Kilimandscharo in der Landschaft Schira errichtete fünfte Station; die Unruhen der letzten Jahre machten sich hier in der Nähe von Aruscha und des Meru-Berges besonders fühlbar, die Station musste bald wieder verlassen werden. Im August 1901 ist von Moschi aus ein neuer Versuch gemacht, in Schira die unterbrochene Arbeit der Stationsgründung wieder aufzunehmen. Das einsame Grab am Meru-Berge zog die Leipziger Missionsfreunde mit Macht nach diesem gefährlichen Posten, und sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, denselben wieder zu besetzen. Im März dieses Jahres scheint das geglückt zu sein; die beiden Missionare Krause und Fickert haben 3 Stunden von der Militärstation Aruscha,  $3\frac{1}{4}$  Stunden östlich von dem Grabe Ovirs und Segebrops, bei dem Häuptling Menawuru zu bauen angefangen. Ein wichtiger Fortschritt der innern Missionsarbeit ist die Eröffnung eines Gehilfen-Seminars in Moschi (April 1902), in dem z. Z. 9 Zöglinge auf den Missionsdienst vorbereitet werden.

In Ukamba scheint die furchtbar schwere Heimsuchung an dem harten, stumpfen Volke fast spurlos vorübergegangen zu sein. Der einzige erfreuliche Erfolg für die Mission ist, dass sich seither die Kosthäuser der Mission mit Knaben und Mädchen gefüllt haben. Auf der Küstenstation Jimba ist im Jahre 1901 die Teilung zwischen der Suaheli-Gemeinde (Alt-Jimba) und der Wakamba-Gemeinde (Jimba Wawoo) durchgeführt. Die andere ungünstig gelegene Küstenstation Mbungu ist auf den einstimmigen Rat der Missionare aufgegeben (1898); die Gegend war zu unfruchtbar und fast menschenleer. Dafür wurde nach Norden zu in der Richtung auf den Kenia in der ziemlich bevölkerten Landschaft Kitwi eine neue Station, Mulango, angelegt (1899).

Die amerikanisch-schwedische Mission Hedenströms in Kulesa am mittleren Tana hat eine unerwartete Wendung genommen. Hedenström hat, entmutigt durch schwere Todesfälle in seiner Familie und durch die langsamen Erfolge, die ganze Station für 4200 Mark an die Neukirchener Mission verkauft (1902). Diese übernahmen eine ziemlich mangelhaft ausgebaute Station mit prachtvoller Obstanlage (Miss. u. Heidenb. 1901, Beibl. 82 f.), 25 Christen und einen abessinischen Lehrer. Hoffentlich können sie die Arbeit kräftiger und zielbewusster angreifen, als es bisher geschehen ist.

Am unteren Tana arbeiten die Neukirchener unter den Pokomo. Auf ihrer Hauptstation Ngao, einem Dorfe von etwa 800 Seelen, ist kaum noch ein

Zehntel heidnisch zu nennen. Die Hälfte des übrigen Teiles hat das Heidentum in seinen verschiedenen Formen aufgegeben, und die andere Hälfte sind Getaufte, Katechumenen und Schüler, welche meist auch mit der Zeit Christen werden. Die Zahl der Getauften beträgt 61 (Miss. u. Heidenb. 1901, 4). Auf den beiden andern Hauptstationen Makere und dem an der Küste unter einer harten Suaheli-Bevölkerung gelegenen Lamu ist die Arbeit noch in den Anfängen. Die in Lamu erstlich getaufte Maria (19. Mai 1898) ist irrsinnig geworden, ihr Mann Ferusi ins Heidentum zurückgefallen. Im Sommer 1902 ist der Inspektor dieser Mission Stursberg nach Ostafrika hinausgefahren, um wegen wichtiger Entscheidungen über die weitere Ausdehnung der Arbeit am Cana, event. Aufgabe von Lamu an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen.<sup>1)</sup>

Die vereinigte methodistische Freikirchen-Mission (engl.), welche auf den drei Stationen Ribe, Jomvu und Maseras in der Nähe von Mombas und auf Golbanti am untern Cana arbeitet, hat am 15. Dezember 1901 durch den Tod des Missionars Chom. Wakefield in Southport in England einen ihrer Pioniere und hervorragendsten Arbeiter verloren; er war 25 Jahre lang ihr Bahnbrecher im Hinterlande von Mombas und unter den Galla (von 1862—1887). In letzterem Jahre musste er mit gebrochener Gesundheit definitiv nach England zurückkehren (Miss. World 902, 130; Miss. u. Heidenb. 902, 72).

Die in Verbindung mit der britisch-ostafrikanischen Gesellschaft gegründete und von der reichen schottischen Familie Mackinnon und ihren Freunden nobel (mit einem Stiftungskapital von 740 000 M.) ausgestattete Kibwezi-Mission (schottische Ostafrika-Mission, gegr. 1892) ist in die Verwaltung der schottischen Staatskirche übergegangen und von dieser nach Dagoreti in der überaus fruchtbaren, auch landschaftlich schönen, zwischen 6000 und 7000 Fuss hoch gelegenen Landschaft Kikuyu übertragen. Der frühere Blantyre-Missionar Dr. Ruffele Scott hat die Leitung übernommen, Dr. Carl Uffmann, der Sohn des „Vaters des Aussätzigen“ in Purulia, hat sich diesem neuen Unternehmen als Missionsarzt angeschlossen. Es soll eine grosse missionarische Bildungsanstalt nach dem Muster des südafrikanischen Lovedale angelegt werden.

Noch zu erwähnen sind zwei neue Missionsunternehmen in Britisch-Ostafrika: die „afrikanische evangelische Mission“ in Kijumbu in der Landschaft Kikuyu und die von dem Philadelphia-Rat geleitete „afrikanische Inland-Mission“ in Kangundu in der Landschaft Ulu (südöstlich von Kikuyu). Beide befinden sich, nach den sehr spärlichen, zerstreuten Nachrichten zu schliessen, noch in den Anfängen.

Wandern wir an der Küste Ostafrikas nach Norden, so ist der nächste Missionsposten Kismaju an der Somali-Küste, wo der einsame Schwede Ederquist (Fosterl. Stift) nach einem Weg zu der Borani Galla ausschaut. Seine Arbeit wurde durch die Übergriffe des englischen Beamten Jenner erschwert, dessen Anordnungen indessen durch seine Vorgesetzten aufgehoben wurden; Jenner ist von den Somali erschlagen, das von ihm in Beschlag genommene, steinerne Missionshaus ist den

1) Leider ist Ende September der junge, ärztlich gewandte Missionar Fink an Lamu plötzlich gestorben, ein schwerer Verlust für die kleine Mission!



Missionaren zurückgegeben. Leider herrscht unter diesen viel Krankheit. — In dem für Europäer noch immer verschlossenen Abessinien arbeitet unter Leitung des Missionars Flad der in St. Ehrichona ausgebildete Abessinier Argawi mit einem halben Dutzend Gehilfen nicht ohne Erfolg, hauptsächlich aber nur unter den schwarzen Juden, den Falaschas (Miss. u. Heidbot. 902, 41 ff.).

Die Arbeit der schwedischen Vaterlandsstiftung in Erythrea ist nach wie vor eine ungewöhnlich schwierige Pionierarbeit; die tote abessinische Kirchlichkeit erweist sich als ebenso hinderlich wie der mohammedanische Fanatismus. Die Arbeit unter den Kunama in Kulloko ist noch in den Anfängen und viel durch klimatische Krankheiten gestört. Die Gemeinden zählen bei 19 Missionaren 5 Missionsschwestern und 35 eingeborenen Gehilfen, 566 Getaufte, darunter 232 Kommunikanten, dazu 15 Schulen mit 358 Schülern. In Asmara, dem Hauptort von Erythrea, ist an Stelle der durch Blitzschlag eingäscherten alten Kirche eine stattliche neue gebaut, was für die evangelische Sache um so wirksamer ist, als die Katholiken dort eine grosse Kirche haben und die Abessinier auf Kirchengebäude grossen Wert legen.

Abessinien und die in weitem Umkreise angrenzenden Gebiete sind noch immer Sitze des Sklavenhandels, der in dem gegenüberliegenden Arabien, zumal in Djidda und Medina feste Absatzgebiete hat. Ein Jüngling von 14 Jahren kostet 320 Mark, von 14—20 Jahren 400—500 Mark, von 20—30 Jahren 600 Mark. Eunuchen werden bis zu 2000 Mark bezahlt! Die Raubgebiete sind die weiten Striche zwischen Abessinien und der englisch-ägyptischen Grenze, besonders die Shangalia-Stämme (Miss.-Rev. 902, 237 f.).

In Kartum und dem oberen islamischen Sudan ist trotz aller Proteste der CMS. noch jede direkte Missionsarbeit verboten. Das Einzige, was geschehen kann, ist die indirekte Arbeit der Kolporteure der britischen und der amerikanischen Bibelgesellschaft; sie haben 1901 zusammen 1200 Bibeln und Bibelteile in 11 verschiedenen Sprachen verteilt. Mit englischem Gelde werden koptische Schulen errichtet (Miss.-Rev. 902, 477). Ausserdem hat die CMS. in Khartum einen ausgezeichneten Platz für ein Krankenhaus erworben und in dem gegenüberliegenden Omdurman einen ihrer Missionsärzte und einige Missionare stationiert. Die Gesellschaft hält um so fester an dieser Position, weil die englische Regierung Kartum zu einer glänzenden Metropole auszubauen sich anschickt (CMS. Rep. 1901, 165 f.). Oberhalb Kartum beabsichtigen die amerikanischen Vereinigten Presbyterianer in Dolaib am Sobat, 2 Meilen oberhalb seiner Mündung in den Weissen Nil, eine Missionsstation anzulegen; die Missionare Rev. Gifen und der Arzt Dr. Mc Laughlin haben dorthin eine erfolgreiche Untersuchungsreise unternommen. Da man sich dort bereits im altheidnischen Sudan befindet, befördert die englische Verwaltung diese Niederlassung.

In Ägypten führt das Bestreben, die volle religiöse Neutralität unter allen Umständen aufrecht zu erhalten, zu merkwürdigen Folgerungen. In den Volksschulen wird der Koran fleissig gelehrt, aber die Bibel ist prinzipiell ausgeschlossen, trotzdem ein Zehntel der Bevölkerung koptische Christen sind. Das einzige Recht, das den Christen eingeräumt ist, besteht darin, dass sie ihre Kinder

vom mohammedanischen Religionsunterricht zurückhalten dürfen (EMS. Rep. 901, 161). In englischen Kreisen besteht die Absicht, ein eigenes anglikanisches Bistum für Ägypten zu begründen; dem Anschein nach wird dies Projekt mit auffälliger Nichtachtung der EMS., der einzigen dort arbeitenden Missions-Gesellschaft, von extrem hochkirchlichen Heissspornen befördert (Intell. 901, 645). Bei weitem die wichtigste Mission auf diesem Gebiet unterhalten die amerikanischen unitarischen Presbyterianer (UP.), die aber fast ausschliesslich an der Wiederbelebung der erstarrten koptischen Kirche arbeiten; sie haben 207 Haupt- und Nebenstationen, darunter 46 Kirchen, 6651 Kommunikanten und 22500 Anhänger, in 151 Sonntagsschulen 8040 Schüler und 27 ordinierten Pastoren. Die einheimischen Kirchenglieder bringen 101000 Mark Jahresbeiträge auf. Neben ihnen liegt der Hauptanteil der evangelischen Mission in Nordafrika in den Händen der nordafrikanischen Missions-Gesellschaft. Diese unterhält 16 Stationen mit 28 Missionaren und 63 Missionarsfrauen und Fräuleins; das Missverhältnis zwischen dem männlichen und weiblichen Arbeiterpersonal tritt um so schroffer hervor, wenn man bedenkt, dass die Missionsobjekte haremhaltende Araber sind. Von den Stationen liegen 2 in Ägypten, 1 in Tripoli, 4 in Tunesien, 4 in Algier und 5 in Marocco. Unter den Männern befinden sich 4, unter den Frauen 2 Missionsärzte.

Um Ostern 1901 schien es sich in Kairo unter den Mohammedanern zu regen: die Bücherläden der Mission wurden fleissig aufgesucht und lange, zum Teil interessante religiöse Gespräche gepflogen. Seither ist alles wieder still geworden. Über keinen Zweig der Missionsarbeit wird bekanntlich grössere Verschwiegenheit bewahrt, als über die Erfolge unter den Mohammedanern (Miss.-Rev. 901, 554 f.). In Ägypten ist eine Gesellschaft zur Verbreitung christlicher (evangel.) Litteratur in der ganzen mohammedanischen Welt im Entstehen begriffen; mehrere dort ansässige Missionsgesellschaften haben sich zu dem Zwecke zusammengeschlossen, in Alexandria eine Druckerei einzurichten und geeignete Schriften für den Druck auszuwählen oder herzustellen. Bei der zentralen Lage Ägyptens und seiner Bedeutung für die mohammedanische Propaganda ein bedeutungsvolles Unternehmen! Am 3. Februar 1900 verheiratete sich in Kairo die bekannte englische Missionsschriftstellerin Lucy Guinness, die Tochter des Grattan Guinness, des Begründers des East London Instituts, der Kongo-Balolo-Mission u. s. w., mit dem Missionar Hermann Kumm von der nordafrikanischen Mission. Dieser löste seine Verbindung mit letzterer, und gründete die „Sudan-Pionier-Mission“ unter den Bisharin-Arabern in Oberägypten mit dem Sitze in Assuan. Vergl. darüber H. M. Z. 1901, S. 47. Inzwischen haben aber bereits die heimatlichen Kreise, auf welche sich diese (Gemeinschafts-) Mission gründete, die Verbindung mit Kumm abgebrochen und beabsichtigen, sich an eine deutsche Gesellschaft in einer deutschen Kolonie anzuschliessen. — In Marocco stehen neben der nordafrikanischen Mission die Central-Marocco, die Süd-Marocco-Mission und der Evangeliumsbund (mit dem Sitz in Kansas in den Vereinigten Staaten); erstere mit 2 verheirateten Missionaren auf einer Station; die zweite mit 8 Missionaren und 13 Missionsfrauen und Fräulein auf 4 Stationen; die dritte mit 8 Missionaren und 5 Missionsfrauen und Fräulein auf gleichfalls 4 Stationen. Nur die Küstengebiete bis Marakesch und Fez stehen der Mission offen. Als 1897 zwei Missionare von Fez versuchten

in das Innere vorzudringen, wurden sie beraubt und vier Tage gefangen gehalten, dann wieder losgelassen und nach Fez zurückgebracht („In darkest Marocco“ Miss.-Rev. 1902, 424 ff.)<sup>1)</sup>.



## Litteratur-Bericht.<sup>2)</sup>

Aus dem Verlage der Basler Missionsbuchhandlung:

1. **Bohner**: „Die Erziehung des Kamerun-Negers zur Kultur.“ Abdruck aus „den deutschen Kolonien.“ 25 Pfg.
2. „Festbericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 30. Juni bis 4. Juli 1902.“ 80 Pfg.
3. Basler Missionsstudien Heft 9—12:
  - a) **Würz**: „Die Basler Mission in Kamerun und ihre gegenwärtigen Aufgaben.“ 20 Pfg.
  - b) **Öhler**: „Die Mission und die Zukunft des Reiches Gottes.“ 20 Pfg.
  - c) **Bornemann**: „Vier Tabellen zur Geschichte der Basler Mission.“ 30 Pfg.
  - d) **Piton**: „Der Buddhismus in China. Eine religionsgeschichtl. Studie.“ 40 Pfg.
4. **Duisberg**: „Industrie und Handel im Dienst der Basler Mission.“ 20 Pfg.
5. „Evangelischer Missions-Kalender 1903.“ 20 Pfg.

Aus dem Evangelischen Verlage in Heidelberg. Zweite Flugschriften-Reihe des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missions-Vereins:

1. **Kranz**: „D. Ernst Faber, ein Wortführer christlichen Glaubens und seine Werke.“ Mit einem Bilde Fabers. 50 Pfg.
2. **Faber**: „Theorie und Praxis eines protestantischen Missionars in China.“ Abdrücke aus der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft.“

1) Die nordafrikanische Mission begann ihre Arbeit in Marocco 1883 in Tanger und dehnte sie von da nach Fez, Larache, Tetuan und Casablanca aus. Die Central-Marocco-Mission ging aus einem Unternehmen der engl. Presb.-Miss. (seit 1884) hervor, dessen Leiter Dr. Kerr sich 1894 von ihr trennte und diese eigene Mission begründete; sie hat ihren Sitz in Rabat. Die Süd-Marocco-Mission entstand 1888 auf Anregung des für Marocco interessierten John Anderson in Androssan; sie hat Stationen in Mogador, Saffi, Mazagan und Marakesch. Der Evangeliumsbund von Kansas sendet seit 1895 unter der Leitung des christlichen Juden Nathan, der in Tanger seinen Sitz hat, Boten nach Mequines und Elkasr. (Marocco as a mission field. Miss.-Rev. 1900, 458 ff.) Die Nordafrikanische Mission hat im Herbst ihren Missionar David Zooper in Fez verloren; er wurde auf offener Strasse von einem mohammedanischen Fanatiker erschossen, der sich vorgenommen hatte, den ersten Europäer umzubringen, der ihm beim Verlassen der Moschee begegnen würde. So blind ist in diesem Europa relativ so nahen Lande noch der Fanatismus!

2) Die Fülle der zu besprechenden Litteratur nötigt mich, bei den kleineren Flugschriften mich mit der blossen Anzeige zu begnügen.

Aus dem Verlage der Kieler China-Mission:

„Bilder aus Chinas Volk und Mission.“ Heft 1—15. Sämtlich von Bach. Jede Nummer 15 Pfg.

1. u. 2. „Konfuzius der Moses Chinas.“
3. u. 4. „Das heilige Edikt.“
5. „Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisgebräuche in China.“
6. „Aberglaube und Hexenwesen. Götterglaube.“
7. „Pakhoi.“
8. „Eine Missionsreise im Reiche der Mitte.“
9. „Auf ungebahnten Pfaden im Innern Hainans.“
10. „Chinesische Charakteristik.“
11. „Der Chinesische ABC-Schüler.“
12. „Chinesische Kinder.“
13. „Limchau, die 2. Station der Kieler China-Mission.“
14. „Nasr, Kampf einer Missionsgemeinde für Gott und Glauben.“
15. „Drache und Kreuz. Leiden chinesischer Christen der Kieler China-Mission.“

Aus dem Verlage von Holland und Josenhans in Stuttgart:

37. Heft der „Christosen. Erzählungen für unsere Jugend.“

**Flad:** „Unsers Gottes Wunderwege in China.“ 10 Pfg.

Aus dem Hermannsbürger Verlag:

**Heller:** „Wittekind. Sang und Sage aus dem Wesergau.“ 40 Pfg.







# Inhalt.

## I. Missionsgeschichte.

	Seite
Die Hermannsburger Mission und der südafrik. Krieg. Von Missionsdirektor Haccius . . . . .	17
25 Jahre am Njassa. Von P. Strümpfel . . . . .	30, 61, 129
Zur Geschichte der Kols-Mission. Von Missionar Dr. Nottrott . . . . .	72
Die Berliner Mission und der südafrik. Krieg. Von Missionsinspektor Sauber- zweig-Schmidt . . . . .	113
James Chalmers. Von D. Kurze . . . . .	171, 236
Die Missionsarbeit der schottischen Staatskirche. Von Missionsinspektor Lic. Critteltvitz . . . . .	275
Zur Entstehungsgeschichte der norddeutschen und der Hermannsb. Mission. Von Missionsdirektor Haccius . . . . .	319
Eine gigantische Missionsstatistik. Vom Herausgeber . . . . .	327
Eine litterarische Fehde in Indien. Von P. Jul. Richter . . . . .	343
Die chinesische Krisis. Von P. Schlatter . . . . .	364, 397, 459
Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunkeln Erdteil. Von P. Paul Richter . . . . .	433, 468
Die Mission in den deutschen Kolonien. Von P. Paul . . . . .	445, 493, 541
Was kostet die evangelische Mission in Indien? Von D. Grundemann . . . . .	485
Strömungen im geistigen Leben Nordindiens. Von P. Jul. Richter . . . . .	502
Der Austritt des Missionars Kranz aus dem Allg. evang.-prot. Missionsverein . . . . .	514

## Missions-Rundschaun.

Niederländisch-Indien. Von Missionsinspektor Dr. Schreiber . . . . .	75
Westafrika. Von D. Grundemann . . . . .	130, 198
Njassa-Land. Von P. Jul. Richter . . . . .	288
Uganda. Von demselben . . . . .	377
Ost- und Nordafrika. Von demselben . . . . .	573

## Missionschronik.

Vom Herausgeber . . . . .	134, 190, 349, 391, 440, 529
---------------------------	------------------------------

## II. Missionstheorie.

Vermag die Mission der theologischen Wissenschaft einen Ertrag zu bieten? Von P. Lic. Stosch . . . . .	3, 49, 97, 183, 226
Eine Kundgebung zum Schutze der Eingeborenen . . . . .	133

## Inhalt.

	Seite
Die Mission, der Anwalt der Eingeborenen. Von Missionsinspektor D. Merensky . . . . .	153
Ein Antimissions-Roman. Von D. Grundemann . . . . .	190
Der treue und kluge Haushalter. Von Prof. D. Loofs . . . . .	207
Das wirkliche Defizit. Von P. Jul. Richter . . . . .	216
Denkschrift des Ausschusses der deutschen Missionen an den Evangel. Ober-Kirchenrat . . . . .	250
Die Früchte der Missionsarbeit im verflossenen Jahr. Von D. Grundemann	257
Die Erziehung der Gehilfen in der Batak-Mission. Von Missionar Joh. Warneck . . . . .	305, 353
Die Konfirmationspraxis in der Mission. Von Prof. D. v. Nathusius	422, 476
Die evangelische Mission auf dem Kolonialkongress. Von Missionsdirektor D. Buchner . . . . .	516

### III. Aus der indischen Litteratur.

Der Kampf der Kuru und der Pandu, der Hauptinhalt des Mahabharat. Von H. Flex . . . . .	520, 556
---	----------

### IV. Missions-Litteratur.

Adolphi: Am Fusse der Bergriesen Ostafrikas . . . . .	539
Anderson-Morsehead: The History of the Universities' Mission to Central-Afrika 1859—98 . . . . .	301
Baumgarten: Das Wirken der kathol. Kirche auf dem Erdenrund . . . .	43
Baur: Alexander Mackay . . . . .	396
Bornemann: Einführung in die evangelische Missionskunde . . . . .	393
Brockhaus' Konversations-Lexikon . . . . .	207
Brose: Die deutsche Koloniallitteratur im Jahre 1900 . . . . .	152
Casalis: Meine Erinnerungen . . . . .	145
Chang Chih-Tung: Chinas only hope . . . . .	45
Coerper: Chinas Märtyrer . . . . .	395
Dilger: Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum . .	92
Falke: Zum Kampfe der drei Weltreligionen . . . . .	146
Fitzner: Deutsches Kolonial-Handbuch . . . . .	149
Gareis: Deutsches Kolonialrecht . . . . .	150
Gensichen: Bilder von unserm Missionsfelde in Süd- und Deutsch-Ostafrika	535
Gibson: Mission problems and mission methods in South China . . .	442
Haller: Theorie und Praxis der konstituierten Missionskonferenzen . . .	148
Kranz: D. Ernst Faber, ein Wortführer christlichen Glaubens und seine Werke	146
Kunze: Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden . . . . .	48
Leenhardt: Le mouvement Ethiopien au Sud de l'Afrique de 1896 à 1899	540
Lett: Im Dienst des Evangeliums auf der Westküste von Nias . . . . .	145
Leuschner: Aus dem Leben und der Arbeit eines China-Missionars . . .	395
— Der Reischrist . . . . .	395
Lögstrup: Det danske Missionsselskabs Historie i 80 Aar . . . . .	90

# Inhalt.

Seite

Martin: A cycle of Cathay or China south and north with personal reminiscences . . . . .	441
— The Lore of Cathay or the intellect of China . . . . .	441
Mayer: Die Missionstexte des Neuen Testaments in Meditationen und Predigtdispositionen . . . . .	539
Mirbt: Quellen zur Geschichte des Papsttums u. des römischen Katholizismus	47
Muir: Erstlingsfrüchte der hl. Schrift aus Syrien . . . . .	443
Müller: Die deutschen Kolonien . . . . .	149
Plehn: Tropenhygiene . . . . .	152
Pohl: Aus den Anfängen unserer Breklumer Mission . . . . .	538
Proceedings of the General Conference of Protestant Missionaries in Japan . . . . .	90
Quistorp: Die Organisation der Heiden-Missionsarbeit in der heimatlichen Gemeinde . . . . .	395
Rhiem: Hinter den Mauern der Senana . . . . .	443
Richter: Die deutsche Mission in Südindien . . . . .	394
— Die Mission und die nichtchristlichen Völker . . . . .	147
Schneider: Kirchliches Jahrbuch auf das Jahr 1902 . . . . .	255
v. Schubert: Ansgar und die Anfänge der schleswig-holstein. Kirchengesch.	396
Schriften, kleinere: . . . . .	48, 147, 396, 444 und 580
Schulze: Abriss einer Geschichte der Brüdermission . . . . .	88
Smith: China in convulsion . . . . .	300
Spaelstra: Sind die Buren Feinde der Mission? . . . . .	147
Taylor: Ein chinesischer Gelehrter. Bildungsgang und Bekehrung eines Konfucianisten . . . . .	539
Tozer: Letters of the Bishop — and his sister 1863—73 . . . . .	303
Warneck: Evangelische Missionslehre. III. 1. . . . .	393
Wiegand: Mathurin Veyssièrre La Croze . . . . .	396

## V. Beiblatt.

Dr. Joh. Theodor van der Kemp etc. Von Missionsinsp. D. Merensky . . .	1
Robert Moffat etc. Von P. Kölbing . . . . .	25
Dr. Philipp etc. Von Merensky . . . . .	53
David Livingstone etc. Von P. Chieme . . . . .	69, 89







# Namen- und Sachregister.

Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.

- Abeokuta** 200, 265.  
**Abessinien** 578.  
**Abetifi**, Miss.-Stat., 142.  
**Aboland** 203.  
**Adamschoop**, Miss.-St. 117.  
**Adjido**, kath. M.-St., 451.  
**Adriaanse**, ehem. Pastor, 81.  
**Ägypten** 578.  
**Äquatorial-Afrika**, westl., 198 f.  
**Afrika** 262, 264.  
**Afrikaner, Christian (Jäger)**  
   Häuptling, Bbl. 28 ff.  
   — David und Jakobus 32.  
   — Citus Bbl. 31.  
**Agome-Kpalime**, kathol. Miss.-Stat. 451.  
**Agu**, Europäer- u. Miss.-Stat., 144, 447.  
**Aird-Fluss** 247.  
**Aitken**, Miss., 67.  
**Aitutaki**, Miss.-Stat., 245.  
**Akabe**, Miss.-Stat., 201.  
**Akra**, Miss.-Stat., 142.  
**Akropong**, Lehrer- u. Pred.-Seminar, 142.  
**Albrecht**, Christ., Miss., Bbl. 29.  
**Aliwodzi**, Kristian, heidenchristlicher Lehrer, 449.  
**Almaheira** 83 f.  
**Alofi**, Miss.-Stat., 176.  
**Amboina**, Insel, 77.  
**Amedzovhe**, Miss.-Stat., 447 f.  
**Ament**, Dr., Beamter, 400.  
   — Miss., 464.  
**Anderson**, Mrs., 288.  
**Andey**, Miss.-Filiale, 83.  
**Angola** 206.  
**Ansorge**, Miss.-Insp., 73 f.  
**Anthing**, Miss.-Arbeit, 81.  
**Anum**, Miss.-St., 144, 450.  
**Anz**, P., 498.  
**Arkonam**, Miss.-St., 282.  
**Aroranai**, Ortschaft, 178.  
**Arthington**, Rob., 299, 350.  
**Arua**, Zauberer, 243.  
**Arya Samadsch**, Verein zur Reform des Hinduismus, 344, 507 f.  
**Asaba**, Miss.-Stat., 201.  
**Asante** 143.  
**Asch van Wijk**, Kolonialminister, 88.  
**Ashton**, Miss., Bbl. 45.  
**Asien** 267.  
**Atakpame**, kathol. Miss.-Stat., 447, 451.  
**Atwood**, Dr., 461 f.  
**Avarua**, Miss.-Stat., 176 f., 245.  
   van **Baarde**, Miss., 83.  
**Backeberg**, Häuptling, 186.  
**Badagry** 199.  
**Bagoluba**, Betschuanenstamm, 27 f.  
**Baguta**, Katikiro, 390.  
**Bailey**, Geschäftsführer der C. M. S., 382.  
**Bain**, Miss., 61, 67 f., 131.  
**Bakhatla**, Betschuanenstamm, 27 f.  
**Ballanghar**, Miss.-St., 137.  
**Bandajuma**, Miss.-St., 140.  
**Bandawe**, Miss.-St., 36 ff., 132, 294.  
**Banza Manteke**, Miss.-Stat., 433 ff., 468 ff.  
**Baraka**, Miss.-Stat., 458.  
**Bardwan**, Miss., 502.  
**Barett**, J., Gesandter, 198.  
**Bataks** 85 f.  
**Batanga**, Miss.-Stat., 204.  
**Batavia**, Miss.-Stat., 82.  
**Bathurst**, Lord, Kolonialminister, Bbl. 33.  
**Batu-Inseln** 84.  
**Bauling**, Miss., 118 f.  
**Baxter**, Dr., 547.  
**Beach**, Mr., 530.  
**Behrens**, Georg, Miss., 22.  
   — H., Miss., 27.  
   — Wilh., Miss., 22 f.  
**Bender**, Miss., 456.  
**Benguela** 207.  
**Benito**, Miss.-St., 204, 458.  
**Beo**, Miss.-Stat., 78.  
**Berega**, Miss.-St., 547, 574.  
**Beresford**, Ch., Lord, 366.  
**Bernard**, Frl., Stationsleiterin, 282.  
**Berseba**, Miss.-Stat., 495.  
**Besant**, Mrs., 344.  
**Bethanien**, Miss.-Station (Berlin I), 117.  
   —, Miss.-Station (Nama-land), 496.  
**Bethel**, Miss.-Stat. (Kamerun), 453.  
**Bethelsdorp**, Miss.-Stat., 19 ff., Bbl. 56 ff.  
**Betschuanen**, Bbl. 35 ff.  
**Bevölkerungs- und Miss.-Census**, ind., 135.  
**Bharata**, ind. Stamm, 520.  
**Bibelgesellschaft**, brit., 197 f.  
**Bibelgesellschaften** 341.  
**Binder**, Pfr., ehem. Miss., 448.  
**Bizer**, † Miss., 203, 456.  
**Blantyre**, Miss.-Stat., 33, 279.  
**Bodenstab**, Miss., 21.  
**Böhm**, Miss., 493.  
**Boera**, Miss.-Stat., 236.  
**Bohner**, Missions-Präses, 133, 465.  
**Bolengi**, Miss.-Stat., 206.  
**Bolobo**, Miss.-Stat., 206.  
**Bombay** 282.  
**Bombe**, Miss.-Stat., 453.  
**Bonaberi**, Miss.-Stat., 453.  
**Bonaku**, „ 203.  
**Bonanjo**, deutsche Schule, 454 f.

- Bonebela, Missions-Stat., 203, 454.  
 Bonny, Miss.-Stat., 201.  
 Borch, Miss., 85.  
 Borneo 84 f.  
 Botschabelo, Miss.-St., 121.  
 Bowen, Miss., 206.  
 Bower, Dr., 10.  
 Boxer 373 ff., 397 ff.  
 Brauer, Miss.-Insp., 323.  
 Brinkschmidt, Miss., 86.  
 Brooks, Sydney, Miss., 397.  
 Bruce, Miss. (amerikan. Baptist), 460.  
 Brune, Miss., 117.  
 Buce, Mrs., 289.  
 Buchner, Miss.-Dir., 520.  
 Buddha 50.  
 Buea, Miss.-Stat., 203, 453, 455 f.  
 Bünning, P., 322.  
 Büsing, P., 320.  
 Bulongua, Miss.-St., 298.  
 Bumbuli, Missions-Stat., 542, 573.  
 Burchell, Dr., Bbl. 42.  
 Buren, Bbl. 81 ff.  
 Buru, Insel, 84.  
 Butar, Miss.-Stat., 85.  
 Cachet, Lion, Miss.-D., 81.  
 Caledon, Lord, Gouverneur, Bbl. 63.  
 Campbell, John, Miss., Bbl. 30, 33, 53, 58.  
 Cardew, Sir F., Gouvern., 139.  
 Cardop, Leutnant, 63.  
 Carmon, Archidiak., 545.  
 Cederquist, Miss., 577.  
 Cecil, Pf., Bbl. 73.  
 Zentralafrika 265, 286.  
 Central China Presbyterian Conference 467.  
 Ceram, Insel, 77.  
 Chalmers, James, 171 ff., 236 ff.  
 Chatterton, Mr., 72 f.  
 China 197 f., 271 f., 287 f.  
 China Missionary Alliance 467.  
 Chisholm, Dr., 69.  
 Christen in Indien 391 f.  
 Christen-Verfolgungen in China, 414 ff.  
 Christiansborg, Handwerkerschule, 456.  
 Clerk, eingeb. Pastor, 450.  
 Cockburn, Miss., 280, 287.  
 Cole, Miss., 547.  
 Conger, Gesandter, 401, 404 f.  
 Cook, Dr., Missions-Arzt, 379, 382.  
 Zoombs, Miss, chinesische Märtyrerin, 418.  
 Cordes, Sekret., 405.  
 Crabten, Miss., 391.  
 Cremer, Kolonialmin., 88.  
 Cress, Kerre, Dr., Miss., 61, 67 f., 129.  
 Crowther, Archidiak., 201.  
 Dammerboer, Miss., 83.  
 Dandi Machina, eingeb. Geistl., 545.  
 Danell, Prof., 440.  
 Dardschiling, Miss.-Stat., 284.  
 Dar-es-Salaam 541 f.  
 Daru, Insel, 247.  
 Daudi Tschwa, unmünd. König v. Uganda, 378.  
 Dauncey, Miss., 249.  
 Dedekind, Miss., 18 f.  
 Deibol, Joh., eingeb. P., 455.  
 Delena, Papuadorf, 243.  
 Dennis, J. S., Rev. 327 ff., 486.  
 Deutsch-Ostafrika 266, 541 ff., 573.  
 Deutsch-Südwestafr. 266, 493 ff.  
 Dewar, Miss., 69, 130, 297.  
 Dhanis, Baron, Kongo-Offizier, 377.  
 Dhritarashtra, ind. Herrscher, 520 f.  
 Djandji Matogu, Christengem., 86.  
 Diehl, Miss., 497.  
 van Dijk, Miss., 83.  
 Dinisulu, Sulukönig, 20.  
 Dippers, Dr., 555.  
 Domasi, Miss.-Stat., 286.  
 Domet, christl. Syrer, 542.  
 Domingia, Miss.-St., 138.  
 Domingo, Charles, eingeb. Lehrer, 131.  
 Dondo, Miss.-Stat., 207.  
 Dopima, Dorf, 248.  
 Doschischa, christl. Universität in Kyoto, 392.  
 Douglas, Miss.-Stat., 116.  
 Douulton, Miss., 548.  
 Drumont 38.  
 Duala, Miss.-Stat., 457.  
 — kathol. Miss.-St., 459.  
 Dualastamm 452.  
 Düring, Miss., 119.  
 Duff, Dr., 276 f.  
 Duma, Miss.-Stat., 83.  
 Dundas, Gouvern., Bbl. 16.  
 D'Urban, Sir Benjamin, Gouvern., Bbl. 66.  
 Ebner, Miss., Bbl. 28, 30, 55.  
 Ebolwoa, Militärstat., 459.  
 Edea, kath. Miss.-St., 459.  
 Edie, Miss.-Stat., 453.  
 Edmond, Miss., Bbl. 7, 10.  
 Edwards, Miss., Bbl. 7, 10, 41, 61, 78 f.  
 Efulen, Miss.-St., 204, 458.  
 Eggink, Miss., 83.  
 Ekwendeni, Miss.-Stat., 64, 132.  
 Elat, Miss.-Stat., 204, 458.  
 Elmslie, Dr., Miss., 63 f., 130 f.  
 Elton, Kapit., 43.  
 Endemann, Miss., 128.  
 Engelberg, kathol. Miss.-Stat., 459.  
 Englisch-Ostafrika 573.  
 Ermelo, Miss.-Gem., 84, 122 f.  
 Erythrea 578.  
 Evangeliumsband v. Kansas 579.  
 Evans, Rev., 543.  
 Evhegebiet 144.  
 Evheneger 446.  
 Eyre, Rev., 296.  
 Faber, E., D., 555.  
 Fabricius, Miss., 10.  
 Farquhar, Prof., Mission., 344 f.  
 Farthing, Baptist, chines. Märtyrer, 418.  
 Favier, apostolisch. Vikar, 399, 411.  
 Fenchel, Miss., 495.  
 Ferguson, Miss., 279.  
 Ferrand, Pater, 533.  
 Fickert, Miss., 549, 576.  
 Fitschen, Miss., 21.  
 Flad, Miss., 577.

Flex, Antonie, 520 ff.,  
556 ff.  
Fly-Strom 245.  
Fotheringham, Low Mon-  
teith, Handelsag., 40, 61.  
Fraser, Donald, Miss., 42,  
65, 129, 132.  
Frederik, Fort, Bbl. 16 ff.  
Fredouz, Miss., Bbl. 52.  
Freetown 139.  
Fremdenhass i. China 364 f.  
Freretown, Sklaven-Frei-  
stätte, Bbl. 107.  
Frickenschmidt, Miss., 84.  
  
Gabriel, Edmund, Kom-  
missar, Bbl. 93.  
Gibun 204.  
Gajah, Miss.-Stat., 278.  
Gaika, Sulufürst, Bbl. 13,  
16.  
Gamewell, F. D., Rev., 409.  
Garrigues, Père, 402.  
Gaselee, General, 409, 411.  
Gbebe, Miss.-Stat., 201.  
Geddie, Miss., 263.  
Gee, Rev., 545.  
Gensichen, Miss.-Dir., 483.  
Gerlachsthal (Springfon-  
tein), Miss.-St., 117 f.  
Germann, Miss., 54.  
Gesellschaft, mohammed.,  
508.  
Gevers, Miss., 18.  
Gibeon, Miss.-Stat., 496.  
Gifen, Rev., 578.  
Glenelg, Lord, Kolonial-  
minister, Bbl. 66.  
Goaribari, Insel, 247 f.  
Gochas, Miss.-Stat., 495.  
Golbanti, Miss.-St., 577.  
Goldküste 141 f., 265.  
Gowa, Hussenposten, 67.  
Graul, D., 6.  
Grenfell, G., Miss., 350.  
Grönland 263.  
Grossbatanga, Miss.-Stat.,  
458.  
— kath. Miss.-Stat., 459.  
Grundemann, R., D., 136  
ff., 190 ff., 198 ff.,  
257 ff., 485 ff.  
Guayana 262.  
Guillaume, Miss., 80.  
Guillon, Bischof, 419.  
Guinness, Grattan, Miss.,  
206, 434.

Guinness, Lucy, Missions-  
Schriftstellerin, 579.  
Gunning, Missions-Dir.,  
75, 78.  
  
Haccius, Miss.-Dir., 17 ff.,  
319 ff.  
Häfner, J., Miss., 297.  
Hall, eingeb. Pastor, 450.  
Hamer, Bischof, 419.  
Hamilton, R., Miss., Bbl. 34.  
Hankau, Stadt, 351.  
Hans, Häuptling, 126 f.  
Harder, Miss., 87.  
Harms, E., Miss.-Dir., 19.  
— L., Kandid., 322, 325 f.  
— Ludwig, 325 f.  
— Ch., Miss.-Insp., 327.  
„Harrier“, Miss.-Schiff, 245  
Hartzell, Bisch., 206 f.  
van Hasselt jr., Miss., 83.  
— sen., Miss., 83.  
Hausaländer 202.  
Haussklaverei 573.  
Hayes, Bully, Kapit., See-  
räuber, 176.  
Hayes, Dr., 461.  
Hedenström, Miss., 551,  
576.  
Heese, Dan., jun., Miss.,  
124 f.  
Heidelberg, Miss.-St., 120.  
Helmere, Miss., Bbl. 97.  
Henderson, Dr., 32.  
— Miss., 279.  
Hendrichs, Miss., 83.  
Henry, Miss., 66 f., 131.  
Herbst, „ 124.  
Herdmann, Dr., 279.  
Herold, Hauptmann, 450.  
Hindu Tract Society 344.  
Hine, Dr., Missions-Arzt.  
Bisch., 295 f., 543, 574,  
Hiro, Miss.-Gehilfe, 246.  
Ho, Miss.-Stat., 447.  
Hofmann, Prof., 324.  
Hohenfriedberg, Miss.-St.,  
542, 573.  
Hoima (oder Kahora),  
Miss.-Stat., 390.  
Honan, chin. Provinz, 420.  
Hora, Miss.-Stat., 65.  
Horstmann, Miss., 81.  
Hoste, Sub-(Miss.)-Dir.,  
461 f.  
Hsi-ngan-fu, alte Haupt-  
stadt Chinas, 369.

Hsü Tsching Tsch'eng,  
Präsid., 403.  
Hübbe, P., 320.  
Hübert, Miss., 83.  
Hüting, Miss., 83.  
Hughes, Miss., Bbl. 38.  
Hugues, P., 326 f.  
Hulstra, Miss., 78.  
v. Humboldt, Wilh., 16.  
Humene, Miss.-Semin., 88.  
Hunt, Miss., 249.  
Hunter, Miss., 278.  
Huta Bargot, Christengem.,  
82.  
— Rimbaroe, Miss.-Stat.,  
83.  
— Salem, Aussätz.-Hsylv.,  
86.  
Hutwalker, Senator, 320.  
  
Jackson, Kommissionar,  
379 f.  
Jakson, Samuel, 320.  
James, Hubert, Prof., 406.  
Janssen, Gouvern., Bbl.  
17 f.  
Janz, Miss., 82.  
Japan 270 f.  
Java 267.  
Jbanga, Miss.-Stat., 206,  
350.  
Jbwijili, Miss.-Stat., 548.  
Jdler, Miss., 500.  
Jdschebu-Land 199.  
Jebu Ode, Hauptstadt, 349.  
Jenner, Beamter, 577.  
Jensen jun., Miss. (Her-  
mannsb.), 21.  
— Miss. (Berlin I), 120 f.  
Jgumila, Miss.-Stat., 297.  
Jimba, Miss.-St., 550, 576.  
Jkoko, „ „ 205.  
Jkombe, „ „ 297.  
Jkutha, „ „ 550 f.  
„Jlala“, Miss.-Schiff, 32.  
Indianer 262 f.  
Indien, Niederländ., 75 ff.  
Jnyati, Miss.-St., Bbl. 49.  
Johannes, Hauptm., 575.  
Johannsen, Miss., 542.  
John, Dr. Griffith, 351, 466.  
Johnson, Archidiak., 295.  
— J., farbiger Assistent-  
Bisch., 199.  
— Miss., 441.  
Johnston, H. H., Kom-  
missionar, 382.



- Johnston, Miss., (amerik. Presbyt.), 458.  
 —, Sir Henry, Konsul, 37, 61.  
 „John Williams II“, Miss.-schiff, 174 ff.  
 Joken, Papuadorf, 244.  
 Jomwu, Miss.-Stat., 577.  
 Jones, Miss., 299.  
 Jordt, Miss.-Sup., 25 f.  
 Jorubaland 265.  
 Josephs, Aaron, christl. Hottentot, Bbl. 40.  
 Josko, Miss.-Stat., 297.  
 Jtschang, „ 280, 287.  
 Jtumba, „ 547, 574.  
  
 Kabaniru, Miss.-Stat., 82.  
 Kadach, Miss., 125.  
 Kahl, Miss., u. Frau, 120.  
 Kaima, Häuptling, 377.  
 Kaiser, Miss., 24, 29.  
 Kaiserin-Witwe von China, 371.  
 Kalimpong, Miss.-Station, 284 f.  
 Kalkutta 281.  
 Kambia, Miss.-Stat., 138.  
 Kamerun, 265, 452 ff.  
 Kamswaga, Häuptl., 389 f.  
 Kangundu, Miss.-St., 577.  
 Kang Yi, 403.  
 Kang Yü Wei, Minister-Sekret., 369, 371.  
 Kapkolonie 115 ff.  
 Kararamuka, Häuptl. und Miss.-Stat., 67 f.  
 Karenen 267.  
 Karibib, Eisenb.-St., 499.  
 Karonga, Miss.-St., 68 f., 131, 294.  
 Kartum 578.  
 Kasagama, David, König, 389.  
 Kasungu, Miss.-Station, 66, 132.  
 Kataoka Kenkiche, Präs. der Doschischa, 392.  
 Katechismus, röm., 533 ff.  
 Katimbo, Miss.-St., 139.  
 Kau, Miss.-Stat., 83.  
 Kavallafliuss 141.  
 Kavirondo, Landschaft, 391.  
 Kedirri, Miss.-Stat., 79.  
 Kedong Pendjalin, Miss.-Stat., 82.  
 Keetmanshoop, Miss.-St., 495, 498.  
  
 Kelling, Fr., Miss., 77.  
 van der Kemp, Joh. Ch. Dr., Bbl. 1 ff., 25, 56 f.  
 Kerr, Dr., Miss.-Leiter, 579.  
 Keta, Miss.-Stat., 446 ff.  
 von Ketteler, Baron, Gesandter, 399 f., 404 f.  
 Khoës, Miss.-Stat., 497.  
 Kiautschau 553.  
 Kibokolo, Miss.-St., 205.  
 Kichelwe, Miss.-Niederlassung, 546.  
 Kicherer, Miss., Bbl. 7, 10, 61.  
 Kidugala, Miss.-St., 298.  
 Kifwa, Miss.-Stat., 205.  
 Kikuju, Miss.-Stat., 577.  
 Kimberley, Miss.-St., 115 f.  
 Kismaju, „ 577.  
 Kissarawe, „ 542.  
 Kitchingman, James, Miss., Bbl. 57.  
 Kitejimbwa, unmündiger König, 390.  
 Kjumbu, Miss.-Stat., 577.  
 Kiwai, Insel, 245.  
 Kiwaia, Häuptling, 390.  
 Klein-Popo 200, 451.  
 — kathol. Miss.-St., 451.  
 Koata, Salomo, Nationalhelfer, 126.  
 Kölbing, Rud., P., Bbl. 25 ff.  
 Königsberg, Miss.-St., 114.  
 Koki, Landschaft, 389.  
 Kolbe, Gelehrter, Bbl. 62.  
 Kolmodin, Miss.-Dir., 440.  
 Kolobeng, Miss.-Station, Bbl. 79.  
 Kolonial-Kongress 516 ff.  
 Kolonien, deutsch., 445 ff., 541 ff.  
 Kols 268.  
 Kondowi, Miss.-Stat., 294.  
 Kongo-Bahn 137.  
 — -Staat 265.  
 Kongwe, Hussenstat., 66.  
 Kooper, Sim., Kapit., 495.  
 Korner, Miss., Bbl. 61.  
 Korogwe, Miss.-St., 544.  
 Rotakota, Miss.-St., 295.  
 Koto, Kameruner Lehrer, 455.  
 Koyi, William, Miss.-Ge-  
 hilfe, 33, 64.  
 Kpatao, Miss.-Stat., 201.  
 Kraft, Miss., 552.  
 Kranz, Pf., 514 ff., 555 f.  
  
 Kratschi, Miss.-Stat., 144.  
 Krause, Miss. (Leipzig.), 549.  
 — Miss. (Cond.), 177, 179.  
 Kremer, Miss., 79.  
 Kreuzburg, Miss.-St., 128.  
 Kribi, Hafenstadt, 458.  
 — kathol. Miss.-St., 459.  
 Krieg, südafrikan., 87 ff., 113 ff.  
 Rück, Miss.-Stat., 22.  
 Kulesa, Miss.-St., 551 576.  
 Kumase, Hauptstadt, 143 f.  
 Kumm, Miss., 579.  
 Kunze, „ 553 f.  
 Kuru, ind. Herrscher, 520, 556.  
 Kuruman, Miss.-Stat., Bbl. 24, 74.  
 Kurze, G., D., 171 ff., 236 ff.  
 Ku-tschau-fu, Miss.-Stat., 421.  
 Kwala Kuron, Miss.-Stat., 84 f.  
 Kwami, Rob., heidenchristl. Lehrer, 449.  
 Kwang Hsü, Kaiser, 367.  
 Kyrbi, Miss.-Stat., 142.  
  
 Labrador 263.  
 Lagos 136, 199 f., 349.  
 La Hunte, Gouvern., 248.  
 Lahussa, Miss.-Stat., 87.  
 Lamu, Miss.-Stat., 551 f., 577.  
 Landwehr, Miss., 84.  
 Lang, „ 499.  
 Lardner, Dr., 347.  
 Cattaku, Miss.-St., Bbl. 34.  
 Lavigerie, Kardinal, 63.  
 Lawes, Miss., 236, 244, 250.  
 Laws, Dr., Miss.-Arzt, 30, 64 ff., 70, 129 ff.  
 Lefroy, Bisch., 503.  
 Lencoe, Bakhatta-König, 21.  
 Leopoldville, Miss.-Stat., 206, 350.  
 Lett, Miss., 88.  
 Letteboer, Miss., 80.  
 Leutwein, Gouvern., 493.  
 Leydenburg, Miss.-Stat., 118.  
 Liao-jiang, Miss.-Station, 420, 463.  
 Liberia 140, 264 f.

Liebau, Miss., 542.  
 van Eier, Dr., Bbl. 8.  
 Likoma, Miss.-Stat., 295.  
 Limpotto, " 78 f.  
 v. Lindequist, General-  
 Kons., 117.  
 Lintong ni Huta, Miss.-  
 Stat., 85.  
 Liu, christl. Lehrer, 417.  
 Liu-Runyi, General-Gouv.,  
 421.  
 Livingstone, David, Bbl.  
 69 ff., 89 ff.  
 — Neil, Vater Dav. Liv.,  
 Bbl. 70 f.  
 Livingstones Mutter, Bbl.  
 71.  
 Livingstonia, Anstalt, 70  
 ff., 131 f.  
 Livlezi-Chal, Miss.-St., 66.  
 Lloyd, Miss., 377, 382.  
 Loanda, Miss.-Stat., 207.  
 Lobethal, " " 125,  
 453.  
 Lobu Hatonga, Miss.-St.,  
 85.  
 Lokodscha, Miss.-St., 201.  
 Loloda, " " 83.  
 Lolodorf, " " 204,  
 458 f.  
 Colomboli, Miss.-St., 87.  
 Lome, Miss.-St., 144, 447.  
 — kathol. Miss.-St., 451.  
 Loofs, Prof., D., 209 ff.  
 Lowe, Kandid., 323.  
 Luebo, Miss.-St., 206, 350.  
 Lumban na bolon, Miss.-  
 Stat., 85.  
 Lutete (Barnabas), Erstling  
 in Banza Manteke, 470 f.  
 Lutschewitz, Miss., 553 f.  
**Mabotsa**, Miss.-Stat., Bbl.  
 78.  
 Mac Alpine, Miss., 36,  
 130.  
 Mac Donald, Sir Claude,  
 399, 401, 407 f.  
 Macdonald, Major, 379.  
 Macfarlane, Miss., 236,  
 278 f., 284 f.  
 Machang, Miss.-St., 417.  
 Mac Intyre, Lehrer, 66 f.  
 Mac Lean, Miss., 459.  
 Maclear, Kapit., 32, 34 ff.  
 Macleod, Normant, Dr.,  
 278 f., 252.

Madagaskar 266 f., 530.  
 Madeira 141.  
 Madras 282.  
 Madschame, Miss.-Stat.,  
 576.  
 Magila (Msalabani), Hpt.-  
 Stat., 544, 574.  
 Magoje, Miss.-Stat., 298.  
 Mahabharat, Gedicht, 520 f.,  
 556 ff.  
 Makapaansport, Miss.-St.,  
 124.  
 Makere, Miss.-Stat., 551,  
 577.  
 Makololo, Bbl. 89 ff.  
 Malandsche, Miss.-Stat.,  
 207.  
 Malekut, Häuptling, 125 f.  
 Mallet, P., 320, 322 f.  
 Malokong, Miss.-St., 125 f.  
 Maltzahn, Landrat, 323.  
 Mamba, Miss.-Stat., 549,  
 576.  
 Mamboia, Miss.-Stat.,  
 547, 574.  
 Mandala, Handelsst., 40.  
 Mandschurei 419.  
 Mangamba, Miss.-St., 453.  
 Manonkhon, Miss.-Stat.,  
 139.  
 Manzke, Miss., 115.  
 Marakesch, Miss.-St., 579.  
 Marienberg, kathol. Miss.-  
 Stat., 459.  
 Markert, Miss., 121.  
 Markus, Pandita, 361.  
 Marocco 579.  
 Martin, Dr., Miss., 368.  
 — Präsid., 407, 409.  
 Masaba, Miss.-Stat., 391.  
 Masasi, " " 545.  
 Mascher, Miss.-Insp., 456.  
 Maseras, Miss.-Stat., 577.  
 Masindi, " " 390.  
 Mathers, General, 543.  
 Mavumbini, Miss.-Haupt-  
 stat., 551.  
 Mazagom, Miss.-St., 579.  
 May, Karl, Schriftst., 190 f.  
 Mbosi, Miss.-Stat., 297.  
 Mbunga, aufgegeben. Miss.-  
 Stat., 550.  
 Mc. Galla, Kapt., 413.  
 Mc. Even, schwarzer Pred.,  
 138.  
 Mc. Laughlin, Dr., Miss.-  
 Arzt, 578.

Mebalwe, Nationalgehilfe,  
 Bbl. 78.  
 Medingen, Miss.-St., 127.  
 Meikle, P., 171 f.  
 Meinhof, P., 297.  
 Melanesien 263 f.  
 Melolo, Miss.-Stat., 82.  
 Melorane, " 21.  
 Melville, Regier.-Beamter,  
 Bbl. 38.  
 Mentawai-Pagel-Inseln 88  
 Merensky, D., Bbl. 1 ff., 133,  
 153 ff., Bbl. 53 ff., 482.  
 Mergaredjo, Miss.-St., 82.  
 Merker, Oberleutnant, 575.  
 Merle d'Aubigné, Prd., 320  
 Meru, Miss.-Stat., 549.  
 Meyer, Miss. (Berl. I), 115.  
 — — (Hermannsb.), 25.  
 Michaelis, Miss.-Insp., 572  
 Miller, Dr., Arzt, 202.  
 Milmann, Bisch., 74.  
 Minahassa 78 f., 267.  
 Mirza Gulam Ahmed 509 f.  
 Misozwe, Miss.-St., 544.  
 Mission, afrik., evang. 577  
 — afrik., Inland, 574, 577  
 — Alt-Zalabar., 202.  
 — amerik.-schwed., 576.  
 — Balolo., 206.  
 — Baptisten, amer., 204.  
 — — deutsche, 203 f.  
 — — engl., 205, 265, 350.  
 — — südliche, 200.  
 — Basa., 201 f.  
 — Basler, 141, 203, 446.  
 — Batak., 87, 267, 305 ff.,  
 353 ff.  
 — Berliner (II), 113 ff.,  
 297, Bbl. 107, 546,  
 553 f.  
 — — (III), 541 f., 573 f.  
 — Betschuanen-, Bbl. 34 ff.  
 — Blantyre., 289 f.  
 — Brüdergemeine, 297,  
 Bbl. 107, 546.  
 — Central-Marocco., 579  
 — Ethina-Inland., 198.  
 — Djaka., 267.  
 — Dschagga-, Leipziger,  
 575 f.  
 — Evhe., 446 ff.  
 — — kathol., 451.  
 — finnische, 500 f.  
 — Frauen-, schott., 282.  
 — Freikirchen-, vereinigte  
 methodistische, 577.

Mission, Gereformeerde Kerken van Needer-land, 81 f.  
 — Godaveri Delta-, 491.  
 — Heilsarmee-, 491.  
 — Herero-, 497 f.  
 — Hermannsb., 17 ff.  
 — Himalaya-, 284 ff.  
 — holländ.-luther., 84.  
 — holländ.-reform. Kirche des Kaplandes, 66.  
 — japan., 530 ff.  
 — Java-Komitee, 83.  
 — Kamerun-, 202, 387, 452 ff.  
 — —, kathol., 459.  
 — kapholländ., 67, 132.  
 — Kibwezi-, 577.  
 — Kikuyu-Hochland-, 288.  
 — Kols-, 72 ff.  
 — Kongo-, 204 f., 434.  
 — — schwed., 206.  
 — Leipziger, 573, 575 f.  
 — Livingstonia-, 30 ff., 61 ff., 129 ff., 293 f., 434.  
 — Londoner, 299 f.  
 — Lutheraner, amerikan., 265.  
 — Mennoniten- (Doopsgezinde), 82.  
 — Nama-, 495 ff.  
 — Neukirchner (Salatiga - Zending), 82, 551 f., 576.  
 — Norddeutsche, 446 ff.  
 — Nyassa-, 286.  
 — Nyassa - Industrial-, 300.  
 — Oyambo-, 499.  
 — Pandschab-, 282 f.  
 — Pariser, evang., 137.  
 — Qua-Ibo-, 202.  
 — Rhein., 483.  
 — Rio Pongo, 138.  
 — röm., in Deutsch-Südwest-Afrika, 501 f.  
 — —, in Kiautschau, 556.  
 — Sambesi - Industrie-, 292 f.  
 — Schleswig-Holst., 268.  
 — schwed.-amerik., 551.  
 — schott. Freikirche- (F. C.), 276.  
 — schott. Staatskirchen- (E. C.), 275 ff., 577.  
 — Senana-, 280.

Mission, South-African-General-Mission, 300.  
 — Sudan-Pionier, 579.  
 — Süd-Marocco-, 579.  
 — Uganda-, 382 ff., 434.  
 — United Native African Church, 199.  
 — Universitäten-, 295 f., Bbl. 101, 107, 541, 543 ff., 573.  
 — Wakamba-, Leipziger, 550.  
 — Wesleyan, 137 f., 140, 144, 146.  
 — Yale-Universitäts-, 530.  
 Missionary Organisa-tion 466.  
 Missionen, Universitäten-, 530.  
 Missionsfrüchte 257 ff.  
 Missionsgehilfen 305 ff.  
 Missionsgesellschaft, Allian-ce, Christian and Mis-sionary, 490.  
 — American Board, 207, 490.  
 — anglikan., 138.  
 — Baptists, canad., 490.  
 — „ engl., 490.  
 — Baptist Union, amerik., 490.  
 — Basler, 268 ff., 450 ff., 490.  
 — Bataksche, 87, 305 f.  
 — Bethel Santhal, 490.  
 — Breklum, 490.  
 — Brüdergemeine, 490.  
 — Church Missionary Society (C. M. S.), Kirchl. Miss.-Ges. i. Eng-land, 139 f., 349, 547 f., 574 f., 578.  
 — Dänische, 491.  
 — deutsche evang. Synode,  
 — Disciples of Christ, 206, 490.  
 — Establ. Ch., 490.  
 — Forsterlandsstiftelse, evang., 491.  
 — Free Baptist, 490.  
 — Friends, 490.  
 — Generalsynode, Luther, 142.  
 — Gossner, 490.  
 — Hermannsb., 319 ff., 490.  
 — Kurku, 490.

Missionsgesellschaft, Leipz., 268, 270, 490, 548 f.  
 — Londoner, 319' 350.  
 Bbl. 76, 490, Bbl. 107.  
 — Luther, Gen.-Council, 490.  
 — Luther, Gen.-Synode, 490.  
 — Methodist. Episkop., 140, 206 f., 490.  
 — Methodist. Westl., 200 f.  
 — Niederland. Gerefor-meerde Zendingsver-eeuiging, 81.  
 — Neederlandsche Zen-delinggenootschap, alte Rotterdammer Gesell-schaft, 78 ff.  
 — Neederlandsche Zen-dingvereeniging, neue Rotterdammer Gesellsch. 80 f.  
 — Niederländ., Bbl. 6.  
 — nordafrikan., 579.  
 — norddeutsche, 144, 319 ff.  
 — ostfries. 319 f.  
 — Pariser, 204.  
 — Presbyterianer, amerik., 141, 204, 452, 458, 490, 553, 578.  
 — — canad., 490.  
 — — engl., 490.  
 — — irisch., 490.  
 — — Südliche, 206.  
 — — unierte amerikan., 490.  
 — Protest. Episkopalk., amerik., 141.  
 — Reformed Church, amerikan., 490.  
 — Reformed Presbyt. Church, 31.  
 — Rheinische, 8 ff. 266, 351.  
 — S. P. G., Ausbreitungs-gesellsch. in Engl. hoch-kirchlich, 138, 490.  
 — Santhal (Ind. Home), 491.  
 — Schwed. Vaterlandsstif-tung 577.  
 — Südafrikan., zur Be-förderung d. Reiches Ehr., Bbl. 9, 263.  
 — United Free Church of Scotland, 202, 490.

- Missionsgesellschaft, United Methodist Free Church, 140.  
 — United Presbyt. Ch., 31.  
 — Utrechtsche, 83 f.  
 — Welsh Calvin. Method. 490.  
 — Wesleyan., 490.  
 — Women's Assoc. for foreign missions, 277, 280, 282 ff.  
 — en, amerikan., 492.  
 — deutsche, 250 ff.  
 — engl., 492.  
 — ind., 491.  
 — skandinav., 492.  
 Missionskonfer. 1. allg. am Kongo, 350.  
 — nordisch-luth., 440 f.  
 Missionskritiker 352.  
 Missionsorganisationen i. Indien, 491 f.  
 Missionsstationen i. Uganda, 388.  
 Missionsstatistik, 327.  
 Missionsverein, allgem. ev.-prot., 553 ff.  
 — Bremer, 320.  
 — evang. Hamb., 320.  
 — Hamburger, 320.  
 — Lübecker, 320.  
 — e, Hannov., 3207.  
 — Mecklenb., 320 f.  
 — Schlesw.-Holst., 320.  
 Mitteljava 81 f.  
 Mkhoma, Miss.-Stat., 67.  
 Mkoo, Nebenstat. 545.  
 Mkuzi, Miss.-Stat., 544.  
 Mlandje, „ 287.  
 M'Murtrie, Dr., 280.  
 Mnansa, Militärstat. 547.  
 Modjo Warno, Hospital, 79.  
 Moffat, Malcolm, Landwirtschaftsleiter, 130.  
 Moffat, Robert, Miss., Bbl. 25 ff.  
 Mogador, Miss.-St., 579.  
 Mombas, „ 575.  
 Mombera, Häuptling, 38 f.  
 Momeyer, Miss., 87 f.  
 Monahan, Dr., Miss., 10.  
 Monmi, Miss.-Stat., 548.  
 Moreau, Miss., 137.  
 Moronge, Miss.-Stat., 78.  
 Morrison, D., 281.  
 Moschi, Miss.-Stat., 549.  
 Moselekatsé, Häuptling, Bbl. 48 f.  
 Mosetla, Miss.-Stat., 27.  
 Mothibi, Häuptling, Bbl. 38 ff.  
 Mott, John, Mr., 196 f., 530.  
 Motuniotu, Papuadorf, 244.  
 Mpandera, Fussenposten, 67.  
 Mphome, Miss.-Stat., 124.  
 Mponda, „ 295.  
 Mpwapwa, „ 547, 574.  
 Msalabani „ 544.  
 Mtoni, Missions-Niederlassung, 546.  
 Muara Siponggi, Christengem., 82.  
 Mudjassi, Gabriel, Häuptling, 377.  
 Müller, luth. P., 322.  
 — Miss., 120.  
 Muhanga, Miss.-Stat., 298.  
 Mujinda, Aloni (Aron), 390.  
 Mukden 419.  
 Mukimvika, Miss.-St., 205.  
 Mukwenda, Häuptl., 377.  
 Mulango, Miss.-Station, 550, 576.  
 Murray, W. H., Miss., 66 f., 236.  
 Mustakallio, Miss.-D., 501.  
 Mutzenbrecher, P., 320.  
 Mwamba, Jakob, eingeb. Lehrer, 131.  
 Mwanga, König, 377 f.  
 Mweniwanda, Häuptling und Miss.-Stat., 67 f.  
 Mwenzo, Miss.-St., 132, 294.  
 Mwera, Miss.-Stat., 66.  
 Nainggolam, Christengem. 86.  
 Nako-Inseln, Miss.-St., 87.  
 Namakunde, „ 499 f.  
 Namalambe, Alb., Miss.-Gehilfe, 35 f.  
 Nassa, Miss.-Stat., 547, 574 f.  
 Natal, 114 f.  
 Nathan, christl. Jude, 579.  
 Nathanael, Nationalgehilfe, 80.  
 v. Nathusius, D. M., Prof., 422 ff., 476 ff.  
 Native Delta Pastorate 201.  
 Netschari, ind. Sekte, 509.  
 Neubethel, Miss.-St., 573.  
 Neu-Guinea 83, 236 ff.  
 Neu-Halle, Miss., 120.  
 Neu-Kalebar 201.  
 Neumann, Miss., 80.  
 Newala, Miss.-Stat., 545.  
 Newell, Pf., 449.  
 Newton, John, Prediger, Bbl. 8.  
 Ngadsi-Orden, heidnischer Geheimbund, 551.  
 Ngao, Miss.-Stat., 551 f., 576.  
 Ngatangia, Ortschaft, 178.  
 Ngoni, afrik. Volksstamm, 38, 63 f.  
 — Land, Miss.-St., 294.  
 Njangala, Miss.-St., 574.  
 Nias 87, 352.  
 Njassa-Land 288 ff.  
 Nickel, Miss., 82.  
 Nicolai, P., 320.  
 Niebuhr, Miss., 27.  
 Nigeria 137.  
 Niue, Insel, 176.  
 Njuyu, Miss.-Stat., 64.  
 Nkole, Landschaft, 390.  
 Nommensen, Miss., 308.  
 Nordafrika 573.  
 Nordamerika 262.  
 Normann, Miss., 400.  
 Norris, Frank, Rev., 409.  
 Nottrott, Dr., Miss., 72 ff., 135.  
 Nyangala, Miss.-St., 547.  
 Nyasoso, Miss.-St., 203, 453.  
 Oakden, Philip, 320.  
 Oberkirchenrat, Evangel., 250 ff.  
 Ober-Nigeria, 201 f.  
 Odumase, Miss.-St., 142.  
 Ogbomoscho, Miss.-Stat., 200.  
 Ogilwie, Dr., Miss., 276 f., 281.  
 Ogowe 204.  
 Okahandja, Miss.-St., 499.  
 Okazeva, Missions-Niederlassung, 499.  
 Oluwola, farb. Assistent-Bischof, 199.  
 Ombolate, Miss.-Sem., 88.



- Omdurman, Stadt, 578.  
 Omupanda, Miss.-Station, 499 f.  
 Onasch, Miss., 74.  
 Ondjiwa, Miss.-St., 499.  
 O'Neill, Konsul, 61.  
 Onitscha, Miss.-St., 201.  
 Oranje-Freistaat 117 f.  
 Oschogbo, Miss.-St., 200.  
 Ostafrika 266.  
 Ostasien 270 f.  
 Ostjava 79.  
 Oswell, Miss., Bbl. 84 ff.  
 Otjikango, Miss.-St., 499.  
 Otjimbingue, „ 498 f.  
 Otjituezu, Miss.-Fil., 498.  
 Ovir, Miss., 575.  
 Oya, Miss.-Stat., 200.  
  
 Pacalt, Miss., Bbl. 56.  
 Pacaltsdorp, Miss.-Stat., Bbl. 56.  
 Palabala, Miss.-Stat., 204, 435.  
 Palipi, Miss.-Stat., 85.  
 Pandu, ind. Herrscher, 520, 556.  
 Pandusöhne, 520 f.  
 Pangaribuan, Miss.-Stat., 85.  
 Pangelak, Miss.-Stat., 84.  
 Pangombusan, Christeng., 86.  
 Pang-Tschwang, Miss.-St., 413.  
 Paru Redjo, Miss.-Stat., 79.  
 Passaruan, Miss. Stat., 79.  
 Passavant, P., 320.  
 Pastoralgesellsch. f. Evang. in Zentral-Afrika, 66.  
 Paul, Namahauptl., Bbl. 39.  
 — P., 445 ff., 493 ff., 541 ff.  
 Peel, Bisch., 383, 547, 574.  
 Peters, Miss., 18.  
 Petri, P., 323.  
 Petrick, Miss., 116 f.  
 Pfitzinger, Miss., 550.  
 Philip, D., Miss.-Superint., Bbl. 38, 53 ff.  
 Phillips, farb. Assist.-Bisch., 199.  
 Pichon, Gesandter, 399.  
 Pietersburg, Miss.-Stat., 123.  
 Pigott, Miss., 418.  
  
 Pilangsari, Miss.-Filial, 80.  
 Pilkington, Gg., Miss., 379.  
 Pinaar, Bur, Bbl. 28 f.  
 Pinto, Serpa, portug. Offiz., 61 f.  
 Piri, eingeb. Miss., 236.  
 Plath, D., Miss.-Insp., 6.  
 Pohlig, Miss., 87.  
 Port Lokkoh, Miss.-Stat., 138.  
 Port Moresby, Miss.-Stat., 236 f., 242, 244.  
 Porto-Novo 200.  
 — Seguro, kath. Miss.-St., 451.  
 Port Smith, Miss.-Stat., 575.  
 Potgieter, Burenführer, Bbl. 81.  
 Potoane, Miss.-Stat., 27 f.  
 Prentice, Dr., Miss., 66, 130.  
 Pringle, Pflanzer, Bbl. 58.  
 Propaganda, röm., 550.  
 Prov.-Miss.-Konf., sächs. 133.  
 Prozesky, Aug., Miss., 114.  
 Puna, Miss.-Stat., 282.  
 Pungo Andongo, Miss.-St., 207.  
 Purves, Rew., 300.  
  
 Quessua, Miss.-Stat., 207.  
 Quihongoa, Miss.-Stat., 207.  
  
 Rainis, Miss.-Stat., 78.  
 Rambach, P., 320.  
 Ramseyer, Miss., 143.  
 Rarotonga 176 ff., 244 f.  
 Rautanen, Miss.-Vorsteher, 501.  
 Read, Miss., Bbl. 15 f., 57.  
 Reformbewegung in China 367.  
 Rehoboth, Miss.-St., 496.  
 Reuter, Miss., 127 f.  
 Ribe, Miss.-Stat., 577.  
 Richard, Timothy, Sekret., 371, 468.  
 Richards, Henry, 434 ff., 468 ff.  
 Richardson, Bisch., 574.  
 Richter, Jul., P., 216 ff., 288 ff., 343 ff., 377 ff., 502 ff., 573 ff.  
 — Paul, P., 433 ff., 468 ff.  
  
 Rietfontein, Miss.-Stat., 494 f.  
 Rietmont, Reversat, 496 f.  
 Robertson, Lehrer, 67.  
 Robinson, Miss., 400.  
 Roby, William, Pred., Bbl. 27 f.  
 Rodewald, Miss., 21 f.  
 Ro-Obere, Miss.-St., 139.  
 Roland, Miss., Bbl. 58.  
 Rovuma, deutsch. Gebiet, 544.  
 Rungwe, Miss.-Stat., 297.  
  
 Saffi, Miss.-Stat., 579.  
 Saguana, Dorf, 245 f.  
 Sandrock, Miss., 118.  
 Sangirinseln 77 f.  
 Sansibar 543, 574.  
 Santál 268.  
 Sauberzweig - Schmidt, Miss.-Insp., 113 ff.  
 Sauer, Fr., Käthe, Miss.-Arbeiterin, 554.  
 Saunders, Miss., 417.  
 Savu, Insel, 79 f.  
 Saxer, Generalsup., 322.  
 Schangali, Häuptling, 548.  
 Scheepmann, Freimiss., 22.  
 — Miss., 25.  
 Scheurer, Dr., 81.  
 Schiba, Hauptmann, 407.  
 Schigatini, Miss.-St., 549, 576.  
 Schira, Miss.-St., 548, 576.  
 Schlafkrankheit 382.  
 Schlatter, W., Pf., 364 ff., 397 ff., 459 ff.  
 Schlichthorst, P., 322.  
 Schreiber, Dr., J., Miss.-Arzt, 86.  
 — Miss.-Insp., 75 ff. 133, 447, 449 f.  
 Schröder, Miss., 78.  
 Schröder, Dr., Miss.-Arzt, 298.  
 v. Schrotz, Oberappellat.-Rat, 323.  
 Schüler, Lic., 555.  
 Schulenburg, Heinr., Miss., 25.  
 — Wilh., Miss., 25.  
 Schuler, Miss., 203.  
 Schuurmans, Dr., 77.  
 Scot, Dr. Ruffeln, Miss., 288.  
 Scott, Kapitän, 379,

Scott, Ruffele, Dr., Miss., 577.  
 Sebituane, Häuptling, Bbl. 84 ff.  
 Seengesellschaft, afrikan., 39 ff., 61 ff.  
 Segaran, Miss.-Stat., 79.  
 Segebrock, Miss., 575.  
 Sekukuni II., Bapedifürst, 125 f.  
 Senegambien 137 f.  
 Setschele, Häuptling, Bbl. 79 ff., 84.  
 Seymour, Admiral, 413.  
 Sharrer, Pflanzer, 289.  
 Shen Cun Ho, Minister, 461.  
 Si, chines. christl. Ältester, 415.  
 Si Antar, Miss.-Stat., 87.  
 Sidaraka, Bob, Kapitän, 248 f.  
 Siebe, Miss., 498.  
 Sierra Leone 138 f., 264.  
 Sieveking, Dr., 320.  
 Sikim, Miss.-Stat., 285.  
 Si Caetlaet, „ 85.  
 Si Manossor, „ 86.  
 Si Matorkis, „ 93.  
 Simon, Miss., 496.  
 Sipahutar, Miss.-St., 85.  
 Sipoholon, „ 87, 306.  
 Sklavenhandel, Bbl. 86 f.  
 Smith, Georgina, Miss., 463.  
 Smith, Miss., Bbl. 61.  
 Sörensen, P., 440.  
 Sogā Adu, Miss.-St., 87.  
 Sommerset, Hafenort, 236.  
 Sonntag, Miss., 126.  
 Spiegel, „ 83.  
 Spiess, „ 449.  
 S. Salvador 205 f.  
 Stahlhut, Miss., 500.  
 Stalibom, „ 26 f.  
 Steele, Dr., „ 64 f.  
 Steller, E. Cr. Miss., sen. 77, jun. 78.  
 Stevenson, James, Miss.-Freund, 39.  
 Steward, James, Dr., 31 ff.  
 — Ingenieur, 33 f., 41, 67.  
 Stewart, Dr., 70.  
 Stonehouse, Miss., 464 f.  
 Stosch, Georg, P. Lic., 3 ff., 49 ff., 97 ff., 183 ff., 226 ff.

Stracke, P., 319.  
 Strauch, P., 320.  
 Strümpfel P., 30 ff., 61 ff., 129 ff.  
 Stuart, Charles, Miss., 65.  
 Stursberg, Miss.-Inspekt., 552, 577.  
 Suau, Insel, 238.  
 Südafrika 265.  
 Südamerika 263.  
 Südsee 263 f.  
 Suthman, Katechist, 285.  
 Sumatra 82 f.  
 Sumba, Insel, 82.  
 Surabaja, Miss.-St., 82.  
 Swakopmund, Missions-Filiale, 498.  
 Swaru, Miss.-Stat., 79.  
 Tajumanaver, tamulischer Dichter, 100 f.  
 Calaut-Inseln 77 f.  
 Campahan, Miss.-St., 85.  
 Candala, „ 298.  
 Canetta, „ 84.  
 Canetteija, „ 84.  
 Caylor, William, Bischof, 206, 529 f.  
 Telugu-Land 268.  
 Ternan, Major, 378.  
 Territorial-Erwerbungen in China 365 f.  
 Tette, portugies. Niederlassung, Bbl. 95.  
 Tewksbury, Miss., 464.  
 Chieme, Joh., P., Bbl. 69 ff., 89 ff.  
 Chiessen, Miss., 82.  
 Thomas, „ 88.  
 Chomson, Drucker, 130.  
 Chruston, Major, 379.  
 Chun, Karl, 352.  
 Cientsin 412 f.  
 Cjiederer, Miss.-St., 80.  
 Cinneweli 267.  
 Cobello, Miss.-St., 83.  
 Cönjes, Miss., 500.  
 Cogo 137, 446 ff.  
 Colch, Maria, Missions-lehrerin, 448.  
 Comba, Miss.-Stat., 207.  
 Comkins, „ 247 ff.  
 Compson, William, Miss., Bbl. 68.  
 Coro, Landschaft, 389.  
 Craktatgesellschaft, nieder-sächsische, 320.

Craktatgesellschaften 341.  
 Transvaal 118.  
 Treviranus, P., 320, 322.  
 Crittelvitz, Lic., Missions-Insp., 275 ff.  
 Crower, Gerard, Rev., 296.  
 Crümpelmann, P., jun., Miss., 125.  
 Tschang Tschih-tung, Vizekönig, 368, 421, 468.  
 Tschao Hsia Chun, Evangelist, 461.  
 Tsch'en Pao Tsch'en, Gouverneur, 368.  
 Tsen, Gouverneur, 461.  
 Tseng, Marquis, 403.  
 Tsimo, Miss.-St., 553 f.  
 Tsingtau, „ 553 f.  
 Cuan, Prinz, 373, 406.  
 Cuan Fang, Gouv., 422.  
 Tucker, Bischof, 383, 385 ff., 390.  
 Tugwell, H., Bisch., 199, 202, 349.  
 Tung Fu Hsiang, General, 406.  
 Turnbull, Miss., 284.  
 Turner, G., Dr., Miss., 173.  
 Curotere, Dorf, 248.  
 Uegulu, Häuptling, 500.  
 Uffmann, Dr., Miss.-Arzt, 288, 577.  
 Uganda, 266, 377 f.  
 Uganda-Eisenb., 134f, 381.  
 Ulbrich, Miss., 451.  
 Unangu, Miss.-Stat., 295.  
 Unioro, Landschaft, 390.  
 Unter-Nigeria, 201.  
 Urambo, Miss.-Stat., 297.  
 Usambara, 542.  
 Usaramo 541 f.  
 Usoga, Landschaft, 388.  
 Utengule, Miss.-Stat., 297.  
 Valett, Kand., 324.  
 Vanderlingen, Miss., Bbl. 15.  
 Varma, Chakur Rahan Tschandradji, 344 f.  
 Verhöven, Miss., 80.  
 Viehe, Miss., 499.  
 Vietor, Grosskaufm., 133.  
 Viktori, Miss.-Stat. 453.  
 Visser, Floris, Bur, Bbl. 9.  
 Vorderindien 267.  
 Voskamp, Miss., 553 f.

- Uoss, Mich., Dr., Pred.,  
   Bbl. 8.  
 Uredeberg, Miss.-St., Bbl.,  
   28, 30.  
 Wagner, Miss., 23, 25.  
 Wakefield, Thom., Miss.  
   577.  
 Walker, Miss., 377f., 387.  
 Walter, „ 123.  
 Wang, Zensor, 401.  
 (Alt) Wangemannshöhe,  
   Miss.-Stat., 297.  
 (Neu) — 298.  
 Wang Tschao, Min.-Schr.,  
   370.  
 Wardlaw, Dr., Bbl. 72.  
 Warmbad, Miss.-Stat., Bbl.  
   29.  
 Warnock, G., Prof. D., 6,  
   8f., 16, 49, 59, 198,  
   208, 257ff., 263, 273,  
   343, 393, 425.  
 — Joh., Miss., 87. 305ff.,  
   353ff.  
 Warren, Generalkons., 421.  
 Waterberg, Miss.-St., 120.  
 Wathen, Miss.-Stat., 206.  
 Watson, Dr., 279.  
 Wega, Stadt, 542f.  
 Weibrecht, H. U., Rev., Dr.,  
   502ff.  
 — J. J., Miss., 502.  
 Weller, Miss., 143.  
 Wenhold, Herm., Miss., 24.  
 Westafrika, 136ff., 198ff.  
 West-African-College,  
   141.  
 Westjava 80f.  
 Westindien 262.  
 Westwater, Dr., Miss.-  
   Arzt, 462 f.  
 Wessmann, Miss., 124.  
 Wickert, Miss., 18, 22.  
 Wiebe, „ 82.  
 Wijnveld, „ 84.  
 Wilhelm, Pf., 555.  
 Windbuk, Miss.-St., 498.  
 Winkler, Dr., Miss.-Arzt,  
   86.  
 Witehead, John, Rev., 206.  
 Wohlrab, Miss., 542.  
 Wolff, „ 22.  
 Wood, „ 547.  
 Woodward, Archidiakon.,  
   544, 574.  
 Worawora, Miss.-Station,  
   451.  
 Worms, Miss., 573.  
 Woyentin, Miss.-St., 118 f.  
 Würz, Miss.-Sekret., 454 f.  
 Wuga, Miss.-Stat., 573.  
 Yaunde- (Miss.-) St., 459.  
 Yohana, eingeb. Lehrer,  
   548.  
 Yorubaland 198, 349.  
 Young, Marineleutnant,  
   32 f.  
 Youngson, Dr., 283.  
 Yuan Schih Kai, Gouvern.,  
   397, 421, 460 f.  
 Yü Hsien, Vater der Boxer,  
   373 f., 397, 415 f.  
 Yü Tschang, Minister, 403.  
 Yung Lu, Gouvern., 371,  
   406.  
 Zahn, Miss.-Insp., 426 f.,  
   432 f.  
 Zuidema, Miss., 81.

# Beiblatt

## zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N<sup>o</sup> 1.

Januar

1902.

### Dr. Johannes Theodorus van der Kemp.

Ein Bahnbrecher für das Evangelium unter den Eingebornen Süd-Afrikas<sup>1)</sup>.

Von D. Merensky.

Unter den Männern, durch deren Dienst es Gott gefallen hat, dem Evangelium unter den Heiden Süd-Afrikas Bahn zu brechen, ragen drei besonders hervor, es sind das die Missionare v. d. Kemp, Moffat und Philip, deren Namen in der Christenheit unvergessen bleiben werden. Jeder dieser Männer hatte in Süd-Afrika eine besondere Aufgabe zu erfüllen und hat deshalb seine besondere Bedeutung. Van der Kemp war der Wegbereiter und Bahnbrecher für die Missionare in den östlichen Gegenden der Kapkolonie. Zu diesem Dienst war er befähigt durch hohe Begabung, ungewöhnlich vielseitige und gründliche Bildung, hervorstechende Charakter-Eigentümlichkeiten und ungewöhnliche Führungen Gottes. Von früher Jugend an sehen wir ihn unter inneren und äusseren schweren Kämpfen leiden, bis er endlich im fünfzigsten Lebensjahr in den Missionsdienst tritt und damit den Rest seines Lebens ganz in den Dienst des Herrn stellt, der ihm trotz allen Lößens wider den Stachel zu stark geworden war und bei dem er nach langem Irregehen endlich Frieden gefunden hatte als bei dem Hirten und Bischof seiner Seele.

#### I.

Johannes Theodorus v. d. Kemp wurde am 7. Mai 1747 zu Rotterdam in Holland geboren, wo sein Vater als Doktor der Theologie, Professor und Prediger lebte; seine Mutter war aus angesehenster Familie. Ernste christliche Luft wehte im Elternhause, und der Knabe

1) Quellen: History of the London Miss. society by M. A. Lovett: M. A. — Researches in South Africa by Revd. J. Philip D. D. — Geschiedenis van het Nederlandsche Zendinggenootschap door Dr. E. F. Kruyf. — Levensgeschiedenis van Dr. med. J. Ch. v. d. Kemp, door Mr. D. E. van der Kemp. — Evangel. Missionsgeschichte in Biographien von Pfarrer R. Vorbaum. IV. Heft 3 und 4.



erhielt die sorgfältigste christliche Erziehung. Früh zeigte es sich, dass er zum Denken veranlagt war, Liebe zu den Wissenschaften erfüllte ihn. Schon in der Schulzeit beschäftigte er sich neben der Bemeisterung des Lateinischen und Griechischen mit dem Erlernen der morgenländischen und neueren Sprachen, so dass er schon im 15. Lebensjahre wohl vorbereitet die Universität Leyden beziehen konnte, um Medizin zu studieren; zugleich aber dehnte er dort seine Studien auch auf Theologie und Philosophie aus. Er suchte die Antwort auf die Frage zu finden: „Was ist Wahrheit?“ Bei seinem leidenschaftlichen, zum Aussergewöhnlichen neigenden starren Sinn kam er hierbei weiter und weiter vom väterlichen Glauben ab. Den schwersten Anstoss nahm er an der Lehre, dass Christus die Sünden der Welt und damit Gottes Zorn und Strafe getragen habe, und seine Stellung zur heiligen Schrift in damaliger Zeit kennzeichnet er später mit folgenden Worten: „Nach wiederholter Untersuchung war ich überzeugt, dass die Bibel aus einer Anhäufung von schlecht zusammengefügtten Begriffen, Erzählungen und Vorurteilen bestehe.“ Christus selbst hielt er eine Zeit lang noch für einen Märtyrer fortschrittlicher Ideen und feierte dann auch noch sein Gedächtnis im heiligen Abendmahl, bis er endlich daran Anstoss nahm, dass der Herr sich den Sohn Gottes genannt und vorgegeben habe, Wunder verrichten zu können, so dass er endlich nach seinem eigenen Bekenntnis soweit kam, dass er alle Achtung vor ihm verlor, ja dass Christus in seinen Augen „ein Greuel“ wurde, und er endlich hoffte, er werde niemals so thöricht sein ihn zu verehren.

Furchtbar waren die Folgen dieser Entwicklung für sein inneres und äusseres Leben; er trieb wie ein vom Anker losgerissenes Schiff in Sturm und Wogen dem Verderben zu, denn er hatte den verzweifeltten Entschluss gefasst, seinen sündlichen Lüsten den Zügel schiessen zu lassen, um Gottes Strafen zu seiner Besserung auf sich herabzuziehen. Um nach diesem Grundsatz ungehindert leben zu können, gab er seine akademischen Studien auf und trat im Jahre 1766 als Kadett bei dem Regiment der Gardedragoner ein, wo er es bald zum Fähnrich, dann nach 4 Jahren zum Leutnant und Hauptmann brachte. In dieser Zeit war er ein Spielball seiner Leidenschaften und verfiel in eine Sittenlosigkeit, die keinen Zügel und keine Grenze kannte. Er lebte in Ehebruch mit der Frau eines Barbiers, die eine Tochter als Frucht dieses Verhältnisses gebar.

Wie erstorben damals das Gewissen und Gemüt des unglücklichen jungen Mannes war, zeigen die Briefe, in denen er mit eisiger Kälte die herzerreissenden Klagen seines 72jährigen ehrwürdigen Vaters und die treuen Mahnungen seines gläubigen Bruders von sich weist. Der

Vater enterbt ihn mit dem Schmerzensruf: „Ich bin der Mann, der alt werden müssen um Elend zu sehen“ und sinkt dann bald gebrochenen Herzens in das Grab, wohin die Mutter ihm vorangegangen war. Das alles machte keinen Eindruck auf den Sohn, und doch lebte in ihm noch ein verborgenes Suchen nach Wahrheit, die er freilich in hochmütigem Trotz meinte finden zu können in eigner Weisheit. Dadurch angespornt fand er Zeit, mitten im militärischen Dienst, selbst auf den Wachtstuben, an einem lateinischen Werk zu arbeiten, das unter dem Titel „Theologia dunatoscopica“ im Jahre 1775 in Leyden erschien, worin er das Dasein Gottes durch Vernunft-Schlüsse zu beweisen sucht. Dies Suchen nach Wahrheit liess dann auch in ihm den Wunsch reifen, seinen philosophischen Studien ungestört leben zu können, er wollte in Edinburg wieder die Universität beziehen. Deshalb kam es ihm nicht ungelegen, dass er um diese Zeit durch ein Zerwürfnis mit dem Prinzen von Oranien, mit dem er sonst befreundet war, genötigt wurde, den Abschied von seinem Regiment zu nehmen. Er erhielt denselben am 24. März 1780, nachdem er 14 Jahre lang Soldat gewesen war.

Vor seine Reise nach Edinburg aber fällt eine Begebenheit, die deutlich zeigt, wie der Herr in seiner Barmherzigkeit dem irrenden Manne nachging, um ihm zu helfen, dass er Ruhe fände für seine Seele. Um der Tochter willen, die ihm aus dem erwähnten sündlichen Verhältnis geblieben war, fasste er plötzlich den Entschluss, sich mit einer Frau aus geringem Stande zu verheiraten. Die Art, wie er diesen Entschluss ausführte, ist bezeichnend. Auf der Trekschuit zwischen Amsterdam und Haarlem sieht er eine Fisch-Verkäuferin, der macht er einen Antrag, wird aber abgewiesen. Gleich auf derselben Reise kommt er dann durch Leyden, dort trifft der Gesang eines frommen Liedes sein Ohr; die Sängerin ist ein junges Mädchen, welches in Gesellschaft der Mutter vor einer ärmlichen Hütte am Spinnrade sitzt. Hier wird sein Antrag nicht abgewiesen, und schon am 8. Mai 1780 führt er dieses Mädchen, Christina Helene Frank, zum Altar. Freundlich und gnädig hatte Gott sein verkehrtes Chun geleitet. Obwohl die Frau aus niederem Stande, blutarm und ohne weltliche Bildung war, verstand sie doch bald den gelehrten Philosophen zu leiten wie ein Kind, und ihr kindlicher Glaube gewann bald Einfluss auf sein inneres Leben. Sie that alles, was sie konnte, um seine Liebe zu gewinnen und sich seiner Liebe würdig zu zeigen, und zwar mit dem Erfolg, dass er von nun an einen sittlichen Wandel führte. Freilich sein starrer Sinn wurde sobald nicht gebrochen. In Edinburg, wohin er sich sogleich nach der Hochzeit mit Frau und Tochter begab, erhielt er Nachricht vom seligen Heimgange seines Bruders, den ihm dessen Witwe in einem herrlichen Briefe anzeigte; es finden sich darin die Worte: „Ich wünsche von Herzen, dass der Herr dich noch einmal zum Beispiel seiner Gnade machen und dich würdigen möge zu seiner Ehre zu leben“; aber auf solche Briefe antwortet der

wissensstolze Mann mit einer Kälte und Gefühllosigkeit, die auf eine entsetzliche Öde seines Herzens schliessen lässt. Inzwischen gab er bald wieder ein gelehrtes Werk, eine Kosmologie unter dem Titel „Parmenides“ heraus, dessen Inhalt hauptsächlich eine weitere Ausführung des teleologischen Beweises für das Dasein Gottes war, in dem er aber auch dem Sehnen nach endlicher Erlösung der Natur von Übel und Verderben Ausdruck gab. Er brachte nun auch seine früheren Studien zum Abschluss, indem er auf Grund einer „Dissertatio medica exhibens cogitationes physiologicas de vita“ am 27. Juni 1787 zum Doktor der Medizin promovierte. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, liess er sich als Arzt in der Stadt Middelburg nieder. Er befolgte hier bei seiner Thätigkeit den Grundsatz, nie mehr als 12 Patienten auf einmal zu behandeln, damit er auf alle die nötige gleiche Sorgfalt richten könne; zugleich war er Oberst der Schützen in der Stadt und erfreute sich allgemeiner Achtung und Beliebtheit. Von seinem damaligen Standpunkt sagte er später selbst: „Ich bekannte mich öffentlich als Deist und lästerte dabei den Namen Christi, in der vollen Überzeugung, dass ich Gott damit wohlgefällig sei.“

So lebte er fort bis zum Jahre 1787. Der Herr aber liess ihn nicht, sondern nahm ihn in eine Schule, unter deren Züchtigung er die Unzulänglichkeit seiner eigenen Kraft verspüren musste. In den Wirren, die in jener Zeit Hollands Volk in Aufruhr brachten, fiel er beim Pöbel in Ungnade, sein Haus wurde geplündert, er selbst hatte schreckliche Misshandlungen zu erdulden und verdankte einmal sogar die Rettung seines Lebens nur einer List seines treuen Weibes, bis er endlich sicherheitshalber die Stadt verlassen musste, deren Bevölkerung ihm den grössten Dank schuldig war. Er ging in die Stille und lebte in der Einsamkeit des Landaufenthalts seinen Lieblingsstudien; er beschäftigte sich wieder mit den Sprachen Vorder-Asiens. Hatte er vorher Gott oft angerufen, er möge ihn durch Bestrafung seiner Sünden zur Tugend und zum inneren Frieden führen, so dankte er jetzt Gott für das Unglück, das ihn getroffen hatte, und schickte mit um so grösserem Ernst Gebete gen Himmel, dass Gott ihn durch Prüfungen weiter läutern wolle, damit einst seiner unsterblichen Seele sich die Pforten des Himmels öffnen möchten; und die Zeit war nahe, wo sich an ihm das Wort „wer sucht soll finden“ in wunderbarer Weise erfüllen sollte.

Am 27. Juni 1791 macht er mit Frau und Tochter in einem Segelboot eine Vergnügungsfahrt auf der Maas. Plötzlich erhebt sich ein Wirbelsturm, das Boot kentert, und Frau und Tochter versinken in den Wellen. Er selbst klammert sich in Todesangst an das treibende Fahrzeug, und obwohl viele seine Not sehen, kann niemand ihm helfen. Gott aber giebt es, dass ein Schiff, vom Anker losgeschlagen, auf ihn

zutreibt, dessen Mannschaft es gelingt, den mit dem Tode ringenden Mann dem nassen Grabe zu entreißen.

„Ich sah,“ so schreibt v. d. Kemp später, „dieses schreckliche Unglück als die härteste Strafe an, die mich hätte treffen können; als ich aber am folgenden Tage einsah, dass sie nicht im geringsten imstande war mich zu bessern, noch weniger als alle Strafen, die vorangegangen waren, fürchtete ich, dass es verzweifelt um mich stehen müsse, und dass Gott mich als einen, den keine Strafen bessern könnten, seinem Schicksal überlassen werde.“ Am nächsten Sonntag aber schlug seine Stunde. Er ging zur Kirche; das Abendmahl wurde gefeiert. Unwiderstehlich zog ihn ein unbewusster Drang zur heiligen Tafel hin. Er wollte aber an den nicht denken, dessen Versöhnungstod die Feier galt, sondern wendete sich betend nur zu Gott, indem er seufzte: „Mein Gott, ich habe mich bisher in deine Wege nicht finden und mich deinem Willen nicht unterwerfen können, jetzt aber kann ich das thun. Ich will nun gern Frau und Kind darangeben, weil das dein Wille ist, ich übergebe sie nun gänzlich dir.“ Da ist es, als ob eine sanfte Stimme zu ihm spricht: „Übergieb sie nicht Gott, übergieb sie mir!“ und es wird ihm klar, dass es Jesus ist, der mit ihm redet. „Ja, Herr Jesus, ich übergebe sie dir!“ ist seine Antwort, dann folgt eine neue Mahnung, dass auch er selbst sich dieser Fürsorge übergeben solle, und auf den Seufzer, wie er sich denn zu der Lehre Christi stellen solle, die er so lange bekämpft habe, wird ihm die Antwort: „Untersuche meine Lehre noch einmal, ich will dich lehren, ich will bei dir sein, aber iss nun das Brot und gedenke deines neuen Herrn!“ Bald danach fiel er in einen Zustand der Betäubung, der einige Stunden anhielt. Zu Haus aber nahm er die Bibel zur Hand und fand darin den Weg, auf dem man durch Gottes Gnade von Sünde und Schuld befreit durch den Glauben an den Heiland zur Gerechtigkeit und Freiheit der Kinder Gottes kommt.

Zwei Jahre lang blieb er nun in der Stille und hatte so Zeit, den Römerbrief gründlich zu studieren, bis ihn, wie er sich ausdrückt, „das Ineinandergreifen der wunderbarsten Vorfälle“ als Arzt ins Feld führte. Er arbeitete von 1793 bis 1795 erst auf blutigen Schlachtfeldern und später in einem Lazarett bei Rotterdam, in welchem mehr als zweitausend kranke oder verwundete Soldaten lagen; hier hatte er reichlich Gelegenheit, die Macht des christlichen Glaubens und Gebets durch eigene und anderer Leute Erfahrungen kennen zu lernen. Nach dieser Zeit praktischer Bereicherung finden wir ihn wieder in Zurückgezogenheit, beschäftigt mit seinem Lieblingsstudium, der Erforschung orientalischer Sprachen und dem



Studium des Römerbriefes, dessen Lehrinhalt er in einem Werke, betitelt „Theodicee des Apostel Paulus“ wiederzugeben versuchte.<sup>1)</sup>

## II.

Anfang des Jahres 1797 hörte der Doktor, dass in London eine Missionsgesellschaft gegründet worden sei. Da liess er sich sofort die 6 Predigten kommen, welche in London bei Gründung der Missionsgesellschaft gehalten worden waren, um sie in das Holländische zu übertragen; für ihn aber wurden sie das Mittel seiner Berufung zum Missionsdienst. „Als ich die Schriften durchgesehen hatte“, schreibt er, „fiel Licht auf den Weg, den der Herr mich bisher geführt hatte.“ Er fiel auf seine Knie und bat den Herrn, dass er ihm seinen Willen kund thun möge, und er vernahm den Ruf, sich bei der neuen Gesellschaft zu melden, was er denn auch sofort an demselben Tage that. Begreiflicherweise hatte man in London erst ernste Bedenken, ob man einen Mann von seinem Vorleben in Dienst nehmen dürfe; aber das Zeugnis angesehener christlicher Männer, die ihn seit Jahren kannten, und die über die Aufrichtigkeit seiner Bekehrung und seinen ersten christlichen Wandel in den darauf folgenden Jahren das Beste bekundeten, gab bald den erwünschten Ausschlag. Im Juli des Jahres erhielt der Doktor die frohe Kunde, dass man ihn aussenden wolle.

Bald darauf begab sich v. d. Kemp nach London und wurde hier am 3. November 1797 feierlich zum Missionsdienst ordiniert. Ende des Jahres nahm er in Holland von seinen Freunden und Verwandten Abschied, und es gelang ihm während des kurzen Aufenthalts daselbst eine Versammlung von gottesfürchtigen Leuten aller Stände zusammen zu bringen, welche am 19. Dezember die Niederländische Missionsgesellschaft, die erste Gesellschaft dieser Art auf dem Kontinent von Europa, gründeten. In London rüstete er sich noch zu seinem Dienste weiter aus, er lernte das Drucken und Ziegelstreichen, denn es war

---

1) Nach seiner Auffassung sind alle die als rechtgläubig anzusehen, die gesinnt sind wie Jesus Christus auch war und wie er den Willen Gottes thun wollen. Dieser Jesus zeige die Grenzscheide an zwischen dem Reich der Finsternis und dem des Lichts, alle anderen Glaubensbekenntnisse, die zu einen suchten, aber doch nur trennten, nannte er Stimmen des Satans. Deshalb und wegen andrer Stellen des Buches wurde später die Niederländische Missionsgesellschaft von einer Synode gefragt, ob ihre Missionare die Ansichten teilen und verbreiten dürften, welche Dr. v. d. Kemp in seiner Theodicee geäussert habe. (Siehe Dr. Kruyf, Geschiedenis der N. Z. S. 44.)

sein fester Entschluss, das Evangelium solchen heidnischen Völkern zu bringen, die es bis dahin noch nicht gehört hatten. Das Innere Afrikas stand vor seiner Seele, und diesem seinem Wunsch gab man endlich nach, obwohl mit Widerstreben, wie aus folgender Kundgebung der Gesellschaft hervorgeht:

„Die Mission in Afrika fingen wir mit Widerstreben an, denn wir beklagten tief, dass die trefflichen Gaben eines Mannes wie v. d. Kemp nicht einem schon mehr bearbeiteten Feld zugute kommen sollten. Die starke Begierde, die er fühlt, diesen Weltteil zum Schauplatz seiner Arbeiten zu machen, nehmen wir mehr hin, als dass wir sie gut heissen. So sind die Gedanken Gottes andere als die unseren.“

Mit v. d. Kemp reisten die Missionare Kicherer, Edwards und Edmond am Ende des Jahres 1798 von England ab. Nach ihrer Instruktion sollten sie v. d. Kemp als Direktor und als Stellvertreter des Komitees ansehen. Da das Schiff, mit dem sie die Reise machten, ein Verbrecherschiff war, welches 240 Sträflinge nach Australien bringen sollte, hatten die Missionare reichlich Gelegenheit, sich hier in der Verkündigung des Evangeliums, in Seelsorge und christlichem Liebesdienst zu üben. Nach einer beschwerlichen Seefahrt von 94 Tagen landete man am 31. März des Jahres 1799 glücklich am Kap. Die Missionare beschlossen hier zu bleiben, obwohl ihre Instruktion ihnen freistellte, sich ihr Arbeitsfeld zu wählen; die Gesellschaft hatte sie neben Südafrika auf Madagaskar, Mosambik, Melinde, die Küsten des Roten Meeres und selbst die malabarische Küste hingewiesen.

### III.

Am Kap dämmerte eben der Morgen einer neuen Zeit. Infolge der Missregierung der holländisch-ostindischen Kompanie herrschten dort am Ende des vorigen Jahrhunderts unerträgliche Zustände. Die Buren, damals Freibürger genannt, waren von der Kompanie ausgebeutet worden und hatten von ihrer Seite wieder die Eingeborenen ausgebeutet. Jetzt befanden sich die Buren in den Distrikten Graafrinet und Swellendam in hellem Aufstand gegen die Kompanie; sie wollten besonders freien Handel in den Seehäfen erzwingen, denn sie mussten noch immer den holländischen Kaufherren ihre Produkte zu festen Preisen verkaufen. In Swellendam hatten sie im Jahre 1795 die Republik unter dem Präsidenten Hermanus Steyn proklamiert, und von Culbagh aus wurde der letzte Gouverneur der Kompanie mit einem Angriff der Buren bedroht. Im Norden und Osten aber lagen die Kolonisten im

Kämpfe mit Buschleuten, plündernden Hottentotten- und Bastardhaufen und den mit elementarer Gewalt nach Süden vorstossenden Kafferstämmen. Da war es ein Glück für das Land, dass die Oberherrschaft in die Hände des seine Macht damals überall ausbreitenden Englands überging. Die Engländer besetzten im Jahre 1795 die Kap-Halbinsel, nachdem der letzte holländische Gouverneur am 16. September dieses Jahres kapituliert hatte.

Infolgedessen herrschte in und um Kapstadt, als v. d. Kemp mit seinen Genossen dort eintraf, politische Ruhe. Der englische Gouverneur Dundas empfing die Missionare freundlich und sagte ihnen seine Unterstützung zu; deshalb gaben sie den Gedanken, sich weiter auf der Ostküste ein Arbeitsfeld zu suchen, auf und blieben am Kap, um hier an diesem für die Ausbreitung des Christentums in Afrika durch seine Lage so überaus wichtigen Punkt mit ihrer Arbeit einzusetzen.

In Kapstadt fanden die Missionare den Boden für die Inangriffnahme der Arbeit wohl vorbereitet. Ende der achtziger Jahre war aus Holland hierher ein Dr. van Eier gekommen, dem es gelang, als erwecklicher Bussprediger einen Kreis von gleichgesinnten Freunden um sich zu sammeln, in welchem auch der Missionsgeist lebendig war; ihm stand zur Seite der englische Prediger John Newton, der früher selbst Sklavenbesitzer gewesen, ja der als Schiffskapitän Sklavenhandel getrieben hatte, einst ein „Sklave der Sklaven Afrikas“, wie er sich in seiner Grabschrift selber genannt hat, dann „durch den unerschöpflichen Reichtum der Gnade Jesu Christi gesund gemacht, mit Vergebung der Sünden beschenkt und angestellt zum Prediger des Glaubens, an dessen Verwüstung er so lange Zeit gearbeitet hatte.“ Auf diese Männer hatte der Besuch des Bischofs Reichel von der Brüdergemeinde 1787 anregend gewirkt. Im Jahre 1792 waren dann die drei Brüder-Missionare angelangt, die das vor 55 Jahren in Baviaanskloof (Gnadenthal) angefangene Werk des ersten Missionars ihrer Gemeinde, Georg Schmidt, wieder aufnehmen sollten; sie fanden bei den genannten und besonders bei dem jungen eifrigen Prediger, Dr. Michael Voss, der 1794 von Holland eintraf, die freundlichste und thatkräftigste Unterstützung. Unter den sonstigen Missionsfreunden der Kapstadt that sich besonders die Witwe Machteld Smith durch brennenden Eifer hervor, der sich weder durch den Spott noch durch ernstere Anfeindungen der Gegner beirren liess.

Von diesem Kreise wurden die neu angelangten Sendboten der Londoner Gesellschaft herzlichst willkommen geheissen. Dr. Voss eilte zu ihnen, umarmte sie mit Freuden und war dankbar, dass nun die Zeit angebrochen sei, in welcher Gott sich nachdrücklich der armen Heiden erbarmen wollte. Das Sendschreiben, durch welches die Londoner Missionsgesellschaft die Missionare den Christen am Kap mit warmen Worten dringend empfahl, wurde in Kapstadt durch die Prediger von den Kanzeln verlesen, und v. d. Kemp gelang es, wenige Wochen nach

seiner Ankunft, die „Südafrikanische Gesellschaft zur Beförderung des Reiches Christi“ zu gründen, welche bald über ausreichende Mittel verfügte, so dass durch ihre Arbeit schon nach Verlauf eines Jahres an 2000 Sklaven und Hottentotten um das Wort Gottes gesammelt waren.

Gleich nach seiner Ankunft in Süd-Afrika hatte der Doktor auch Gnaden-thal besucht, wo die Boten der Brüdergemeine nun schon sieben Jahre in gesegneter Thätigkeit standen. Bezeichnend ist die Art und Weise, wie er diese seine erste Reise in Süd-Afrika ausführte. Weil nicht gleich eine Fahrgelegenheit zu Gebote stand, legte er die immerhin reichlich 100 km lange Strecke Wegs zu Fuss zurück. „Ohne dass ich ein Gewehr bei mir hatte“, so erzählt er selbst, „legte ich mich so ruhig unter dem blossen Himmel nieder, um zu schlafen, als ob ich in einem Hause in einem Bette gelegen hätte. Denn obwohl ich in jeder Nacht die Hyänen um mich herum heulen hörte, so vertraute ich doch auf meinen Bund mit den Tieren des Feldes und schlief so ruhig, dass ich einmal erst am folgenden Morgen gewahr wurde, wie sie an einem nicht fern von mir stehenden Wagen ein Pferd zerrissen und ein anderes gebissen hatten.“

So lernte v. d. Kemp in und um Kapstadt die farbige Bevölkerung der Kolonie kennen, die aus Sklaven, die meist von der Ostküste Afrikas eingeführt worden waren, und aus Hottentotten bestand. Auch die Hottentotten waren in den von Kolonisten bewohnten Teilen des Landes hörig geworden. Nach Verlust ihrer Herden und Weidfelder waren sie darauf angewiesen, ihren Unterhalt als Arbeiter bei den weissen Herren des Landes zu suchen, da ihnen sonst alle Mittel zum Leben fehlten, weil Ackerbau ihnen völlig fremd war, sie waren zu Leibeigenen herabgesunken. Alle diese „Elenden“ im Lande boten den günstigsten Acker für die Aussaat des Evangeliums. Aber auch mit Heiden, die weiter im Innern wohnten, machte v. d. Kemp schon bei seinem Aufenthalt in Kapstadt Bekanntschaft. An den nördlichen Grenzen der Kolonie waren damals noch die berüchtigten Streifzüge (Kommandos) gegen die Buschleute im Gange. Ein frommer Bur, Floris Visser, war zu einer Buschmannshorde im Norden gezogen und hatte einen Vertrag mit ihr zustande gebracht, durch welchen dem Blutvergiessen ein Ende gemacht werden sollte. Als er sein Ziel erreicht hatte, kniete er mit den Seinen auf offenem Felde nieder, um Gott zu danken, und feierte dann den günstigen Erfolg durch Absingen von Psalmen. Das hatte auf die Söhne der Wüste solchen Eindruck gemacht, dass zwei ihrer Häuptlinge mit ihm nach der Kapstadt zogen, um dort um Lehrer für ihr Volk zu bitten. Ihnen schloss sich auch noch ein Häuptling aus dem Hottentottenstamm der Koranna an, und es war eine besondere Fügung Gottes, dass diese Leute nun am Ziele



ihrer Reise die Londoner Missionare trafen, welche auf Fingerzeige warteten, die ihnen den Weg anzeigen sollten, den sie zu gehen hätten. Die Missionare Kicherer und Edwards zogen dann auch in das Buschmannsland. v. d. Kemp schwankte kurze Zeit, ob er nordwärts zu den Nama oder nach Madagaskar ziehen sollte, dann aber wurde es ihm gewiss, dass er bestimmt sei, dem Evangelium den Weg zu den Kaffern zu bahnen, und wir finden ihn bald in Begleitung von Missionar Edmond auf der Reise nach dem östlichen Teile der Kolonie. Bei Beginn der Reise hatte er in Tulbagh auf Anraten und unter Assistenz von Dr. Voss<sup>1)</sup> den beiden jüngeren Brüdern Edwards und Edmond die Ordination zum Predigtamt erteilt.

#### IV.

Am 22. Mai (1799) verliess man Kapstadt. Den Ochsenwagen, der damals im Innern des Landes das einzige Verkehrsmittel bildete, hatte v. d. Kemp auf eigene Kosten beschafft, Pferde und eingeborene Wagenleute fehlten nicht, unter den letzteren war auch ein Mann, namens Bruintje, der auf Elephanten-Jagden die östlichen Gebiete der Kolonie vielfach besucht hatte; die Brüder in Gnadenhal hatten ihn gestellt, der sollte als Dolmetscher und Führer dienen. So zog man durch die einförmigen Steppen des schon von Buren besetzten Innern des Kaplandes ostwärts und erreichte am 29. Juni den Ort Graafrinet, der den Mittelpunkt eines Distriktes bildete.

Unterwegs hatte der Doktor viel Freundschaft von den Buren erfahren, die freilich wohl mehr dem Predikant, dem Pastor, galt, als dem Missionar. Missionare kannte man noch nicht in diesen Strichen. Jedenfalls war das, was er auf der Reise erfuhr, sehr ermutigend. Überall hielt er Andachten und Gottesdienste, man half ihm mit Ochsen, Pferden und Lebensmitteln, und er traf selbst Leute unter den Kolonisten an, die mit aufrichtiger Freude, ja mit Loben und Danken davon hörten, dass er den heidnischen Kaffern das Evangelium bringen wollte.

An den östlichen Grenzen der Kolonie fanden die Reisenden freilich schwierige Verhältnisse. Die streitbaren wild gearteten Kafferstämme waren am Vordringen nach Süden, unter ihnen tobten Stammesfehden, und das zahlreiche Vieh der zerstreut wohnenden Kolonisten verlockte sie immer wieder zu Einfällen in die Kolonie, deren Grenze damals der grosse Fischfluss bildete. Es wäre den weissen Grenzbewohnern leichter geworden diese Angriffe zurückzuweisen, wenn die Kaffern nicht durch hottentottische Flüchtlinge beständig verstärkt worden

1) Dr. M. E. Voss ist später selbst als Missionar nach Ceylon gegangen.

wären, die bald einzeln, bald in hellen Haufen bei ihnen Schutz und ungebundene Freiheit suchten, und die im Gebrauch der Pferde und Feuerwaffen ebenso geübt waren wie ihre bisherigen Herren, die Kolonisten. In Graafruin erwartete man grade damals, als die Missionare dort ankamen, den Ausbruch eines neuen Grenzkrieges, und es war ein gutgemeinter Rat, den der Landdrost des Distriktes ihnen gab, sie sollten den Plan unter den Kaffern sich niederzulassen aufgeben und sollten lieber in einem benachbarten ruhigen Gebiet innerhalb der Kolonie unter den Farbigen arbeiten. Aber van der Kemp war nicht der Mann, einen einmal gefassten Vorsatz so leichten Kaufs aufzugeben. Er verliess Graafruin nach einem Aufenthalt von 2 Wochen, umging die augenblicklich am meisten gefährdete Gegend und erreichte endlich, sich südwärts wendend, einen Punkt am grossen Fischfluss, unfern dem heutigen Kolonialdorf Somerset, wo er ein „Lager“ fand, in welchem viele der weissen Grenzer mit ihren Familien und ihrem Vieh, sowie auch ein Haufe von Kaffern, die von ihren Landsleuten bedroht worden waren, Zuflucht gesucht hatten. Von hier aus schickte er seinen oben erwähnten Führer und einige dieser friedlicher gesinnten Kaffern zu dem „König“ Gaika (richtiger Ngika) ab, um ihm sein Kommen anzuzeigen. Die Gesandten wurden freundlich empfangen und kehrten nach 9 Tagen mit der Botschaft zurück, dass der Häuptling die Missionare erwarte, er habe versprochen, von weiteren Feindseligkeiten gegen die Kolonie abstehen zu wollen bis zu ihrer Ankunft. Zugleich brachten die Gesandten seine Tabaksdose, die sollte den Fremdlingen als Pass und Ausweis dienen, dass sie seine Freunde seien, damit sie durch seine Unterthanen auf ihrer Reise nicht behelligt würden.

Van der Kemp hatte inzwischen unter dem Verdacht zu leiden, dass er die Kaffern zu neuen Angriffen gegen die Kolonisten aufreizen wolle. Den Buren dieser Gegenden war sein Unterfangen zu fremdartig, seine Person aber war ihnen unbekannt, dazu kam, dass ihnen die verräterische Natur ihrer kafferischen Nachbarn nur zu bekannt war.

Sie waren im Recht, wenn sie diesen nicht trauten, denn am 25. Juli überfielen die Kaffern wirklich das Lager und trieben 130 Ochsen fort, unter denen auch solche waren, die den Missionaren gehörten. Da kam es zu unliebsamen Szenen. Buren mit geladenen Gewehren in der Hand forderten, dass die Missionare sich von den wider sie erhobenen Beschuldigungen reinigen sollten. Das Lager brach auf, um einen sicherern Ort aufzusuchen, musste aber sofort wieder zu einer Wagenburg umgeformt werden, weil tausende von Feinden die sich fortbewegende Wagenreihe angriffen. Eine Stunde lang dauerte nun der Kampf,

wie ihn die östlichen Gebirge Süd-Afrikas so oft gesehen haben. Die Buren verteidigten tapfer ihre Wagen und die von deren Kreis geschützten Frauen und Kinder; da aber wieder viele ihrer hottentottischen Dienstknechte mit Pferden und Gewehren zum Feinde überliefen, konnten sie nicht hindern, dass sie endlich doch an demselben Tage 2700 Stück Rindvieh und 20000 Schafe verloren.

Nun verliess dieser Burenhaufe die gefährdete Gegend und zog nach Norden, van der Kemp aber blieb kurze Zeit am Tarkafluss, wo er zunächst bei einem Buren Namens Johannes van der Waldt freundliche Aufnahme fand und täglich Abendgottesdienst halten konnte; bei einer Ausreise in die Nachbarschaft hatte er Gefahren von Löwen und Pantheren zu bestehen, und endlich bezog er hier eine Hütte von der Art, die man in Südafrika Pontok nennt, deren Mauern von Lehm keine Fenster, und deren Strohdach keinen Schornstein hatte. Weisse und schwarze Flüchtlinge sammelten sich um ihn, denen er mit feurigem Geist täglich das Evangelium predigte. Bald aber wurde man auch hier erschreckt durch heranziehende und sich lagernde Kaffernhaufen. Das bedeutete dieses Mal aber Frieden. Häuptling Gaika schickte nun, nachdem wieder einmal hinreichend Beute gemacht war, Abgesandte, welche den Kolonisten Friedens-Anerbietungen machen sollten. Als diese Gesandten ihr politisches Ziel erreicht hatten, erklärten sie sich bereit, v. d. Kemp, dem der Boden längst unter den Füßen brannte, mitzunehmen zu ihrem Herrn. Am 28. August nahm die Reise ihren Anfang.

Nicht ohne Grund war die Befürchtung, die dem Doktor immer wieder ausgesprochen wurde, er mit seinen Begleitern werde von den Kaffern ermordet werden, sobald der Krieg wieder ausbreche. Dass dies wahrscheinlich der Fall sein werde, war auch ihm klar, konnte ihn in seinem Vornehmen aber nicht erschüttern. „Was mich betraf“, so schreibt er, „so wusste ich, als ich in das Land der Kaffern ging, dass ich gleichsam das Todesurteil mit mir nahm, damit ich nicht auf mich vertrauen möchte, sondern auf Gott, der die Toten erweckt.“ Die Reste der in den Grenzkriegen verbrannten Farmen zeugten von der Wildheit des Volks, dem man entgegen ging, die Schwierigkeiten der Reise aber schienen manchmal schier unüberwindlich. Die gewöhnlichen Hindernisse, die sich dem Reisen mit Wagen in afrikanischer Wildnis entgegenstellen, Felsgestein, Dornen, Dickicht, Flussbetten und Regenrinnen, liessen sich mit Geduld und Mühe überwinden, wenn auch das Brechen der Deichsel und Fallen des Wagens einmal längeren Aufenthalt verursachte. Schlimmer war es, dass man sich für die Reise nicht einmal mit dem nötigen Mundvorrat hatte versorgen können und den Hunger mit wildem Honig, Strausseneiern und Feldzwiebeln stillen musste. Man kam auch in Lebensgefahr schon auf der Reise, hier an den Grenzen fehlte es nicht an Auswürflingen der Kolonialbevölkerung. Desertierte englische Soldaten, dazu verführt durch einen hieher geflohenen Bur (Prinslo), lauerten den Reisenden

auf, die ihnen nur wie durch ein Wunder entgingen. Endlich aber war der menschenleere, verwüstete Grenzdistrikt überwunden, und man erreichte am 17. September die schönen bevölkerten Fluren des Kafferlandes.

Gaika's Kraal lag damals an der Vereinigung des Tschumi-flüsschens (Chommy von v. d. Kemp geschrieben), an welchem heut die berühmte Station Lovedale liegt, mit der Keiskamma. Am 20. September langte v. d. Kemp hier an. Im Aufputz des richtigen heidnischen Häuptlings, mit Mantel von Pantherfellen und geschmückt mit einem Diadem von poliertem Kupferblech, in der Hand einen eisernen Stab (Ps. 2, 9), trat Gaika den Missionaren entgegen. Glücklicherweise war ein Dolmetscher zur Hand, einer von den hierher geflüchteten Buren, Coenrad Buis mit Namen. Zunächst übergab van der Kemp seinen Pass, jene ihm übersandte Tabakdose, dann entwickelte sich das Gespräch, wie es in Süd-Afrika Missionare in derselben Weise unter ähnlichen Umständen so oft geführt haben. Es sei gut, sagte Gaika, dass die Missionare ihn besuchten, denn das zeuge von Vertrauen, es sei aber kriegerische Zeit, er könne ihnen nicht ihren Unterhalt geben, könne sie auch nicht schützen, da er selbst vor seinen Feinden nicht sicher sei. Der Doktor betonte, dass er zum Besten von Land und Volk gekommen sei, er wolle deshalb bleiben unter allen Umständen, während der ängstliche Edmond zur Umkehr riet, und auch Buis erklärte, dass sie in ungünstigster Zeit gekommen seien. So drang Gaika in die Missionare, dass sie sein Land wieder verlassen sollten; er traute sich selbst augenscheinlich noch kein Urteil zu über die merkwürdigen Fremdlinge, die den übrigen Weissen, die er bisher gesehen hatte, so unähnlich waren. Jener Prinslo verdächtigte sie dazu als Spione der Engländer. Buis aber, auf den ein Empfehlungsbrief des Burenpastors Ballot von Graafrinet Eindruck gemacht hatte, unterstützte sie mit seinem Einfluss, so dass sie nach vierzehntägigem Warten endlich die Erlaubnis erhielten eine Station zu beziehen.

Fast scheint es, als ob Gaika das Unternehmen, zu dem er vor den Ohren der Brüder, der Buren und seiner Räte in einer langen Entschuldigungsrede öffentlich seine Zustimmung gegeben hatte, im Geheimen doch noch habe vereiteln wollen. Auf geheimnisvolle Weise verschwanden gleich am ersten Tage der Reise fünf Deichsel-Ochsen, ohne die man nicht fahren konnte, wie auch das Pferd des Missionars mit Sattel und Zaum, und erst nach 10 Tagen erhält man alles „mit Hilfe von Gaika“ zurück.

Am 20. Oktober kommt es dann wirklich dazu, dass man am



Fuss des herrlichen Amatola-Gebirges in reich bevölkerter Gegend am Ufer des Guakubi-Baches mit dem Bau eines Häuschens beginnen kann, welches am 3. Februar des nächsten Jahres (1800) auch wirklich bezogen wird. Aber nur bis Ende April darf van der Kemp hier weilen, dann nötigt ihn das Misstrauen oder die Laune des Königs seine Wohnstätte zu verlassen und nach dem Debe-Flüsschen zu verziehen, in die Gegend der späteren Station Knappshope. Weil er aber dort bald nicht mehr sicher ist, zieht er am 13. Juni nach der Keiskamma und flieht endlich Ende des Jahres mit seinen Leuten wieder aus dem Lande.

Nur wenig mehr als 15 Monate hatte der tapfere Mann unter diesem Volk von Dieben und Räubern zugebracht, bei welchem damals das, was Paulus Römer 3, 10—18 von den Heiden sagt, auf jeden einzelnen, vom Häuptling an, angewendet werden konnte. Er blieb unter ihm, solange es möglich war, obwohl der Gouverneur Dundas ihn durch einen Abgesandten, Herrn Meynier, mahnen liess, er solle doch in die Kolonie zurückkehren. Er blieb, obwohl Missionar Edmond und der Hottentott Bruintje die Gelegenheit ergriffen und am 1. Januar 1800 mit diesem Gesandten Kafferland verliessen. Er blieb, obwohl er am Debeffluss, auf dem zweiten Stationsplatz, von einem Haufen kolonialer Flüchtlinge, Buren, Hottentotten und Malaien, umgeben war, die er selbst den „verächtlichsten Abschaum“ nennt, die ihn beständig bestehlen und deren einer, jener Buis, ihn eines Tages mit der Nachricht erschreckte, es sei ein Mordanfall auf ihn geplant. Dabei hatte er unter all diesen Drangsalen nicht einmal den Trost hoffen zu dürfen, seine Predigt werde wenigstens einige wenige Kaffern gewinnen. Trotz dieser Nöte und der niederdrückenden Aussichten machte er sich an die Arbeit, die Kaffersche Sprache zur Schriftsprache zu machen. Er suchte die Buchstaben des lateinischen Alphabets als Bezeichnung der Laute zu ordnen und kämpfte nach Vermögen mit der Schwierigkeit, mit Hilfe ungebildeter Dolmetscher unter den Wörtern der Sprache solche zu finden, die zur Bezeichnung geistiger Begriffe dienen konnten.

Nüchtern genug schreibt er bald nach seiner Ankunft im Lande folgende Worte: „Der Ausblick in die Zukunft verspricht wenig Gutes. Das Volk scheint von allen religiösen Gedanken entblösst zu sein. Es zeigt nicht das geringste Verlangen nach Unterricht oder Wissenschaft; es ist gewohnheitsmässig einem vollständigen Müssiggang verfallen. Dabei stehe ich unter ihm allein und habe niemand, der mir beim Unterrichten Beistand leistet.“ Ein Trost war es ihm, dass er dort einige Hottentotten fand, welche ihm für seine Bemühungen um ihr Heil dankbar waren. Elf Kinder von solchen Hottentotten und anderen Dienstleuten jener weissen Flüchtlinge sammelte er um sich schon auf dem ersten Wohnplatz, wo Gaika bei einem Besuch sich den Zeitvertreib machte, einigemal mit den Kindern zur Schule zu kommen und auch wirklich die Bedeutung der Buchstaben erlernte. Am Debeffluss hatte er auch die grosse Freude, dass die heidnische Frau eines der Buren (Lochenberg), sich bekehrte, sodass er sie mit 3 ihrer

Kinder auf den Namen Sara taufen konnte. „Der Winter ist vergangen“, schrieb er da in sein Tagebuch, „und die Curteltaube lässt sich hören.“ Er taufte noch 2 Frauen und hatte eine vierte im Unterricht. Gott schenkte ihm auch die Gnade, dass nach einer Zeit der Dürre auf sein öffentliches Gebet Regen eintrat, und dass sein Name „Jinkhanna“ beim Häuptling und dem wüsten Volk einen guten Klang erhielt. Es war aber seines Bleibens nicht im Lande. Es drohte ein neuer Krieg, und die weissen Abenteurer dachten an Flucht. „Herr, was willst Du, das ich thun soll?“ war sein Gebet, welches Erhörung fand.

Am Ende des Jahres (1800) erhielt er briefliche Nachricht, dass zwei Brüder, die Missionare Read und Vanderlingen, ihm von seiner Gesellschaft nachgesandt seien und seiner in Graafreinet warteten. Das gab den Ausschlag. Mit den Kolonisten<sup>1)</sup>, die einen Jagdzug vorschlugen, zog er am 31. Dezember ab und gelangte durch Einöden, in denen wilde Buschleute das Vieh raubten und die Reisenden mit vergifteten Pfeilen bedrohten, denen einige Hottentotten zum Opfer fielen, endlich nach monatelangem Umherirren an die Grenze der Kolonie, von wo er mit Hilfe der Regierung schliesslich am 14. Mai Graafreinet wieder erreichte.

Hier fand er einen frohen Empfang bei seinen Brüdern und selbst bei einem kleinen Teil der Dorfbewohner. Der Kommissar Meynier, welcher die englische Kolonial-Regierung vertrat, begrüßte ihn mit Wohlwollen und bewilligte ihm den Gebrauch der Dorfkirche, wo sich denn häufig an Sonntagen und auch sonst gegen 200 Hottentotten und Sklaven um das Wort Gottes sammelten; denn das Anerbieten Prediger der Weissen zu werden nahm v. d. Kemp nicht an. Das war aber für die Buren des Distriktes zu viel. „Die Farbigen haben nun 3 Prediger,“ hiess es, „wir haben keinen“, und in Bezug auf ihre Kirche hatten sie das Recht, deren Gebrauch für Missionszwecke zu verweigern. Mit dem Gegensatz gegen das Missionswerk verband sich der politische Widerstand gegen die neue englische Oberherrschaft. So rückten 300 bewaffnete Buren an, drohten das Dorf niederzubrennen und verlangten Auslieferung einiger Hottentotten sowie Renovierung der „geschändeten“ Kirche. Die kleine englische Besatzung bereitete sich zum Kampf, aber es gelang v. d. Kemp zu vermitteln; er versprach, auf den Gebrauch der Kirche zu verzichten, und so wurde das Blut-

---

1) Der Haufe setzte sich zusammen aus 59 Personen. Unter ihnen waren 4 Buren, 1 deutscher und 5 englische Überläufer, 2 Burenfrauen mit 2 Kindern, 13 Bastardkinder, 2 Kaffern (Mann und Frau), 2 Cambukki-Kaffern, 2 Kaffersche Mägde und vier Hottentotten mit 6 Weibern und 15 Kindern.

vergiessen für dieses Mal glücklich vermieden. In dieser Zeit konnte der Doktor noch einmal einen Besuch bei dem Kafferhüptling Gaika machen. Es waren wieder Unruhen an den Grenzen ausgebrochen, deren Folgen Gaika dadurch abwenden wollte, dass er Gesandte mit neuen Friedensversicherungen und neuen Versprechungen nach Graafreinet sandte. Mit diesen Gesandten reisten die Missionare, diesmal schnell und glücklich, nach Kafferland und kehrten auch glücklich wieder nach Haus zurück. Sie hatten sich bei den obwaltenden Umständen nicht entschliessen können, einen aus ihrer Mitte dort zu stationieren, sie nahmen jedoch nach ihrer Rückkehr die Arbeit unter den kolonialen Farbigen mit neuem Eifer auf, das hatte aber zur Folge, dass ein neuer Aufstand der Buren ausbrach. Lügen und falsche Gerüchte, die in Süd-Afrika oft genug verhängnisvolle Wirkung ausgeübt haben, thaten das Ihre. Ein Schriftstück wurde unter den Buren in Umlauf gesetzt, welches die Nachricht verbreitete, die Missionare seien bei Gaika gewesen, um ihn zu einem Angriff auf die Farmer zu bewegen. Am 22. Oktober drang ein „Kommando“ in das Dorf, steckte Häuser in Brand und griff die englischen Baracken an. Auf v. d. Kemp wurde zweimal gefeuert, einmal 12 Schüsse, ein andermal ein „Schauer von Kugeln“, „so als ob ich ein Schakal wäre“, schreibt er, „aber mein Bewahrer schlummerte nicht“.

## V.

Der Vorfall hatte keine ernsteren politischen Folgen, er wurde aber Ursache, dass v. d. Kemp ein neues Arbeitsgebiet aufsuchte. Der englische Gouverneur, General Dundas, kam nämlich selbst nach Graafreinet um dort Ruhe zu stiften. Da ihm daran liegen musste, sowohl die Missionare zu schützen als auch den Stein des Anstosses für die Buren aus dem Wege zu räumen, machte er den Missionaren den Vorschlag, ihre Wirksamkeit nach der Küste, an die Algoabai zu verlegen, wo die Engländer ein Fort (Fort Frederik) besetzt hatten und wo den Missionaren genügend Land zu einer grösseren Niederlassung gegeben werden sollte. Missionar Read machte eine Reise dorthin, um die Verhältnisse zu erkunden, dann legten die Missionare dem Gouverneur die Statuten vor, nach denen das Leben auf der Missionsstation geregelt werden sollte, die von ihm vollständig gebilligt wurden.

Diese Statuten rechtfertigen v. d. Kemp gegenüber den Anklagen der Kolonisten und den Angriffen, die auch andere (z. B. der Naturforscher Lichtenstein) gegen ihn gerichtet haben. Sie sind mustergiltig, und man könnte sie noch heute

als Norm bei Gründung einer Station, auf der die Mission Grundherrin ist, anwenden. Zunächst nennen diese Statuten den Ort, wo die Station liegen soll, dann als Zweck der Anlage: Ausbreitung des Christentums, sodann bestimmen sie, dass niemand Aufnahme finden soll, der nicht seine Bereitschaft erklärt, sich willig den Stationsgesetzen zu unterwerfen; Leute, die bei Buren gewohnt hatten, sollten einen Pass des Landdrosten beibringen, solche von andern Missions-Stationen eine Empfehlung, ja Bitte ihrer Missionare, ihnen Aufnahme zu gewähren. Die Missionare wahrten sich also das Recht, sowohl die Aufnahme zu verweigern, als missliebige Personen vom Platze zu verweisen. Müßiggang der Stationsleute solle nicht geduldet werden; wenn nötig, werde die Gesellschaft sie als Arbeiter oder Handwerker beschäftigen; Überschüsse, die dadurch erzielt würden, sollten der Station zugute kommen. Dabei wolle man dem Einzelnen behilflich sein, wirtschaftlich selbständig zu werden. Zwei Missionare und zwei Lehrer sollten auf der Station wohnen; wenn die Bevölkerung zu gross werde, wolle man einen Teil der Leute nach einem zweiten Platz verziehen lassen. Die Bevölkerung, Christen, Katechumenen und Heiden, solle die Gesetze beobachten bei Strafe von Ausschlössung aus der Gemeinde oder Verweisung vom Platz. Solche Leute aber, die sich gegen die Landesgesetze vergangen hätten, wollten die Missionare dem Landdrosten anzeigen. Jährlich aber solle über Arbeit und Erfolg an den Gouverneur Bericht erstattet werden.

Nicht weit von Fort Frederik lag der verlassene Platz eines Buren, der Bota hiess, den wies die Regierung zunächst als Stationsplatz an. Hier zog v. d. Kemp am 20. März 1802 mit 160 Farbigen an. Wie gemischt der Haufe dieser Leute war, geht daraus hervor, dass das Leben der Missionare von einigen bedroht wurde, weil sie verhindert worden waren, auf der Reise verlassene Farmen zu plündern. Obwohl v. d. Kemp selbst elf Monate lang von starkem rheumatischem Leiden heimgesucht wurde, kamen Gottesdienst und Unterricht in geregelten Gang; der Doktor druckte eigenhändig die ersten Schulbüchlein. Aber die politischen Verhältnisse waren dem Unternehmen nicht günstig, die Kaffern machten Einfälle, und hottentottische Rebellen plünderten ringsum die Farmen. Klaas Stürmann war deren Anführer, vergeblich versuchten die Missionare zwischen ihm und den Behörden zu vermitteln. Am 15. September und bald darauf noch einmal wurde die Station bei Nacht von einer Raubhorde überfallen, und nur tapfere Gegenwehr der Bewohner rettete den Platz, man musste ihn aber doch verlassen und am 1. Oktober innerhalb der Mauern von Fort Frederik Schutz suchen, während die Gebäude der Station in Flammen aufgingen.

Inzwischen war durch den Frieden von Amiens (27. März 1802) das Kapland wieder in den Besitz von Holland gelangt, und an Stelle des englischen Gouverneurs trat der holländische General Janssen.



Durch diese politischen Veränderungen gestaltete sich die Lage der Mission wieder schwieriger. Die Buren im Innern hatten unter der früheren Herrschaft der holländisch-ostindischen Compagnie in Bezug auf die Eingebornen sich selbst schützen müssen, konnten aber mit den unterworfenen Leuten thun, wie sie wollten. Mit der Erneuerung der holländischen Herrschaft brachen sie deshalb gegen die Hottentotten aus, die der Hörigkeit entronnen waren und ihre früheren Herren vielfach mit Plünderung und Mord bedrohten. In Fort Frederik wurde die Lage der Missionare von Tag zu Tag misslicher. Sie lebten hier mit wüsten Buren zusammen, sodass sie manchmal für ihr Leben fürchteten. „Selbst unsere Kinder“, schreibt v. d. Kemp, „durften wir nicht aus dem Auge lassen, denn wenn solches geschah, wurden sie von den Buren gestohlen.“

Am 8. Mai erschien der holländische Gouverneur, General Janssen, am Ort. Der Doktor konnte in ihm einen alten Schulkameraden begrüßen, der ihn persönlich auch freundschaftlich genug behandelte, wenn er auch die Ansichten des Missionars in Bezug auf das den Hottentotten zu gewährende Mass von Freiheit und Gleichberechtigung mit den Weissen nicht teilte; er sprach sich auch dagegen aus, dass die Hottentotten im Schreiben unterrichtet wurden. Weil v. d. Kemp noch dazu bei den Kolonisten im Verdacht stand, Verlangen nach dem Wieder-Erscheinen der Engländer zu hegen — er stand ja im Dienst einer englischen Mission —, ordnete der Gouverneur an, dass alle Korrespondenz der Missionare mit der Londoner Gesellschaft durch die Hände der niederländischen Missionsgesellschaft gehen solle.

Die freundliche Gesinnung des neuen Gouverneurs aber zeigte sich darin, dass er bald bereit war, den Missionaren und ihren Pflinglingen wieder eine eigene Station anweisen zu lassen. Leider konnte nur der junge Read die dazu ernannte Kommission begleiten, der Doktor selbst war immer noch zu leidend. Man kam überein, einen am kleinen Zwartkop-Flüsschen gelegenen Platz zu wählen, der manche Vorteile bot, aber zum Ackerbau sehr wenig geeignet war. Die Gegend um die Algoabai ist wüst und trocken, von Baumwuchs entblösst, und das Wasser des genannten Flüsschens reichte oft kaum aus, um den Durst von Menschen und Vieh zu befriedigen, zum Berieseln von Ländereien war es viel zu schwach. Weiter ins Land hinein konnten und wollten die Missionare nicht ziehen, weil Kriege und Aufstände sich damals in diesem Teile der Kolonie beständig ablösten; hier, wo

man nur zwei Stunden vom Fort entfernt war, bot dieses mit seiner Besatzung einen gewissen Schutz<sup>1)</sup> und in höchster Gefahr einen Zufluchtsort. Die Regierung bewilligte an dem gewählten Ort ein Stück Land von 10 englischen Meilen Umfang und gab es in Erbpacht. Die Missionare nannten die Station „Bethel“ und bezogen sie am 3. Juni 1803 mit 250 Farbigen.

Bunt genug und armselig dazu war dieser Haufe, der sich um die Missionare geschart hatte; er bestand aus echten Hottentotten, Kaffern und Mischlingen, die allesamt so gut wie nichts besaßen. Jedem Einwohner wurde ein Grundstück zugemessen, 30×40 Fuss gross, wo er sein Hüttlein errichten musste. Die sieben tüchtigsten Männer wurden zu Vorstehern und Richtern eingesetzt, die Stationsgesetze waren zweckmässig und gerecht, unter den Leuten fehlten angeregte, selbst gläubige Seelen nicht, somit hätte die Station unter der tüchtigen Leitung der beiden Missionare bald zu hoher Blüte gelangen können, wenn der Ort nur fruchtbar genug gewesen wäre, um Leuten, die arbeiten wollten, Fleiss und Mühe wirklich zu lohnen. Dies war aber nicht der Fall, und anderweitige gewerbliche Thätigkeit liess sich nicht schaffen. Die arbeitsameren Leute mussten bei den Farmern Beschäftigung suchen, andere gingen der Jagd nach oder nährten sich nach alter Hottentottenweise kümmerlich von wilden Knollen und Wurzeln. Dazu kam die Ungewissheit, ob man hier bleiben solle; alles vereinigte sich, um die natürliche Trägheit der Hottentotten bestehen oder wieder aufleben zu lassen. Bauholz fehlte auch in der Umgegend der Bai; die Missionare begnügten sich wie ihre Pfleglinge mit Hütten, die mit Hilfe einiger Pfähle aus Lehm, Rohr und Gras aufgeführt waren. Die Bevölkerung war unter diesen Umständen beständig wechselnd. Schon im zweiten Jahr nach Gründung der Station berichtet v. d. Kemp, dass etwa 300 Hottentotten wieder verzogen seien. Besondere Schwierigkeiten machte das Ordnen der ehelichen Verhältnisse; vielen dieser Leute war der Begriff der Ehe überhaupt abhanden gekommen. Trotzdem war die eigentliche geistliche Arbeit durchaus hoffnungserweckend. Gleich im ersten Jahre kamen 30 bis 40 Kinder zur Schule und konnten 9 Männer, 8 Frauen und 13 Kinder die Taufe empfangen.

<sup>1)</sup> Aus dem Gesagten geht hervor, dass die Beschuldigung falsch ist, v. d. Kemp habe „aus falscher Demut und unchristlicher Verachtung der Natur und Gotteswelt“ seine Station in einer sehr dürrtigen Gegend auf dem unfruchtbarsten Boden angelegt. Siehe Ritters Erdkunde, 2. Ausgabe I, Seite 129.

„Unsere Gemeinde“, berichtet der Doktor damals, „ist in beständigem Zunehmen, und die Macht der Gnade, wodurch der Herr seinem Worte Zeugnis giebt, zeigt deutlich, dass unser Predigen nicht vergeblich ist, in der letzten Woche sind besonders 5 junge Frauen mächtig ergriffen worden.“ Als er auf mehr als ein Jahr treuer Arbeit zurückblicken konnte, schrieb er (am 1. November 1804): „das Werk der bekehrenden Gnade unseres Gottes schreitet noch immer vorwärts, noch immer wird hie und da eine Perle mehr in Jesu Krone eingefügt. In diesem Jahr haben wir bisher 22 Erwachsene und 14 Kinder getauft. Die Zahl der erwachsenen Gemeindeglieder ist 43.“ Am 8. Januar des nächsten Jahres (1805) fügt er hinzu: „der Anfang des neuen Jahres ist wieder mit neuen Segnungen von oben gekrönt worden, und neue Ströme der bekehrenden Gnade sind über Bethelsdorp ausgegossen worden. Wir kennen schon 10—12, von denen wir hoffen, dass sie zu einer seligmachenden Erkenntnis Jesu Christi gelangt sind. Mögen die Erstlinge dieses Jahres Vorboten einer reichen Ernte sein!“

Von der kleinen Gemeinde aber ging Segen aus auch in weitere Fernen.

Besondere Freude für den Doktor war die Verbindung, in die er wieder mit den Kaffern trat. Sein Herz sehnte sich immer wieder danach, unter diesen Leuten arbeiten zu können. Hinziehen auf die Station durften Kaffern freilich nicht, denn im letzten Friedens-Traktat war es ihnen streng untersagt worden, sich westlich vom grossen Fischfluss niederzulassen; aber fast täglich zogen wandernde Kaffern vorüber, von denen manche auch an den Gottesdiensten teilnahmen. Ein Sohn des Häuptlings Tsatsu blieb längere Zeit auf der Station, ein andermal hielten sich 2 Söhne des Häuptlings Konga hier länger auf. An manchen dieser Leute bezeugte das Evangelium seine Kraft. Eine Frau wurde erweckt, kehrte nach Kafferland zurück und verkündete dort die Botschaft vom Heil. Ein andrer, Untsikana, besang „das Lämmlein, den Messias“ in einem kafferschen Psalm und zog singend und predigend im Kafferlande umher, und es gelang ihm, ein Häuflein Anhänger zu sammeln. Es entstand dort sogar ein Dörflein „betender“ Kaffern, dessen Ruf sich weit über die Grenzen des Kafferlandes hinaus verbreitete. Ein Häuptling Gola, der mit 200 Anhängern quer durch die Kolonie bis zu den weit entfernten Karreebergen zog, stand auch unter dem Einfluss von der Kemp und sandte von seinem neuen Wohnort bald Boten aus, Missionare zu suchen. So war des Doktors Beten und Hoffen für dieses Volk nicht vergeblich, und es ist tief bedauerlich, dass unter der Drangsal der späteren Kriege es keinem Missionar wieder gelungen ist, in gleichem Masse wie von der Kemp die Aufmerksamkeit der Kaffern zu erregen und ihre Zuneigung zu gewinnen.

Die häufigen Besuche von Kaffern in Bethelsdorp gaben aber den Kolonisten Ursache, die Missionare zu beschuldigen, dass sie im geheimen Einverständnis mit den feindlichen Stämmen wären, ja diese zu einem Einfall in die Kolonie bewegen wollten. Der zeitweilige Aufenthalt von gefährlichen Subjekten, entlaufenen Dienstboten und Tagedieben mochte mitwirken, dass die Klagen der Buren gegen die neue Einrichtung, die eine Freistätte für die Schwarzen darstellte, nicht

aufhörten. Bethelsdorp war um so unbeliebter, als es eine „englische Gründung“, d. h. die Station einer englischen Gesellschaft war. Die Missionare hatten den Namen „englisch gesinnt“ zu sein. Fortwährend wurde die holländische Regierung mit Klagen und Anklagen wegen der Station überlaufen, und so erliess sie endlich am 20. Februar 1805 eine Verordnung, welche die gesamte Missionsarbeit in der Kapkolonie unter die Oberaufsicht der Regierung stellte, und zwar in einer Weise, dass die Missionare auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt werden konnten.

Nach dieser Proklamation sollten gut beglaubigte Missionare die Erlaubnis haben, durch die Kapkolonie zu heidnischen Stämmen zu ziehen, sie sollten aber dann ihre Stationen so weit von den Grenzen der Kolonie entfernt anlegen, dass ihre Schulen von den Eingebornen der Kolonie nicht besucht werden könnten; solche Eingeborne sollten nur auf ausdrückliche Erlaubnis des Gouverneurs dort Schulen oder Versammlungen besuchen dürfen. Jährlich sollten auch diese ausserhalb der Kolonie wohnenden Missionare über ihre Arbeit, sowie darüber, was sie an Eigentum besäßen und wovon sie sich nährten, dem Gouvernement berichten. In Bezug auf die innerhalb der Kolonie wohnenden Missionare wurde verordnet, dass keiner von ihnen ohne Erlaubnis des Gouverneurs oder der kirchlichen Oberbehörde des Distrikts einen Gottesdienst abhalten dürfe. In Bezug auf Bethelsdorp wurde bestimmt, dass weder v. d. Kemp noch einer seiner Mitarbeiter die Grenzen der Kolonie überschreiten dürfe ohne Erlaubnis des Gouverneurs. Hottentotten, die Arbeiter der Buren seien, sollten die Missionare nicht unterrichten, Unterricht im Schreiben sollte nur mit besonderer Erlaubnis des Gouverneurs erteilt werden dürfen.

Ueber diese Verordnung entstand zwischen van der Kemp und dem General Janssen ein lebhafter Briefwechsel, der aber zu keinem erwünschten Ziele führte. Es kam hinzu, dass man einen neuen Angriff der Engländer auf das Kap fürchtete, und so erhielt der Doktor im April des Jahres 1805 Befehl, nach Kapstadt zu kommen, wo er mit dem jungen Read im Juni eintraf. Da den Missionaren trotz aller Bitten nicht gestattet wurde, auf ihre Station zurückzukehren, dachten sie allen Ernstes daran, sich auf der Ostküste Afrikas oder in Madagaskar einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Sie konnten daran um so eher denken, als einige jüngere Brüder, welche die niederländische Gesellschaft entsendet hatte, sie in Bethelsdorp vertraten. Die Zeit in Kapstadt nutzte v. d. Kemp aus, indem er weiter an der Erlernung der Kaffersprache arbeitete, was ihm möglich war, da Tjani, der Sohn des Häuptlings Tsatsu, ihn nach Kapstadt begleitet hatte.

Am 4. Januar 1806 erschien die gefürchtete englische Flotte vor Kapstadt, und nach dem Gefecht bei Blaauwburg waren die Engländer



wieder Herren am Kap. Der englische General Baird aber gab sofort den Missionaren die Erlaubnis nach Bethelsdorp zurückzukehren. Schon am 5. Februar traten sie die Reise an.

In Bethelsdorp fanden sie alles in guter Ordnung. Die jungen Brüder hatten das Ihre gethan und waren bei aller geistlichen Arbeit aufs trefflichste von Frau Smith, die von Kapstadt herbeigeeilt war unterstützt worden. Auch der Doktor konnte sich noch ein volles Jahr der Mitarbeit dieser eifrigen Missionsfreundin erfreuen.

Drei Wochen nach seiner Ankunft in Bethelsdorp verheiratete er sich mit einer Schwarzen, einer mohammedanischen Sklavin aus Madagaskar Namens Sara die er mit ihrer Mutter und zwei Schwestern für etwa 6000 Gulden frei gekauft hatte. Dass diese Heirat die Kluft noch erweiterte, die ihn von den meisten Kolonisten trennte, ist begreiflich. Van der Kemp selbst hat sie nie beklagt Die Frau ist bis an sein Ende seine treue Gefährtin gewesen.<sup>1)</sup>

Die Arbeit auf der Station wurde nun mit neuem Eifer wieder aufgenommen. Endlich fing man an, einige massive Häuser aufzuführen, und wenn auch auf dem unfruchtbaren Platze der Ackerbau nicht vorwärts kommen konnte, so stieg doch der Viehbesitz der Stationsbewohner mit jedem Jahre. Die geistliche Arbeit breitete sich aus und zeitigte schöne Früchte. „Gottes Reich“, schreibt der Doktor in diese Zeit, „breitet sich unter unseren Hottentotten mehr und mehr aus. Es scheint, dass Gott einige von ihnen als Missionare brauchen und dass er vielleicht auch die Kaffern zu seiner Gemeinschaft berufen wird.“ Die Bevölkerung nahm beständig zu, so dass man daran dachte, einen Teil der Bewohner nach einem andern Ort verziehen zu lassen. Da 5 Missionare beieinander waren, konnte die Arbeit auf die Umgegend ausgedehnt und auf der Station mit grösserer Regelmässigkeit betrieben werden. Morgens und Abends fanden öffentliche Andachten statt, um 10 Uhr kamen die Kinder zur Schule, am Mittwoch und Sonnabends fanden Bibelstunden statt. Eine ganze Anzahl von einzelnen Leuten wird genannt, die den Missionaren besondere Freude machten durch

---

1) Diese Heirat ist auch von Missionaren hart getadelt worden, wie sie in der That nur durch die Umstände entschuldigt werden kann, in denen v. d. Kemp lebte. Es ist aber nicht richtig, was Philips (Researches I 137) und Moffat (Missionary labours S. 40) darüber sagen. Sie hat ihm nicht Kummer bereitet und dadurch seinen Tod beschleunigt. In seinen nach Holland gerichteten Briefen hat der Doktor bis zuletzt von seiner Frau mit der grössten Liebe und Achtung gesprochen. (Siehe Leben des Dr. J. Ch. v. d. Kemp von D. G. v. d. R. Amsterdam 1864 S. III). Vier Kinder entsprossen der Ehe.

ebendigen Glauben und Eifer das Evangelium auszubreiten. Der Doktor verfasste ein Büchlein „Wort Gottes für die Hottentotten“, und man erwog den Plan, eine Schule für Nationalgehilfen zu errichten. Ganz wichtig war der Gedanke, dass die Zöglinge einige Jahre hindurch unterrichtet werden und dabei für ihren Lebensunterhalt durch Arbeit soviel als möglich selbst sorgen sollten, auch dass man sie später nicht Missionare, sondern nur Gehilfen nennen wollte.

Trotz der ungünstigen Verhältnisse hatte die Station sich auch im äusseren Ansehen gehoben. Im Jahre 1810 zählte sie etwa 1000 Bewohner, von denen 200 der Gemeinde angehörten. Es war etwas Gewerthätigkeit entstanden; Körbe, Matten und dergleichen wurden gefertigt. Am vorteilhaftesten erwies sich die Viehzucht. Der Viehbestand belief sich auf 2000 Stück Hornvieh, 1200 Schafe und Ziegen und 174 Pferde. Im September des Jahres 1809 hatte man auch eine stattliche Kirche von 114 Fuss Länge und 18 Fuss Breite einweihen können. Trotzdem konnte der Doktor seiner Arbeit auf diesem Platze niemals recht froh werden, weil die Stellung der Kolonisten und Kolonialbeamten zu seinem Werk ihm zu grosse Schwierigkeiten bereitete.

Er liebte die Eingeborenen, hatte Gerechtigkeitssinn und besass Unerschrockenheit; er war der Mann, der berufen war, Anwalt der Eingeborenen zu sein. Als solcher hatte er beständig Schwierigkeiten mit den Buren, welche gewohnt waren, die Hottentotten als Leibeigene anzusehen und zu behandeln, die deshalb es verwünschten, dass die Station den Leuten, die nicht bei ihnen bleiben wollten, eine Freistätte bot. Oft genug klagte van der Kemp über Gewaltthätigkeiten beim Landdrosten des Distrikts, dem Major Zuiler in Uitenhagen, ohne dass er etwas erreichen konnte. Nachdem er sich über diesen Beamten bei dem Gouverneur beschwert hatte, erschien ein besonderer Kommissar, Mr. Collins, um diese Klagen zu untersuchen. Der Landdrost hatte mit Gegenklagen geantwortet. Aber auch dem Kommissar gegenüber stand der Doktor seinen Mann und erklärte rundweg, dass er dem Landdrosten keine Arbeiter von der Station zwangsweise stellen werde, da die Stationsbewohner freie Leute seien, dass er sich auch nicht verpflichtet fühle, Leute, die der Landdrost suche, herbeizuschaffen, wenn sie augenblicklich nicht auf der Station seien, und dass er keineswegs gesonnen sei, Kaffern, welche die Station besuchten, dem Landdrosten auszuliefern. Auf das Ansinnen, dies zu thun, erwiderte er: „Gott hat mich nicht gesendet, um Ketten an die Beine der Hottentotten und Kaffern zu legen, sondern um den Gebundenen Freiheit und Öffnung des Gefängnisses zu predigen.“ Dringend bat er um Anweisung eines

günstiger liegenden fruchtbareren Stationsplatzes, nachdem er nun schon 5 Jahre lang an dem unfruchtbaren Ort „geschmachtet“ habe.

Unter all diesen Kämpfen verzehrte sich des 73jährigen Mannes Kraft. „Ich will anderswo hingehen“, ruft er aus, „um aus meiner jetzigen Lage zu kommen, mein Mut ist gebrochen, und ich bin ganz niedergebeugt durch die beständigen Grausamkeiten gegen die Hottentotten von Seiten des Landdrost.“ Endlich wurden briefliche Klagen des Missionar Read, die er nach England richtete und die in die Hände des Gouverneurs kamen, Ursache, dass beide Missionare im März des Jahres 1811 nach Kapstadt gerufen wurden. Hier nahmen die Verhandlungen mit der Regierung einen anscheinend günstigen Verlauf, und die Arbeit in Kapstadt war gesegnet. Der Doktor aber wurde hier aufs neue von dem Gedanken erfasst, den Eingeborenen Madagaskars das Evangelium zu bringen, wozu ihm die Behörden gern die Hand geboten hätten, um den unbequemen Mahner los zu werden. Dann war er noch Zeuge des gewaltigen Erdbebens, welches am 2. Dezember 1811 nicht nur die Berge um die Stadt und die Gebäude, sondern auch die Herzen der Menschen erschütterte, da warf eine Krankheit den alten Streiter nieder, und am 15. Dezember nahte sein Ende. „Ich sterbe mit einem gebrochenen Herzen“, rief der treue Mann angesichts des Todes aus, „wegen der Unterdrückung meiner Heiden“, und als die Mutter Smith, bei der er wohnte, ihn in den letzten Augenblicken fragte, wie es aussehe in seinem Herzen, ging der getreue Knecht mit dem Rufe: „Licht, alles Licht!“ ein zu seines Herrn Freude. Van der Kamps Bedeutung für die Mission in Südafrika liegt in seiner bahnbrechenden Arbeit in den östlichen Gebieten des Kaplandes unter den Kaffern und in Bethelsdorp, sowie in seinem Eintreten als unerschrockener Anwalt für die Rechte der unterdrückten Eingeborenen. Nach ihm sind unter den Kaffern die Christen Ma-Jinkhanna genannt worden und werden noch heute die Christen bis in den Norden Transvaals von den Heiden spottweis Ma-Djakenna oder Ma-Djaken, d. h. Leute des van der Kemp genannt. So hat der Herr seinen Diener schon hier geehrt, droben aber wird er die Verheissung an ihm erfüllt haben, die er denen gegeben hat, zu welchen er sprechen kann: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“



# Beiblatt

## zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

N<sup>o</sup> 2.

März

1902.

### Robert Moffat, der Vater der Betschuanenmission<sup>1)</sup>.

Dargestellt von Rudolf Kölbing, Fischbach im Riesengebirge.

#### 1. Der Missions-Entschluss.

Wie verschieden sind doch Alter und Lebensverhältnisse, in denen Gott seine Arbeiter beruft und zum Dienst aussendet! Dr. Theodor van der Kemp (vergl. Beiblatt Nr. 1) sehen wir nach einem wechselvollen Leben im Dienst der Sünde und Eitelkeit mit 51 Jahren nach Südafrika hinausziehen, um in dreizehnjähriger harter, nachdrücklicher Arbeit dem Evangelium im Süden der Kapkolonie den Boden zu bereiten († 1811). Robert Moffat dagegen, der nicht lange darauf nach dem Norden von Südafrika der Friedensbotschaft die Thüren öffnen sollte, ist schon mit 20 Jahren als Missionar ausgesandt worden. Er durfte die erste Begeisterung und die frische, unentwehte Kraft des Jünglingsalters seiner grossen Aufgabe widmen, um als Greis nach mehr als fünfzigjähriger treuer Arbeit die schönen Früchte an den Bäumen zu schauen, die er als Mann gepflanzt und gepflegt hatte. — Nicht als ob er von Kind auf das Ziel des Missionsdienstes im Auge gehabt hätte. Im Gründungsjahr der Londoner Missionsgesellschaft, der er gleich van der Kemp seine Kräfte leihen sollte, am 21. Dezember 1795 in Ormiston in Schottland, Grafschaft Ost-Lothian oder Haddington, geboren, hat Moffat seine Kindheit an verschiedenen Orten in Schottland verlebt; denn sein Vater war Zollbeamter und wurde öfters versetzt.

1) Quellen: The lives of Rob. and Mary Moffat by their son John S. Moffat. New-York, H. E. Armstrong 1886. Dies grundlegende Werk ist verwertet in dem Lebensbild Moffat's im Basler Missions-Magazin, S. 49. 98, von E. Wallroth, jetzt General-Superintendent in Kiel. — Missionary labours and scenes in Southern Africa by Rob. Moffat. London, John Snow & Co. 1842, in vielen tausenden von Exemplaren neu aufgelegt. Hierauf beruhen vielfach in wörtlicher Uebersetzung die Darstellungen in Burkhardt-Grundemann's Kl. Miss.-Bibl. (Leipzig 1877). Ferner: Missions-Bilder XI. Calw & Stuttgart. (1 M.) — Jäger Afrikaner von Dr. Ostertag. (Basel, Missionshaus. 10 Pf.)



Vom elften Jahre an erhielt er Schulunterricht in Falkirk am Forth- und Clyde-Kanal, nachdem er früher schon am Katechismus lesen gelernt hatte. Schreiben und Buchhaltung, nebenher etwas Stern- und Erdkunde wurden nun von ihm angeeignet. Wichtiger war der innere Einfluss, den die Mutter, Anna geb. Gardiner, auf den lebhaften und empfänglichen Knaben ausübte.

„Mutter“, schrieb Moffat in späteren Jahren aus Afrika nach dem Code seines Vaters, „treue Mutter, Deine vielen Gebete sind erhört! Wohl erinnere ich mich der Zeit, als das Gebet für mich sehr notwendig war. Wo ich auch bin, niemals vergesse ich, wie viel ich Deinen Gebeten schulde. Mein erstes aufwachendes Seelenleben begann beim Hören Deiner Gebete. O möge Er, welcher Deine Zuflucht war, auch weiterhin Dein Schild und Schutz sein.“

Von der frommen Frau hörten die Kinder die ersten biblischen Geschichten und schöne Erzählungen von der Heidenmission aus Ostindien und von der Brüdermission in Grönland. Aber daran, selbst Missionar zu werden, hätte Robert nie gedacht. Das Reisen erschien ihm zwar eine Zeit lang sehr verlockend, aber einige Küstenfahrten machten einen so ernüchternden Eindruck auf ihn, dass er, dem später die wechselvollsten Reisen beschieden waren, damals alle Lust an Reiseabenteuern verlor und einwilligte, Gärtner zu werden. Von 1809 an kam er in strenge Lehre, fand aber noch Gelegenheit, in einer Abend-schule Latein und Landmessen zu erlernen. 1812 verliess er Schottland, um als Untergärtner nach High Leigh in der englischen Grafschaft Chester zu gehen. Bei diesem Abschied versprach er seiner Mutter auf ihre Bitte, er wolle nicht versäumen, jeden Tag morgens und abends in der Bibel zu lesen, und er hat den Segen dieses Versprechens reichlich an seinem Herzen erfahren. Die Saat inniger, biblischer Frömmigkeit, die von der mütterlichen Liebe ausgestreut war, wurde, wie in Falkirk durch die ernsten Predigten von Caldwell, so jetzt durch den näheren Verkehr mit Wesleyanern gefördert und zur zunehmenden Reife eines ernsten persönlichen Christenstandes gebracht. Immer wieder fiel ihm auch während seiner Arbeit die eine Frage schwer aufs Herz: „Wie dünket euch um Christus?“ Das Bild seiner Mutter stand vor seinem Geiste. Tag und Nacht lagen seine Sünden vor ihm wie ein Berg; doch meinte er, Jesu Stimme zu hören: „Glaube nur!“

In dieser Zeit war es, dass Gott seinen Missionsruf an den Jüngling ergehen liess. An einem schönen Sommerabend hatte er in der benachbarten Stadt Warrington (bei Liverpool) zu thun. Der Anblick des mildklaren, leuchtenden Himmels erregte in ihm andächtige

Bewunderung für die Herrlichkeit der Werke Gottes. Im Nachsinnen über sein bisheriges Leben fiel ihm aufs Herz, wie viel er bisher für die Welt und wie wenig für den Herrn Jesus gethan und gearbeitet habe.

Doch hören wir seine eignen Worte, in denen er 53 Jahre später seine Berufung und den Durchbruch des Missionsentschlusses beschreibt: „So lange ich noch hienieden walle, werde ich nie Warrington vergessen. Es ist tief in mein Gedächtnis gegraben und wird wohl auch drüben nie daraus verschwinden. Es war ein stiller Sommerabend 1815, als ich einsam dieser Stadt zuwanderte. Mehr als sonst gestimmt, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken, betrat ich die Chorbrücke am Eingang der Stadt. Da fiel mein Auge auf einen Anschlag, der rechts an der Mauer angeklebt war. Er kündigte eine Missionsversammlung an, in der die Grundsätze der Londoner Gesellschaft bei der Aussendung ihrer Heidenboten dargelegt werden sollten. Ich las und las. Mir war, als könnte ich nicht von der Stelle gehen. Wer mich da wie angewurzelt sah, mochte vermuten, ich versuche an der Anzeige lesen zu lernen. Ich fand, dass diese Versammlung vor einiger Zeit schon stattgefunden hatte. So schnell ich konnte, machte ich meine kleinen Besorgungen in der Stadt und kehrte, nachdem ich nochmals einen Blick auf jenen Maueranschlag geworfen, als ein anderer Mensch nach Hause zurück. Innerhalb dieser wenigen Stunden hatte eine völlige Umwälzung all' meiner Pläne stattgefunden. Auf dem Heimweg tauchten in meiner Erinnerung Geschichten auf, die ich als kleiner Knabe meine Mutter von den Herrnhuter Missionaren hatte erzählen hören. Sie hatten seither geschlummert, aber jetzt standen sie plötzlich mit der vollen Macht der Wirklichkeit vor meiner Seele. Es hatte sich mir eben eine schmeichelhafte und gewinnbringende Aussicht auf eine Stellung in der Heimat eröffnet, weit hinaus über alles, was so ein Bursche, wie ich, erwarten oder beanspruchen konnte. Im Nu aber schrumpfte mir das alles in nichts zusammen vor dem Dienst Christi unter den in ihren Sünden dahinsterbenden Heiden. Einige Personen, die den aufrichtigen Wunsch und auch die Macht hatten, mir für dieses Leben voranzuhelfen, hielten mich gradezu für verrückt; und in gewissem Sinn hatten sie recht, denn mein Kopf und Herz hatte wirklich eine durchaus andere Richtung angenommen.“

Von diesem Tage, an dem Moffat die erste Einladung zu einer Missionsversammlung gelesen, stand Moffats Entschluss, sich zu den Heiden hinausschicken zu lassen, fest, ohne dass er sich mit Fleisch und Blut besprochen hätte. Aber wie seine Absicht hinausführen? Würde ihn eine Missionsgesellschaft gebrauchen können? Er besass ja keine Vorbildung, hatte nicht einmal eine höhere Schule besucht. Doch nicht lange darauf hörte er in Manchester den Prediger William Roby, der schon manchen jungen Missionar erweckt hatte. Er fasste ein Herz zu ihm.

„Noch heute muss ich mich wundern,“ schreibt er im Alter, „wie ein so einfältiger Bursche, als ich damals trotz meiner Bekanntschaft mit vornehmen Leuten und dem Treiben der grossen Welt war, den Mut finden konnte, an Pfarrer Robys

Thüre zu klopfen; freilich geschah es mit pochendem Herzen. Er empfing mich mit grosser Güte, hörte meine einfache Erzählung an, fasste mich bei der Hand und hiess mich guten Mutes sein.“

Roby verschaffte dem Jüngling, um ihn näher kennen zu lernen und zu beobachten, eine Stellung in der Baumschule zu Dukinfield bei Manchester im Hause eines Herrn Smith, wo rege Liebe zur Mission herrschte. Nach einiger Zeit wurde er auf Robys Empfehlung von der Londoner M.-G. zum Missionsdienst angenommen und schon am 30. September 1816, zugleich mit John Williams, dem späteren Apostel der Südsee, eingesegnet, nachdem er von Roby noch einen kurzen Vorbereitungsunterricht erhalten. Am 31. Oktober desselben Jahres segelte Moffat mit 4 Begleitern nach Südafrika ab. Dass das rechte Missionsfeuer in ihm glühte, bezeugen die Worte in einem Brief an seine Eltern: „O, dass ich tausend Leben hätte und tausend Leiber; alle sollten keinem andern Gebrauch geweiht sein, als Christum den Heiden, diesen heruntergekommenen, verachteten und doch geliebten Sterblichen, zu verkündigen.“

## 2. Erste Ernte.

„Hier ist der Spruch wahr: Dieser säet, der andre schneidet.“ (Joh. 6, 34). Diese Worte passen genau auf Moffats erste Missionserfolge, denen er gar bald grosses Ansehen unter den Missionsfreunden und über ihren engsten Kreis hinaus zu danken hatte. Er erhielt sein erstes Arbeitsfeld unter den Hottentotten in Uredeberg (Friedensberg), der Station bei dem Kraal des Häuptlings Christian Afrikaner, 150 Kilometer östlich von Warmbad (im heutigen Deutsch-Südwestafrika). Jager Afrikaner, wie er als Heide hiess, war hier 1815 durch den Londoner Missionar Ebner als Christian getauft worden. Da sein Name denjenigen Moffats in der Missionsgeschichte schnell berühmt gemacht hat, sei hier an die Hauptzüge seines wechselvollen Vorlebens, wie es Moffat später nach den Erzählungen seines gelben Freundes geschildert hat, erinnert:

Jager Afrikaner war Häuptling der Orlam-Hottentotten, unter denen sich eine Anzahl von Mischlingen (sogenannte Bastards) von europäischer Abkunft befanden. Sie hatten die kapholländische Sprache angenommen und sich, da sie Feuerwaffen besaßen, der Diensbarkeit der Buren entzogen, indem sie nordwärts in die wilden Grenzgebiete der Kapkolonie wanderten. Doch drangen einige Kolonisten auch hierher bis in die Gegenden südlich vom Oranjefluss nach, und die Orlams gerieten wieder in ihre Knechtschaft. Im Dienste eines besonders rohen Mannes, des Buren Pinaar, der seine Lust daran hatte, die noch frei umherschweifenden

Buschmänner und Hottentotten zu Dutzenden niederzuschliessen, half auch Jager, das Haupt des Stammes, mit seiner Truppe bei solchen Streifzügen, und er that es gern, denn auch ihm behagte das Blutvergiessen. In der Zwischenzeit weidete er Pinaars Heerden. Aber von Jahr zu Jahr wurde die Behandlung des Jager'schen Haufens durch Pinaar härter. Da wagte Jager an seinen Herrn die Bitte um einen festen Dienstlohn oder um freien Abzug mit den Seinen. Beides wurde verweigert; so weigerte auch Jager ferneren Gehorsam. Er ward von seinem Herrn mit wütendem Faustschlag die Treppe hinuntergestürzt, und Pinaar dafür von Jagers Bruder Citus erschossen; sein Haus geplündert, seine Kinder erschlagen, und der ganze Stamm machte sich unter Jagers Führung auf über den Oranjefluss, um der Rache der Buren und der Strafe der Regierung zu entgehen, die vergeblich mehrere Kommandos gegen ihn schickte. — Von den Ufern des Stromes aus machte nun der gereizte Heide verwüstende Einfälle in die Kolonie und ins Nama-gebiet im Norden. Er wurde der Schrecken aller Nachbarn; nur mit Grauen nannte man den Namen des grossen Räuberhauptmanns, ganze Dörfer flohen vor seiner Ankunft. Der Gouverneur des Kaplandes setzte einen Preis von 2000 Mark auf seinen Kopf, doch ohne seiner habhaft werden zu können. — Da begannen 1805 die Condoner ihre Arbeit unter den Nama-Hottentotten. Die Station Warmbad wurde nördlich vom Oranjefluss gegründet, nicht weit von der Gegend, wo Jager als „Löwe der Wüste“ hauste. Das Gerücht von den weissen Männern und ihrer Predigt drang bis zu ihm und interessierte ihn so sehr, dass er sich aufmachte, die Sache näher zu untersuchen. Er kam nach Warmbad und hörte das Wort Gottes von Missionar Christian Albrecht; er schickte seine Kinder dem Missionar zum Unterricht, und damals empfing auch sein Sohn Jonker die ersten christlichen Eindrücke. Der Vater selbst zog mit einem Teil seiner Leute in die Nähe der Station, besuchte fleissig den Gottesdienst und verkehrte gern mit den Missionaren. — Aber nicht so schnell liess die Macht der Finsternis sich brechen. Die Stationsbewohner mochten den Gefürchteten nicht in ihrer Nähe leiden: Jager zog sich nachgiebig zurück. Doch nicht lange darauf geriet er mit einem Bewohner von Warmbad, dem Hottentotten Hans Drayer, in Streit, den er beschuldigte, ihn um 30 Ochsen gebracht zu haben, statt den dafür bestellten Wagen einzuhandeln. Drayer legte auf Afrikaner an, und dieser machte ihn nieder. Nicht lange darauf verbündeten sich die unklugen Bewohner von Warmbad trotz aller Abmahnung der Missionare mit einem Namastamm, den Drayers Freunde gegen Jager aufgehetzt hatten, und zogen dadurch die Rache des ergriminten Häuptlings auf sich. Jager hielt die Missionare für Heuchler und Verräter, gerade an ihnen wollte er blutige Rache nehmen. Sie entkamen zwar seinen Händen, ihre Häuser aber wurden geplündert und verbrannt, die ganze Station Warmbad verwüstet; was lebendig dem Mörderhaufen in die Hände fiel, wurde niedergemetzelt. (1811.)

Doch diese letzte Frevelthat stürzte den wilden Heiden in eine innere Unruhe, die ihn nach schwerem Kampfe wieder dem Evangelium näher brachte. Wutschnaubend war er über Warmbad hergefallen, aber wie von den Pfeilen Gottes in seinem Gewissen getroffen, kehrte er ängstlich und friedlos von da zurück. Ein Traum liess ihn nicht los. Er träumte, er gehe auf schmalem Fusssteig bergan, zwischen einer heissglühenden Felswand und einem mit Feuer brennenden Abgrund.



Er will entfliehen, aber es wird ihm verwehrt; er will niedersinken, aber er muss vorwärts. Die Gluthitze der Wand will ihn versengen, das Feuer aus dem Abgrund ihn verzehren; schon glaubt er sein Ende gekommen, da sieht er einen Unbekannten, in dem er den Heiland der Welt vermutet, auf der Fels Spitze ihm winken. Dieser Anblick flösst ihm neuen Mut ein. Er rafft sich zusammen, dringt auf dem schmalen Pfad der Rettung vorwärts, will auf den Unbekannten zueilen und — erwacht. In solchem Bangen, im Kampf zwischen Erlösungssehnsucht und Widerstreben des alten Menschen vergingen einige Jahre. Da sandte John Campbell, der Vertreter der Londoner M.-G., aus Pella (südlich vom Oranje), der auf seiner Visitationsreise von dem Zustand des gefürchteten Häuptlings gehört haben mochte, 1813 einen Brief an ihn, „Das gute Volk von England wolle das Vergangene vergeben und vergessen und ihm einen Missionar senden“. Das Anerbieten wurde angenommen, und Missionar Ebner liess sich in Uredeberg bei Afrikaners Kraal nieder. Von ihm lernte Jager noch in seinem 44. Jahre lesen und die Bibel verstehen. Er wurde am 23. Juli 1815 getauft und seine Kinder und seine Brüder David und Jakobus mit ihm.

Als Moffat am 13. Jan. 1817 in der Kapstadt gelandet war und den Auftrag erhielt, sich als Gehilfe von Ebner nach Afrikaners Kraal zu begeben, erhielt er vom Gouverneur die Erlaubnis nicht zur Überschreitung der Grenze der Kolonie wegen der Unsicherheit, die im Norden herrschte. Er benutzte die Wartezeit, um sich in Stellenbosch die Burensprache anzueignen, jenes Rapholländische, das sich unter den Kolonisten durch Abwerfung aller überflüssigen grammatischen Feinheiten und Biegungsformen zur leicht erlernbaren, dabei aber ausdrucksreichen Umgangssprache in ganz Südafrika ausgebildet hat.<sup>1)</sup>

Am 22. Sept. 1817 durfte Moffat endlich mit Kitchingman nach Norden aufbrechen. Mehr als die entsetzlichen Strapazen und vielfachen Gefahren der monatelangen Steppenreise im Ochsenwagen quälten den jungen Missionar die ungünstigen Nachrichten über seine künftigen Pflegebefohlenen.

Mit der Annahme eines neuen Namens war Christian Afrikaner noch nicht ein neuer Mensch geworden. Er und seine Leute zeigten sich noch immer als misstrauische, arglistige, gefährliche Leute. Man musste beständig fürchten, der Löwe, der in dem alten Freibeuter schlief, werde wieder losbrechen. Als daher Moffat durch die Grenzgegenden im Norden des Kaplandes reiste, sagte ihm ein Bur, Afrikaner werde ihn zur Schiessscheibe hinstellen, um seine Buben nach ihm zielen zu lehren; ein anderer: er werde ihm wohl die Haut abziehen und eine

<sup>1)</sup> Ugl. Dr. Heinrich Meyers (Assistenten am Grimm'schen Wörterbuch) Schrift „Die Sprache der Buren“ (Einleitung, Sprachlehre und Sprachproben. Göttingen bei Wunder, 1901), die den Nachweis führt, dass das Rapholländische ein selbständig entwickelter Sprachzweig, nicht ein verdorbenes Holländisch ist, wie immer noch viele Niederländer meinen.

Trommel daraus machen, damit das Volk am Abend in der Kühle danach tanze; ein dritter: er werde seinen Schädel als Trinkgefäß brauchen. Eine gute alte Mutter wischte sich die Thränen aus den Augen, als sie Moffat hinziehen sah, und sagte: „Wenn Ihr ein alter Mann wäret, so hätte es nichts zu bedeuten, Ihr wäret dann doch bald gestorben, so oder anders. Aber Ihr seid noch so jung und geht nun hin, eine Beute dieses Ungeheuers zu werden.“

Als Moffat endlich am 26. Jan. 1818 in Afrikaners Kraal ankam, fand er bei seiner zukünftigen Gemeinde einen ziemlich frostigen Willkomm. Es verging wohl eine Stunde, bis der Häuptling erschien, ihn zu begrüßen. Endlich kam er, sah ihn an und fragte, ob er der neue Missionar sei, den die Direktoren in London ihm geschickt hätten? Moffat war erst 22 Jahre alt: sein Blick war gütig und freundlich; sein Wesen hatte etwas Offenes und Freimütiges, das die Herzen gewinnen konnte. Er fand Gnade vor den Augen des Häuptlings. Als er auf die Fragen Afrikaners antwortete: er sei der Missionar, schien derselbe recht zufrieden zu sein und sagte: „Ihr seid noch jung; ich hoffe, ihr werdet lange bei mir und meinem Volke bleiben.“

Das erste, was Moffat an seinem neuen Wohnorte Uredeberg erleben musste, war ein Auftritt, der ihn zittern machte für die Missionsarbeit an diesem Orte. Titus Afrikaner, der kecke, trotzige Bruder des Häuptlings, der bitterste Feind der Mission, überhäufte Moffats Vorgänger im Amt, Ebner, laut vor allem Volk und vor den Ohren des schweigenden Häuptlings ohne erkennbare Ursache mit den heftigsten, schmäzlichsten Schimpfworten: man musste alle Augenblicke fürchten, er werde nun gewaltsam Hand an ihn legen. Das zweite, wovon Moffat Zeuge sein musste, war die Abreise seines Mitarbeiters. Mit traurigem Herzen sah er zu, wie derselbe seinen Wagen vorführen liess, seine Habe aufpackte und mit Weib und Kind davon fuhr, da er seines Lebens nicht mehr sicher war. Nun war Moffat allein. Er hatte niemand, bei dem er sich Rat und Trost holen konnte. Alles im Dorfe stellte sich fremd gegen ihn. Da sass er einsam in seiner Hütte, die ihn vor den heissen Sonnenstrahlen nicht schützte, durch die der Regen an allen Orten hindurchdrang, in die der Wind den Staub hineinwehte, dass er oft hinausfliehen musste; wo des Nachts die wilden Hunde hineindrangen und ihm sein Mahl, das er sich auf morgen aufheben wollte, wegstahlen; wo er mehr als einmal in einer Ecke, in die er sich niedersetzen wollte, auf eine giftige Schlange stiess. Die Gegend war öde, traurig und dürr. Das Land gab kein Brot, kein Gemüse, kein Obst, kaum hie und da eine magere Weide für das Vieh, weil es allenthalben an Wasser fehlte. Er war von aller Verbindung mit der zivilisierten Welt wie abgeschnitten, und M. konnte sich keine Vorräte, keine Erleichterungen von dorthier verschaffen. Den einen Tag ein wenig Milch, den andern Tag ein Stück Fleisch, so dürr wie Leder, ohne Salz und ohne Brot, das war seine Nahrung. Und manchen Tag hat er sich den Hungerriemen fest umgeschnürt, um die Qual des Hungers weniger zu empfinden. Manchmal ging er vors Dorf hinaus, um dort zwischen den grossen Felsblöcken, die auf der Ebene zerstreut lagen, auf

sein Angesicht niederzufallen und sein Herz vor Gott auszuschütten. Dann nahm er, reichlich getröstet in seinem Gott, seine liebe Geige zur Hand, und in den Schatten eines Felsblockes gelagert, spielte und sang er manch geistliches Lied zu seiner Aufmunterung. So griff er sein heiliges Werk trotz aller Schwierigkeit doch beherzt und frischen Geistes an. Jeden Tag begann und beschloss er mit einem Gottesdienste in seiner Mattenhütte und hielt daneben drei bis vier Stunden des Tages Schule. Bald wurde Christian Afrikaner sein fleissigster Zuhörer. Eher hätte der Lehrer denken können, dass das Morgenlicht einmal ausbleiben, als dass der Häuptling einmal sich nicht beim Gottesdienste eintreffen würde. Mit dem Eifer eines jugendlichen Gläubigen legte sich der alte Mann (geb. um 1770) noch darauf, neue Fertigkeit im Lesen zu gewinnen. Moffat konnte bemerken, wie das Herz Afrikaners sich sichtbar ihm zuneigte. Eines Tages brachte er ihm, weil er gesehen hatte, wie der gute Lehrer Not litt, zwei seiner besten Rüge zum Geschenk. Und als Moffat, der die grosse Hitze und die ungewohnte Nahrung am Anfang nicht wohl vertragen konnte, an einem heftigen Gallenfieber todkrank darniederlag, und einmal in einem besseren Augenblick aus den Fieberträumen erwachend, die Augen aufschlug, sah er den Häuptling mit kummervollen Blicken voll zärtlicher Besorgnis an seinem Bette sitzen und grosse Thränen ihm in den Augen stehen. Er wurde erst wieder froh, als er den teuren Lehrer nach wenigen Tagen wieder hergestellt sah.

Jetzt war endlich der Tag des Heils für Afrikaner gekommen. Oft konnte er den ganzen Tag lang hinter einem Felsen sitzen und in der Bibel mit unermüdeter Andacht lesen. Sein Betragen gab von dieser Zeit an zu keinem ernststen Cadel Anlass. Afrikaner wurde ein Mann des Friedens, ein Freund der Armen und Betrübbten, ein Vater seines Volkes. Sein Gemüt war nun weich und mitleidig, obwohl er nichts weniger denn reich war, zeigte er sich immer bereit, seine Hand gegen die Witwen und Waisen aufzuthun. Wenn er aber vernahm, dass unter den benachbarten Namastämmen Zwietracht entstanden sei, dann machte er sich auf und trat als Friedensrichter zwischen die erbitterten Parteien. Er erinnerte die staunenden Heiden an sein eigenes, früheres Leben. „Was habe ich jetzt,“ rief er tief bewegt aus, „von all den Schlachten, in denen ich gefochten, und von all dem Vieh, das ich geraubt? Ich habe nichts als Scham und Reue davon.“ Moffats Station trug nun ihren Namen Friedensberg mit Recht. Christian Afrikaners getaufte Brüder David und Jakobus (Kobus genannt) schlossen sich dem christlichen Wandel ihres Bruders an und halfen dem Missionar gern, besonders in der Schule; auch Citus, obwohl noch Heide, wurde doch milder und freundlicher.

Im Februar 1819 musste nun Moffat dringender Geschäfte halber in die Kapstadt reisen und er forderte Afrikaner auf, ihn dorthin zu begleiten. Anfangs trug dieser ernstliche Bedenken, denn er war von alten Zeiten her noch vogelfrei. Aber als ihm Moffat auseinandersetzte, wie ein Besuch beim englischen Gouverneur für ihn und die Seinen gewiss sehr günstige Folgen haben und den Frieden zwischen der Kolonie und ihm ganz herstellen, auch ihm die gewünschte Übersiedlung in's Kurumangebiet erleichtern würde, entschloss sich Afrikaner, die Reise zu wagen.

So lange sie durch die Grenzgegenden des Kaplandes zogen, wo die früheren Feinde Afrikaners, die holländischen Ansiedler und die von ihm bekämpften Hotten-



stammten wohnten, war grosse Behutsamkeit nötig, damit ihn niemand erkenne. Er galt für einen aus der Dienerschaft des Missionars. Wo sie auf dieser Reise durchkamen, begrüßte man Moffat als einen, der aus der Löwengrube entkommen sei. Man glaubte seinen Geist zu sehen; denn ein alter Mann hatte erzählt, er habe selbst seine im Namalande bleichenden Gebeine gesehen. Dass aber der Räuber Jager Afrikaner bekehrt sein sollte, erklärte ein Bur für das achte Weltwunder. Die Erscheinung des verrufenen Mannes in der Kapstadt machte grosses Aufsehen. Der Gouverneur wollte es zuerst Moffat kaum glauben, dass er Afrikaner mitgebracht habe. Er empfing denselben jedoch sehr freundlich und war augenscheinlich erfreut, durch den Dienst der Mission einen Feind, der so lange die Plage des Landes und seiner Grenzen gewesen war, in einen Freund umgewandelt zu sehen. Er schenkte Afrikaner beim Abschiede einen schönen Wagen, der 1600 Mark wert war. Viele wunderten sich über das anständige Benehmen des ehemaligen Wüterichs. Andere wurden von seiner aufrichtigen Frömmigkeit und seiner tiefen Schriftkenntnis bewegt. Aber am meisten erquickte sich an Afrikaners Gespräch und Umgang der Abgeordnete der Londoner M.-G., Herr Campbell, der einst jenen Friedensbrief an Afrikaner geschrieben hatte. Er war jetzt eben wieder zur Visitation von England nach Südafrika gekommen, und konnte nun den Mann, vor dem er damals gezittert und für den er seitdem viel gebetet hatte, als einen Bruder in Christus begrüßen.

Zum Schluss gab es einen schmerzlichen Abschied zwischen Afrikaner und Moffat, der nach Lattaku unter den Betschuanen gehen und nicht mehr nach Uredberg zurückkehren sollte. Afrikaner versprach ihm, von dort seine Bücher und einiges Hausgerät nach seinem neuen Wohnort zu bringen. Im Jahr 1820 führten er sein Versprechen aus. In Griquastadt sahen sich Moffat und Afrikaner zum letztenmal. Bei dieser Gelegenheit traf der letztere den Griquahäuptling Berend, einen seiner Hauptfeinde aus alter Zeit. Jetzt sassen beide als getaufte Christen unter dem Volke, das sich im Zelte der Missionare zusammengefunden hatte, in Friede und Liebe nebeneinander, stimmten beide in das Loblied der Versammlung ein und knieten dann zum Abschiedsgebet nieder.

Afrikaner kehrte nach seinem Kraal, den er jetzt Jerusalem nannte, zurück und suchte mit Hilfe seiner Brüder, in Ermangelung eines Missionars, selbst das Werk der Verchristlichung seines Stammes durch Gottesdienst und Schulunterricht fortzuführen. Als er 1823 fühlte, dass sein Ende nahe war, liess er seine Leute zusammenkommen und sprach zu ihnen: „Wir sind nicht mehr, was wir früher gewesen sind; wir sind keine Wilden mehr, wir sind Bekenner des Evangeliums Jesu Christi und Schüler seiner heilsamen Lehre. So lasst uns denn auch nach diesem Bekenntnis leben. So viel an euch ist, haltet mit jedermann Frieden. Ich fühle, dass ich Gott lieb habe und dass er viel für mich gethan hat, und dass ich dessen ganz unwürdig bin. Mein vergangenes Leben ist mit Blut befleckt; aber Jesus Christus hat mir vergeben und ich gehe jetzt in den Himmel. O hütet euch, dass ihr nicht wieder in die bösen Thaten fallet, zu denen ich euch oftmals angeführt habe. Suchet den Herrn, so wird er sich von euch finden lassen und wird euch leiten auf seinem Wege.“ —



### 3. Moffats Geduldsarbeit und Erfolge im Betschuanenland.

Wir haben Moffat den Vater der Betschuanenmission genannt. Er selbst bezeichnet freilich mit diesem Ehrennamen seinen ältern Mitarbeiter Robert Hamilton, der 1817 die erste Missionsstation unter den Betschuanen, Lattaku am Kurumanfluss, zum Gebiet des Oranje-Flusses gehörend, gründete und dort bis 1851 mit Moffat ausgehalten hat. Gewiss war Hamilton zusammen mit Read der Anfänger dieser Mission, und als Handwerker und unermüdeter Arbeiter von unschätzbarem Werte; aber dennoch muss man Moffat als den Vater der Segenswirkungen ansehen, die von dieser Station durch das Feuer und die nachhaltige Kraft seines Zeugnisses in fast fünfzigjähriger Wirksamkeit ausgegangen sind.

Anfang 1820 begann Moffat von der Kapstadt aus seine lange und beschwerliche Reise nach dem West-Betschuanenland, das sich als sein Arbeitsgebiet westlich vom Zusammenfluss des Oranje- und Vaal-Flusses nach Norden erstreckte. Doch diesmal reiste er nicht allein, denn am 27. Dezember 1819 war ihm in Mary Smith in der Kapstadt seine Lebensgefährtin angetraut worden. Sie ist ihrem Gatten 50 Jahre lang eine treue Genossin in Leid und Freud gewesen. In Lattaku durfte das junge Paar zunächst nur kurz bleiben. Wegen der Unsicherheit der Gegend erhielt Moffat keine Erlaubnis zur Niederlassung daselbst, sondern musste nach der nicht fernen Griquatstadt zurückkehren. Erst am 17. Mai 1821 traf er nach erhaltener Erlaubnis der Regierung mit seiner Gattin endgiltig in Lattaku ein, jener Station, die unter dem Namen Kuruman (1825 8 Meilen südöstlich näher an die Kurumanquelle verlegt), weithin bekannt geworden ist. Mit Hamilton zusammen machte sich Moffat mit dem ihm eignen Feuereifer an das Missionswerk unter den Betschuanen. Aber es war und blieb jahrelang eine harte, fruchtlose Geduldsarbeit.

Da standen die Missionare gar oft vor einem Volk, das mit schallendem Gelächter das Ende ihrer Predigt begrüßte, und ihnen riet, nichts mehr davon zu sagen, sonst werde man sie für Verrückte halten. Man erklärte sie für Taugenichtse, die es unter ihren weissen Landsleuten zu nichts gebracht hätten oder aus einem nicht ehrenwerten Grund die Rückkehr zu ihnen fürchten müssten. Da arbeiteten diese verkannten Wohlthäter der Heiden Tag für Tag mit ihren Händen um ihr Leben zu fristen, wobei Moffat seine Erfahrungen als Gärtner gut zu statten kamen; aber was sie pflanzten und bauten, das nahmen nicht selten die Betschuanen für sich, ihre Wassergräben leiteten die Weiber in ihre eignen Gärten ab, ihre Schafe stahlen sie von der Weide, und jede Beschwerde beim Häuptling Mothebi:

verhallte umsonst. Bei Nacht mussten sie nicht selten Wache halten, um des andern Tages nur einen Tropfen Wasser oder etwas Speise zu haben.

Dazu kamen die Auftritte heidnischer Rohheit. So drang einmal ein Heidenweib in die Küche der Frau Moffat. Diese, ihren Säugling im Arme, bat sie freundlich, doch die Küche zu verlassen, damit sie dieselbe schliessen könne. Die wilde Heidin wollte ihr ein Stück Holz an den Kopf schleudern; die geängstete Frau musste fliehen, und die Heidin nahm, was ihr beliebte, von den wenigen Vorräten und Gerätschaften weg. — Wie oft war die kleine Hütte von fettbeschmierten Heiden so gefüllt, dass man sich nicht regen konnte! Was sie berührten, war beschmutzt; ein unerträglicher Geruch füllte den heissen, engen Raum. Man konnte nicht essen ehe sie gingen und stundenlang blieben sie, legten sich wohl gar zum Schlaf nieder oder stahlen offen, was sie sahen. Kaum je war der Missionar in der Kirche, ohne dass die Heiden es sich zu nutze machten, inzwischen sein Haus zu bestehlen. Wie oft kam er hungrig heim und fand alles aufgegessen, was für ihn bereitet war! Wie oft auch standen die Prediger vor einem Volke, das während ihrer Rede schlief, schnarchte, lachte, rohe Worte ausrief oder sagte: „Wo ist euer Christus? Was kann er? Niemals wird ein Betschuane vor ihm die Kniee beugen.“ Dazu noch die Regenmacher, jene Zauberer und Volksbetrüger, die mit tausend Lügen jede gestohlene Kuh, jede Dürre, jedes furchtbare Gewitter auf die Rechnung der Missionare schrieben und stets die Behauptung wiederholten, ehemals (freilich vor Jahrhunderten) sei jeder kahle Fels Hügel ihres Landes mit dunkeln Wäldern bedeckt, der dürrtige Kurumanfluss ein mächtiger Strom, und alles Vieh bis an die Hörner im Grase versteckt gewesen; die Verdorrung des Landes aber sei die Schuld dieser Fremdlinge. Denn vor ihren weissen Gesichtern oder Moffats langem Bart erschrecken die Regenwolken und zögen vorüber. Und wenn nun vollends Weisse aus der Kolonie im Handel betrogen, so sollte das alles nur im geheimen Einverständnis mit den Predigern des Worts zu Kuruman geschehen sein.

Eines Tages erschien ein Häuptling mit einem Haufen seiner Leute vor Moffats Hause und rief ihn und Hamilton heraus. Es war eine Ratsversammlung zusammengetreten, vor der sie erscheinen sollten, um die Erklärung zu vernehmen, dass sie das Land verlassen müssten. In drohender Haltung und seinen Wurfspiess schwingend, that ihnen der Häuptling kund, wenn sie nicht freiwillig gingen, werde man Gewalt gebrauchen. Die Missionare aber antworteten: „Wir können nicht gehen, wir haben Mitleid mit Euch, denn ihr wisset nicht, was ihr thut. Ihr könnt unser Blut vergiessen oder unsre Wohnungen niederbrennen; aber unsre Herzen sind mit euch.“ Bei diesen Worten sah der Häuptling die Umstehenden an und sprach mit vielsagendem Kopfschütteln: „Diese Leute müssen zehn Leben haben, dass sie den Tod so wenig fürchten.“

Die Versammlung brach auf und die Missionare blieben, aber auch die Gleichgiltigkeit blieb dieselbe. Was den Bauch nicht füllte,

das hatte keinen Wert für diese Kinder Südafrikas. Moffat hatte schon im Namalande beobachtet, dass die grenzenlose Faulheit der Eingeborenen oft so weit ging, dass sie, statt zu arbeiten oder auf die Jagd zu gehen, sich lieber ihren Schmachtriemen fest zuzogen und so ihren Hunger verschliefen, bis Kuh oder Ziege wieder mehr Milch gab. Nun halten sich zwar die Betschuanen in ihrem natürlichen Dünkel für weit erhaben über die Buschmänner mit ihrer „Sprache wie die Frösche“ und über die Hottentotten mit ihrer schmutziggelben Hautfarbe und der hässlichen, fast dreieckigen Gesichtsbildung. Sie sind stolz auf ihre dunkle Haut, ihre schönen Wohnungen, wie Bienenkörbe mit Kegeldach, auf ihren Ackerbau und ihre grossen Städte.

Von Religion schien keine Spur bei ihnen zu entdecken zu sein, abgesehen von den albernem Zauberkünsten der Regenmacher. Sie lebten als praktische Atheisten „ohne Gott in der Welt“. Sie stierten (wie Campbell sich treffend ausdrückt) die Sonne mit dem Hute des Ochsen an. „Was man von Schöpfung, Sündenfall, Erlösung der Welt oder Auferstehung der Toten zu ihnen sprach, das klang ihnen noch abgeschmackter“, sagt Moffat, „als uns ihre albernem Jagdgeschichten von Löwen, Hyänen und Schakalen. Unsere Arbeit war wie der Versuch eines Kindes, die blanke Fläche eines Spiegels mit der Hand zu fassen, wie das Unternehmen eines Landmannes, den harten Granitfelsen zu pflügen.“ Kamen sie zu dem Missionar und fragten zum Schein nach Gottes Wort, so thaten sie es nur in der Hoffnung, eine Prise Tabak zu erhalten, um welchen sie ihn dann ansprachen, und hinterher verlachten sie ihn bei den ihrigen über den gelungenen Betrug. Selbst einer, der empfänglicher für das Wort Gottes geschienen hatte und Campbells Begleiter auf seiner zweiten Reise gewesen war, Munamits, sprach kurz vor seinem Ende zu Moffat: „Ra-Mary (Vater der Mary, so hiess Moffats älteste Tochter), eure Sitten mögen für euch ganz gut sein, aber ich sehe, sie füllen den Magen nicht.“ Von einem Sündenbewusstsein war vollends keine Spur bei ihnen weder zu entdecken noch zu erwecken, und alles, was man von Gott und göttlichen Dingen zu ihnen sagte, setzte sie nicht nur in Verwunderung, sondern sie bespöttelten es auch als eine Unwahrheit oder Fabel und verhöhnten die Missionare. — Nirgends sah man ein Götzenbild, Tempel, Altar oder Opfer, nur Amulette aus Wurzeln oder Vogelknochen hatten sie. Wohl redeten die Betschuanen von Morimo, d. h. „der da oben“ wohnt, die Regenmacher und Zauberer (Nyaka) aber bezeichneten damit einen böswilligen „Selo“ (Kobold) oder etwas, das in einem Loche wohnend, dann und wann herauskomme, Krankheiten über Menschen und Vieh verhänge und den Tod verursache. Morimo war der Popanz, durch den der Regenmacher die Häuptlinge zwang, seinen Vorschlägen nachzugeben, wenn er einen Schlachtochsen verlangte, ohne den er keinen Regen hervorbringen könne. Die Seele nannten sie Muja, aber von einer Unsterblichkeit wussten sie nichts. Auf die Frage, wohin die Menschen gehen, wenn sie sterben, lautete die Antwort: „Nach Barimo“ d. h. die da oben. Aber sie dachten sich nichts dabei; „Barimo“ war ihnen eben weiter nichts, als der Tod; auch Wahnsinn und Behext-

sein bezeichneten sie damit; von einer Ewigkeit war ihnen nichts bewusst. Gewisse Ceremonien, die man erst als Reinigungsoffer angesehen, erwiesen sich als Zaubereien, die nicht reinigen, sondern feien sollen. So wurde die ausziehende Kriegerschar gegen die feindlichen Waffen gefeit unter umständlichen Uerrichtungen, bei denen das Schlachten eines Cieres schon darum nicht fehlen durfte, weil doch bei solcher Gelegenheit geschmaust werden musste. So wurde auch das Feld durch angezündetes Feuer, in dem allerlei sonderbare Dinge verbrannt wurden, gegen Heuschrecken sicher gemacht u. s. w. Auch die Feier der Beschneidung (Boyuera) und der Einführung der Mädchen in den heiratsfähigen Stand (Boyale) war mit keinen religiösen Gebräuchen ausgestaltet.

Natürlich erhob sich bei der Abwesenheit der Religion das Leben der Betschuanen auch in sittlicher Beziehung kaum über das animalische Dasein.

Selbst die Eltern- und Kindesliebe war vielfach verkümmert. Dass Kinder weggeworfen oder lebendig eingescharrt wurden, wenn sie lästig fielen, war ebenso häufig, als dass man die Eltern, wenn sie nichts mehr nützen konnten, draussen vor den Kraalen den Löwen und Leoparden als Beute überliess. Auch mit den Kranken oder im Kampf Verwundeten handelte man so, und Hyänen und Schakale fanden darum in den Wochen nach einer Schlacht immer reichliche Nahrung. Diebstahl und Raub, Lüge und Uerstellung waren an der Tagesordnung. Jedermann misstraute dem andern. Für Freundschaft oder eheliche Liebe und Treue hatte man keinen Sinn; bei der herrschenden Vielweiberei und dem Weibertausch war das Weib nichts als eine rechtlose Sklavin. Als einmal ein Betschuane bei einem kleinen Zwist sein Weib niederstach, lachten die Häuptlinge nur, als Moffat darüber Uorwürfe erhob. Jedes Bewusstsein von gut und böse schien ihnen abhanden gekommen: von Sünde sagte ihnen keine Stimme des Gewissens etwas. Sie meinten, bei den Buschmännern oder Hottentotten seien vielleicht Sünder zu finden; bei den Betschuanen gäbe es so etwas nicht.

So erforderte es denn jahrelange Arbeit, um Anknüpfungspunkte für die einfachsten sittlichen und religiösen Grundgedanken zu erwecken. Es wurde hier wahr, was Zinzendorfs Vers sagt: „Des Vaters grossen Gartenplan muss man mit viel Geduld bedienen.“ Das hat Moffat als Gärtner draussen mit Spaten und Hacke wie auch auf dem geistlichen Arbeitsfeld in dunkeln Stunden der Mutlosigkeit lernen müssen. Auch mit der Säge, und am Amboss, unter brennender Sonnenglut, bei der Hausbauarbeit und dann wieder bis an die Brust im sumpfigen Wasser stehend, um Schilf für die Dächer abzuhauen, hat er sich niemals gescheut; aber die Missionsarbeit wollte nicht vorwärts gehen.

Oft genug wurde sie auch durch wilde Kriegs-Unruhen unterbrochen, in die Moffat wider seinen Willen eingreifen musste, wenn er sein Werk nicht ganz verloren geben wollte. In dem weiten Völkermeer nördlich von den Grenzen der Kapkolonie, die damals im Westen



noch nicht an den Oranje-Fluss heranreichten, war beständiger Kampf zwischen vordringenden Stämmen, die sich auf andere Eingeborene warfen, sodass eine solche Uölkerwelle weite Ringe von Blut und Zerstörung aufwarf.

1823 drangen die wilden Mantati (Bamantati), ein Stamm von 40 000 Männern, Weibern und Kindern, von Osten her gegen die Batlapi, den Betschuanenstamm in und um Kuruman, heran, alles auf ihrem Wege niedermachend und verbrennend. In der eiligst berufenen Versammlung wurde nicht nur vom Häuptling Mothibi, sondern von allen andern den bisher so argwöhnisch behandelten Missionaren das Wort und an Moffat die Leitung der ganzen Verteidigung übergeben. Letzterer erkannte, dass die Batlapi nicht widerstandsfähig wären; darum suchte und fand er rasche Hilfe in Griquastadt beim Häuptling Waterboer und dem Regierungsbeamten Melville, die mit etwa zwölf Griqua-soldaten und Gewehren nach Lattaku aufbrachen. Unterdes waren die Mantati, grossgewachsene, starke, völlig mit Fett und Glimmerpulver beschmierte Männer, nach der Zerstörung Alt-Lattaku's immer näher herangerückt. Alle Friedensanerbietungen der Batlapi waren vergebens. Da krachte am nächsten Morgen, den 26. Juni 1823, der erste Gewehrschuss; einer der tapfersten feindlichen Krieger fiel. Wenige Augenblicke stutzten sie, dann aber begann ein erbitterter Kampf. Die Mantati drangen vor, die Batlapi schossen ihre vergifteten Pfeile, flohen aber vor wenigen herannahenden Feinden. Doch die Griqua hielten stand und warfen nach vergeblichen neuen Anstürmen die Mantati in wilder Verwirrung zurück. Moffat und Melville nahmen sich der schutzlosen Weiber und Kinder der Feinde möglichst an und befahlen den Batlapi, jeden sich ergebenden Feind nicht zu töten, aber kein Mantati bat um Gnade, jeder focht tapfer bis zum Tode.

Seit diesem Siege änderte sich die Lage. Die Feinde waren verscheucht; und die Batlapi verdankten ihre Errettung den christlichen Sendboten. Das empfanden Häuptlinge und Volk, und fassten nun Zutrauen zu den Missionaren. Leider brachen bald neue Unruhen aus. Darum schickte Moffat seine Familie nach Griquastadt und blieb in Lattaku allein. Nach einiger Zeit reiste er (1823) mit seiner leidenden Frau und Kindern nach der Kapstadt, um einen Arzt zu befragen und auch persönlich mit dem Missionsvorsteher Dr. Philip die Verlegung der Missionsstation nach einer andern Stelle des Kuruman zu besprechen. Ihn begleitete Mothibis Sohn und mutmasslicher Nachfolger Petlu, nebst einem andern Häuptling Teyscho, als sichtbares Zeichen des erwachten Zutrauens seitens der Betschuanen. In der Hauptstadt traf er ein eben angekommenes englisches Schiff und auf diesem drei Londoner Missionare an, von denen einer namens Hughes später in Kuruman treulich mitarbeitete.

Im Mai 1824 finden wir Moffat wieder auf seiner Station, und im Juli besuchte er, über Pitsanà, die Barolong-Hauptstadt reisend, den Bangwakatsi-

Häuptling Mataka. Moffats Begleitung bestand aus mehreren Griquasoldaten, welche der Elefantenjagd nachgehen wollten. Bei Mataka fand er freundliche Aufnahme, aber kein Gehör für seine Heilsbotschaft. Kaum hatten sie Matakas Wohnort verlassen, als Tauane, der Barolong-Häuptling, eine Botschaft sandte und um Hilfe gegen neu heranziehende Mantati bat; Moffat that's, und durch die Gewehre der Griquas wurden die Feinde bald verscheucht.

Nach Lattaku zurückgekehrt, fand er seine Frau in grosser Angst und einer, wenn auch teilweise überstandenen Not und Aufregung. Räuberische Koranna-Hottentotten, Buschmänner, abgefallene Griqua hatten, mit Gewehren bewaffnet, am Kuruman plündernd gehaust und Lattaku beraubt, während Missionar Hamilton auf der Baustätte der neuen Missionsniederlassung etwa 8 englische Meilen süd-östlich entfernt war. Mitten in der Nacht hatten die bestürzten Batlapi unter Mothibi bei der heldenmütigen Frau Rat gesucht, die schnell eine Botschaft an Hamilton schrieb, der dann auch am nächsten Morgen erschien. Aber Moffat blieb noch abwesend und wurde ganz bestimmt todgesagt. Einer wollte ein Stück von seinem Wagen, ein anderer seinen Sattel, ein dritter ein blutbeflecktes Tuch von ihm gefunden haben, bis er endlich allen zum Trost wohlbehalten auftauchte. Aber noch längere Zeit dauerten diese Feindseligkeiten; bald hörte man von grossen Viehdiebstählen, bald von anderen Plünderungen, selbst die nächsten Nachbarn wurden unruhig, sodass die Missionsfamilie ganz nach der neuen Kurumanstation (1825) und von hier bald nach Griquastadt fortzog. Mitten unter diesen Unruhen, Schrecken und Aufregungen blieb die fromme Frau Moffat gefasst und getrost; „es sei ja Christi Sache und die Angelegenheit seines Königreiches!“ Je länger sie unter diesem Volke lebte, je grösseres Elend und bittere Not sie sah, desto mehr erkannte sie die dringende Notwendigkeit der dortigen Mission.

Endlich fing es an, in der ausgeraubten Gegend etwas ruhiger zu werden. Die letzte Not wandte Moffat am 10. August 1828 ab, indem er den Räuberhorden kühn entgegen trat, und ohne Blutvergiessen sein Kurumann verteidigte. Durch Blick und Wort entwaffnete er den Namahäuptling Paul, indem er ihn an die Erlebnisse mit Afrikaner erinnerte. Der Nama zog ab, denn, so sagte er, er könne Moffats Güte gegen ihn im Namaland nicht vergessen und wolle einem Manne nicht schaden, der einst in seiner Hütte geschlafen und in seinem Kraal gepredigt habe. Nun folgte endlich auf die schrecklichen Kriegsstürme eine stille Friedenszeit und ein gesegneter Geistesfrühling.

Zwölf Jahre waren verflossen, seit die ersten Sendboten auf dem Markte von Lattaku (1816) die Hand des Häuptlings Mothibi geschüttelt hatten, sieben Jahre voll Kummer, Angst und Lebensgefahr für Moffat, Jahre der härtesten und fruchtlosesten Arbeit, die durch die Mangelhaftigkeit der Kenntniss der Betschuanasprache noch erschwert wurde. Endlich 1828 hatte Moffat die ersten Fibeln und andre Schulbücher in Betschuana (der Betschuanensprache) in Händen und die ersten

4 Eingeborenen lernten lesen. Bald folgten mehrere nach. Geistliche Gesänge, von Moffat übersetzt, erklangen in der regelmässig gehaltenen Abendschule, die von 40 Erwachsenen und 50 Kindern besucht wurde. Jetzt dämmerte endlich der Morgen. Gottes Wort kam nicht mehr leer zurück. Was man im Betschuanenlande, wo nur die Weiber Thränen haben, noch nie gesehen hatte, das konnte man jetzt manchen Sonntag am Kurumanfluss schauen, eine Versammlung, in der auch Krieger weinten, wenn sie zur Erkenntnis ihrer Sünde durchdrangen. Ein einstiger Hottentottensklave, Haron Josephs, der als Farmer zugezogen war mit seinem Weibe und drei Kindern, wurde als Erstling der Mission getauft. Eine gewaltige Bewegung ergriff die Heiden. In den Nächten erscholl nicht selten Gesang in den Häusern, man vernahm die Stimme des Gebets auch ausserhalb der Kirche, ein Schulhaus bauten die Neuerweckten aus eignem Antrieb und auf eigne Kosten; mit der Taufe aber zögerten Moffat und Hamilton als echte, in dieser Beziehung nüchterne Schotten. Nach sorgfältiger Prüfung liessen sie endlich unter vielen Bewerbern sechs zur Taufe zu. Unter dem Zulauf von Hunderten wurden im Juli 1829 diese sechs Erwachsenen mit fünf ihrer Kinder als Erstlinge aus den Betschuanen getauft, und die Feier des heiligen Abendmahles am Abend dieses Sonntags ergriff viele Herzen.

Von vielen Heiden hörte man in dieser Zeit den Ruf: „Wir waren wie die Tiere, was sollen wir thun, um selig zu werden?“ Die Getauften, deren Zahl sich mehrte und die etwa 2—300 Besucher des Gottesdienstes, fingen von selbst an, sich schicklicher zu kleiden; die Männer übernahmen jetzt die schweren Arbeiten, die sie sonst den Weibern überlassen hatten, und Frauen und Töchter sassen mit der Nadel da und nähten die Kleider. Diese Wilden begannen, sich Lampen statt der Feuer anzuzünden, in denen sie das Fett verbrannten, um zu lesen, statt es an ihre Leiber zu schmieren; sie verfertigten sich Stühle und Tische und hölzerne Löffel zum Essen. So wuchs die Gesittung von selbst aus der Wurzel des Glaubens hervor. —

Im Jahre 1830 geschah es, dass Moffat, nach der Kapstadt reisend, den ersten Pariser Missionaren begegnete, die auch unter den Betschuanen wirken sollten. Seine Absicht war, die Mittel zum Bau einer Kirche zu gewinnen, für welche die Eingeborenen schon nach Kräften beigetragen hatten, indem der eine einen Ochsen, der andere etliche Ziegen darbot, während wieder andere einen Monat Arbeit dem Gotteshause weiheten. Welcher Jubel, als Moffat mit einem neuen Ge-

helfen, Edwards, mit dem gedruckten Evangelium Lukas, einem Liederbuch, einer Druckerpresse mit allem Zubehör und den sämtlichen Mitteln für den Kirchenbau am Kuruman anlangte! Wie ganz anders lautete jetzt die Sprache der armen Betschuanen als früher! Jetzt hiess es: „Ich suche Jesum,“ oder: „Ich fühle nach Gott! Ich lief unter den Raubtieren umher und kannte meine Gefahr nicht.“

Eine alte Erzheidin, das Orakel der jungen Weiber auf der Station, weil sie die Weisheit der Alten wusste, eine Meisterin in Gotteslästerung, an die sich die Feinde anschlossen, kam einmal in die ihr verhasste Kapelle und hörte nur wenige Worte, worauf sie davon ging. Am Sonntag kam sie wieder und jedermann erwartete einen gewaltsamen Auftritt. Aber sie schwieg und sass und hörte. Nach etlichen Tagen kam sie zu Moffat und wusste nichts zu sagen, als: „Meine Sünden! meine Sünden!“ während Thränen über ihre gefurchten Wangen rollten. In Verzweiflung rannte sie umher; fast jede Nacht weckte sie den Missionar, um Hilfe zu suchen. Kein Trost wollte helfen. Einmal begegnete sie ihm und rief: „Ich kann nicht leben, ich kann nicht sterben!“ Er wies sie wieder zum Lamm Gottes. Sie antwortete: „Du sagst, das Blut Christi reinige von allen Sünden. Weisst du die Zahl der meinigen? Da sieh in die Grasebene hinaus, zähle die Grashalme oder die Tautropfen, sie sind nichts gegen die Zahl meiner Missethaten.“ Noch etliche Wochen, und dieses furchtbare Wesen, aus dessen Munde nur Flüche gegen Christum und die Christen erschollen waren, sass in reinlicher Kleidung zu den Füßen Jesu und pries seine Barmherzigkeit. Wie oft schilderte sie sich selbst in ihrem zerbrochnen Sinn als „Kot auf der Gasse“; wie oft wiederholte sie: „Ich bin alt in der Welt, aber noch ein Kind in der Schule Christi.“

Als die Kirche von Kuruman 1838 feierlich eröffnet wurde, bestand die Gemeinde aus mehr als 2000 Seelen, darunter 150 Abendmahlsberechtigte. Wenigstens 800 Hörer waren in lautloser Stille an jenem Tage zugegen. Nur der König Mothibi war noch Heide; seine Frau und seine Söhne waren getauft. Endlich kam auch seine Stunde.

„Meine alten Gebeine und meine verwelkte Haut“, rief er aus, „sind das Einzige, was ich noch habe. Ich hörte das Wort von Anfang, aber ich verstand es nicht. Jetzt habe ich keine Ruhe Tag und Nacht, meine Seele brennt vor Angst, mein Geist ist dunkel und mein Gedächtnis kann das gute Wort nicht fassen. Aber es bleibt etwas in meiner Seele, was mir Hoffnung giebt. Ich wünsche mich Jesu, dem Sohne Gottes, zu Füßen zu werfen, Er wird sich meiner erbarmen.“

#### 4. Sprachstudien und Bibelübersetzung.

Als Mothibi getauft wurde, weilte Moffat (1839 bis Januar 1843) in England, hauptsächlich um seine Bibelübersetzung ins Setschuana zu fördern und wenigstens das neue Testament mit den Psalmen dort durch die Presse zu führen, was damals in Afrika unmöglich war.



Die Bedeutung der sprachlichen Arbeiten Moffats nötigt uns, etwas ausführlicher bei diesem Stück seines Lebenswerkes zu verweilen.

Moffat benutzte für Schule und Kirche in den ersten Jahren die holländische Bibel. Die Orlams in Uredeberg wie die Bastard-Hottentotten von Griquastadt hatten ja längst die Burensprache angenommen, und auch in Lattaku verstanden viele das Kapholländische. Vielleicht hätte sich diese Sprache auch unter den Betschuanen durch die Schule heimisch machen lassen. Aber dann hätte man auf das ältere Geschlecht verzichten müssen, das jetzt schon fürchtete, die Kinder würden holländisch werden, und so machte sich Moffat, da Hamilton sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlte, allein von 1822 an mit grosser Mühe und Ausdauer an die Erlernung des Betschuana in der Mundart der Batlapi, die den Hauptbestandteil der Bevölkerung von Kuruman bildeten.

Als der erste Missionar ging Moffat daran, das Betschuana zu erlernen, eine Bantusprache, deren Gebiet einen grossen Teil des nördlichen Südafrika von den Drakenbergen bis in die Kalahari-Wüste in ihren verschiedenen Mundarten umfasst und nach Ratzel auch nördlich des Sambesi herrscht. Zwar hatte Dr. Burchell (1812) schon Beobachtungen über die Betschuanensprache niedergeschrieben; aber sie wurden Moffat erst viel später bekannt. Doch machte er dieselbe Erfahrung wie dieser Reisende, wie schwer es der unglaubliche Stumpfsinn der Eingeborenen machte, erst nur eine genügende Anzahl von Wörtern mit klarer Aussprache zu sammeln und niederzuschreiben. Es konnte geschehen, dass sein Begleiter, wenn ein Dutzend Wörter zusammengebracht und besprochen war, anfang, achtlos zu werden und ins Leere zu starren. Er erklärte, soviel könne er nicht auf einmal denken, sein Kopf schmerzte ihn, und er musste entlassen werden. Fähige Dolmetscher fehlten, und die Eingeborenen lachten, da niemand das Bleiben der Missionare wünschte, unbändig über jeden Schnitzer oder Unsinn der aus seinem Munde kam; noch lange nachher wurden ihm solche Scherze erzählt, über die er nachträglich selbst am meisten lachen musste. —

In den ersten Jahren des Lernens lag es ihm mit Centnerlast auf der Seele, wie langsam er vorwärts kam und wie wenig er den Betschuanen von dem grossen Zweck seiner Sendung sagen konnte. Ihr geistiger Horizont war durch ihr halb tierisches Dasein auf's engste begrenzt: darum war es zuerst fast unmöglich, von himmlischen Dingen mit ihnen zu reden. Wollte man z. B. das Wort Morimo für das höchste Wesen wählen, so musste man es erst von den verworrenen, teilweise albernen Vorstellungen reinigen, von denen wir oben sprachen. Übrigens fragte kein Betschuane nach einem Schöpfer oder einer Ursache der Welt und alles Sichtbaren so wenig, — um einen kräftigen

Ausdruck Campbells zu gebrauchen, — wie ein Schwein, das unter dem Baume Eicheln sucht, daran denkt, in die Höhe zu blicken, woher sie zur Erde fallen. — Auch sittliche Begriffe fehlten ihnen fast völlig. Das Wort, das der Missionar für Sünde wählen musste (Boleo) barg keine Spur von einem Gefühl der Verantwortlichkeit in sich; einen schlechten Pfeil konnten sie ebensogut einen sündigen Pfeil nennen; ein sündiger Mensch also war einer, der seinen Zweck nicht erreichte, ohne dass er daran Schuld zu sein brauchte. Hunger und Stumpsinn, die zwei grossen Mächte der Vertierung der Menschheit, wie Moffat sie nennt, hatte jede Spur von Gewissen in diesen „Untermenschen“ verwischt.

Als Moffat einmal einen Bekehrten fragte, ob er denn niemals in seinem Sündengreuel ein Bewusstsein von Schuld oder Verantwortung, ein Klopfen des Herzens gefühlt habe, antwortete er: „Wie konnten wir so etwas empfinden? Wir wussten doch nicht, dass ein unsichtbares Auge uns sieht, ein unsichtbares Ohr uns hört. Ihr fandet uns als wilde Tiere, nicht als Menschen.“

So war es in der That und die Schwierigkeit schien fast unübersteiglich, ihnen in ihrer Sprache ans Herz zu kommen. Aber Moffat verzagte nicht, er handelte, wie Rückert es jedem anrät, der durch die Muttersprache eines Volks in sein Seelenleben eindringen will: „Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung, — drum sinne früh und spät auf Sprachenbändigung.“ Freilich wurde in Kuruman noch zu viel Rapholländisch gesprochen, auch die Missionare hielten ihre Hausgottesdienste nur in dieser Sprache. So machte sich Moffat 1827 von seiner Familie getrennt in die Kalahari-Wüste auf, um dort, abgeschnitten von jedem europäischen Wort, bei den Barolong unverfälschte Betschuanenlaute erlauschen und für die Schrift festhalten zu können.

In dürrtger Weise lebte er hier als Halbwilder zwei bis drei Monate von etwas Milch und hauptsächlich vom Fleisch des Nashorns, Zebra und der Giraffe. Wörter konnte er zwar genug erhaschen, besonders von dem Bettelvolk, das von seinem Ochsenwagen nicht wich; aber die schriftliche Arbeit war fast unmöglich, wegen der Menge grosser Fliegen, die sich in's Cintenfass stürzten, um die Feder Spitze schwärmten, sie auf dem Papier verfolgten und die Tinte noch im Fliessen trinken wollten. Indessen erreichte Moffat seinen Zweck, den rechten Zungenschlag des Betschuana sich anzueignen. Mothibi staunte, als er wieder in Kuruman war, dass Ra-Mary als Betschuane zurückgekehrt sei, und mit neuem Mut und besserem Erfolg ging Moffat an die Übersetzungs- und Lehr-Arbeit.

Wir erwähnten schon, dass 1828 seine ersten gedruckten Fibeln und kleinen Bibelabschnitte in Kuruman eintrafen. Schon 1825 hatte Moffat eine Probe nach der Kapstadt geschickt, damit sie dort gedruckt

würde; aber als ob das Mass der damaligen Enttäuschungen noch nicht voll sei, wurden sie fälschlich nach England geschickt und kamen nun nach 3 Jahren zurück, während mittlerweile Moffats verbesserte Sprachkenntnis vieles ganz anders gefasst haben würde. Doch war jetzt wenigstens eine Grundlage für den Unterricht da, Moffat fügte Katechismusstücke und einige geistliche Lieder hinzu, und wir haben gesehen, welche segensreiche Wirkung diese ersten Proben von Moffats Übersetzungsarbeiten thaten. Auch bewährte sich die Musik als treffliches Hilfsmittel des Unterrichts beim Lesenlernen, wo die Schüler behaupteten, je lauter sie die Buchstaben und Wörter schrieten, um so besser lernten sie dieselben.

Als auf einer Reise die zudringlichen Eingebornen, besonders aus dem heranwachsenden Geschlecht, ihm keine Ruhe liessen, schuf er ihnen ein „singendes H. B. G.“ indem er auf die Weise „Auld lang syne“ (Lang, lang ists her) sie das Alphabet singend lehrte. Und so erschollen die Töne des schottischen Volksliedes, das jeden echten Hochländer in tiefe Rührung versetzt, durch die stille Mondnacht der Betschuanen-Steppe ununterbrochen bis zur Morgendämmerung, zur Freude des Missionars, dem es allerdings die letzte Möglichkeit des Schlafes raubte.

1830 eilte Moffat nach der Kapstadt, um seine Handschrift des Lukas-Evangeliums, die er in der Tasche trug, zum Druck zu befördern. Hierzu musste er dort beim Setzen und Drucken selbst mit Hand anlegen. Als er es fertig mitbrachte, und dazu ein Liederbuch, eine Druckerpresse (die 1833 mit neuen Lettern ausgestattet wurde) war der Jubel und das Verlangen nach dem göttlichen Worte gross.

Die Betschuanen nannten die Buchstaben „Samenkörner“; in der That, es war gute Saat, die daraus erwuchs, als nun immer mehr Leser wurden. Davon überzeugte den Missionar folgendes Erlebnis: Eines Abends las er seiner Gemeinde das elfte Kapitel des Jesaias vor, mit dessen Übertragung er soeben fertig geworden war. Und siehe, am andern Morgen kommt ein altes Weiblein und redet ihn an: „Ich habe nicht verstanden, was du uns gestern aus dem Worte Gottes sagtest. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen, weil ich immer dran denken musste.“ Buchstäblich, wie sie's gehört, wiederholte sie jetzt: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen“ u. s. w. — Moffat forderte sie auf, ihm zu erzählen, wie sie sich selbst zu deuten gesucht habe, denn er sah, sie hatte darüber nachgedacht. Schüchtern begann sie nun: „Bedeutet der Pardel und der Löwe und die Otter Männer und Weiber, die wie wilde Tiere waren und nun wie Lämmer geworden und in der Gemeinde beisammen sind?“ Thränen rollten ihre Wangen herab, als sie fortfuhr: „Ach war ich nicht wie ein Wolf? War ich nicht so grimmig wie eine Löwin und so giftig wie eine Schlagge, ehe das Evangelium mein Herz umwandelte? Und sind nicht etliche unsrer Männer, die der Schrecken aller waren, so mild geworden wie kleine Kinder? Heisst das, seine Lust haben am Loch der Otter?“

So arbeitete Moffat unermüdet an seiner Bibelübersetzung weiter. Er hatte kein Griechisch oder Hebräisch gelernt, sondern hielt sich an die englische und holländische Bibel. Besonders die letztere schmiegt sich ja dem Urtext ganz anders genau an, als etwa unsere Lutherbibel; und da damals noch kein gelehrter Theologe in der Betschuanenmission stand, so hielt es Moffat für seine Pflicht seinem Volke die ganze Bibel darzubieten. Bis 1838 hatte er die Übersetzung des neuen Testaments und der Psalmen und vieler alttestamentlicher Geschichten beendet. Am Ende des Jahres 1838 reiste er nach der Kapstadt, um seine Gesundheit zu kräftigen und den Druck der neutestamentlichen Übersetzung zu besorgen. Da dies aber in keiner dortigen Buchdruckerei möglich war und Moffat selbstverständlich dies Werk überwachen musste, beschloss er mit seiner Frau nach England zu gehen.

Nach stürmischer Seefahrt kamen sie 1839 im Vaterlande wieder an; in den 22 Jahren, welche seit der Abfahrt (1816) verflossen waren, hatte sich vieles verändert, aber die Missionsteilnahme war sehr gewachsen. Moffat hatte auch hier in der alten Heimat genug zu thun, wurde von Stadt zu Stadt geholt, um Ansprachen und längere Reden zu halten, und fand überall viel Liebe und reiche Gaben. Er berichtete von den Betschuanen, von Kurumans Leid und Freuden, und neue Freunde wurden gewonnen. Bis tief in die Nacht hinein sass er in die Verbesserung seiner Bibelübersetzung vertieft, oder mit der Auswahl der Psalmen und alttestamentlicher Stücke beschäftigt. Er that dies gewissenhaft und verglich sorgfältig die von ihm hochgeschätzte holländische Übersetzung mit der englischen und übertrug es dann ins Betschuana. Beim Druck des Werkes half der Missionsausschuss der Britischen Bibelgesellschaft. Dem im Jahre 1841 nach Südafrika ausziehenden David Livingstone gab Moffat 500 Abzüge der neutestamentlichen Übersetzung mit und 5 Monate später folgten fünfmal soviel mit angebundenen Psalmen.

In Ashton erhielt Moffat als er 1842 wieder in Kuruman eingetroffen war, einen lieben, verständigen Helfer an seinem Übersetzungswerk, dann Drucker und Beurteiler zugleich, und bald waren mehrere Teile des alten Testaments, und Bunyans Pilgerreise gedruckt. Endlich 1857 vollendete Moffat die Übersetzung der gesamten Bibel, die von ihm und Ashton in Kuruman gedruckt wurde, der auch Bogen für Bogen vor dem Druck mit Moffat durchsah und verbesserte. Dieser schreibt von der Vollendung dieses seines grossen Lebenswerkes:

„Ich erinnere mich wohl der Zeit, da ich dachte, wenn ich es erleben dürfte, die heilige Schrift in die Sprache der Betschuana übersetzt und unter ihnen Leute zu sehen, die imstande seien, sie zu lesen und zu schätzen, wolle ich gern mit dem alten Simeon sprechen: Herr, nun lässtest du deinen Diener im Frieden fahren. Die Gnade des Herrn hat mich die Erfüllung dieses Wunsches sehen lassen. Ich kann nicht beschreiben, wie mirs ums Herz war, als ich den letzten Vers ge-



schrieben hatte. Ich konnte kaum glauben, dass die Arbeit so vieler Jahre vollendet war. Ob es die Überreizung meiner Nerven, oder wirkliche Schwäche war, ich weiss es nicht; aber es kam ein Gefühl über mich, als gehe es mit mir zu Ende. Um mich wieder zu ermannen, las ich mein noch ungedrucktes Manuskript noch einmal ganz durch und prüfte es genau; so kam ich allmählig wieder ins Gleichgewicht. Auf meinen Knien machten sich meine Gefühle endlich Luft in inbrünstigem Dank gegen Gott, dass er mir Gnade und Kraft verlieh, dieses Werk zu vollbringen. Und jetzt sehe ich, wie tausende von Betschuanen dieses Wort in ihrer eignen Sprache lesen.“ —

Die Presse in Kuruman arbeitete wacker weiter, Moffat begann die Herausgabe eines kleinen Blattes in Setschuana „der Lehrer und Erzähler des Betschuanen.“ Dass der erste Wurf einer Übersetzung der ganzen Bibel in einer bisher noch nicht geschriebenen Sprache von einem einzelnen Missionar viel Mängel haben musste, war ihm selbst klar. Er tröstete sich aber mit den Worten:

„Wir haben viel von den Übersetzungsfehlern der Uulgata gehört. Was meine eigne Übersetzung des Evangeliums Lukas in die Betschuanen-Sprache betrifft, so ist sie weit fehlerhafter als z. B. die Uulgata, und doch weiss ich, dass dieses Evangelium das Mittel gewesen ist, gar manches verlorene Schäflein zur Herde Christi zu bringen.“

So durfte es Moffat noch erleben, dass seine Betschuana-Christen die Bibel in seiner Übersetzung (3 Bände) mit dem Gesangbuch in einem Beutel zur Kirche brachten, und es war eine wohlverdiente Ehrung, die ihm zu teil wurde, als er 1872 von der Universität Edinburg zum Doktor der Theologie ernannt wurde.

### 5. Als Pfadfinder und Bahnbereiter.

Doch blicken wir noch einmal auf Moffats Thätigkeit in Afrika zurück, wie er sie nach seiner Rückkehr aus England mit neuen Kräften aufnahm. Als er wieder in Kuruman anlangte und das ganze Neue Testament in der Betschuanensprache mitbrachte, sah er manches Angesicht von Freudenthränen benetzt, das ihn zuvor nur finster angeschaut, und manche Hand durfte er schütteln, die zuvor nur die geheime Macht des Evangeliums gehalten hatte, dass sie ihn nicht mit dem Speere niederstiess. Es war ein wochenlanger Jubel, als der Vater wieder unter seinen schwarzen Kindern weilte. Jedes Jahr that er nun neue Glieder zur Gemeinde hinzu und Friede und Liebe herrschte zwischen Stämmen, die bisher blutdürstige Feinde gewesen.

Unternahm Moffat jetzt eine Predigtreise, so war bis zum späten Abend und gleich in der Frühe wieder sein Wagen von Leuten umringt, die nicht satt

werden konnten, seine Botschaft zu hören und manch lieblicher Beweis von der Macht des Evangeliums erquickte sein Herz. So lernte er einmal einen Eingebornen kennen, der imstande war, einen Lehrvortrag Moffats fast wörtlich genau unter Nachahmung der Gebärden und des Stimmfalls des Missionars seinen Landsleuten zu wiederholen. Moffat sagte zu dem Manne, er könne mehr als der Lehrer; denn er selbst sei nicht imstande seine eigne Predigt wörtlich zu wiederholen. „Ja“ sagte der Afrikaner und legte seinen Finger an die Stirn, „wenn ich etwas Grosses höre, so bleibt's hier aufgehoben.“

So erlebte es Moffat, dass seine Verkündigung in der Kalahari-Wüste den Schall des Evangeliums allmählich in das ganze West-Betschuanenland trug. In Kuruman, wo sich Angehörige der verschiedenen Betschuanenstämme, z. B. Batlapi, Batlato, Bamangwat, Bassuto, Bakalahari, Bangwakatsi, Bamangwato — auch Matebelen (zu den Sulustämmen gehörig) zusammenfanden, lernte er die verschiedenen Mundarten kennen, und so konnte er seine unzähligen Erforschungsreisen immer auch zu Predigten vom Ochsenwagen aus nutzbar machen.

Wenn Paulus es zu den Merkzeichen des wahren Apostelamtes in der Nachfolge des Kreuzes Christi rechnet, dass er sagen kann: „Ich habe oft gereiset“, so können wir Moffat denjenigen Missionar nennen, der für Südafrika den Cypus des „predigend reisenden“ Heidenboten geprägt hat. Von den Fährlichkeiten, die der Apostel bei Gelegenheit seiner Reisen erwähnt, ist auch Moffat nicht verschont geblieben: Die Fasten und Entbehrungen in der unfruchtbaren Einöde, wo er die Kinnladen am steinharten gedörrten Fleisch blutig kaute, in den entsetzlichen Durstesqualen, wo man den Morast oder sogar giftiges Wasser zur Kühlung der lechzenden Zunge verwandte, in dem glühenden Sand, der die Fusssohlen bei jedem Schritt schmerzend machte, in kühlen Nächten, wo die Fieberschauer kamen und Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakale das Lager umheulten, — überall umgeben ihn die Gefahren der Wildnis.

Einst hielt sein Wagen mit Einbruch der Nacht an einem Teiche. Erst als mit einer Fackel der Boden untersucht wurde, fand man zu grossem Schrecken die zahlreichen Löwentritte, die den Teich als Trinkort dieser gefährlichen Feinde bezeichneten. Die Ochsen wurden an den Wagen gebunden, nur eine Kuh liess man frei, weil man glaubte, sie werde sich nicht entfernen. Eben war das Abendlied gesungen, das Gebet gesprochen, und Moffat wollte sich im Wagen niederlegen, als alle Ochsen aufsprangen. Ein Löwe hatte die Kuh knapp am Wagen ergriffen und ein Strecke weggeschleppt, wo man unter ihrem kläglichem Geschrei das Krachen der zermalmtcn Gebeine hörte. Moffat schoss nach der Stelle, woher der Con kam. Ein furchtbares Gebrüll antwortete und der Löwe sprang gegen den Wagen. Moffats Begleiter nahmen zwei Feuerbrände und schleuderten sie gegen die Bestie, damit er zielen könne. Die Flamme erlosch aber rasch und der wütende Löwe wäre auf die Männer gestürzt, wäre nicht eine Kugel gerade vor seinem Kopf in

den Boden geschlagen. Mit furchtbarem Grollen zog sich das Tier zurück und man liess es nun lieber in Ruhe. Es fehlte an Holz, um das Feuer zu unterhalten. Einer der Betschuanen kroch daher in's Gebüsch am Teich, und Moffat ebenso. Da gewahrte er plötzlich jenseits des Teiches vier Löwen, die seine Bewegungen bewachten. Er zog sich zurück und erblickte noch zwei andere auf der Lauer. Jetzt blieb nichts übrig, als so gut wie möglich das Feuer zu erhalten und den Morgen zu erwarten. Der grosse Löwe, der die Kuh geraubt hatte, trieb die andern, wenn sie sich ihm näherten, stets mit einem Grollen zurück, das alle Ochsen zittern machte. Ehe der Tag anbrach, nahm er alles, was er nicht verzehrt hatte, auch die zwei Feuerbrände, die man gegen ihn geworfen, mit fort. —

Moffat hat sich durch lange Übung zum Virtuosen im südafrikanischen Reisen ausgebildet. Es kam ihm nicht darauf an, einmal (1830) in 9 Tagen den Riesenweg von Kuruman zur Kapstadt zu Pferd zurückzulegen, dann wieder monatelang den schwerfälligen Ochsenwagen durch den Sand knirschen zu lassen, wa man täglich vielleicht 2 deutsche Meilen zurücklegte. Er war ja dabei nie müssig: ein Vers aus seiner Bibelübersetzung wurde hin und her überdacht, sprachliche und naturwissenschaftliche Beobachtungen niedergeschrieben, nie das Ziel aus den Augen verloren, auch wenn er 1835 eine wissenschaftliche Forschungs-Expedition begleitete, der Mission als Pfadfinder und Bahnbereiter zu dienen. Diesen Zweck hatten vor allen Dingen auch seine mehrfachen Reisen zum gefürchteten Matabelen-Häuptling Moselekatse.

Dieser „Napoleon der Wüste“, ein Gewaltherrscher nach Sulu Art, sandte von seiner Hauptstadt Mosega aus (10 Meilen nordöstlich von Kuruman) einige seiner Räte an Moffat, er möge ihn besuchen. Diese Boten waren erstaunt über alles, was sie auf der Missionsstation sahen. „Ihr seid Männer, wir sind Kinder!“ rief einer von ihnen aus. Moffat liess diese Gelegenheit nicht vorübergehen. Nach der gefährlichen Reise (1829) fand er in Mosega einen freundlichen und ehrenden Empfang. Er gewann die besondere Zuneigung des Königs, der ihn immer nur seinen Vater nannte. „Du, sagte dieser zu ihm, hast mein Herz so weiss wie Milch gemacht; Milch ist heute nicht weiss, aber mein Herz ist weiss. Ich kann nicht aufhören, mich über die Liebe eines Fremdlings zu verwundern. Du hast mich nie zuvor gesehen; aber du liebst mich mehr denn mein eigenes Volk.“ — Während seines Aufenthaltes bei Moselekatse war Moffat besonders bemüht, ihn zum Aufgeben der grausamen Kriege zu bewegen. Bei solcher Gelegenheit fragte ihn einst der König, ob Moffat wirklich im Ernst verlange, dass er den Krieg ganz aufgeben und keine Menschen mehr umbringen solle. „Sieh nur die Menschengelbeine an“, entgegnete ihm dieser, „die auf deinem Gebiet zerstreut umher liegen; sie sprechen eine entsetzliche Sprache und sagen zu mir: Wer Menschenblut vergiesst, dess Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden!“ Als Moffat dann von der Auferstehung der Toten predigte, erschrak der König und versprach keinen Krieg mehr anzufangen. „Ra-Mary, so sagte er zum Abschied“, „dein Besuch ist mir wie ein Traum, gehe in Frieden nach Kuruman und lass den

Weg dahin immer offen sein.“ Auch in seine neue Residenz Matlokoello zog ihm 1854 Moffat nach. Über 150 Stunden nordwärts von Kuruman ging diesmal die gefährvolle Reise; aber wieder wartete seiner ein ungemein herzlicher Empfang. Moselekatse war krank und hatte schon länger das Haus nicht mehr verlassen; dennoch sass er nun den lieben, langen Tag unter seiner Chüre, um nach dem erwarteten Gaste auszuschaun. Passende Arzneimittel, die Moffat ihm reichen konnte, machten ihm diesen noch lieber. Trotzdem gelang es nur mit grosser Mühe, Moselekatses Erlaubnis zur Verkündigung des Evangeliums zu erlangen. Endlich kam der glückliche Tag, von dem Moffat schreibt: „Die Leute versammelten sich um mich her und kamen dabei dem König, der zu meiner Linken sass, viel näher, als je bei einer anderen Gelegenheit. Die in meinem Leben habe ich eine so gespannte Aufmerksamkeit und so erstaunte Gesichter gesehen, wie da, als ich unter Grabesstille ihnen die grossen Lehren des Wortes Gottes verkündete.“

So ging es jeden Tag fort, so lange Moffat im Lande blieb; kaum wurde eine Versammlung angesagt, so eilte schon alles herbei. Täglich kamen auch Leute aus andern Gegenden in der Residenz an und kehrten nach den verschiedenen Städten des Reichs zurück, um Nachrichten und Befehle dahin zu bringen. Was Moffat in Gegenwart Moselekatses predigte, wurde daher nach den äussersten Grenzen getragen, und Leute, die es nur aus zweiter Hand empfangen, erzählten die seltsamen Dinge weiter, die nie zuvor ihr Ohr berührt hatten.

Viermal hat Moffat Moselekatse aufgesucht bis endlich 1859 der alte Tyrann die Erlaubnis zur Anlegung der Missionssation Inyati (nahe dem 19<sup>o</sup> s. Br.) erteilte. Da hat dann 1860 der 64jährige Moffat mit der Kraft eines Jünglings noch an der Hobelbank und in der Schmiede mitgearbeitet, um die Matabelenmission einzurichten. Im Juni 1860 kehrte er nach Kuruman zurück nachdem er zum letzten male den Matabelen und seinem alten Freunde Moselekatse zu Herzen gesprochen. Zwar starb dieser als Heide, aber sein Sohn und Nachfolger Lobenjula versprach die Mission zu schirmen. Wie hier bei den Matabelen, so hat Moffat der Londoner und Pariser Mission, den Amerikanern und Hermannsburgern die Bahn zu den verschiedenen Betschuanenstämmen durch Besuche bei Häuptlingen bereitet. Er hat, wie richtig bemerkt worden ist, die Crittsteine gelegt, auf denen andre vordringen konnten, die in ihm mit Recht den Bahnbrecher für die gesamte Mission unter den Westbetschuanen sahen.

## 6. Segensfrüchte.

53 Jahre lang hat Moffat in Südafrika gearbeitet, davon 49 von Kuruman aus. Nun nahte auch für ihn der Feierabend.

Freilich wurde es ihm sehr schwer, von Kuruman zu scheiden. Als blühende Oase lag diese Schöpfung seiner Arbeit in der Betschuanensteppe; das weite Thal,



einst ein schilfiger Sumpf, durch die Arbeit der Missionare, insonderheit des Obergärtners Moffat, entwässert und in Gärten abgeteilt, nährte eine fleissige Bevölkerung. Schule und Kirche wurden von seinen jüngeren Arbeitsgenossen, zuletzt von seinem Sohne John, wohl versorgt und von den Eingeborenen fleissig besucht. Stiller Friede breitete sich des Abends über die Niederlassung aus. Der lichtblaue Rauch stieg in die klare Luft, das Vieh zog in seine Kraale, die Betschuanen-Knaben sangen auf den Rücken der jungen Ochsen ihr Abendlied — nur die älteren Einwohner erinnerten sich noch der grauenhaften Auftritte früherer Jahre, als die Buschmänner und Hottentotten mit vergifteten Pfeilen hier Raub und Plünderung übten, und unter den Batlapis selbst heidnische Greuel aller Art im Schwange gingen. „Anstatt einer einsamen Station“, schreibt Moffat gegen Ende seiner Wirksamkeit, „von der das himmlische Licht auszustrahlen begann, sind jetzt solche Mittelpunkte der Missionsthätigkeit mehr als 140 Stunden über Kuruman hinaus zerstreut; ja bis an die Ufer des Sambesi ist durch Livingstone die Verkündigung des Heilands erschollen. Vor aller Augen ist nun offenbar, wie wirksam, verglichen mit jedem bloss menschlichen Einfluss, die Macht des Evangeliums ist, wilde Völker auf einen Standpunkt zu erheben, auf dem sie die Segnungen der Religion, der sichern Schritte auch die Civilisation nachfolgt, zu schätzen vermögen. Auch mehrt sich die Bevölkerungszahl der Eingeborenen unter dem veredelnden Einfluss des Christentums; ihr Aussterben ist also nicht zu befürchten. . . . Wer kann nach so unzähligen Beweisen noch an der Kraft des Evangeliums zweifeln, Menschen aus der tiefsten Unwissenheit und Versunkenheit zu Erben ewiger Herrlichkeit zu erheben?

Am 20. März 1870 hielt Moffat, 74 Jahre alt, seine Abschiedspredigt in Kuruman. Es war eine unvergessliche Stunde, an deren Schluss er die, die seine Freude und Krone waren, der Gnade Gottes empfahl. Unendlich schmerzlich war für ihn und seine Gattin der Abschied. Thränen der treuen Betschuanen folgten ihrem Vater noch lange nach. Sein Name wird auch für die nachkommenden Geschlechter durch das „Moffat-Institut“ in Kuruman lebendig erhalten, das aus Sammlungen nach seiner Rückkehr in die Heimat für 220000 Mark erbaut, einen Mittelpunkt für Ausbildung eingeborner Lehrer und Prediger bilden sollte. Leider hat es bisher den gehegten Erwartungen noch nicht recht entsprochen. Es fehlte auf den verschiedenen Stationen an einer festen Grundlage durch gediegene Schulbildung. Und man hat Moffat hinterher den Vorwurf gemacht, dass er diesen Teil der Missionsarbeit vernachlässigt habe. Aber ein Mann kann nicht alles thun. Allerdings war in ihm nicht viel innere Ruhe, „beim Gerate zu bleiben.“ Vielmehr steckte in ihm das „Treiben Jehus“ (2. Könige 9, 20), das ihn von Ziel zu Ziel rastlos weiter drängte.

Er war der Pionier, mit Luther zu reden, ein „grober Waldrechter“, der die Rodearbeit that, neben dem Mitarbeiter im Geiste

Melanchthons das Lehren und Fördern der Bekehrten hätten mit Ruhe und Stetigkeit treiben sollen. Leider war der treue Hamilton schon wegen seiner Unkenntnis des Betschuana dazu nicht recht imstande. Ferner wollen die Betschuanen von eingeborenen Katecheten nicht viel wissen, da sie nicht Autorität genug besitzen würden. Und wenn durchaus keine Weissen zu haben waren, so zog man Lovedale im Kafferland als Bildungsstätte vor; denn diese war doch etwas mehr „weit her.“ Auch darf man, wenn man von der Londoner Betschuanenmission jetzt weniger Früchte zu sehen bekommt, als man glaubte erwarten zu dürfen, nicht vergessen, dass sich der grosse Strom der südafrikanischen Entwicklung mehr östlich von Kuruman an der Eisenbahn, die jetzt in Bulawayo endet, hinaufgezogen hat. Endlich haben die Buren in Transvaal und dem Oranjestaat ihre frühere, sehr missionsfeindliche Stellung, unter der auch Moffat um 1852 schwer zu leiden hatte, mehr und mehr aufgegeben, sodass sich nach jenen fruchtbareren Gegenden nunmehr der Mittelpunkt der Betschuanenmission verschoben hat.

In die jubelnde Freude, mit der Moffat in England begrüsst wurde, mischte sich als bitterer Wermutstropfen der Heimgang seiner treuen Gattin im Jahre 1871.

Als Moffat an ihr Totenbett trat, waren seine ersten Worte: „53 Jahre hat sie für mich gebetet.“ Viele Kinder hatte sie ihrem Manne geschenkt, von denen zwei Söhne ihrem Vaterlande Afrika ihre Arbeit widmeten, und drei Töchter dortige Missionare heirateten. Sie war das Bild einer echten Missionarsfrau, sanft und mutig, gross im Tragen wie im Hoffen. „Welche Szenen haben wir erlebt!“ schrieb sie einmal aus Kuruman an ihren Vater. „Aber hatten wir je einmal Ursache, unsere Opfer, die wir der Gottessache darbrachten, zu bereuen? Nein! Er hat seine Versprechungen an uns reichlich erfüllt.“

Moffat überlebte seine Frau 12 Jahre, und jeder Atemzug seines Lebens galt noch der Mission und der Bibelverbreitung. Wieder und wieder sprach er auf grossen und kleinen Missionsfesten in England, Schottland und Frankreich.

Wer den hochbetagten Greis mit dem wallenden weissen Bart und den blitzenden Augen sah und sprechen hörte, empfand etwas von der Begeisterung seiner Feuerseele, und der Entschluss, für das Missionswerk mit Gaben und eigener Mitarbeit einzutreten, der durch ihn in vielen Herzen erweckt wurde, darf auch als eine Segensfrucht dieses ganz dem Evangelium geweihten Lebens, in dem sich eine ganze Generation der Pionierarbeit zusammenfasste, angesehen werden. Auch an äusserer Anerkennung fehlte es Moffat nicht: er wurde Ehrenbürger der City von London und seine Freunde sammelten 120 000 Mark für ihn, damit er der Missionsgesellschaft nicht zur Last zu fallen brauchte und für seine Familie sorgen

könne, besonders für seine Tochter, die Gattin des Pariser Betschuanen-Missionars Trédouz, der auf jämmerliche Weise durch die von einem elenden Händler veranlasste Explosion eines Pulverfässchens auf dem Ochsenwagen ums Leben gekommen war und sieben unversorgte Kinder hinterliess. 1874 stand Moffat an der Leiche seines Schwiegersohnes Livingstone, um sie identifizieren zu helfen und wohnte seiner Beisetzung in der Westminster-Abtei bei. Das alte und mittlere Geschlecht sank dahin, aber unablässig schürte der ehrwürdige Missions-Veteran das heilige Feuer bei Kindern und Kindeskindern, wie es früher seine begeisternden Schilderungen in seinem noch heut nicht veralteten Werk: „Missionsarbeiten und Bilder aus Südafrika“ (1842) gethan hatten. Es war nicht Redensart, wenn damals eine Abordnung englischer Geistlicher in einer Zuschrift es ihm aussprach: „Ihr Besuch bei uns ist uns unvergesslich. Unsere Kinder beginnen ihre Zeitrechnung mit: „Als Herr Moffat sprach“, und manchem von uns älteren ist die Zeit Ihres Hierseins wie ein sonniger Tag gewesen. Wir fühlen uns als Ihre Schuldner, Sie haben uns eine neue Seite der menschlichen Gesellschaft und Sinnesart dargelegt und stärkten unseren Missionseifer besonders dadurch, dass Sie uns bewiesen, kein Volksstamm sei so entartet, dass er nicht durchs Evangelium gerettet und gehoben werden könne.“

Am 9. August 1883 ging der 87jährige, geistig noch nicht gealterte Vater der Betschuanenmission nach Verlesung der Lob- und Dankessprüche des 34. Psalms, ein zu seines Herrn Freude. Die Demut und der Eifer, die sein Herz erfüllten, sprechen deutlich aus den Worten, die er einmal einem Freunde geschrieben hatte: „Wenn ich recht über diese Dinge nachdenke, so kann ich mich nur wundern, dass ich nicht eifriger gewesen bin und so wenig für meine Mitsünder gethan habe, die aus Mangel an Erkenntnis verderben. Sehe ich die weiten, noch mit heidnischer Finsternis bedeckten Regionen vor mir, so entfährt mir unwillkürlich der Ruf: „Ach, wäre ich wieder jung!“



# Beiblatt

## zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

Nr. 3.

Mai

1902.

### D. Philip.

Superintendent der Londoner Mission in Süd-Afrika.  
1820—1850.<sup>1)</sup>

Von D. Merensky.

Dr. Philip landete in Kapstadt am 26. Februar 1819. Über die Gründe, welche seine Gesellschaft veranlassten, ihn damals auszusenden, spricht er sich selbst folgendermassen aus:

„Im Jahre 1818 drängte sich den Direktoren der Londoner Missionsgesellschaft die Notwendigkeit auf, wieder eine Deputation nach Südafrika zu senden, um den wirklichen Stand der Missionen zu untersuchen und auch die Natur der Klagen, welche die Kolonialregierung als Grund des Widerspruchs bezeichnete, auf den die Missionare bei ihren Arbeiten stiessen. Mr. Campbell<sup>2)</sup> und ich wurden zu diesem Zweck von der Gesellschaft abgeordnet. Er sollte nur einen kurzen Besuch machen und dann nach England zurückkehren, ich verpflichtete mich, fünf Jahre im Lande zu bleiben, damit ich eine gründlichere Kenntniss von dem wirklichen Stande der Missionen erlangen und sie in Ordnung bringen könnte, und, wenn das möglich sei, die freundliche Einwirkung der Kolonialregierung zu ihren Gunsten gewinne. Unsere Anstellung zu diesem besonderen Zwecke wurde durch eine Abordnung der Gesellschaft dem Lord Bathurst (Kolonialminister) mitgeteilt, bei welcher Gelegenheit dieser Herr die Massregel billigte und die Hoffnung äusserte, dass unsere Sendung den günstigen Erfolg haben möchte, welchen man erhoffe.“

#### I.

Philip stand damals in jugendfrischem Alter, er hatte bis dahin in Aberdeen in Schottland ein Pfarramt bekleidet, und gewiss war es seine vielseitige und hohe Begabung sowie seine Beliebtheit als Prediger, welche die Gesellschaft auf den Gedanken kommen liess, ihn plötzlich zum Visitor und Missions-Superintendenten zu machen. Mit der Mission war er nur oberflächlich bekannt und eigene Erfahrung, wie sie

1) Quellen: The History of the London Missionary Society by R. A. Lovett. London 1899. Researches in South-Afrika by the Revd. John Philip D. D. London 1828. Henry Cloete L. L. D. Lectures Capetown 1856. History of South-Africa by G. Mc. Call Theal. London 1889.

2) Revd. John Campbell hatte schon einmal, im Jahre 1812, eine ähnliche Reise nach Südafrika unternommen.



nur Teilnahme an der Arbeit bringen kann, besass er in missionarischen Angelegenheiten nicht. Für schnelleres und tieferes Eindringen in die schwierigen Aufgaben, die der Mission in Südafrika damals gestellt waren, war es auch nicht günstig, dass der neue Superintendent seinen Wohnort in Kapstadt aufschlug, während eine ganze Anzahl der Stationen, die ihm unterstellt waren, 100 und mehr deutsche Meilen von dort entfernt lagen. Er wählte mit Beihilfe von Regierungsbeamten ein Grundstück in der Stadt aus und errichtete daselbst ein Missionshaus, welches ihm selbst als Wohnung und reisenden Missionaren als Herberge dienen sollte, dazu wurde ein Kirchlein, Union Chapel, errichtet, welches nach der ersten Reise, die weit ins Inland führte, am 1. Dezember 1822 eingeweiht wurde. Es sammelte sich hier bald eine Independenten-Gemeinde von weissen Christen um den begabten Mann, welche gewiss für die Mission in Kapstadt selbst ein wertvoller Rückhalt war, deren Bedienung aber auch wieder soviel Zeit und Kraft in Anspruch nahm, dass Philip niemals selbst ein wirklicher, selbstthätiger Missionar unter den Eingeborenen geworden ist.

In Kapstadt war freilich auch Gelegenheit Missionsthätigkeit auszuüben, denn es wohnten hier im Jahre 1818 7460 Weisse und 10713 Farbige. Nur ca. 2000 der letzteren waren freie Leute, die anderen waren unfreie Hottentotten und eingeführte Ostafrikaner; freie Hottentotten wurden 536 gezählt. Aber zwischen der Sklaven- und Hottentotten-Bevölkerung der für die damaligen Verhältnisse grossen Seestadt und den im Inlande auf den einzelnen Farmen lebenden Schwarzen war ein grosser Unterschied; hier war auch keine Gelegenheit das Leben wilder Buschleute, raubsüchtiger Kafferstämme und der eben erst entdeckten Bassuto und Betschuanen-Stämme des Nordens kennen zu lernen. Philip lernte hier auch nicht die Verhältnisse in denen die Farmer lebten und in denen sie zu den ihnen untergebenen Sklaven und Hottentoten standen, wirklich kennen; er beurteilte sie aus der Ferne, vielfach nach den vorgefassten Meinungen, die sich in bezug auf Eingeborene und die ihnen zu gewährenden Rechte damals in England gebildet hatten; und es scheint, als ob er auch in der Folge von der in England damals herrschenden philanthropischen Strömung nur allzusehr dauernd beeinflusst worden ist. Dadurch geschah es, dass er bei seinem Eingreifen in die Verhältnisse Südafrikas durchaus nicht immer so glücklich war, den richtigen Weg und die richtigen Mittel zur Erreichung günstiger Erfolge zu finden.

## II.

Nicht länger als zwei Monate blieb Philip in Kapstadt, dann trat er seine erste Visitationsreise an. Die Zustände innerhalb der Kolonie waren durch das Eingreifen der Engländer mittlerweile besser geworden; nur an den nördlichen und östlichen Grenzen waren immer noch Überfälle und Raubzüge an der Tagesordnung. Der gefürchtete Räuberhauptmann Jager Afrikaner war freilich am 23. Juli 1815 durch Missionar Ebner auf dem in der Nähe der späteren rheinischen Missionsstation Warmbad liegenden Platz „Stille Hoffnung“ getauft worden, und seither hatten die südwärts am untern Oranje liegenden Distrikte Ruhe, aber die nordöstlichen Gegenden der Kolonie litten schwer unter den Raubzügen einer Horde von Hottentotten und Bastards, welche sich unter dem Namen der „Bergenaars“ gefürchtet gemacht hatten. Sie hausten im südlichen Teil der Kalihari-Wüste in dem Lange-Berg. An der Grenze des Kafferlandes aber tobten damals fast beständige Kriege. Die Arbeit auf den im Süden des Landes liegenden Stationen war in ruhigem Gange, aber die brennende Frage, wie die heruntergekommenen Hottentotten inbezug auf Lebenshaltung und Erwerb zu heben seien, bedurfte überall der eingehendsten Beachtung. Das Verhältnis der Missionare aber zu den Sklaven haltenden Farmern war durch einen Erlass der Missionsgesellschaft schwierig geworden. In diesem Erlass (vom 23. Mai 1823) heisst es: „Unvereinbar mit den Grundsätzen der christlichen Religion ist es, Männer oder Weiber im Stande der Sklaverei zu erhalten,“ und danach war den Missionaren darin gesagt worden, dass jeder Missionar der Gesellschaft, der noch Sklaven halte, nachdem er von dem Inhalt der Resolution Kenntniss genommen habe, durch solche That seine Stellung zur Gesellschaft aufgebe und von dem Augenblick an keine Ansprüche auf Unterstützung mehr habe. Auch noch durch einen andern Erlass hatte das Direktorium der Gesellschaft um diese Zeit die Stellung der Missionare erschwert. Es waren ihnen bis dahin keine festen Gehälter, aber doch Unterstützungen gezahlt worden, wodurch es ihnen möglich gewesen war, auch da auszuharren, wo es an anderen Einnahmen oder Mitteln zum Leben fehlte. Im Oktober 1819 erschien aber folgende Verfügung:

„Die Direktoren haben gegenüber der grossen Sache der Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden und auch der Gesellschaft, für die sie handeln, die Aufmerksamkeit aller Missionare darauf zu richten, dass es ihre Pflicht ist, ihren Unterhalt von den Leuten tragen zu lassen, unter denen sie arbeiten. Dieser

Grundsatz ist von höchster Wichtigkeit und seine Befolgung auf irgend einer Station wird schon an sich eine Sicherheit für die Ausbreitung des Evangeliums an solchem Orte sein. An diesem Grundsatz ist festzuhalten; nur da, wo die Verhältnisse einer einzelnen Station es absolut notwendig machen, werden die Direktoren den Missionaren die nötige Unterstützung geben.“

Der Fehler an diesem Erlass lag darin, dass er voraussetzt, auch eine heidnische Bevölkerung werde willens sein, für den Unterhalt eines Missionars zu sorgen, und dass er in bezug auf Christengemeinden es dem Missionar überliess, zu versuchen, von den Leuten etwas für sich zu erhalten, während der richtige Weg zu dem erwünschten Ziele zu gelangen, der ist, dass man die Leute daran gewöhnt, an die Gesellschaft, bezw. an ihre Kirche, Beiträge zu zahlen, und die Gesellschaft dann das dem Missionar oder Pastor zu zahlende Gehalt bemisst. Etwa die Hälfte der Londoner Missionare in Südafrika stammte aus dem Jänickeschen Missionsseminar, ihre Namen waren Pacalt, Sass, Messer, Ebner, Christian und Abraham Albrecht, Helm, Schmelen, Ulbricht, Seidenfaden. Diese Männer verstanden sich leichter mit den Buren und gingen mehr auf deren Gedanken über die Formen ein, in denen der Weisse mit den Farbigen verkehren müsse. Ihnen standen andere Missionare gegenüber, die auf Grund einer umfassenderen Bildung sich von dem Einfluss freier halten konnten, welchen die koloniale Luft, das Urtheil der Buren und englischer Händler, auf jene ausübten. Zu diesem zweiten Kreise gehörten die Missionare, welche am 4. Mai 1819 mit Philip von Kapstadt aufbrachen. Die Reise führte über Paarl, Stellenbosch, Tulbagh, Caledon, Hankey nach Bethelsdorp. Die meiste Freude hatten die Visitatoren auf Pacaltsdorp, wo der treue Böhme Pacalt nicht nur eine blühende Gemeinde aus Hottentotten und anderen Farbigen gesammelt, sondern die Gemeinde auch bürgerlich zu einem blühenden Gemeinwesen geordnet hatte; und es ist bemerkenswert, dass er den Eingebornen diese Wohlthaten vermitteln konnte, ohne dass er sich deshalb mit den Kolonisten verfeindet hätte; freilich ist dabei in betracht zu ziehen, dass er der Lage seiner Station nach es nicht mit Grenzern zu thun hatte. Pacalt war bis zu seinem im Jahre 1818 erfolgten Tode der Vater und Berater von Weiss und Schwarz in der Umgebung seiner Station. Ganz anders aber fand man die Verhältnisse in Bethelsdorp und dem noch weiter ostwärts liegenden Theopolis. In Bethelsdorp hatte sich der begabte Dr. v. d. Kemp Jahre lang bemüht, das Gemeinwesen auf eine blühende, der aufgewendeten Arbeit entsprechende Stufe zu heben, es war dies ihm und seinen nächsten

Nachfolgern aber nur wenig gelungen. Jetzt waren Platz und Gemeinde im Zustand des Verfalls.

„Bei Ankunft der Kommission auf dem Stationsplatz,“ heisst es in dem Bericht des D. Philip, „kam niemand, uns zu bewillkommen, die Männer waren im Zustand der Ver zweif elung, und die Gesichter der Frauen drückten die tiefste Niedergeschlagenheit aus. Die Leute erklärten, dass Dienstbarkeit bei den Farmern besser sei als ihre Lage in Bethelsdorp, und man versicherte mich, dass noch ein weiteres Jahr solchen Jammerlebens hinreichen werde, die Feinde der Station triumphieren zu lassen.“ Über den Grund dieser Zustände spricht sich der Doktor folgendermassen aus: „Man hatte die Station zu einem Sklaven-Zwinger gemacht. Die Leute wurden zur Arbeit nach Uitenhage gerufen, um Wege zu bauen, für Beamte Land zu bestellen oder sonst deren Freunden oder der Regierung Dienste zu leisten, für welche Arbeit sie keine oder nur ganz unbedeutende Belohnung erhielten. Neben diesen täglichen Bedrückungen hatten 70 Mann in den Kafferkrieg ziehen müssen, für welche Dienstleistung sie nichts erhielten als tägliche Rationen von Lebensmitteln. Ihre Familien erhielten nichts, und die Frauen mussten, um sich und ihre Kinder vor dem Hungertode zu schützen, bei den Farmern Schulden machen, die von den Männern nach ihrer Rückkehr aus Kafferland durch Arbeit abgetragen werden sollten. Bei diesem jämmerlichen Zustand konnten wir weder Reinlichkeit noch Arbeitsamkeit erwarten; die Leute hatten keinen Trieb zur Arbeit, weil man sie der Früchte ihres Fleisses beraubte, und der Ort des Gottesdienstes verödete.“

Es hatten aber hierzu auch andere Ursachen mitgewirkt; zunächst die Thatsache, dass der Platz für Ackerbau nahezu vollständig unbrauchbar war. Dann aber muss es mit der Aufsicht, Fürsorge und der Arbeit auf dem geistlichen Gebiet seit längerer Zeit dort sehr schlecht gestanden haben. Die Missionare hatten augenscheinlich das Vertrauen der Platzbewohner verloren, und das kann allerdings mit dadurch geschehen sein, dass sie es nicht verstanden hatten, die Gemeinde gegen die Willkür ihrer Dränger wirksam in Schutz zu nehmen. Übrigens ist zu beachten, dass Philip in den angeführten Worten zunächst englische Beamte und die englische Militär-Verwaltung angreift, dass also diese Klagen keineswegs durch einseitige Voreingenommenheit gegen die Buren eingegeben sind, deren man ihn bis heut so oft beschuldigt hat.

Es gelang dem Visitator in einigen Stücken Wandel zu schaffen. Als Vorsteher setzte er den Missionar James Kitchingman ein, der mit Schmelen zusammen in dem damals noch „wilden“ Gross-Namaland gearbeitet hatte, ihm wurde Missionar Read beigegeben, der v. d. Kemps Gehilfe gewesen war, sich aber für eine selbständige Stellung weniger eignete. Die Wichtigkeit einer Volksschule wurde erkannt, und der Unterricht der Kinder geregelt. Auch sonst zeigten die Anordnungen des Visitators treffendes Urteil. Als die Notwendigkeit



erkannt war, ein Kaufgeschäft am Ort zu haben, nahm man das Anerbieten eines unabhängigen Kaufmanns an, der sich bereit erklärte, in Bethelsdorp ein eigenes Geschäft zu errichten. Ebenso wurden als Handwerksmeister koloniale Leute angestellt. Dazu wurden Einrichtungen getroffen, wodurch die Mädchen und Frauen Gelegenheit erhielten, sich in häuslichen Arbeiten, besonders im Nähen und im Verfertigen von Kleidungsstücken, Fertigkeit zu erwerben und schliesslich stellten die Visitatoren der Gemeinde vor, dass sie für ihren Schutz gegen Bedrückung nur dann mit Erfolg eintreten könnten, wenn die Leute durch Arbeitssamkeit und Ordnungsliebe beweisen wollten, dass sie solches Schutzes würdig seien. Um es den Leuten zum Bewusstsein zu bringen, dass ein neuer Anfang gemacht werden solle, kam man überein, den alten Dorfplatz mit seinem Schmutz und seinen Rohrhütten ganz zu verlassen und ein neues Dorf anzulegen. Diese Anordnungen und Mahnungen hatten den besten Erfolg, sodass Bethelsdorp bald ein anderes Aussehen gewann. Man wird nicht irren, wenn man annimmt, dass an dem günstigen Ausgang dieser Visitationsreise der erfahrene und besonnene Dr. Campbell einen hervorragenden Anteil hatte.

Vier Jahre später, im Jahre 1825, machte Philip seine zweite Visitationsreise, die ihn bis zu dem oberen Oranjefluss führte. Er war dabei nicht von Campbell begleitet, denn dieser war am 15. Februar 1821 nach England zurückgekehrt. Über den zweiten Besuch, den er nun allein auf Bethelsdorp machte, liegt ein ausführlicher Bericht vor, der insofern wichtig ist, als durch ihn viele tadelnde Ausstellungen widerlegt werden, die man gegen das Wirken des viel angefeindeten Mannes gemacht hat. Klar betont Philip in diesem Bericht, dass bei Bekehrungen von Heiden die Wahrheit der innern Umwandlung sich auch in der Umgestaltung des äusseren Lebens beweisen müsse. Er kann auch berichten, dass die Bevölkerung von Bethelsdorp innerlich und auch äusserlich vorangekommen sei. Der französische Missionar Roland, welcher Philip begleitete, berichtet darüber wie folgt:

„Etwa 2 Meilen vom Ort kamen einige Einwohner zu Pferde, um uns zu bewillkommen, bald umringten sie unsern Wagen, und nun rückte der Zug langsam vorwärts. Zwei Stunden darauf trafen wir die Jugend des Dorfes, etwa 150 Köpfe, alle waren in Festkleidern; sie stellten sich in zwei Reihen auf, die Knaben auf der einen, die Mädchen auf der andern Seite; sobald der Wagen des D. Philip sich genähert hatte, stimmten sie ein schönes Lied an, dann folgten alle dem Wagen des Doktors bis nach dem Dorfe. Unser Empfang war wie der eines in seine Hauptstadt zurückkehrenden Fürsten. Die Häuser, welche wir in den

nächsten Tagen besuchten, sind reinlich und bequem, sie sind von Feldsteinen oder Ziegeln erbaut, viele sind hübsch möbliert, in einigen Zimmern findet man Bilder und Landkarten.“

Gleich unverdächtige Zeugnisse über das Aufblühen des viel angefochtenen Werks auf diesem Platz in jener Zeit liegen vor in den Berichten anderer Besucher, unter denen besonders der Bericht eines englischen Planzers, der schon seit 5 Jahren in der Nähe ansässig war, eines Mr. Pringle, beachtenswert erscheint. Hier finden sich folgende Sätze:

„Was man früher ausstellen musste, ist mehr unglücklichen Umständen zuzuschreiben als Fehlern der Hottentotten, und ist in der letzten Zeit zum grossen Teil besser geworden. Viele Hottentotten-Familien haben nun ordentliche, reine und bequeme Häuser, einige haben sich, was Bequemlichkeiten und besseres Leben angeht, weit über die gewöhnlichen Grenz-Buren hinaufgearbeitet. Der grössere Teil der Leute, auch die meisten Kinder, gehen ordentlich gekleidet in englischen Zeugen. Viele der Leute haben Wagen und Ochsen und verdienen viel Geld als Frachtfuhrleute. Es giebt unter ihnen gute Maurer, Zimmerleute, Schmiede und andere Handwerker, welche den grössten Teil der Bau-Arbeit in dem aufkommenden Port Elisabeth verrichten. Was den inneren Zustand angeht, so scheint bei den Versammlungen Ernst und Aufrichtigkeit zu herrschen. Trunkenheit findet sich nicht, und selten kommen grobe sittliche Verstösse vor, obwohl die Hottentotten in den benachbarten Kolonial-Dörfern Uitenhage und Port Elisabeth schrecklich verdorben sind. In Grahamstown sind sie, wie ich höre, noch in einem viel jämmerlicheren Zustande.“

Von Bethelsdorp aus begab sich Philip nach dem obern Oranjeruss, wo Condoner Missionare versucht hatten, an dem Ort, wo heute die Stadt Colesberg steht, und auch in der Nähe der späteren Pariser Station Bethulie, Buschleute zu sammeln. Es fanden sich dort noch Hunderte von diesen Kindern der Wüste, es war aber hier ebensowenig als anderwärts gelungen, eine grössere Anzahl von ihnen an ein geregeltes sesshaftes Leben zu gewöhnen. Der ihnen eingewurzelte Hang zum Viehdiebstahl brachte sie gewiss auch hier immer wieder in Zusammenstoss mit den Kolonisten, die damals eben anfangen bis hieher vorzudringen.

Philip fand hier nur noch schwache Reste der früheren Ansammlungen und bemühte sich vergeblich, sie wieder unter christlichen Einfluss zu bringen. Auch sonst war die Lage des Missionswerks in diesen nördlichen Gegenden damals eine recht schwierige. Die Griqua, ein halbcivilisierter Bastardstamm, unter denen die Condoner Mission 2 Stationen, Griquastadt und Campbellsdorp, angelegt hatte, litten unter den Raubzügen der Bergenaars und waren untereinander uneins. Ihre Häuptlinge Andries Waterbur, Kornelius Kok und Berend Berend befeindeten einander. Philip gelang es, nachdem er mit den einzelnen Machthabern vorher

unterhandelt hatte, eine allgemeine Zusammenkunft aller Griqua zustande zu bringen, wobei der feierliche Beschluss gefasst wurde, dass sie sich alle miteinander zur Unterdrückung aller Kommandos gegen Buschleute und Betschuanen, aber auch zu gemeinsamem Widerstande gegen die Raubhorde der Bergenaars verbinden wollten. Letztere machten bald darauf noch einen Angriff auf Griquastadt, bei welchem der Ort zum Teil verwüstet wurde, sie erlagen aber dann fast alle einer ansteckenden Seuche, die unter ihnen ausgebrochen war.

### III.

Ausser für die ihm unterstellten Missionen hat Philip auch für Besserung der allgemeinen Zustände in der Kolonie gearbeitet; er konnte sich dieser Thätigkeit nicht entziehen, obwohl man sie als „politische“ hart getadelt hat. Es handelte sich dabei um eine Seite der Politik, deren Beachtung für jeden Geistlichen und Missionar gewiesene Pflicht ist, nämlich um die inneren Zustände, um Erhaltung der Eingeborenen, um ihre Befreiung aus unerträglich Lage, um Ordnung ihrer bürgerlichen Verhältnisse. Missionare, welche auf Grund ihrer Erfahrung auf bestehende Schäden aufmerksam machen und im Blick auf die unausbleiblichen Folgen bestehender Missstände ihre warnende Stimme erheben, verdienen den Dank der Kolonial-Regierungen und Kolonisten. Wenn letztere infolge Mangels an Bildung, unter dem Einfluss des in Frage kommenden eignen Vorurteils und belastet mit ererbten Vorurteilen solchen Warnungen gegenüber sich abwehrend oder feindlich verhalten, so ist das zu verstehen, unverständlich aber ist es, wenn man in bezug auf das Auftreten v. d. Kemps, Philips und anderer Missionare in der Kapkolonie auch heute noch das Urteil der Kolonisten als unanfechtbar richtig gelten lassen will, nachdem durch die Entwicklung der betreffenden Kolonialgebiete längst bewiesen ist, dass jene Männer durch ihr Auftreten und Eingreifen der weissen wie der farbigen Bevölkerung die grössten Wohlthaten vermittelt haben.

Die Geschichte des Kaplandes ist in bezug auf die Behandlung der Eingeborenen und besonders in bezug auf die Regelung des Verhältnisses zwischen Schwarz und Weiss ungemein lehrreich. Von 1652 an bis zum Anfang dieses Jahrhunderts hatten dort die Kolonisten die Regelung dieser Angelegenheiten ganz allein in ihrer Hand. Die holländisch-ostindische Kompanie beutete die Farmer durch eifersüchtig festgehaltenes Handelsmonopol aus, und hielt deshalb den einzigen damaligen Hafenplatz, die Kapstadt, militärisch besetzt; um das, was weiter im Innern geschah, kümmerte sich niemand. So bildete sich unter den Buren des Landes eine allgemein giltige Art und Weise aus, die Eingeborenen zu behandeln, auf Grund des Glaubens, dass der Schwarze Menschenrechte nicht habe, dass er von Gott zum Diener des Weissen geschaffen sei, und erst als solcher Recht zu

leben und zu besitzen von seinem Herrn erhalte. Nach dieser Anschauung hatte kein eingeborener Stamm Recht auf Landbesitz und kein Eingeborener Recht auf individuelle Freiheit. Jeder Christ that etwas gutes, wenn er dem Willen Gottes gemäss dazu half, dass jeder freie Eingeborene „dienstbar“ wurde. Jede Gewaltthat, an freien Eingeborenen verübt, war legitim, jeder Landraub selbstverständlich.<sup>1)</sup> Da noch heute von vielen Europäern eine solche Behandlung Eingeborener als allein richtig anerkannt wird, so ist es von hohem Interesse, den Erfolg der von den Kap-Buren befolgten Eingeborenen-Politik zu studieren. Leider ist die Wahrheit immer wieder verdunkelt worden, dass diese Politik nach Verlauf von 150 Jahren vollständig bankrott gemacht hatte. An den nördlichen Grenzen trieben die Bastardhaufen Jager Afrikaners, der Bergenaars und Griquas ihr räuberisches Unwesen, während gegen die Buschleute beständig Wacht gehalten werden musste und „Kommandos“ ausgingen. Im Distrikt Graafreinet und in den südlichen Gegenden aber waren die Hottentotten vielfach im Aufstande gegen die Kolonisten, während an der Grenze nach Osten fast ununterbrochen Krieg mit den vordringenden Kaffern herrschte. An diesen Zuständen waren nicht Missionare Schuld, da solche bis dahin in diese entlegenen Gegenden noch garnicht gekommen waren; als sie kamen, haben sie (von v. d. Kemp an) nicht wenig dazu beigetragen, dass Frieden im Lande einkehrte; auch Philips Wirken für die Emanzipation der Farbigen hat für die friedliche Entwicklung der Zustände gute Frucht getragen.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts waren Kommandos auf Kommandos gegen die Buschleute ausgegangen; wie viel Blut dabei vergossen wurde ist durch die amtliche Angabe bewiesen, dass in den Jahren 1786—1795 allein an den Grenzen des Distrikts Graafreinet 2480 Buschleute getödet worden sind. Kinder der Buschleute fangen galt als erlaubtes Geschäft. Gegen diese Gewaltthaten, die allerdings vielfach durch die Räubereien der Buschleute hervorgerufen waren, hatten sich endlich auch einzelne Buren aufgelehnt, ohne indessen Wandel schaffen zu können. Missionaren aber, und zwar Condoner Missionaren, war es gelungen, an einigen Punkten der Grenzen Frieden zu stiften, wenn auch ihr Bemühen, grössere Haufen von Buschleuten dauernd sesshaft zu machen, nicht von dauerndem Erfolg war. Die Missionare Edwards und Kicherer wirkten bis 1820 am Zakfluss in der nördlichen Kapkolonie, die Missionare Korner und Smith um 1814 in der Gegend des heutigen Kolesberg, wo Philips noch im Jahre 1825 Reste des dort gesammelten Völkchens fand.

Er trat nun bei der Regierung und in seinen Veröffentlichungen

---

1) Dem letzten holländischen Gouverneur, Sluiskens, legten Ende vorigen Jahrhunderts aufständische Buren bei Kapstadt folgende Forderung vor, welche am besten zeigt, was sie damals in Bezug auf Behandlung der Eingeborenen für Recht hielten: „Dass jeder Buschmann oder Hottentott, männlich oder weiblich, sowohl solche, die durch Kommandos, als solche, die durch Individuen gefangen sind, oder noch gefangen werden, lebenslang das gesetzliche Eigentum der Bürger, die sie besitzen, und von Geschlecht zu Geschlecht dienstbar sein soll. Wenn solche Hottentotten fliehen, soll der Eigentümer das Recht haben, sie zu verfolgen und nach Verdienst zu strafen, wie er es für gut befindet.“



für die armen Kinder der Wüste ein. Wir dürfen aber nicht verschweigen, dass er dabei von einem schwerwiegenden Irrtum geleitet wurde, der ihn hier einmal wirklich zum ungerechten Ankläger der Kolonisten werden liess. Während wir heute wissen, dass Buschleute (Saan) und Hottentotten (Koi-Koin) von jeher ganz verschiedene Völker-schaften waren, verschieden durch Körperbau, Sprache und Lebensweise, verschieden auch dadurch, dass die Buschleute nur allein von der Jagd lebten und niemals Viehzucht trieben, während die Hottentotten reich waren an Rindern und Schafen, war Philip der Meinung, dass die Buschleute verwilderte Hottentotten seien, denen man ihre Herden genommen habe, und die dadurch zur Verzweiflung, zu einem Räuberleben getrieben worden seien. Hottentottenhaufen von denen das Gesagte gelten konnte, gab es allerdings, denn die Kolonisten hatten im Laufe der Zeit den Hottentotten nicht weniger als alles genommen, was sie einst besaßen.

Einst waren sie reich an Vieh. Der deutsche Gelehrte Kolbe berichtet, dass er das Volk noch in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts im Besitz grossen Wohlstandes und einer primitiven Kultur gesehen habe. Die Leute verstanden sich sogar auf das Eisenschmelzen, sodass sie ihre Speere und andere Dinge aus selbstgewonnenem Eisen herstellten. Ihre Lederkleidung war zweckmässig und gut gefertigt, ihre Mattenzelte entsprachen ihrer durch den Herdenbesitz notwendigen nomadisierenden Lebensweise. Beim Ziehen von Ort zu Ort benutzten sie Packochsen. Aber im Lauf von 100 Jahren war das alles verschwunden, in einer so verhältnismässig kurzen Zeit war das Volk verarmt, verlumpt, verkommen. Was nicht den Buren leibeigen dienen wollte, war nach Norden über die Grenzen gezogen oder lebte von Raub und Diebstahl. Ganze Haufen durchzogen als Aufrührer das Land.

Es gelang nun den Missionaren des D. Philip bald, viele Tausende dieser heimatlosen Leute auf Missionsstationen zu sammeln. Gewiss verloren viele Farmer dadurch ihre hottentottischen Leibeigenen, aber man urteilt auch vom politischen Standpunkt aus sehr einseitig, wenn man übersieht oder verschweigt, dass die ca. 30 Stationen, auf denen die Hottentotten nun wieder frei und selbständig leben konnten, eine Menge von Leuten unter Zucht hielten, die ohne solche Zufluchtstätten zu Räubern geworden wären oder sich zu feindlichen Stämmen gesellt hätten. Die Missionare Philips traten auch im Wege der Zivilklage gegen solche Kolonisten auf, die sich Gewaltthaten hatten zu schulden kommen lassen. Es ist wahr, dass es ihnen häufig unmöglich gewesen ist, solche Thaten, z. B. auch Mordthaten, zu beweisen, auch Philip hat nicht alles beweisen können, was er in dieser Hinsicht an die Öffent-

lichkeit brachte. Wer aber südafrikanisches Leben kennt, wie es sich in den menschenleeren Einöden und Gebirgen abspielt, der weiss, wie oft es unmöglich ist, Zeugen zu einer gegebenen Zeit für Vorgänge beizubringen, die schon etwas zurückliegen. Oft genug wird es in der damaligen Zeit auch unmöglich gewesen sein, den Angeklagten selbst zum Erscheinen vor Gericht zu zwingen; trotzdem haben diese Anklagen eine segensreiche Wirkung ausgeübt. Die öffentliche Meinung wurde dadurch zum Guten beeinflusst, die besseren und frömmeren Leute unter den Kolonisten wurden in ihrem Widerstand gegen das Gebahren der roheren Volksgenossen bestärkt, den Kolonisten aber im ganzen kam es zum Bewusstsein, dass das „schwarze Geschöpf“ hinfort nicht mehr rechtlos sein solle.

Die englische Kolonialbehörde ging bei Behandlung der in der Kolonie vorgefundenen Zustände übrigens sehr schonend und vorsichtig zu Werk. Schon im Jahr 1809 veröffentlichte der Gouverneur Lord Caledon einen Erlass, welcher das Verhältnis der Hottentotten zu ihren Herren regelte. Die Arbeiter sollten mit ihren Herren vor den Landdrosten Kontrakte schliessen, schlechte oder grausame Herren sollten bestraft werden, nach Ablauf des Kontraktes sollten die Leute sich andere Herren suchen oder sonst so leben dürfen wie es die Gesetze der Kolonie zulassen. Umherziehen der Leute ohne Pass wurde verboten. Gegen früher bedeutete diese Verordnung einen Fortschritt, einen Versuch, den bisherigen gesetzlosen Zuständen und der willkürlichen Behandlung der Eingeborenen ein Ende zu machen. Aber Philip erstrebte mehr, er fand diese Bestimmungen hart und unerträglich. Noch mehr verurteilte er mit seinen Genossen ein Gesetz, welches im Jahre 1812 erschienen war, nach welchem jedes Kind eines Hottentotten, wenn es auf einer Farm geboren und acht Jahre dort aufgewachsen war, verpflichtet werden konnte, von nun an noch 10 Jahre als Lehrling ohne Lohn, nur für seinen Unterhalt, dem Farmer zu dienen, gleichsam um die Kosten seiner Auffütterung damit zu bezahlen. Im Jahre 1829 hatten Philips Bemühungen Erfolg. Am 17. Juli dieses Jahres hatte er die Freude, dass endlich die rechtliche Gleichstellung der Hottentotten mit den weissen Bewohnern der Kolonie ausgesprochen wurde. Für die meisten weissen Kolonisten war das Wort „Gleichstellung“ in diesem Sinne ein Schreckwort. In Wirklichkeit hatte es eben nur die gleiche Behandlung vor Gericht und gleiches Recht auf Erwerb zu bedeuten. Politische Rechte übten selbst die weissen Bewohner des Landes damals kaum aus.

Wichtig war es, dass die Hottentotten dadurch Recht erhielten, Land zu kaufen und zu besitzen. Wenn sie auch zu arm waren, um sich in Besitz von Farmen zu setzen, so konnten sie doch hie und da ein Stück Land auf Kolonialdörfern kaufen, um sich darauf ein Häuslein zu errichten, und es war ein Akt der Gerechtigkeit, dass man ihnen wenigstens die Möglichkeit gewährte, vom Lande ihrer Väter, das ihnen die Weissen genommen hatten, eine Scholle zurückzukaufen.

Dass Philip auch mitgewirkt hat zur Befreiung der Sklaven ist nach dem oben erwähnten Erlass der Londoner Mission gegen die Sklaverei aus dem Jahre 1818 vorauszusetzen. In der Kapkolonie diente der Erlass der Sklaverei-Akte, nach welcher auch hier am 1. Dezember 1834 alle Sklaven frei wurden, viel zur Verschärfung der feindseligen Stimmung, die bei einem Teil der Kolonisten gegen Philip herrschte. 35 745 Sklaven erhielten ihre Freiheit; die dafür von England gezahlte Entschädigung belief sich auf 24 Millionen Mark, so dass auf den Kopf des Sklaven die Summe von 672 Mark fiel, das war ein sehr geringes Entgelt, wenn man in Betracht zieht, dass Sklaven hier damals hoch im Preise standen. Durch Mittelspersonen wurden die Farmer noch um einen Teil der ihnen zukommenden Gelder betrogen, so dass damals die Klage vieler Kolonisten über schwere Schädigung gerechtfertigt war. Zur Unterstützung seines Eintretens für die Eingeborenen hatte Philip in Kapstadt eine eigene Zeitung gegründet, den South African Advertiser, den er freilich nicht selbst redigierte, dessen Herausgeber aber in seinem Geiste arbeitete, und im Jahre 1827 reiste er auf Wunsch seiner Gesellschaft nach London. Hier veröffentlichte er sein zweibändiges Werk *Researches in South Africa*, welches für jeden, der die Geschichte Südafrikas und besonders die Geschichte der südafrikanischen Eingeborenen studieren will, eine Fundgrube von wichtigen Einzelheiten ist, über die man sonst nichts findet. Da Philip hier vielfach die Berichte anderer Männer wiedergab, deren absolute Zuverlässigkeit er nicht in der Lage war zu prüfen, mögen Ungenauigkeiten nicht fehlen, allein es war ein Verdienst, dass er es wagte, hoch und niedrig, Thaten der Buren wie Massregeln der Regierung oder ihrer Beamten zu prüfen und zu kennzeichnen. Am Kap erregte das Buch einen Sturm der Entrüstung, und sofort nach seiner im Jahre 1829 erfolgten Rückkehr wurde Philip vor dem hohen Gerichtshofe in Kapstadt wegen der „Schmähschrift“ angeklagt und zu 4000 Mark Strafe verurteilt. Auch die Kosten des Prozesses wurden

mit 20 000 Mk. ihm zur Last gelegt. Sammlungen christlicher Freunde in England deckten diese Summe.

Die Folgen der „Gleichstellung“ von Schwarz und Weiss in der Kolonie und die bald darauf folgende Frei-Erklärung der Sklaven gaben im Verein mit der Unsicherheit an den östlichen Grenzen den ersten Anstoss zu dem sogenannten Trek, der Auswanderung eines Theils der Buren, nach den Gebieten der späteren Republiken. Dass die Zustände, welche in der Kolonie durch die genannten Massregeln entstanden, nicht absolut unerträglich für die Farmer waren, beweist der Umstand, dass höchstens ein Drittel der damaligen Burenbevölkerung das Land verliess, zwei Dritteile sich aber mit den Verhältnissen aussöhnten und wohnen blieben. Die Zeit hat das Urtheil geklärt; die Freigebung der Farbigen ist von Segen gewesen für die Kapkolonie, auch segensreich durch den Einfluss, den sie auf die Buren ausgeübt hat. Wenn wir die endlichen Folgen des Systems der Gewaltthat und Unterdrückung, welches im 18. Jahrhundert im Kapland herrschte, mit den endlichen Folgen des Systems der Freiheit und Gleichberechtigung, wie es im Laufe der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts dort zur Geltung kam, vergleichen, so sehen wir jenes verurtheilt, dieses gerechtfertigt, und mit ihm sind die Männer gerechtfertigt, die für die Freiheit aller dort eingetreten sind.

#### IV.

Wenn wir Philip, was seine Thätigkeit für die Freilassung der Farbigen innerhalb der Kolonie betrifft, auch gegen seine Ankläger in Schutz nehmen, so können wir doch nicht das Gleiche thun, wenn von seinem Eingreifen in die äusseren politischen Verhältnisse des Landes die Rede ist.

Ein Missionar wird es freilich nicht immer vermeiden können, sich auch mit Angelegenheiten dieser Art zu befassen. Er wird manchmal imstande sein, Missverständnisse, die im Verkehr zwischen Weiss und Schwarz so leicht entstehen, aufzuklären, er wird, wo man seine Stimme hören will, gern zum Frieden raten und wird vielleicht auch mitwirken können beim Abschluss eines Friedens, allein zu solcher Thätigkeit gehört Weisheit, die allen Beteiligten gerecht wird und sich vor einseitiger Parteinahme hütet. Philip hat diese Weisheit nicht immer besessen, wenigstens ist sein Eingreifen in die politische Frage an der Ostgrenze der Kolonie nicht segensreich sondern unheilvoll gewesen.

Die Grenzkaffern waren damals stark und wurden durch hottentottische Überläufer, welche Gewehre und Pferde mit sich führten, beständig verstärkt. Die Buren waren ihnen nicht mehr gewachsen, und die Engländer haben nur mit Aufwand grösserer Mittel und unter Zuhilfenahme der burischen Streitkräfte in den 5 schweren Kriegen, die sie im Laufe von 50 Jahren mit dem kräftigen Volk auszufechten hatten, die Grenzen der Kolonie schützen und weiter ausbreiten können. Noch der letzte grössere Kaffernkrieg (1851—1853) kostete ihnen 4 bis 500 Soldaten



und erforderte einen Aufwand von 40 Millionen Mark. Was die Engländer aber in den einzelnen Kriegen gewannen, das verloren sie durch Konzessionen, die sie beim Friedensschluss oder bald danach den schlaun Feinden machten, deren geübener Diplomatie sie nicht gewachsen waren.

Schon der erste grössere Kaffernkrieg im Jahre 1812 war ohne dauernden Erfolg gewesen, der zweite Krieg, in welchem ein Heer von 10 000 Kaffern bis Grahamstown vordrang und am hellen Tage diese Stadt fast erstürmt hätte, forderte ungleich grössere Opfer und schaffte auch wieder keinen Wandel. Die Kaffern wurden zwar geschlagen und ihr Land wurde besetzt, bald aber wurde es wieder verlassen, und die alten Grenz-Räubereien fingen wieder aufs neue an. Nach etwa 10 Jahren drohte ein neuer Krieg. Die Art, wie Philip und sein Commercial Advertiser in Kapstadt diese unerträglichen Zustände behandelten, lässt sich am besten aus folgendem Passus erkennen, der dem genannten Blatt entnommen ist:

„Die durch Kaffern verübten Morde, von denen die Kolonial-Regierung so geläufig spricht, existieren blos auf den Lippen von Lügnern oder in der Einbildung von Hasenfüssen und Dummköpfen, welche sich vor dem tapferen Blick eines Natur-Menschen fürchten. Wir können deshalb keinen einzigen Tag vorübergehen lassen ohne hervorzuheben, dass die Beunruhigung, die man in bezug auf die Kaffern verbreitet, ohne Grund ist, dass die Anklagen, die man gegen sie erhebt, falsch sind, und dass nach unserer Überzeugung das Geschrei, das man gegen sie erhebt, nur dazu dienen soll, eine Reihe von Betrügereien zu verdecken, welche sich einige weisse englische Leute gegen dieses Volk haben zu schulden kommen lassen. Wenn die Regierung Lärm vernimmt, mag sie nur andeuten, dass D. Philip und der Herausgeber dieses Blattes eine Reise nach jener Gegend unternehmen sollen, dann wird das Unrecht sein Haupt verbergen müssen, Sünde wird niedergeschlagen werden wie ein Ochse, und alle Feinde der Gerechtigkeit werden wie Schafe zerstreut werden.“

Um diese Zeit, im Jahre 1834, kam ein neuer Gouverneur, Sir Benjamin D'Urban, nach dem Kap, einer der besten Gouverneure, die Süd-Afrika je gesehen hat, der handelte sofort nach dem empfohlenen Rezept. Er beauftragte den D. Philip, welcher die Stationen an der Grenze besuchen wollte, den Häuptlingen seinen Wunsch auszusprechen, dass der Friede erhalten bleibe; aber wenige Monate später brachen 12—15 000 Kaffern in die Kolonie ein, in welcher damals nur ca. 1200 englische Soldaten standen, zerstörten an 500 Farmen, plünderten ca. 350 andere, und raubten 112 000 Stück Rindvieh, 162 000 Schafe und 5715 Pferde, und es bedurfte erneuter schwerer Opfer und Anstrengungen, um den Feind aus dem Lande zu schlagen.

Aber auch dieser Krieg öffnete die Augen der durch Philip beeinflussten englischen Regierung nicht, denn am 26. Dezember 1835 erklärte der englische Kolonialminister Lord Glenelg folgendes:

„Seit langen Jahren hatten die Kaffern reichlich Grund zum Kriege, sie mussten mit Recht, wenn auch ohne Erfolg, sich bestreben, eine Reihe von Bedrückungen zurückzuweisen und zu rächen. Sie hatten ein vollkommenes Recht, den Versuch zu wagen, wenn er auch aussichtslos war, durch Gewalt sich die Ge-

nugthuung zu verschaffen, welche sie auf andere Weise nicht erhalten konnten. Das eigentliche Recht liegt auf der Seite der Besiegten und nicht der Sieger.“

Wie mussten solche von der höchsten Stelle kommenden Anklagen die Kolonialbevölkerung gegen den Mann aufregen, von dessen oft geäußerten Meinungen sie nur ein Widerhall waren!

Und noch weiter hinaus machte Philip seinen politischen Einfluss geltend. Wir haben gesehen, dass er im Jahre 1825 eine allgemeine Versammlung der Griqua-Häuptlinge zustande brachte. Im Jahre 1834 wurde dann am 11. Dezember ein formeller Vertrag zwischen der englischen Regierung und dem Häuptling Andries Waterbur geschlossen, im Jahre 1843 ein gleicher Vertrag mit dem Griquahäuptling Adam Kok, welcher sich 1826 auf der ursprünglich für Buschleute gegründeten Station Philippolis, nördlich vom Oranjefluss, niedergelassen hatte, und zwar mit Erlaubnis Philips; er sollte das Land dort benutzen, soweit es nicht im Besitz der Buschleute war, und sollte die Buschleute vor den Buren schützen. Hierbei verfolgte Philip den Plan, die Kapkolonie im Norden mit einer Kette von unabhängigen Staaten der Eingeborenen zu umgeben, damit der Bildung von Staaten unabhängiger Buren und der Verdrängung der Eingeborenen durch diese ein Riegel vorgeschoben sei. Und es gelang dem begabten und einflussreichen Manne wirklich, solche Verträge zwischen der englischen Regierung und noch zwei andern bedeutenden Häuptlingen, Faku und Moschesch, zustande zu bringen und zwar in demselben Jahre 1843, sodass vom indischen Ozean aus die Kolonie erst von dem Gebiet des Faku, dann von dem des Moschesch, weiter von dem Lande Adam Koks und endlich Waterburs umgeben war. Beim Abschluss dieser Verträge war Philip mit thätig, wie er jedenfalls als der geistige Urheber derselben angesehen werden muss. Man hat deshalb behauptet, er habe damals im Kaplande die Stellung eingenommen, welche später bei weiterer Ausgestaltung der Verfassung der Minister für Angelegenheiten der Eingeborenen in der Kapkolonie bekleidete.

## V.

Über den Stand und die Entwicklung der eigentlichen Missionsarbeit auf den Stationen, welche unter der Superintendentur Philips standen, lässt sich wenig mitteilen. Wir hören nur etwas über den Befund der Arbeit auf einzelnen Plätzen zu gewissen Zeiten, wenn etwa ein Besucher darüber berichtet. Regelmässige Auskunft über den Stand der Arbeit auf allen einzelnen Stationen hat die Londoner Gesellschaft niemals erstattet, sie hat regelmässige Berichterstattung ihren Missionaren auch niemals zur Pflicht gemacht. Für die Berichterstattung war es auch nicht günstig, dass die Missionare häufig wechseln mussten. Wir wissen von den meisten Condoner Stationen in Südafrika wenig mehr als den Namen des Platzes, und können vielleicht auch die Namen der Arbeiter erfahren, die da gestanden haben. In der Zeit des D. Philip arbeitete etwa die Hälfte der Missionare auf Kolonialdörfern, wo im Laufe der Zeit der Missionar meist vollständig durch die Fürsorge für die weisse Gemeinde in Anspruch genommen wurde, während er die farbige Gemeinde der Aufsicht und Pflege eingeborener Helfer überliess. Die Zucht wurde unter solchen Umständen vernachlässigt und von ernster Vorbereitung der Katechumenen war ebensowenig die Rede als von regelmässigem Schulunterricht. Als Philip seine Laufbahn beschloss, waren auf folgenden Kolonialstädten

oder Dörfern Gemeinden vorhanden, die mit der Londoner Mission mehr oder weniger eng zusammenhingen: Kapstadt, Stellenbosch, Tulbagh, Dysselsdorp, Port Elisabeth, Uitenhage, Graafrinet, Colesberg, Somerset, Cradock, Fort Beaufort, Kingwilliamstown. Eigene Missionsplätze waren folgende: Ealedon, Pacaltsdorp, Bethelsdorp, Theopolis, Philipton, Hankey, Griquastadt, Philippolis, Kuruman. Die am untern Oranje einst vorübergehend besetzten Plätze Steinkopf, Pella, Warmbad, Bethanien waren verlassen oder wurden an die Rheinische Mission abgetreten.

Die letzten Jahre Philips waren trübe. Manche Ideale, deren Verwirklichung der begabte willensstarke Mann nachgetrachtet hatte, waren zerronnen, vielfach hatten die Ereignisse einen andern Lauf genommen, als er erwartet hatte. Er musste es noch erleben, dass die Hottentotten, welche die Regierung an der Grenze des Kafferlandes in der Katrivier-Lokation angesiedelt hatte, damit sie dort eine Grenzwatch gegen die Kaffern bildeten, im fünften Kaffernkrieg, der 1851 ausbrach, mit Pferden und Gewehren zu den Feinden überliefen. Sein Sohn Williams starb ihm im Jahr 1845 und sein Weib im Jahre 1847. Letzteres war ihm eine treue Gehilfin gewesen; es wird ihr nachgerühmt, dass sie das gesamte Finanzwesen der Stationen beaufsichtigt und die darauf bezügliche Korrespondenz geführt habe. Ihr ist es auch vielleicht zu danken, dass im Jahre 1826 für die Missionare feste richtig bemessene Gehälter ausgeworfen wurden. Der unverheiratete Mann bezog hinfort £ 75, der verheiratete £ 100 und für jedes Kind wurden £ 5 bewilligt.

Um diese Zeit schwanden seine Kräfte, er bat um Ernennung eines Nachfolgers und gab seiner Bitte durch die Worte Nachdruck: „Ich bitte Sie zu bedenken, dass ich im Dienst der Gesellschaft arbeite, während ich mit einem Fuss im Grabe, mit dem andern im Himmel stehe.“ Um diese Zeit, wo die Gemeinden in der Kapkolonie die Fürsorge und Aufsicht der Gesellschaft mehr denn je bedurften, vergass man in London leider die Wichtigkeit der Verpflichtungen, die man übernommen hatte, und überliess, teils infolge des independentischen Doktrinarismus, teils um neue Arbeiten im Norden unter freien Stämmen anzufangen, die kapländischen Gemeinden sich selbst. Auch die Frage wurde lebhaft erörtert, ob es nicht besser sei, die eigentlichen Stationen in der Kolonie aufzugeben und allein auf Kolonialdörfern zu arbeiten. Man hatte nicht verstanden, Gemeinden auf solchen Missionsplätzen auch zu bürgerlicher Ordnung zu erziehen, weil man es theoretisch für richtig hielt, die Leute nicht zu bevormunden, war aber mit dieser Theorie zu schanden geworden. Alles das verbitterte die letzten Jahre des alt gewordenen Mannes. Im Jahr 1850 erschien der ersehnte Nachfolger. Der Mangel an erzieherischer Weisheit, welcher sich bei den Anordnungen der Londoner Mission so häufig nachweisen lässt, zeigte sich auch hierbei wieder darin, dass nicht ein Mann zu der Verwaltung der wichtigen südafrikanischen Superintendentur berufen wurde, der in afrikanischen Kolonien gearbeitet hatte, sondern ein Missionar aus Süd-Indien, William Compson war sein Name; der trat im Juni in das Amt an der Union Chapel ein. Der alte Philip aber legte am 27. August 1851 auf der Missionsstation Hankey, sein müdes Haupt zur Ruh.



# Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

*N* 4.

September.

1902.

## David Livingstone.<sup>1)</sup>

Der Pfadfinder der Mission im Inneren Afrikas.

Von P. Johannes Chieme in Steuden.

Unter den Männern, die ihr Leben dargegeben haben, das Licht der Welt in den dunklen Erdteil hineinzutragen, überragt unbestritten David Livingstone alle anderen. Nicht als wäre er ein besonders erfolgreicher Verkündiger des Evangeliums gewesen, oder ein hervorragender Organisator der Missionsarbeit in Südafrika — er hat keine einzige Missionsstation dauernd gegründet und in einem Menschenalter so wenig Heiden zur Taufe geführt, wie wohl kaum ein anderer Missionar, der eine gleichlange Zeit in Arbeit gestanden hat. Er war überhaupt nichts weniger als ein Muster-Missionar; wer ihn kopieren wollte, würde kläglich zu schanden werden und die Sache des Reiches Gottes in der Heidenwelt schwerlich fördern. Vielmehr steht er vor uns als eins der ausserordentlichen Werkzeuge,<sup>2)</sup> deren sich Gott je und je als Anreger und Wegbahner bedient, um die Missionsarbeit vorwärts zu treiben auf neue Bahnen und noch unbebaute Missionsfelder.

Dazu macht ihn die Weite seines Blickes sowohl für das, was noch zu thun ist, als für die Wege, die zum Ziele führen, die starke Willenskraft und das freudig rücksichtslose Einsetzen seiner ganzen Person bei der Verfolgung des ihm vorschwebenden Zieles, vor allem aber der Edelgehalt seiner Persönlichkeit an Frömmigkeit und Liebe, der sich in jeder Lebenslage und jedem Menschen gegenüber bewährt, und ihn ebenso innerlich frei, selbständig, charakterfest, unerschrocken,

1) Quellen: Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika von Dr. David Livingstone. — Neue Missionsreisen in Süd-Afrika von David u. Charles Livingstone. — Das Leben David Livingstones von William Garden Blaikie. — David Livingstone von Dr. Gustav Warneck in „Das Ausland“ 1882. Nr. 38. — Livingstones Missionspläne von F. M. Zahn. H. M.-Z. 1882, 117.

2) Vergl. Warneck, Evang. Missionslehre, II, 16.



wie aufopfernd, gegen andere rücksichtsvoll, milde, geduldig und geradezu bezaubernd freundlich macht.

So hat er als Erster, neben manchen anfechtbaren Gedanken, Wahrheiten über Missionsbetrieb, Missionsmittel und Missionsziel, über das Verhältnis von Mission und Civilisation, über Evangeliumsverkündigung und Anleitung der Eingeborenen zur Arbeit und zu ehrlichem Handel ausgesprochen, die jetzt zum Gemeingut geworden sind; so ist er der wohl zu scharfe Kritiker der Missionsarbeit geworden, die er in Südafrika vorfand, aber auch der Pfadfinder und Wegeröffner der Mission nach Norden hin, der nicht ganz gerechte Gegner der Buren, aber auch der treueste Freund der Eingeborenen, der unermüdliche Bekämpfer der Sklaverei, der „gute Doktor“, dem Tausende von Afrikanern in den früher durch Sklavenjagden entvölkerten und verwüsteten Ländern um die grossen innerafrikanischen Seen her den äusseren und inneren Frieden verdanken, den ihnen die Mission durch die Predigt des Evangeliums auf zahlreichen Missionsstationen gebracht hat.

## 1.

### Ausrüstung zum Missionsdienst.

Geboren am 19. März 1813 zu Blantyre, einem Fabrikdorfe am Clyde oberhalb Glasgow, entstammt Livingstone dem Volke, das der Mission so viele hervorragende Arbeiter geschenkt hat. Überall in der Missionsgeschichte stossen wir auf schottische Missionare, die Führer in ihrem Kreise sind: Alexander Duff, Robert Moffat, Alexander Mackay, Dr. Laws, John Ross, James Chalmers und viele andere. Auch bei ihm bildet „das Hochlandsblut“ ein nicht unwesentliches Stück seiner Ausrüstung zum Missionsdienst. Man fühlt sich geneigt, diesem Vätererbe einen besonderen Anteil an seiner ungemeinen Entschiedenheit und seinem in aller Gefahr unerschrockenen Mute, an der Geschlossenheit und Festigkeit seines Charakters, wie an seiner geraden Ehrlichkeit, ersten Pflichttreue und tief religiösen Herzensstimmung zuzuschreiben.

Diese letzteren waren auch die hervorstechendsten Charakterzüge seines Vaters, Neil Livingstone, der als Theehändler seine Ware in den Dörfern vertreibend, zugleich auf alle Weise dem Reiche Gottes zu dienen suchte. Auf seinen Reisen trug dieser stets Traktate bei sich und knüpfte, sie verteilend, mit Jung und Alt religiöse Gespräche an, gab Unterricht in der Sonntagsschule, war ein eifriger Freund der

Mässigkeitssache und der Mission, hielt Gebetsversammlungen. Das trug ihm manchen Spott ein, aber seine freundliche und leutselige Art bei allem Ernst erwarb ihm doch weithin Achtung und Liebe. Wie viel von seinem Wesen und seiner Art spiegelt sich in dem Sohne wieder, der stets dankbar des fortwährenden und konsequenten Beispiels von Frömmigkeit gedachte, das sein Vater ihm und seinen Geschwistern gegeben hatte.

Von seiner Mutter, Agnes Hunter, auch hochländischem Geschlecht entstammt, sagt Livingstone selbst:

„Meine früheste Erinnerung an meine Mutter ruft mir ein Bild ins Gedächtnis, das man so häufig unter schottischen Armen sieht, nämlich das einer sorgenvollen Hausfrau, welche sich ängstlich bemüht, mit ihrem beschränkten Einkommen sich ehrlich durchzuschlagen.“

Von ihr mag er wohl die später von ihm so oft geübte Kunst gelernt haben, Zeit und Umstände klug auszunutzen, mit vorhandenen Mitteln sparsam hauszuhalten, sich an wenigem genügen zu lassen und dabei doch voll harmonischer Heiterkeit des Sinnes zu bleiben. Denn auch sie war und blieb bei all ihrer Hausfrauensorge stets fröhlichen Gemütes von überströmender Freundlichkeit und Liebe, die Sonne ihres Hauses und ihrer Kinderschar. Es scheint ein Erbteil von dieser Mutter zu sein, wenn uns in Livingstones Verkehr mit den Eingeborenen immer wieder seine herzugewinnende Freundlichkeit, sein zartes Eingehen auf ihre Anschauungen und Bedürfnisse, seine nachsichtige Geduld mit ihren Fehlern und ein gewisser Humor begegnet, mit dem er ihre Thorheiten milde beurteilt und erträgt.

Für seinen späteren Beruf kam es ihm ebenso zu statten, dass er schon frühzeitig gewöhnt wurde, alle seine Kräfte zusammenzunehmen. Vom zehnten Lebensjahre an musste er als Anstückler, später als Spinner in einer Fabrik den Unterhalt für die Familie mit erwerben helfen. Dabei war er von einem brennenden Lern- und Leseeifer erfüllt, der ihn auch die Ruhestunden nur wenig zum Ausruhen benutzen liess. In der Befriedigung desselben zeigte er ein ungewöhnliches Mass von Energie und Ausdauer. Schon als neunjähriger Knabe hatte er den 119. Psalm so auswendig gelernt, dass er beim Aufsagen desselben in der Sonntagsschule nur 5 Fehler machte. Jetzt benutzte er einen Teil seines ersten Wochenlohnes, um sich Ruddimann's „Anfangsgründe der lateinischen Sprache“ zu kaufen und war, trotz seiner täglich 14stündigen Arbeitszeit, in der Feierabendschule und zu Hause so eifrig hinter dem

Studium her, dass er mit sechzehn Jahren Virgil und Horaz geläufig las. Selbst die kaum minutenlangen Pausen, die ihm die Bedienung seiner Maschine gewährte, benutzte er zur Weiterbildung, indem er irgend ein Lehrbuch so auf die eine Seite der Spinnmaschine zu legen pflegte, dass er in ihm Satz für Satz erhaschen konnte. Dieser Gewohnheit schreibt er später die Fähigkeit zu:

„Den Geist beständig vom umgebenden Lärm abzuziehen, so dass ich mit aller Behaglichkeit mitten unter dem lärmenden Spiel der Kinder oder bei dem Tanzen und Singen der Wilden lesen und schreiben konnte.“

Die mühsame, aber gut bezahlte Arbeit in der Fabrik, setzte ihn auch instand, im Winter in Glasgow die Vorlesungen über Medicin und griechische Sprache, sowie die theologischen Vorlesungen des Dr. Wardlaw zu besuchen. Auf diese Weise gedachte er sich tüchtig zu machen, um als Arzt und Missionar nach China zu gehen. Diesen Entschluss nämlich hatte Gützlaffs Aufruf für China in ihm gezeitigt, nachdem er inzwischen eine tiefgreifende innere Umwandlung erlebt hatte. Über diese sagt er selbst in der biographischen Skizze, mit der er sein erstes Reisewerk einleitet:

„Meine Eltern hatten es sich grosse Mühe kosten lassen, meinem Gemüte die Lehren des Christentums einzuprägen, und ich hatte ohne Mühe die Theorie der Erlösung durch den Opfertod unseres Heilandes begriffen; allein erst ungefähr um diese Zeit begann ich wirklich die Notwendigkeit und den Wert einer persönlichen Anwendung der Veranstaltung jenes Sühnopfers auf meine eigene Lage zu fühlen. Die Veränderung, welche mit mir vorging, war ungefähr derjenigen ähnlich, welche sich ergeben würde, wenn man sich die Heilung eines Falls von Farbenblindheit als möglich denken könnte. Die vollkommene Grossmut, womit uns die Vergebung aller unserer Sünden im Worte Gottes dargeboten wird, weckte in mir Gefühle der innigsten Liebe zu dem, der uns mit seinem Blute erkauft hat, und ein Bewusstsein der tiefsten Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen Ihn um seiner Gnade willen hat seither immer in gewissem Grunde meine Handlungsweise geleitet und beeinflusst. — In der Liebesglut, welche das Christentum einflösst, beschloss ich bald, mein Leben der Linderung menschlichen Elendes zu widmen. Als ich diesen Gedanken in meinem Inneren reiflicher erwog, fühlte ich, dass, wenn ich mich zu einem Vorläufer des Christentums in China hergäbe, dies zur materiellen Wohlfahrt einiger Teile jenes ungeheuren Reiches führen könnte; daher entschloss ich mich denn, mir eine medicinische Ausbildung zu verschaffen, um zu diesem Unternehmen geeignet zu sein.“

Indessen wurde sein Plan durch den Opiumkrieg vereitelt. Da wandte er sich auf den Rat einiger Freunde im Laufe seines zweiten Semesters in Glasgow im Jahre 1838 an die Londoner Missionsgesellschaft, deren Tendenz, „weder die bischöfliche, noch die presbyterianische

Kirche, noch den Independentismus, sondern das Evangelium Christi zu den Heiden zu senden“, ihm überaus sympathisch war. In seiner Zugschrift an dieselbe spricht er in bedeutsamer Weise seine Anschauung von der Aufgabe eines Missionars aus. Eigentümlich an ihr ist die enge Verbindung, in welche er missionarisches und civilisatorisches Wirken setzt. Er sagt:

Vor allem soll ein Missionar suchen, durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel, durch Predigen, Ermahnen, durch Unterredungen, Belehrungen der Jugend das Evangelium zu verkündigen und daneben, so weit es ihm ermöglicht ist, das Zeitliche derer, unter denen er wirkt, durch Einführung von Künsten und Wissenschaften der Civilisation zu fördern, sowie alles zu thun, um ihrem Herzen und Gewissen das Christentum nahe zu bringen.“

Mit diesen Anschauungen tritt er — wohl ohne ein klares Bewusstsein davon zu haben — in einen gewissen Gegensatz zu der damals noch allgemein herrschenden Ansicht über die Missionsaufgabe als Bekehrung einzelner Individuen und nähert sich der modernen Bestimmung derselben als Volkschristianisierung. Er hat an ihnen zeit lebens festgehalten, und sie geben die Erklärung für manches in seinem späteren Wirken, das er für innerhalb seines Missionarberufes liegend ansah, während es uns von demselben ziemlich weit abzuliegen scheint.

Die Londoner Missions-Gesellschaft nahm sein Anerbieten an und berief ihn im September 1839 zu persönlicher Vorstellung nach London. Mit anderen Missionszöglingen überwies sie ihn dann dem Pfarrer Cecil zu Ongar in Essex zu einer Probezeit. Dort machte er auf seine Studiengenossen und andere, die ihm nahetraten, einen tiefen Eindruck durch seine ganze Persönlichkeit, in der sich Einfachheit und Entschiedenheit, eine schlichte tiefe Frömmigkeit und lautere Liebe aufs schönste einten, fiel aber durch eine gewisse Unbeholfenheit auf, die sich in der stockenden Weise kundgab, in der er, wenn an ihn die Woche kam, die Hausandacht und an Wochentagen das Gebet in der Kirche hielt, ja ihn einmal in einer Predigt vollständig stecken bleiben liess. Infolgedessen fiel nach drei Monaten Cecils Bericht über ihn ungünstig aus, so dass der Vorstand der Gesellschaft Bedenken trug, ihn fest anzunehmen. Doch wurde ihm noch eine Verlängerung der Probezeit gewährt, nach deren Beendigung er sein Ziel erreichte.

Nach Uervollständigung seiner medicinischen Kenntnisse in einem Londoner Hospital und nach seiner Genesung von einer schweren Leber- und Lungenentzündung wurde er durch Robert Moffats Vermittelung



zur Aussendung nach Südafrika bestimmt, um dort ein noch unbesetztes Gebiet in Angriff zu nehmen.

Noch einmal reiste er nach der Heimat, erwarb in Glasgow den Grad eines Licentiaten der medicinischen und chirurgischen Fakultät, nahm Abschied von Eltern und Geschwistern, wobei sie sich in der Nacht vor seiner Abreise an den Psalmen 121 und 135 aufrichteten, wurde am 20. November 1840 in der Kirche in der Albionsstrasse zu London abgeordnet und bestieg am 8. Dezember das Schiff, das ihm seinem von Gott ihm bestimmten Wirkungsfelde Afrika zuführte. Dort sollte er als Missionar, Reisender und Philanthrop, wie ihn seine Grab-schrift in Westminster charakterisiert, mehr arbeiten, als viele andere.

## 2.

### Die ersten Jahre in Afrika.

Livingstone betrat Afrikas Boden zuerst in der Kapstadt, weil das Schiff, das er benutzte, dort einen Monat lang aufgehalten wurde. Hier wollte ihn D. Philip als seinen Vertreter in der Gemeindegarbeit während einer geplanten Europareise festhalten. Aber Livingstone zog es in das Innere des Erdteils; er wollte nicht auf schon angebaute Felder arbeiten, sondern neues urbar machen. Auch stiess ihn die unbrüderliche Zwietracht unter den kapländischen Missionaren ab, die er in zwei Parteien, eine den Kolonisten zuneigende und eine eingebornenfreundliche gespalten fand. Und noch manches andere in ihrem Leben, das seiner Anschauung vom Missionsdienst wenig entsprach, war ihm anstössig. Darum schlug er Philip's Anerbieten aus und eilte sobald als möglich nach der Algoabai, von wo er seine Reise ins Innere antrat.

Seine Instruktion wies ihn nach Kuruman, der damals am weitesten landeinwärts gelegenen Station auf dem südafrikanischen Arbeitsfelde der Londoner Missions-Gesellschaft. Dort sollte er bis zu Moffats Rückkehr von England bleiben, sich in die Aufgaben eines Missionars einarbeiten und Vorbereitungen zur Anlage einer noch weiter nordwärts gelegenen Station treffen.

Und wie stark trieb es ihn vorwärts! Trotz voller Anerkennung für das auf Kuruman in religiöser und kultureller Hinsicht bisher Erreichte erschien es ihm doch höchst unzweckmässig, dass ein Missionar — oder gar mehrere — sich auf den engen Umkreis einer Station beschränke, zumal in einem so dünn bevölkerten Lande, wie der Teil

Afrikas, den er bisher kennen gelernt hatte. Vielmehr solle man bedacht sein, Eingeborene zu Missionsgehilfen auszubilden und durch diese den Samen des Evangeliums möglichst weithin ausstreuen lassen. Jeder neuankommende Missionar aber sollte nicht die Arbeit auf einer bereits gegründeten Station aufnehmen oder in der Nähe eine neue im Grunde überflüssige Station anlegen, sondern tiefer ins Innere des Landes vordringen und in weiterer Entfernung sich niederlassen, um seinerseits in einem ausgedehnten Bezirk der Mittelpunkt für eine wesentlich durch Nationalgehilfen getriebene Evangelisationsarbeit zu werden.

Gleich in seinem ersten von Kuruman datierten Briefe an die Missions-Direktoren, giebt er dieser Idee Ausdruck und bittet um Erlaubnis, zwei der befähigsten eingeborenen Christen Kurumans auf seinen Rekognoszierungsreisen mitnehmen und an einem geeigneten Platze als Lehrer anstellen zu dürfen; er sei bereit für einen derselben einen Teil seines Gehaltes abzugeben.

An dem Gedanken, dass es für die Mission gelte mit dem Worte: „Gehet hin in alle Welt“, völlig Ernst zu machen und darum nicht auf dünn bevölkerte Gegenden wie Südafrika, unverhältnismässig viel Missionsarbeit zu verschwenden, vielmehr vorwärts zu dringen in unbekannte, noch unbesetzte Gebiete, hat er zeitlebens mit einer gewissen Einseitigkeit festgehalten. Immer wieder kommt er darauf zurück. In seinem ersten Reisewerk spricht er fast mit Erbitterung von der Überfüllung des Kaplandes mit Missionaren und Missionsstationen und findet es unbegreiflich, dass die Missionsgesellschaften sich nicht

„den Millionen ununterrichteter Heiden in den weiter landeinwärts liegenden Gegenden zuwenden, statt die Südspitze des Festlandes mit Wohlthaten gleichsam einzudämmen! Ich möchte es allen jungen Missionaren ernstlich anempfehlen, sogleich zu den wirklichen Heiden zu gehen und sich niemals mit dem zu begnügen, was durch Männer von grösserem Unternehmungsgeiste bereits vorgearbeitet ist. Er befürchtet auch von dem langen Festsitzen der Mission in einer Gegend die Folge, dass die Bekehrten nie zur Selbständigkeit kommen. Wenn weder das Selbstvertrauen bei ihnen gepflegt, noch Gelegenheit zur Ausübung dieser Tugend gegeben wird, so laufen auch die vielversprechendsten Konvertiten Gefahr, wie verzogene Kinder zu werden. Die Idee, Musterchristen zu erziehen, dürfe doch niemand hegen, der in seinem Innern überzeugt sei, dass er selbst kein musterhafter Christ sei. Die israelitischen Sklaven, welche Moses aus Ägypten führte, seien ja auch nicht in einer einzigen Generation bekehrt und gehoben, obschon sie unter der unmittelbaren Zucht Gottes selber standen. Auch unser sittlicher Standpunkt sei das Werk von Jahrhunderten und wenn wir dies bedenken, so sollten wir uns nicht übertriebenen Erwartungen hingeben in Betreff der hohen sittlichen Stufe,

welche diejenigen in unseren Tagen erreichen sollen, auf die sich die Entwürdigung von Jahrhunderten fortgeerbt hat. Missionsgesellschaften sollten den Grundsatz annehmen, die der Lehre gewidmete Lebenszeit eines gewöhnlichen Missionars als einen reichlichen Beitrag zur Belehrung eines Stammes in einem dünnbevölkerten Land anzusehen. Die protestantischen Missionare in Südafrika sind ja sämtlich emsig bemüht, den Eingeborenen die Bibel in die Hand zu geben, und wenn sie einmal gelernt haben, sie zu lesen, so kann man wegen der Zukunft völlig ruhig sein. Wir halten das Christentum für göttlich und allem gewachsen, was es zu vollbringen hat; man streue nur den guten Samen nach allen Richtungen hin aus, und die Ernte wird eine grossartige sein“.

Wie charakterisieren diese Ansichten doch den ganzen Mann. Vorwärts in die Weite und Ferne, dem Reiche Gottes Bahn zu machen, dem Evangelium neue Thüren zu erschliessen, dahin geht seines Herzens Trieb, das fasst er ins Auge, sobald er nur Afrikas Boden betreten hat. Seine Stärke, aber auch seine Schwäche liegt darin. Ein Mann mit diesen Ideen mochte wohl dem Betriebe des Missionswerkes in Afrika neue Impulse geben, aber er war nicht geschaffen zum ruhigen, geduldigen Wirken im engen Kreise einer Missionsstation, zu der Kleinarbeit der Erziehung und Gewöhnung der Eingeborenen zu christlichem Leben. So wenig, dass er das Recht und den Wert dieses Stückes der Missionsarbeit nicht einmal recht erkannte, während es doch vor allem nicht vernachlässigt werden darf, soll anders das Christentum in einem Heidenlande sich wirklich einwurzeln. Er hat auch geirrt, wenn er die Lebenszeit eines Missionars für genügend hielt, in einen heidnischen Stamm das Christentum so fest einzupflanzen, dass es nachher von selbst sich entwickeln und mit Sauerteigskraft das heidnische Leben verchristlichen werde. Die Londoner M.-G., die damals sich wenig geneigt zeigte, auch nur auf das Richtige in Livingstones Anschauungen und Vorschlägen, auf die reichlichere Verwendung von Nationalhelfern, einzugehen, hat später nur allzuoft, die gesammelten Gemeinden zu früh selbständig gemacht und aus der Aufsicht und Zucht europäischer Missionare entlassen, zu viel Pionierarbeit und zu wenig geduldig ausbauende Gemeindepflege getrieben und auf Madagaskar und anderwärts mit solchem mehr extensiven Betriebe, wie er Livingstone vorschwebte, schlimme Erfahrungen gemacht. Und im Kaplande, das er schon für überfüllt mit Missionsstationen hielt, hat sich noch viel später die Neuanlage einzelner Stationen als notwendig herausgestellt; es finden dort noch Jahr für Jahr Heidentaufen in nicht unbeträchtlicher Zahl statt. Wir erkennen diese Irrtümer Livingstones unbefangen und rückhaltslos an. Das Providentielle seiner Sendung nach

Afrika tritt gerade in dieser freimütigen Kritik des bisherigen Missionsbetriebes, in diesem Drängen nach vorwärts, in neue Bahnen hinein, deutlich hervor. Gott hatte ihn sich eben auserwählt, nicht dass er wie so viele andere vor ihm und nach ihm mit der Treue im Kleinen, die allerdings eine Haupttugend des Missionars ist, ein bestimmt abgegrenztes Stück Missionsfeld beackern, sondern dass er der Christenheit die Augen öffnen sollte für die Grösse des noch unbebauten Missionsackers in Afrika. In seinem göttlichen Berufe lag es, dass er das Berechtigte und Gute am bisherigen Missionsbetriebe vielleicht zu wenig anerkannte; durch ihn sollte die Mission Initiative empfangen zum Betreten neuer Wege, zur Gestaltung ihrer Arbeit nach neuen grossen Gesichtspunkten.

Am 31. Juli 1841 war Livingstone in Kuruman angekommen. Noch im Herbst desselben Jahres, sobald seine Zugochsen genügend ausgeruht waren, machte er in Begleitung eines andern Missionars und etlicher eingeborenen Christen seine erste Erkundungsreise nach Norden hin. Bis zu dem Stamme der Bakuena drang er vor, der damals bei Schokuane seinen Wohnsitz hatte. Im nächsten Frühjahr finden wir ihn wieder in jener Gegend an einem Orte Lepelole, den er damals für seine zukünftige Stationsanlage ins Auge gefasst hatte. Hier verweilte er fast ein Halbjahr lang von allem Umgang mit Europäern abgeschlossen, um sich eine möglichst genaue Kenntniss der Landessprache, der Lebens- und Denkweise der Bakuena zu verschaffen. Grösstenteils zu Fusse drang er dann noch weiter nordwärts bis zu den Bakaa und Bamangwato vor. Auf all diesen Reisen trat nun sofort seine eigentümliche Gabe, mit den Eingeborenen zu verkehren, hervor. Fast im Fluge erwarb er sich überall deren Vertrauen. Sein offnes Auftreten, sein schlichtes und furchtloses Benehmen, seine Art sie nicht von oben herab, sondern als gleichberechtigt zu behandeln, aber zugleich seine Anwesenheit unter ihnen doch als eine Gunst erscheinen zu lassen, seine hilfsbereite, durch seine ärztliche Kunst wirksam unterstützte Güte, auch seine körperliche Rüstigkeit und Geschicklichkeit in allerlei Handarbeit — alles wirkte zusammen, ihm in kürzester Zeit einen ungeheuren Einfluss auf sie und ein gutes Gerücht weithin im Land zu verschaffen. Willig liessen sie sich von ihm lenken und zu allerlei ihnen bis dahin unbekannten Arbeiten bewegen. Von fern her kamen Kranke, bei ihm Heilung zu suchen, Häuptlinge, mit denen er nur einmal zusammengekommen war, sandten nachher wiederholt Boten zu



ihm, sich Rat zu erholen. Ein verfolgtes und verschüchtertes Betschuanenmädchen lief einmal stundenlang seinem Ochsenwagen nach und verbarg sich an der Raststelle unter demselben in dem instinktiven Gefühl, da Hilfe und Schutz wider seine Verfolger zu finden. Alle fühlten offenbar die tiefe Liebe heraus, die ihn beseelte. So wurde er ihnen schon jetzt der „gute Doktor“, von dem später Tausende und Abertausende in Afrika mit tiefer Verehrung sprachen. Viele baten ihn dringend, sich bei ihnen dauernd niederzulassen.

Er wählte nun zum Ort seiner Station Mabotsa, wohin auf seinen Rat der Stamm der Bakathla seinen Wohnsitz verlegt hatte. Dort baute er sich in Gemeinschaft mit einem zweiten Missionar, namens Edwards im September 1843 an. Auch etliche Nationalgehilfen hatte er von Kuruman mitgenommen, unter denen Mebalwe durch Treue und Tüchtigkeit hervorragte. Seine Erfahrungen mit diesen bestärkten ihn in seiner Ansicht über die Mitarbeit von eingeborenen Christen in der Mission, so dass er den schon lange gehegten Plan einer Erziehungsanstalt für Nationalhelfer in einer besonderen Schrift der heimatischen Direktion und seinen Berufsgenossen in Südafrika unterbreitete. Aber er fand damit keinen Anklang, ja etliche legten es ihm übel aus, als wolle er sich nur ehrgeizig vordrängen.

Warf diese Enttäuschung einen Schatten auf die Erstlingstage seiner selbständigen Missionsarbeit, so ging ihm andererseits gerade jetzt eine Sonne für Herz und Leben auf. Als Moffat mit seiner Familie aus England zurückgekehrt war, fand Livingstone bald in dessen ältester Tochter Marie eine Lebensgefährtin, die sich ihm zu einer überaus innigen Herzens- und Geistesgemeinschaft verband, ihm sein Haus wohnlicher, sein Leben in der Einsamkeit erträglicher machte, auch in seiner Berufsarbeit als Lehrerin der Kleinen und Erzieherin der Frauen half, auf seinen Reisen durch die Kalahariwüste bis zum Ngamisee und Sambesi ihn unerschrocken begleitete und später verständig auf seine weit ausgreifenden Pläne einging, willig die langen Trennungszeiten ertrug, bis sie selbst in Schupanga am Sambesi ihr Leben gab für ihn und Afrika.

Frisch gingen beide, nachdem sie im Herbst 1844 Hochzeit gemacht hatten, in Mabotsa an die Arbeit. Doch war ihres Bleibens dort nicht lange. Es kam zu Misshelligkeiten zwischen Livingstone und Edwards, der wohl aus gekränkter Eitelkeit jenen der Anmassung und Unredlichkeit beschuldigte. Im Gefühl seiner Unschuld und mit

gewohntem Edelmute handelte Livingstone wie Abraham gegen Lot, gab lieber sein neuerbautes Haus und seinen eben angelegten Garten preis, samt den nicht unerheblichen Geldmitteln, die er darauf verwendet hatte, als dass er zwischen sich und einem Mitarbeiter am Missionswerke vor den Augen der Heiden Zank sein liess, und zog zu den Bakuena, mit deren Häuptling Setschele er auf seinen Erkundungsreisen mehrfach in Berührung gekommen war. Zuerst zu Tschonuane, dann, als dieser Ort sich allzu trocken und unfruchtbar zeigte, in Kolobeng an einem nie versiechenden Bache baute er sein Haus.

Über die Art seiner eigentlichen Missionsarbeit dort erfahren wir nur wenig, doch charakteristisches. Nach der Morgenandacht pflegten er und seine Frau auszugehen, um bis gegen Mittag Schule zu halten für alle, die sich einstellten, Männer, Weiber und Kinder. Am Nachmittage sammelte Frau Livingstone die Kleinen um sich, oder gab den Frauen Nähunterricht. Der Abend nach Sonnenuntergang gehörte der Evangeliumsverkündigung und allgemeinen Belehrung. Da ging der Missionar in Setscheles Stadt, um sich dort mit Jedem zu unterhalten, der dazu aufgelegt war, bald über allgemeine Gegenstände, bald über Religion. An drei Abenden in der Woche hielt er einen öffentlichen Gottesdienst und eine Art Anschauungsunterricht über profane Gegenstände, der durch Bilder und Muster unterstützt wurde. Mit diesen Andachtsübungen wechselte der Besuch der Kranken und die Verabreichung der Arzneien an sie, sowie die Austeilung von Nahrungsmitteln an Arme und Elende und sonstige Hilfsleistungen. Und das letztere betrachtete er, ebenso wie die Unterweisung der Heiden in allerlei Handarbeiten, auf die er einen grossen Teil seiner Zeit verwendete, durchaus nicht als den nebensächlichsten Teil der Missionsarbeit. Vielmehr stimmte er der Ansicht Xaver's zu, dass die kleinsten Freundschaftsdienste, ein verbindliches Wort und ein höflicher Blick ein nicht zu verschmähender Teil der Waffenrüstung eines Missionars sei, und hielt eines solchen Aufgabe mit der blossen Verkündigung des Evangeliums und der Einpflanzung neuer religiöser Begriffe in die Herzen der Heiden keineswegs erfüllt. Die allgemeine kulturelle Hebung der Eingeborenen schwebte ihm als Ziel vor und jede Anstrengung, die man zur Verbesserung des Menschengeschlechtes macht, ist ihm Missionsarbeit.

So treibt er nicht nur eifrig Sprachstudien und plant eine Grammatik des Setschuana, in der er die Sprache aus sich selbst analysieren will, weil er die Bemerkung gemacht hat, dass die afrikanischen Sprachen in ihrem Bau sich durchaus von den indogermanischen unterscheiden und daher sich nicht nach der Analogie der klassischen bearbeiten lassen, sondern macht auch daheim und auf Reisen fortwährend naturwissenschaftliche Beobachtungen, sammelt für seine Freunde in der Heimat Mineralien, Pflanzen, Tiere und erachtet dergleichen keineswegs als ausserhalb seines Missionarberufes liegend. Denn er ist gewiss, dass

es alles zur Erschliessung des Landes und damit zur Bahnbereitung für die Mission dient.

Manchmal freilich spricht er sich in scheinbar entgegengesetztem Sinne aus. So schreibt er gelegentlich einem Freunde: „Ich habe es seit kurzem mehr denn je gefühlt, dass das grosse Ziel unserer Anstrengungen Bekehrung sein soll.“ Und zwar meint er da „Bekehrung“ im vollen Wortsinn. Denn er setzt hinzu: „Fünzig zum Christentum gewonnen, das klingt hübsch daheim, aber wenn nur fünf von ihnen aufrichtig sind, was wird es am jüngsten Tage nützen?“ Indessen wenn ihm auch die Bekehrung der einzelnen Seele das höchste, schönste Ziel der Mission bleibt — und dass es so ist, zeigt wie sehr er doch von ganzem Herzen Missionar war und blieb bei all seinem Interesse an wissenschaftlichen und humanitären Bestrebungen — so hält er doch die Erreichung dieses höchsten Zieles nur auf der breiten Grundlage einer Durchdringung der heidnischen Welt mit christlicher Kultur für möglich und würdigt die Schwierigkeiten, die Neubekehrten erstehen, wenn sie als Einzelne inmitten einer heidnischen Umgebung ihr Christentum wahren und im Leben bewähren sollen. Er wollte darum doch lieber in möglichst weitem Kreise den Prozess einer Durchsäuerung der Völkermassen Afrikas mit christlichen Gedanken und Motiven des Handelns einleiten als im engen Kreise seiner Station eine Gemeinde sammeln, die doch fast notwendiger Weise mit zahlreichen unreinen Elementen werde gemischt sein müssen. Er freut sich wohl über jeden einzelnen Bekehrten, von dem er die Überzeugung gewinnt, dass er aufrichtig ist, aber im Hintergrunde seiner Seele steht doch immer die grosse Frage: wer will durch Afrika dringen? und vielleicht noch halb unbewusst keimt in seinem Kopfe schon in der Erstlingszeit seines Wirkens der neuzeitliche Gedanke einer Volkschristianisierung, die doch eben nur auf breiter Grundlage möglich ist und durch vor-schnelle Erteilung der Taufe an ungründlich Bekehrte mehr gehindert als gefördert wird.

Aus solchen Erwägungen heraus drängte er auch den Häuptling Setschele, der vom ersten Tage an ein sehr aufmerksamer Schüler gewesen war und eine grosse Empfänglichkeit für die christliche Wahrheit zeigte, gar nicht dazu, dass er durch die Taufe ein volles Bekenntnis ablege und aller seiner Frauen bis auf eine einzige sich entledige. Er sah voraus, welche Schwierigkeiten ihm in seiner Häuptlingsstellung daraus entstehen würden und wagte kaum zu hoffen, dass sein Vor-

gang viele Nachfolge im Volke finden würde. Denn die Bakuena waren ein schwerfälliges Volk und nicht leicht in Bewegung zu bringen.

Und er hatte richtig vermutet. Als er Setschele auf dessen wiederholte Bitte, und nachdem der Häuptling aus freien Stücken seine Weiber reich beschenkt entlassen hatte, am 1. Oktober 1848 taufte, weinten im Taufgottesdienst viele von den alten Männern des Stammes bitterlich, „weil es solch ein Ende mit ihrem Vater genommen habe,“ und Setscheles Bekehrung bewirkte Abkehr von dem Missionar bei den anderen. Besonders die Zauberdoktoren organisierten den Widerstand gegen das Evangelium und alle Freunde der weggeschickten Weiber wurden Widersacher der Mission und des Christentums.

### 3.

#### Nach Norden.

Jemehr sich so herausstellte, dass ein grosser und schneller Erfolg der Missionsarbeit unter den Bakuena und den benachbarten Stämmen nicht zu erwarten sei, desto lebhafter suchte Livingstone seinen alten Plan zur Ausführung zu bringen, die Verkündigung des Evangeliums durch eingeborene Helfer betreiben zu lassen, selbst aber weiter ins Innere zu ziehen, um für jene Arbeit Ort und Gelegenheit zu erkunden und das Land möglichst weithin dem Evangelium zu erschliessen. Schon von Tschonuane aus hatte er mehrere Reisen nach Osten hin in das heutige Transvaal gemacht, um womöglich den Mebalwe und andere Nationalhelfer unter Teilen des Bakathblastammes zu stationieren, die dort sich niedergelassen hatten. Und kaum hatte er sich in Kolobeng einigermassen eingerichtet, so machte er einen neuen Versuch in dieser Richtung. Aber hier stiess er auf eine unüberwindliche Schranke. Fast alle Eingeborenen-Stämme und Häuptlinge fand er willig, eingeborene Lehrer bei sich aufzunehmen, aber die in den Magaliesbergen wohnenden holländischen Buren stellten sich zur Mission sehr unfreundlich. Einer ihrer Führer, Potgieter, erklärte, dass er jeden Stamm angreifen werde, der einen eingeborenen Helfer bei sich aufnehme, und schon Livingstones Niederlassung an der Westgrenze ihres Gebietes sahen sie scheelen Blickes an. Vom Kaplande her hatten sie eine starke Abneigung gegen die Mission, zumal gegen die Londoner Missionare mitgebracht, da diese, vor allem Dr. Philip, Hauptagitatoren für die, — wie wir jetzt wohl urteilen müssen, — übereilte und ungerecht ausgeführte Aufhebung der Sklaverei und Emanzipation der Eingeborenen gewesen waren, die den



Kolonisten schwere wirtschaftliche Nachteile gebracht hatte. Aehnliches befürchteten die Buren, die unter grossen Opfern der englischen Herrschaft in Südafrika gewichen waren, von einem Vordringen der Mission, zumal der englischen, in die jetzt von ihnen eingenommenen Länder. Besonders, dass mit den Missionaren oder in deren Gefolge Händler ins Land kamen, die den Eingeborenen Feuerwaffen verkauften, war ihnen ein Dorn im Auge. Das stellte ihre Herrschaft über diese in Frage oder bedrohte doch ihre und der Ihrigen Sicherheit. Sie aber betrachteten sich als die von Gott berufenen Erben des Landes und die Schwarzen zur Dienstbarkeit bei den Weissen bestimmt, wie einst die Kanaaniter zur Knechtschaft unter Israel. Auch hatten sie sich wirklich eine Art Recht auf das Land und die Arbeitskraft der Eingeborenen dadurch erworben, dass sie den wilden Sulukönig Mosilikatze, der die Betschuanen aufs grausamste geknechtet hatte, überwunden und aus dem Lande getrieben hatten. Nicht ganz mit Unrecht hielt sich Hendrick Potgieter für den grossen Friedensstifter des Landes.

Livingstone freilich spottet darüber und urteilt überhaupt über die Buren mit einer gewissen Voreingenommenheit. Jemehr man seine edle Persönlichkeit schätzen und lieben gelernt hat, desto mehr betrübt es einen, dass man sagen muss: den Buren gegenüber wird der sonst so gerechte Mann ungerecht und lässt ganz die Milde des Urteils vermissen, die ihn sonst auszeichnet und auch an denen, die ihm unsympathisch sind, stets hervorsuchen lässt, was zu ihren gunsten spricht. Hier ist er offenbar nicht blos der Christ, Missionar und Menschenfreund, der sich der Unterdrückten annimmt, sondern der Engländer, der Liberale, der doktrinäre Freihandelsmann, der in den Buren prinzipielle Gegner seiner Anschauungen und nationale Feinde bekämpft. Sie in ihrer Eigenart zu verstehen, macht er nicht den leisesten Versuch, geschweige denn, dass er ihr relatives Recht zu ihrem Verhalten gegen die Eingeborenen erkannte und anerkannte. Er hat nur Verwunderung darüber, dass viele von ihnen persönlich fromme Christen seien und keineswegs aller besseren Regungen und Gefühle bar und dabei doch so hart und oft grausam gegen die Schwarzen verfahren. Dass ihre alttestamentliche Anschauung über die gegenseitige Stellung der Weissen und Farbigen dies, wenn auch nicht entschuldigte, so doch erklärte, sieht er nicht. Wenn sie gegen das englische Gesetz den Vorwurf erhoben, dass es keinen Unterschied zwischen Weissen und Schwarzen mache, und die Anstellung eingeborener Lehrer nur unter

der Bedingung zulassen wollten, dass diese die Schwarzen lehrten, sie seien den Buren nicht gleich, so erscheint ihm das als eine unbegreifliche Thorheit und Rückständigkeit der Ansichten. Wir müssen doch urteilen, dass darin ein gut Stück richtiger Pädagogik lag, dass die liberale englische Gesetzgebung auf die Eingeborenen angewandt, sich keineswegs als ein Segen für diese erwiesen hat und noch heute erweist, dass auch der Zwang zu unbezahlter Arbeit, den die Buren auf sie ausübten, nicht ohne weiteres, wie Livingstone thut, mit der Negerklaverei auf Eine Stufe zu stellen, sondern vielmehr als eine harte Art der Leibeigenschaft anzusehen ist, wie sie früher auch in Europa bestand und dort wie hier geschichtlich geworden und bedingt war. Dass dabei unnötige Härten, ja unverantwortliche Grausamkeiten vorkamen, ist natürlich aufs schärfste mit Livingstone zu verurteilen, aber andererseits doch auch anzuerkennen, dass im Laufe der Zeit die harten Buren sich als bessere Erzieher der schwarzen Rasse erwiesen haben als die liberalen, wenigstens in ihrer Gesetzgebung liberalen, Engländer. Das ist wenigstens jetzt das auf langjährige eigene Erfahrung gegründete Urteil der überwiegenden Mehrzahl der deutschen Missionare in Südafrika.

Besonders aber in dem Punkte, der zum offenen Konflikt der Buren mit Livingstone führte, in der Frage des Waffenverkaufs seitens englischer Händler an die Eingeborenen, befindet er sich offenbar im Unrecht. Denn wollten sich die Buren unter der überlegenen Zahl von Schwarzen halten, so mussten sie eifersüchtig über jede Flinte und jedes Pfund Pulver wachen, die ins Land gebracht wurden. Livingstone aber begünstigte diesen Handel, einerseits weil er prinzipiell für absolute Handelsfreiheit war und von ihr eine Förderung der Mission und Civilisation erwartete, andererseits weil sie in dem besonderen Falle England nützte. Er spricht es in seinem ersten Reisewerk offen aus, dass ers für eine kluge Massregel der Kapregierung halten würde, wenn sie das Verbot der Waffeneinfuhr den Buren und den Kaffern im Osten der Kapkolonie gegenüber zum Gesetz erhoben hätte, weil diese Feinde der englischen Herrschaft seien, dass er es aber für unklug halte, den Händlern den Verkauf von Gewehren an die Betschuanen zu verbieten, die Englands Freunde seien. Sei jede Hemmung des freien Handelsverkehrs schädlich, so in diesem Falle doppelt.

Ob die Buren von ihrem Standpunkte aus so unrecht hatten, einen Mann mit solchen Ansichten für gefährlich zu halten und die Anstellung

eingeborener Lehrer aus seiner Schule unter den Eingeborenen Transvaals zu hindern? Mindestens ists zu begreifen, wenn sie danach trachteten, ihn aus ihrer Nachbarschaft zu verdrängen und den Stamm der Bakuena an ihrer Westgrenze, unter dem er wirkte, und von dessen Besitz an Gewehren übertriebene Gerüchte zu ihnen gedrungen waren, zu entwaffnen und zu unterwerfen. Ganz schuldlos ist Livingstone jedenfalls nicht daran, dass ihm die gewünschte Ausdehnung seines Werkes nach Osten hin unmöglich gemacht wurde.

Für ihn aber wurde dies nun zum Anlass, seine Wegebahnarbeit nach Norden hin zu richten.

Am 1. Juni 1849 brach er in Begleitung zweier englischer Freunde, Oswell und Murray, auf, um den Ngami-See aufzusuchen und darüber hinaus womöglich bis zu dem mächtigen Makololo-Häuptling Sebituane vorzudringen. Von diesem hatte ihn Setschele, dem er früher einen grossen Dienst geleistet hatte, viel erzählt, und am Ngami-See, von dem allerlei Kunde umlief, hoffte er einen wasserreichen Platz für eine neue Missionsstation zu finden, da er voraussah, dass Kolobeng teils der Buren, teils der von Jahr zu Jahr zunehmenden Dürre wegen früher oder später werde aufgegeben werden müssen. Ueberdies hatte Lechulatebe, der Häuptling der am See wohnenden Bakoba, Boten zu ihm gesandt und ihn zu sich eingeladen. An dem nordöstlichen Rande der Kalahariwüste entlang ziehend kamen die Reisenden an das eigentümliche Flusssystem des Zuga und Tamanakle, deren Wasserreichtum Livingstones Entzücken erregte, und am 1. August standen sie als die ersten Europäer an dem Nordostende des Sees. Hier aber musste zu Livingstones Schmerz die Expedition abgebrochen werden, da Lechulatebe ihrer Weiterreise für jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte, weil er fürchtete, Sebituane werde durch die Eröffnung eines Weges zu ihm noch mehr Gewehre bekommen und immer mächtiger werden. Aber im folgenden Jahre versuchte Livingstone noch einmal zum Lande der Makololo vorzudringen. Er benutzte dazu die Zeit, in der die Leute in Kolobeng mit Feldarbeit so beschäftigt waren, dass vor Beendigung der Ernte an Missionsthätigkeit kaum zu denken war, und nahm Frau und Kinder, sowie den treuen Mebalwe mit; auch begleitete ihn Setschele mit 20 seiner Leute. Aber wiederum wurde das Ziel nicht erreicht. Man hatte diesmal eine etwas östlichere Route eingeschlagen, um nicht wieder durch Lechulatebe gehindert zu werden, aber die Kunde von einer Gesellschaft Engländer, die am See vom

Fieber befallen waren und schon einen ihrer Gefährten verloren hatten, bestimmte Livingstone zu deren Hilfe doch an den See zu gehen; ein sehr bezeichnender Zug für den Mann, der wohl nie an einem Hilfsbedürftigen vorübergegangen ist, ohne den Versuch zu machen, ihm zu helfen. Es gelang ihm auch, seine Landsleute zu retten, was besonders der aufopfernden Pflege der Frau Livingstone zu danken war, wie deren und der Kinder Anwesenheit sich auch insofern nützlich erwies, als dieser Umstand, den Eingeborenen Vertrauen einflösste und die Anknüpfung freundlicher Beziehungen begünstigte. Eine zeitlang hatte er nun den Plan, seine Familie bei Lechulathebe zurückzulassen, nachdem er ihn durch das Geschenk einer kostbaren Jagdflinte sich nun völlig zum Freunde gemacht hatte, und allein Sebituane zu besuchen. Aber schwere Fieberanfälle unter seinen Begleitern, vor allem die Erkrankung zweier seiner Kinder, zwangen ihn, sein Vorhaben aufzugeben und nach Kolobeng zurückzukehren. Er nahm die Erkenntnis mit, dass die Umgegend des Sees für Europäer ungesund und darum die Missionsarbeit nur durch eingeborene Hilfskräfte möglich sei, aber auch die Ueberzeugung, dass es weiter im Norden höher gelegenes und darum gesunderes Land geben müsse, weil der Ceoge, der nordwestlich in den Ngami-See mündet, nach Bekundungen der Eingeborenen ein starkes Gefälle hatte.

Deshalb gab er sein zweimal gescheitertes Vorhaben nicht für immer auf, gedachte vielmehr sobald als möglich unter Zurücklassung seiner Familie in Kolobeng oder Kurumann auf etwa zwölf Monate wieder nach Norden zu gehen und nicht nur die vermutete höhere und gesündere Region zu suchen, sondern von ihr aus auch einen Zugang zum Meer nach Osten oder Westen, da der Weg von Süden her für eine dort zu beginnende neue Missionsarbeit sich zu lang, zu beschwerlich und durch Fieber und die Tsetsefliege beinahe verschlossen gezeigt hatte.

Aber zunächst musste er seiner Frau wegen, die nach der Geburt eines Kindes, des vierten, und durch den bald darauf erfolgenden Tod desselben sehr geschwächt in eine schwere Krankheit verfiel, vielmehr auf etliche Zeit nach Süden, nach Kuruman gehen, damit sie sich dort erhole. Doch sobald das geschehen war, brach er im April 1851 wieder mit seiner Familie und in Begleitung Oswells auf zur Reise nach Makolololand. Seine Schwiegereltern waren sehr dagegen, dass er Frau und Kinder mitnahm und auch andere Freunde tadelten seine Hartnäckigkeit, mit der er den weit ausschauenden und, wie sie meinten, voraussichtlich aussichtslosen Plan verfolgte. Und er selbst verbarg sich auch die Gefahren nicht, denen er



seine Liebsten aussetzte. Aber er fühlte in sich einen Gottesruf, der ihn vorwärts trieb. Er glaubte gehen zu müssen, um eine gesunde Gegend im Inneren zu suchen auf einem fruchtbareren Missionsfelde, als Betschuanaland war. Die Hindernisse, die dort durch die Buren und den Hunger infolge der Dürre der Mission bereitet wurden, erschienen ihm wie Fingerzeige Gottes. Und seine Familie meinte er mitnehmen zu sollen, weil es doch diesmal nicht blos auf eine Erkundungsreise abgesehen war, sondern auf eine vorbereitende Niederlassung in der hügeligen Gegend, die er im Norden des Ngami-Sees vermutete.

An seine Schwester schreibt er aus solchen Erwägungen heraus kurz vor der Abreise;

„Es ist ein grosses Wagnis; das Fieber kann uns alle hinraffen. ich denke mit Schmerz an die Möglichkeit des Todes der Kinder. Aber wer wird gehen, wenn wir es nicht thun? Niemand. Für Christum wage ich Alles.“

In festem Glauben an Gottes Schutz zog er aus und das Unternehmen gelang. Alle Beschwerden und Gefahren unter denen diesmal zeitweiliger Wassermangel das schlimmste war, wurden glücklich überwunden, die Reisenden erreichten ihr Ziel und wurden von Sebituane mit grosser Freude aufgenommen. Sofort erklärte er sich bereit, ihnen sein ganzes Land zu zeigen und an jedem beliebigen Orte ihre Niederlassung zu gestatten, ja zu befördern. Leider aber starb der im besten Mannesalter stehende, weise, weithin mächtige und beliebte Häuptling kurze Zeit darauf an einer Lungenentzündung. Eine Tochter folgte ihm in der Regierung. Sie hielt das Versprechen ihres Vaters aufrecht und auch das Volk wünschte sehr Livingstones Bleiben im Lande. Infolgedessen setzten er und Oswell ihre Reise noch 130 Meilen weiter nach Nordosten fort, bis sie an den hier Leeambye genannten grossen Fluss kamen, den sie als den von ihnen soweit südlich nicht vermuteten Sambesi erkannten, und von dessen Wasserfülle sie entzückt waren. Aber einen gesunden Platz zur Niederlassung fanden sie nicht; das Land war zur Regenzeit weithin überschwemmt und seine Bewohner litten selbst heftig am Fieber. So musste der Plan, hier ein neues Missionsunternehmen zu beginnen, wenigstens fürs erste aufgegeben werden.

Gleichzeitig aber trat etwas Neues in Livingstones Gesichtskreis, das für sein ganzes weiteres Leben bedeutungsvoll geworden ist. Am Sambesi stiess er nämlich auf die ersten Spuren des Sklavenhandels, der als Tauschhandel erst seit kurzem von den westafrikanischen Besitzungen der Portugiesen aus in das Land der Makololo oder Barotse, wie es etwas weiter nordwestlich genannt wird, eingedrungen war, und

sofort standen ihm die verwüstenden und aller Missionsthätigkeit hinderlichen Folgen desselben vor der Seele. Also er musste fern gehalten werden, wenn Innerafrika, zu dem soeben in dem mächtigen Sambesistrom der Weg gefunden war, nicht sofort wieder dem Evangelium und der Civilisation verschlossen werden sollte. Aber wie war dem Uebel zu steuern? Da blitzte ihm bei der Erörterung dieser Frage mit Oswell der Gedanke auf, dass Sklavenhandel unmöglich werden müsse, wenn der Markt durch ehrlichen Handel mit Erzeugnissen europäischer Manufakturen versehen wurde. Es erschien ihm weit ausführbarer, die Waren, gegen welche jetzt die Völker dort Kriegsgefangene hingaben, im Tausch gegen Elfenbein und andere Landeserzeugnisse abzulassen, und so den Sklavenhandel im Keime zu ersticken, als ihn erst dann unterdrücken zu wollen, wenn er grössere Ausdehnung gewonnen hätte. Doch war das nicht anders möglich als durch Anlegung einer Handelsstrasse von der Küste nach dem Inneren. Und nun, wie immer, wenn es sich um die Ausführung eines schwierigen Werkes handelte, das der Sache des Christentums und der Kultur Dienste zu leisten versprach, gabs für Livingstone auf die Frage: „Aber wer solls thun?“ nur die Eine Antwort: „Ich wills thun.“ Ich will einen Weg aus dem Herzen Afrika's nach der West- oder Ostküste des Erdteils suchen, auf dem friedlicher Handel, aber auch die Boten des Friedens, die Träger christlicher Wahrheit und Kultur ins Land ziehen können.

Aber Frau und Kinder konnte er bei diesem Unternehmen nicht bei sich haben. Er beschloss, sie derweilen nach England zu senden, da sie in Kolobeng der Buren wegen, in Kuruman oder Kapstadt aus anderen Gründen nicht bleiben konnten, für die ältesten Kinder auch die Zeit gekommen war, da sie europäischen Schulen anvertraut werden mussten. Er selbst brauchte mancherlei zu seiner Ausrüstung und musste sich mit der Missionsdirektion in Verbindung setzen und von ihr die Billigung seines Planes zu erlangen suchen. Deshalb trat die Reisegesellschaft am 13. August 1851 die Rückreise an und erreichte ohne weitere Zwischenfälle Kolobeng, Kuruman und Kapstadt.





# Beiblatt

## zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

*M.* 5.

November.

1902.

### David Livingstone.

Der Pfadfinder der Mission im Inneren Afrikas.

Von P. Johannes Chieme in Steuden.

4.

Mit den Makololo quer durch Afrika.

Am 23. April 1852 trat Frau Livingstone mit den Kindern die Heimreise an. Innige Briefe ihres Mannes an sie aus der nächsten Zeit bezeugen, wie schmerzlich er sie vermisste und wie grundlos der Vorwurf war, der ihm damals gemacht wurde: er habe, in seine überspannten Pläne verrannt, kein Herz für seine Familie gehabt. Vielmehr war er so fest überzeugt, dass es seine Bestimmung und seine Pflicht sei, zu gehen und im Innern Afrikas der Mission Bahn zu machen, dass er seines eigenen Herzens Wünsche dafür zu opfern keinen Augenblick sich bedachte, obwohl ihm der Abschied von Weib und Kind ein wirkliches Opfer war. So schreibt er im ersten Briefe nach der Seinen Abreise:

„Meine teuerste Marie! Wie sehr vermisse ich Dich und die lieben Kinder! Unablässig sehnt sich mein Herz nach Euch . . . . . Lass uns unsere Pflicht gegen unseren Heiland thun und wir werden uns wiedersehen . . . . . Ich spreche nie alle meine Gefühle aus, aber ich kann in Wahrheit sagen, Du meine Treueste, dass ich Dich liebte, als ich Dich heiratete, und dass ich Dich heisser liebte, je länger ich mit Dir lebte . . . . . Lass uns unsere Pflicht gegen Christum erfüllen und er wird uns mit Ehren durch die Welt bringen.“

Auch fühlte er wohl, dass sein jetziges Unternehmen über den Rahmen hinausging, den man gewohnheitsmässig dem Missionswirken gab, dass er hinfort den Menschen mehr als Forschungsreisender, denn als Missionar erscheinen würde. Nichtsdestoweniger war er innerlich ganz gewiss, gerade so seinen Missionarsberuf zu erfüllen. Was er etliche Jahre zuvor seinem Vater geschrieben: „Ich bin ein Missionar mit



Leib und Seele. Gott hat einen einzigen Sohn und Er wurde Missionar und Arzt. Ich bin eine arme, arme Nachahmung von Ihm oder wünsche es zu sein. In diesem Dienste hoffe ich zu leben, in ihm wünsche ich zu sterben," das galt auch jetzt noch, ja gerade jetzt.

Und seine Vorgesetzten, die Londoner Missionsdirektoren, billigten sein Vorhaben und bezeugten so, dass er mit der in dem entscheidenden Brief an sie ausgesprochenen Voraussetzung recht hatte, „sie würden so lebendig wie er wünschen, dass die ganze Welt — das „ganze“ betont — der Ehre des Herrn voll werde.“

So trat er am 7. Juni die Reise ins Innere des dunklen Erdteils an. Ende August erreichte er Kuruman. Hier durch einen Radbruch aufgehalten, bekam er die Nachricht, dass Kolobeng von den Buren völlig ausgeplündert und verwüstet war. Sie hatten Setschele verboten, Händler nach Norden hin durchzulassen, und als er sich dessen weigerte, ihn und die benachbarten Stämme der Bangwakatse und Bakathla mit Krieg überzogen. Es kam in der Nähe Kolobengs zum Gefecht, in dem sich die Bakuena tapfer wehrten und 35 Buren töteten. Darüber wütend, waren diese über die Station Livingstones, dem sie die Versorgung der Bakuena mit Gewehren schuld gaben, hergefallen, hatten sein Haus ausgeplündert, das meiste von seinem Eigentum fortgeführt, seine Bücher zerrissen umhergestreut und selbst alle Flaschen mit Medizin zerschlagen. Livingstone fand darin eine Bestätigung seiner Ansicht über die Missions- und Kulturfeindschaft der Buren und hielt mit seiner Entrüstung nicht hinterm Berge, sah aber in dem Vorgang zugleich einen neuen Fingerzeig Gottes, der ihn in die ausserhalb ihrer Machtsphäre liegenden nördliche Länder wies. Freilich wurden ihm durch das Vorgehen der Buren auch neue Schwierigkeiten bereitet. Das ganze Betschuanaland war in hoher Erregung, und viele Schwarzen wagten aus Furcht vor den Buren nicht, ihn in Sebituane's Land zu begleiten. Er musste, um nur Führer für seinen Wagen zu bekommen und den ihm etwa auflauernden Buren auszuweichen, eine mehr westliche Reisroute einschlagen. Auf dieser aber, obwohl sie ihn tief in die Kalahariwüste hineinführte, gelangte er doch schnell und glücklich nach Linyanti, der Hauptstadt der Makololo. Dort war unterdessen ein Wechsel in der Regierung eingetreten. An Stelle Mamochisane's, der Tochter Sebituane's, war deren junger Bruder Sekeletu Häuptling geworden. Dieser nahm Livingstone mit derselben Freundlichkeit auf wie sein Vater. Er zeigte auch Aufmerksamkeit für die Predigt des

Evangeliums, obwohl er fürchtete, wenn er zuviel davon höre, würde er wie Setschele werden und alle seine Weiber entlassen. Auch im Volke gabs willige Zuhörer. Das benutzte der Missionar fleissig. An jedem Sonntage predigte er zweimal, indem er besonders den Heilsplan der Erlösung, die Güte Gottes in der Hingabe seines Sohnes in den Tod, die Bekräftigung seiner Sendung durch Wunder, das jüngste Gericht oder das zukünftige Leben, das Übel der Sünde und Gottes Gebote dagegen erklärte. Im Übrigen pflegte Livingstone auch hier den sonntäglichen Gottesdienst möglichst den feierlichen Formen der Kirche von England anzupassen und fand, dass diese eines gewissen Eindruckes auf die Zuhörer nicht verfehlten. Freilich, dass er damit doch nur vorbereitende Arbeit thue, dessen war er sich bewusst. Seine Hauptaufgabe sah er doch immer in der Erkundung des Landes und im Auffinden eines geeigneten Platzes für eine zukünftige Zentralstation im Lande, sowie in der Eröffnung eines Weges nach der Küste. Sekeletu unterstützte ihn dabei, und begleitete ihn selbst den Sambesi aufwärts fast bis an die Grenze seines Gebietes. Auf diesem Zuge eröffneten sich Livingstone tiefe Blicke in die dunkle Nacht des Heidentums. Er wurde Zeuge furchtbarer Grausamkeiten, und obwohl alle, mit denen er zusammenkam, der Häuptling an der Spitze, gütig und aufmerksam gegen ihn waren, erschien ihm doch das Tanzen, Schreien und Singen, das Scherzen, Brummen und Zanken, das Totschlagen dieser Naturkinder eine schlimmere Prüfung als alles, was ihm das Leben als Missionar bis jetzt auferlegt hatte. Dazu kam, dass er, je weiter er nach Nordwesten vordrang, desto mehr Spuren der verwüstenden Wirkungen des Sklavenhandels fand. Dagegen einen gesunden Ort zur Niederlassung fand er nicht, musste vielmehr die Fiebernatur des Landes an sich selbst erfahren. Nie zuvor hatte er so an Fieber gelitten. Das blieb auch so auf der Reise nach der Westküste. Nicht weniger als 31 Anfälle an Wechselfieber hatte er auf derselben zu bestehen. Sie war überhaupt eine der schwierigsten und gefährlichsten, die je in Afrika gemacht sind. Seine Ausrüstung war überaus mangelhaft. Nur 27 Leute verschiedener, an jenem Abschnitt des Sambesi wohnhafter Stämme, gewöhnlich mit dem Gesamtnamen Makololo bezeichnet, begleiteten ihn. Um sie so wenig als möglich zu belasten, nahm er nur das Allernotwendigste an Nahrungsmitteln und Kleidung mit. Drei Musketen für seine Leute, eine Büchse und eine doppel-läufige Flinte für ihn selbst machten die ganze Bewaffnung der Reise-

gesellschaft aus. Vor allem aber war er nur mit einem sehr geringen Vorrat von Tauschwaren für den Einkauf von Lebensmitteln versehen; 3 von Sekeletu geschenkte Elefantenzähne und 20 Pfund Perlen war alles.

Und nun führte ihn sein Weg erst den Sambesi entlang, dann einen linken Nebenfluss desselben, den Leeba hinauf und weiter in nordwestlicher Richtung durch das Gebiet überaus habgieriger Häuptlinge und Stämme, die für die Lieferung von Nahrungsmitteln hohe Bezahlung verlangten und ihm oft nicht einmal den Durchzug gestatten wollten, wenn er ihnen nicht einen Ochsen, eine Flinte oder einen Mann gäbe. Da gab es mit ihnen lange Unterhandlungen, die Livingstone vom Fieber geschüttelt führen musste. Dazu waren seine Makololo zwar „die besten, die ihn je begleitet,“ aber furchtsam und durch die Drohungen jedes unverschämten Häuptlings leicht eingeschüchtert.

Aber da zeigte sich ihnen und den Einwohnern der durchreisten Länder gegenüber seine wunderbare Gabe mit den Eingeborenen zu verkehren. Jene fesselte er an sich durch sein freundliches, aufrichtiges Wesen und durch seine Gewohnheit, sie immer als vernünftige Wesen zu behandeln. Niemals wendete er Zwang gegen sie an, niemals schlug er einen. Vielmehr beriet er sich mit ihnen, liess auch sie zu Worte kommen, ging auf ihre Meinung ein. Zugleich erzog er sie durch die klare Bestimmtheit, mit der er Unrecht nicht duldete, und durch herzliche Worte liebevoller Mahnung wirkte er ihren Schwächen und Fehlern entgegen. Vor allem aber wusste er ihnen ein festes Vertrauen zu seinem guten Willen einzuflöszen durch die Treue, mit der er für ihre Bedürfnisse sorgte und über ihr Leben wachte. Es ist ihm eine der grössten Freuden gewesen, dass er nicht einen einzigen der 27 auf der Reise verloren hat. Aber dass das gelingen konnte: wie sorgsam muss er sie bei ihren Fieberanfällen gepflegt und sie davor bewahrt haben, sich unnötiger Gefahr auszusetzen. Durch alles das erreichte er es, dass sie aufs willigste ihm folgten, intellektuell und sittlich gehoben wurden, und hatte seine Freude daran, selbst zu sehen und anderen zu zeigen, was aus dem verachteten Schwarzen zu machen ist, wenn man ihn richtig behandelt. Den Bewohnern der durchwanderten Länder gegenüber bewahrte er eine unermüdliche Geduld, Ruhe und Unerschrockenheit, hatte eine adlige Art, dass er nichts sich schenken liess, ohne einigermaßen entsprechende Gegengabe und solange er irgend die Mittel hatte, Bezahlung für alles leistete, was

er an Lebensmitteln von ihnen bedurfte. Auch passte er sich soviel als möglich ihren Landessitten an und hütete sich peinlich vor Rechtsverletzungen irgend welcher Art. Aber Unverschämten wusste er auch kraftvoll zu begegnen und durch festes Auftreten zuletzt auch die missgünstigsten Häuptlinge sich entweder geneigt zu machen oder doch in Schranken zu halten. Welch Ehrenzeugnis für ihn, dass er sein Ziel erreicht hat, ohne auch nur ein einziges Mal von der Waffe Gebrauch zu machen, besonders wenn man an das Auftreten so manches anderen Reisenden denkt, der blutige Spuren im dunkeln Erdteil hinterlassen hat.

Die Wurzel aber, aus der diese weise, so erfolgreiche Behandlung der Eingeborenen erwuchs, war seine christusähnliche Liebe zu den Kleinen, Geringen, der brennende Drang, den Menschen in Afrika zu helfen, ihnen ein Bringer des Segens zu werden, den er selbst seiner Geburt in einem christlichen Lande zu verdanken, sich gerade angesichts der Greuel und der Not des afrikanischen Heidentums besonders lebhaft bewusst wurde. Es ist nicht blos, ja nicht einmal in erster Linie der energische Mann, der praktisch tüchtige, umsichtige Reisende, es ist vor allem der Christ und Missionar Livingstone, der durch alle Fährlichkeiten und Mühsale hindurch sein Ziel erreicht. Denn wie viel dazu sein Verhalten gegen die Eingeborenen, sein missionarisches Arbeiten an ihren Seelen beigetragen hat, das ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Er hat sie nicht bekehrt im landläufigen Sinne, aber er hat ihnen vorgelebt, was ein Christ sei, und so seine Begleiter aufs innigste an sich gefesselt und seine Widersacher durch die Macht seiner Persönlichkeit überwunden.

Am 31. Mai 1854 erreichte er in St. Paul de Loanda die Westküste. Zu seiner Freude fand er dort einen Landsmann, den englischen Kommissar zur Bekämpfung des Sklavenhandels Edmund Gabriel, dem Livingstone für herzliche Aufnahme, aufmerksame Fürsorge für ihn selbst und seine Begleiter und für treue Pflege während eines langen und schmerzlichen Anfalles von Fieber und Dysenterie zeit lebens dankbar blieb. Auch half ihm Gabriels Freundschaft und Umgang über die schmerzliche Enttäuschung hinweg, dass er bei seiner Ankunft in Loanda keinen Brief aus der Heimat vorfand, noch während seines dortigen Aufenthaltes erhielt. Zwei Jahre lang war er nun schon von seiner Familie getrennt; es lässt sich denken, wie heiss er Nachricht von Weib und Kindern und überhaupt aus der Heimat er-



sehnte. Da bot sich ihm Gelegenheit selbst nach England zurückzukehren. Der Kapitän eines im Hafen liegenden englischen Kreuzers bot ihm an, ihn dorthin mitzunehmen. Aber so verlockend die Aussicht war, seine Lieben in wenigen Monaten wiederzusehen, er lehnte ab um seiner Makololo willen. Sie, die ihm bisher Treue gehalten, der Gefahr auszusetzen, dass sie seiner Führung beraubt auf dem Rückwege von feindseligen Stämmen angehalten, vergewaltigt, vielleicht getötet oder zu Sklaven gemacht, nie die Heimat wiedersähen: — er müsste nicht Livingstone gewesen sein, wenn er sich dazu entschlossen hätte, um selbst früher in seine Heimat zu gelangen. Nein, er musste sie zurückführen. Was nachher mit Recht als eine seiner grössten und edelsten Thaten gepriesen wurde, ihm wars das Allernatürlichste und ganz selbstverständlich.

Auch war die Aufgabe, die er sich gesteckt, ja nur halb gelöst. Er hatte wohl die Westküste erreicht und so einen Weg erkundet, auf dem Sekeletu sein Elfenbein mit grösserem Vortheil verkaufen konnte als durch die Vermittelung der Sklavenhändler. Aber für eine am mittleren Sambesi zu beginnende Mission, die ihm noch immer als letztes Ziel seiner Mühen vorschwebte, war dieser Weg durch Fiebergegenden und das Gebiet feindseliger Stämme hindurch doch eine zu unsichere und zu lange Verbindungslinie nach der Küste. Vielleicht ermöglichte eine kürzere und bessere der grosse Strom selbst nach seiner Mündung hin. Es galt also auch noch seinen Lauf abwärts bis zur Ostküste zu verfolgen.

So wurde am 24. September 1854 die Rückreise angetreten. Neu ausgerüstet mit Gabriels Hilfe, alle mit Musketen versehen und durch die Freigebigkeit der über die neue Handelsverbindung erfreuten portugiesischen Kauffleute reiche Geschenke für Sekeletu mit sich führend, zog die Karawane fröhlich der Heimat zu. Aber länger dauerte die Rückreise als die Hinfahrt. Heftige Regengüsse, Fieber und andere Krankheiten, die verschiedensten Widerwärtigkeiten verzögerten die Heimkehr nach Linyomti bis zum 11. September 1855. Umso grösser war die Freude, mit der die weitgereiste Schar zuhause empfangen wurde. Und hatten sie auch auf dem langen Wege, um ihr Leben zu erhalten, fast alles wieder hergeben müssen, was sie sich persönlich in Loanda durch wochenlange Hafenarbeit erworben, sie waren doch die Helden, die „bis an das Ende der Welt“ gekommen waren,

und hatten ein lebendiges Gefühl davon, dass sie diese Reise nicht umsonst gemacht, sondern etwas grosses für ihr Volk vollbracht hatten.

Und so sehr sie sich der Heimkehr freuten, — von neuem mit dem geliebten Führer auszuziehen in unbekannte Länder, waren sofort viele von ihnen bereit und infolge ihrer Erzählungen auch andere ihrer Volksgenossen. Auch an Sekeletu bewährte sich die herzegewinnende Macht von Livingstones Persönlichkeit. Er hatte in dessen Abwesenheit sich schlecht benommen, Raubzüge veranstaltet und andere Schlechtigkeiten verübt, sodass sein eigener Schwager Livingstone bat, ihn derb auszuschelten. Der Häuptling nahm aber dessen Vorhaltungen ruhig hin und blieb ihm dennoch wohlgesinnt. Als jener sich anschickte, den Sambesi abwärts zur Ostküste vorzudringen, stattete er ihn aufs freigebigste aus und gab ihm bis zu den Viktoriafällen, die Livingstone als erster Europäer sah, selbst das Geleite. Mit einer Begleitmannschaft von 114 Köpfen zog dieser dann weiter stromabwärts unter mancherlei Mühsalen und Gefahren aufs neue seinen kaltblütigen Mut, seine weise Besonnenheit und sein festes Gottvertrauen bewährend. In Tette, der ersten portugiesischen Niederlassung, auf die er stiess, liess er seine Begleiter zurück mit der Zusage, sie im nächsten Jahre wieder heimzuführen, und gelangte am 20. Mai 1856 in Quilimane an die Ostküste.

Was hatte er erreicht? Er hatte einen grossen, bis dahin völlig unbekannten Teil Innerafrikas erforscht und festgestellt, dass die Mitte des Erdteils nicht die vermutete dürre Wüste, sondern ein wasserreiches, fruchtbares, dichtbevölkertes Hochbecken war, westlich und östlich von gesunden Höhenzügen begrenzt, die für die Niederlassung von Europäern geeignet erschienen. Und in dem Sambesi glaubte er eine bis auf wenige Strecken schiffbare Wasserstrasse von der Küste her zu dem östlichen dieser gesunden Landstriche gefunden zu haben, auf der ziemlich bequem ehrlicher Handel und Mission im Verein vorgehen könnten, die Leiden Afrikas zu lindern und besonders dem schlimmsten Schaden des Landes, dem Sklavenhandel, theils zuvorzukommen, theils entgegenzuwirken. Von der Willigkeit der Eingeborenen, Missionare und Kaufleute bei sich aufzunehmen, war er nach seinen Erfahrungen mit den Makololo überzeugt. Es galt nun in der Heimat für die Inangriffnahme eines derartigen Unternehmens zu werben und zu wirken.

### 5. Neue Arbeit daheim und draussen.

Über Mauritius erreichte Livingstone am 9. Dezember 1856 die Heimat, von allen Seiten und den verschiedensten Menschen mit grossem Interesse erwartet und mit ihm selbst ganz unerwarteten Ehrenerweisungen begrüsst. Und sofort begann für ihn eine Zeit neuer, ungewohnter Arbeit für Afrika. Kaum dass er Weib und Kinder nach so langer Trennung begrüsst hatte, musste er auf den verschiedensten ihm zu Ehren veranstalteten Versammlungen erscheinen. Überall wurden da seine Verdienste um die geographische Erschliessung Afrikas gepriesen, von den hervorragenden Autoritäten der Wissenschaft die Akribie seiner Beobachtungen, zumal seiner astronomischen Ortsbestimmungen gerühmt, vor allem seine Treue gegen die Makololo, dass er sie von Loanda in ihre Heimat zurückgeführt und nicht die Gelegenheit zur Heimreise benutzt habe, bewundert.

Einem andern hätten all die Ehrungen und Lobeserhebungen an seiner Seele schaden können, — Livingstones Bescheidenheit bewahrten ihn durchaus davor. Ja es war ihm peinlich, sich so feiern zu lassen. Wohl aber freute er sich um der Sache willen, die ihm am Herzen lag, des Gewichtes, das seine Ansicht und sein Wort erlangt hatte, und sah in all den Versammlungen, auf denen er reden musste, ebenso- viele Gelegenheiten, die Herzen für Afrika und seine Völker zu erwärmen, der Sache der Mission und Zivilisation Förderer und Arbeiter zu gewinnen. Beendet werde sein Unternehmen erst sein nach Abschaffung des Sklavenhandels und nach der Erschliessung des dunklen Erdtheiles für den Handel und das Christentum, sagte er gleich in der ersten Versammlung der geographischen Gesellschaft, in der ihm die ihm für seine bisherigen Arbeiten zuerkannte goldene Medaille dieser Körperschaft überreicht wurde. Und ob er seiner Missionsgesellschaft Bericht erstattet, oder vor der Handelskammer zu Manchester redet, ob er den Baumwollenspinnern Schottlands auf eine Begrüssungsadresse antwortet, oder zu Cambridge der Geistesaristokratie Englands einen Vortrag hält, immer kehrt der Grundgedanke in seinen Worten wieder: die geographische That ist und darf nur sein der Anfang des Missions-Unternehmens.

Auch sein Buch „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika,“ dessen Abfassung ihm einen guten Teil des Jahres 1857 kostete und seiner thatfreudigen Natur eine ziemliche Geduldsprobe war, sollte diesem Ziele, Herzen für Afrikas Evangelisierung und Zivilisierung zu

gewinnen, dienen. Es sollte sich „nicht so sehr mit dem beschäftigen, was bereits geschehen sei, als vielmehr mit dem, was noch zu leisten übrig bleibe.“

Und sein Wirken für Afrika in der Heimat war nicht vergeblich. Sein Buch fand reissenden Absatz, und Männer aller Richtungen, Gelehrte, Kaufleute, Menschenfreunde, Diener der Krone, fingen gleicherweise an sich aufs angelegentlichste für Afrika zu interessieren. Die Handelswelt begriff, dass Afrikas Innere, — nicht eine weite Sandwüste, wie man bisher geglaubt, sondern ein reiches, fruchtbares Land, — ein weites Gebiet für gewinnbringende Unternehmungen bot. Die Menschenfreunde wurden durch seine Berichte von neuem auf die verheerenden Wirkungen des Sklavenhandels und die auch an der Ostküste wie im Westen notwendige Bekämpfung desselben hingewiesen und lernten die schwarze Rasse in einem anderen Lichte sehen, als das war, welches die Grausamkeiten der Kaffernkriege auf sie geworfen hatten. Er zeigte ihnen, dass die Neger des Innern, richtig geleitet und gut behandelt, verständig und gesellig, voll Achtung für den weissen Mann, in den meisten Fällen bereit seien, ihn bei sich aufzunehmen. Und eben diese Erfahrungen Livingstones musste auch der Mission ein neuer Sporn werden, tiefer ins Innere Afrikas einzudringen, zu dem er überdies Zugänge von Süd und West und Ost her aufgedeckt hatte. Wirklich wurde dadurch nicht nur die Londoner Mission bewogen, von Süden her eine Gesellschaft von Missionsarbeitern an den Sambesi zu Sekeletus Volk zu schicken, — ein Unternehmen, das etwas vorschnell begonnen, leider nahe am Ziel infolge schwerer Fiebererkrankungen der Mitglieder und des Todes des führenden Missionars Helmore und seiner Frau scheiterte, indem dadurch die übrigen Mitglieder sich zu schleuniger Umkehr bewegen liessen, — sondern Livingstones Vorträge in Dublin, Oxford und Cambridge, von denen zumal der letztere in einen feurigen Aufruf an die gebildete Jugend Englands auslief: die besten Kräfte in den Dienst der grössten Sache zu stellen, — gab auch den Anstoss zur Gründung der Universitäten-Mission und zu deren erster, freilich so unglücklich verlaufenen Expedition nach dem Schirehochlande.

Insonderheit aber strömte ihm von allen Seiten Interesse und werththätige Hilfe für das zu, was er selbst nun weiter plante. Über diese Pläne sagt er in eben jener Rede zu Cambridge:

„Ich für mein Theil beabsichtige als Missionar auszugehen. Mein Ziel in



Afrika ist nicht blos die Erhebung des Menschen, sondern eine solche Erschliessung des Landes, dass der Mensch die Notwendigkeit der Errettung seiner Seele einsehen möge. Ich habe vor, auf meiner nächsten Expedition den Sambesi zu besuchen, die verschiedenen Häuptlinge an seinen Ufern miteinander auszusöhnen und sie zu veranlassen, Baumwolle zu bauen und den Sklavenhandel aufzugeben; sie treiben bereits Handel mit Elfenbein und Goldstaub und verlangen danach, ihren Handel auszudehnen. So ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, ihre Interessen mit den unsrigen zu verbinden, und das Resultat wird die Erhebung Afrikas sein.“

In seinem Sinne sollte auch das neue Unternehmen ein Missionswerk sein. Aber die Art, in der er zu arbeiten gedachte, sein Plan einer Verbindung von Mission und Handel, und — wie wir sehen werden, — eventuell auch Kolonisation, lag doch zu weit ab von der bisherigen Ansicht von Missionsarbeit und Missionsbetrieb, als dass er bei seiner zarten Gewissenhaftigkeit noch länger hätte Gehalt von der Londoner Gesellschaft beziehen und diese dem Vorwurf von seiten ihrer beiträgenden Mitglieder aussetzen mögen, sie weiche von den eigentlichen Zwecken einer Missionsgesellschaft ab. Er löste daher sein Verhältnis zu ihr, und die für sein neues Unternehmen interessierten einflussreichen Kreise erwirkten ihm dafür die Unterstützung der Regierung und ein von Lord Clarendon, dem Sekretär des auswärtigen Amtes, unterzeichnetes förmliches Patent, das ihn zum Konsul Ihrer Majestät zu Quilimane für die Ostküste und die unabhängigen Gebiete im Innern, sowie zum Chef einer Forschungsexpedition in Ost- und Zentralafrika ernannte.

So brach er am 10. März 1858 von neuem nach Afrika auf. Als Mitglieder der wohlausgestatteten, sogar mit einem für den Sambesi und seine Nebenflüsse bestimmten kleinen Dampfer versehenen Expedition begleiteten ihn eine Anzahl Männer der verschiedensten Berufsarten, unter ihnen sein Bruder Charles. Auch Frau Livingstone mit dem jüngsten Sohne Oswell ging mit hinaus, musste aber aus verschiedenen Gründen vorerst in der Kapstadt zurückbleiben und zu ihren Eltern nach Kuruman gehen.

Am Sambesi angekommen fand die Expedition die von den Portugiesen bisher verheimlichte Kongonemündung desselben für die Schifffahrt sehr günstig und erwählte sie zum Stützpunkt für weitere Unternehmungen. Diese aber wurden bald auf mancherlei Weise erschwert. Zwischen dem Schiffsoffizier, der den mitgeführten Flussdampfer leiten sollte, und Livingstone kam es zu einem Zerwürfnis, infolge dessen derselbe seine Entlassung nahm. Mit gewohnter Ent-

schlossenheit und Energie übernahm Livingstone selber neben seinen übrigen Pflichten den Befehl über das Schiff. Hätte dieses nur selbst den gehegten Erwartungen mehr entsprochen. Aber es erwies sich sehr wenig tauglich, verbrauchte ungeheure Lasten von Feuerungsmaterial, und trotzdem leistete seine Maschine nichts rechtes. Dazu stellte es sich jetzt heraus, dass der Wasserstand des Sambesi stark wechselte, und sein Bett sich bei jedem Hochwasser veränderte. Bei niedrigem Wasser war es schwierig, für das Schiff eine sichere Fahrrinne zu finden und inne zu halten. Auch blieben Fieberanfälle, unter den Mitgliedern der Expedition nicht aus, und über das alles musste Livingstone die Erfahrung machen, dass die portugiesischen Lokalgewalten trotz aller persönlichen Liebenswürdigkeit einiger Offiziere und Beamten und entgegen den wohlwollenden Zusicherungen ihrer heimischen Regierung im Geheimen ihm auf alle Weise entgegenarbeiteten, weil sie fast alle am Sklavenhandel beteiligt waren. Doch alle diese Hindernisse wurden unter der anfeuernden Macht seiner Persönlichkeit mit Tapferkeit und Thatkraft überwunden, und die wertvollsten und folgenreichsten Entdeckungen gemacht.

Der Rest des Jahres 1858 wurde zur Untersuchung des Sambesi bis zu den etliche Meilen oberhalb Tette's liegenden Kebrabassastromschnellen verwendet. Dabei wurde der Doktor in Tette von seinen zurückgelassenen Makololo aufs freudigste begrüßt. Oft waren sie von den Tetteleuten verspottet worden: euer Engländer wird nicht zurückkehren. Und nun kam er doch und hielt sein Versprechen. Das verstärkte nicht nur seinen Einfluss auf sie selbst, sondern gab seinem Namen weithin unter den Eingeborenen einen guten Klang.

Da sie aber inzwischen ihren Lebensunterhalt in Tette gefunden hatten, war er nicht genötigt, sie sofort in ihre Heimat zurückzuführen, konnte vielmehr das folgende Jahr zu einer gründlichen Erforschung des Schire benutzen, die die wichtigsten Ergebnisse hatte. Auf drei Reisen diesen Fluss hinauf, deren letzte zur Entdeckung des Njassasees führte, öffnete er ein weites Gebiet, das bisher von den Portugiesen noch nicht besetzt für Handels- und Missionsunternehmungen, ja für eine englische Ansiedlung ihm sehr geeignet erschien. Denn der Schire war bis zu den Murchisonfällen mit einem flachgehenden Dampfer wohl befahrbar, und oberhalb dieses nicht allzuschwer zu umgehenden Hindernisses bildeten Fluss und See einen bequemen Zugang zu dem Herzen des dunklen Erdtheiles. Ein dorthin geschaffter Dampfer

musste ein mächtiges Mittel zur Erschliessung Innerafrikas und zur Bekämpfung des Sklavenhandels werden, dessen Karawanenwege, wie die Expedition fand, von Norden und Nordwesten her teils über den Njassa selbst, teils an dessen Südspitze vorbei der Ostküste zuführten. Dazu war das Schirethal selbst wohl eng, heiss und ungesund, aber über dasselbe erhob sich nach Osten hin ein in Terrassen aufsteigendes Land bis zur Höhe von 3000 Fuss, das für weisse Ansiedler gesund erschien. Auch fand sich dort fruchtbares Land in Menge, und die dasselbe bewohnenden Mangandja, ein fleissiges, tüchtiges Volk, das sich bisher der portugiesischen Sklavenhändler mit Erfolg erwehrt hatte, kam nach anfänglichem Misstrauen der Expedition freundlich entgegen, als man ihnen erklärte, dass die Mitglieder nicht Portugiesen, sondern Engländer seien, die den Sklavenhandel verabscheuten.

Das alles in betracht ziehend überzeugte sich Livingstone immer mehr, dass in diesem Gebirgslande des Schirethales der passendste Platz für Handels- und Missionsstationen gefunden und damit ein Ziel der Expedition erreicht sei. Und da kam er auf einen Gedanken zurück, den er schon im Anfange seiner südafrikanischen Wirksamkeit gehegt und ausgesprochen hatte, nämlich, dass durch Ansiedlung christlich gesinnter Kolonisten das Christentum erfolgreicher und schneller ausgebreitet werden möchte, als durch die berufsmässige Arbeit von Missionaren. Damals dachte seine Familie an Auswanderung nach Amerika. Livingstone rät dazu und schreibt seinem Vater: „Die Welt gehört uns, Unser Vater erschuf sie, damit sie bewohnt werde, und viele sollen hin- und herwandern, und das Wissen soll Verbreitung finden, welches mehr durch Auswanderung als durch Missionare geschehen wird.“ Auch hebt er schon damals die Bedeutung der Klöster als Zivilisationsheerde für die Ausbreitung des Christentums im Mittelalter hervor und wünscht etwas ähnliches für unsere Zeit. Nun schien ihm in der Hochlandsregion des Schirethales der Ort für die Ausführung solcher Pläne gefunden zu sein.

In dieser Region, schreibt er, könnten sich Engländer einer guten Gesundheit erfreuen und auch von wesentlichem Nutzen dadurch sein, dass sie die Menge fleissiger Einwohner zum Anbau von Baumwolle, Mais, Zucker und anderer schätzbaren Produkte und zum Austausch mit europäischen Erzeugnissen anleiteten und sie zugleich durch Lehre und Beispiel die grossen Wahrheiten unserer heiligen Religion lehrten. Mit jedem Tag wird in mir die Überzeugung stärker, dass englische Kolonisierung eine wesentliche Bedingung ist, wenn wir einen grossen Erfolg haben sollen . . . Ich möchte wissen, warum wir nicht das alte Klostersystem ohne Eölibat haben könnten.“

Er war bereit, aus eigenen Mitteln 2—3000 Pfund beizusteuern, wenn 20—30 schottische Familien sich entschlossen, versuchsweise herauszukommen.

In England würdigte man aber besser als Livingstone die Schwierigkeiten, die das Klima, die portugiesische Beherrschung des unteren Sambesi u. a. m. einer englischen Ansiedlung im Schirehochland bereiten musste, und ging nicht auf seinen Plan ein. Es war auch ein Irrtum, von solch enger Verbindung mit Kolonisation für die Missionsarbeit Vorteile zu erwarten. Mannigfaltige Erfahrungen auf den verschiedensten Missionsfeldern beweisen das Gegenteil.<sup>1)</sup>

Inzwischen hatte die Universitätenmission einen ganz ähnlichen Plan gefasst. Sie wollte eine Arbeit im Innern Afrikas beginnen und auch mit der Missionsthätigkeit Handel und Industrie verbinden. Mit grosser Freude hörte Livingstone davon und empfahl sofort den oberen Schire als geeignetes Feld.

Er stand damals im begriff, die Makololo, soviele ihrer dazu geneigt waren, nach Hause zu bringen. Das führte er aus, wurde von Sekeletu und seinem Volke mit der alten Freundlichkeit aufgenommen, erfuhr aber auch das traurige Ende der Expedition, die während seiner Abwesenheit die Londoner Missions-Gesellschaft nach Linyanti gesandt hatte, und erquickte sich daran, „wieder jeden Abend mit den Makololo niederzusitzen und ihnen von dem zu erzählen, der vom Himmel zur Rettung der Sünder herniederkam.“ Denn noch immer war er mit ganzer Seele Missionar und „des Entdeckens müde, wenn keine Frucht darauf folgte.“ Dann eilte er nach dem Kongone hinab, um in der Nähe zu sein, wenn die Mitglieder der Universitäten-Mission ankämen, und bei dem Unternehmen nach Kräften zu helfen, von dem er diese Frucht erhoffte.

Aber traurig fand er das Land verödet, als er nach einer kurzen, ergebnislosen Untersuchung, ob man auf dem Nowuma zum Njassa hinaufgelangen und so das portugiesische Gebiet vermeiden könne, in seinem neuen besseren Dampfer „Pionier,“ den ihm die Regierung soeben herausgeschickt hatte, den Bischof Mackenzie und seine Begleiter den Schire hinaufbrachte. Indem sie sich als „des Doktors Kinder“ einführten, waren die Portugiesen auf seinen Spuren in das Thal gedrungen, und hatten auch hierher den verruchten Sklavenhandel ge-

1) Siehe Missionsrundschaу i. d. H. M. Z. 1902, 289 ff.



tragen. Die kriegerischen Hjava im Südosten des Njassa hatten sie auf die Mangandja gehezt und kauften ihnen die im Kampfe gemachten Gefangenen ab. Überall auf dem Wege vom Flusse zum Hochlande stiessen Livingstone und seine Begleiter auf verwüstete Fluren und verbrannte Dörfer voll Leichen der Erschlagenen und hörten von ferne die Klagen der Verwundeten und Gefangenen vermischt mit dem Siegesgeheul der Hjava. Einen Trupp Sklaven konnte man befreien, weil beim Herannahen der Weissen ihre Treiber die Flucht ergriffen. Dann aber kam es zu einem kriegerischen Zusammenstoss mit den Hjava, als man mit ihnen verhandeln wollte, und da geschah es zum ersten und einzigen Mal, dass Livingstone gegen Eingeborene Waffen gebrauchte. Die Erregung des Augenblicks und die besonderen Umstände rissen ihn fort. Aber als nun der Bischof von Magomero aus, wo er sich niedergelassen hatte, weiterhin mit den Waffen für die gejagten Mangandja eintrat und seiner jungen Mission in Massen befreiter Sklaven eine schwere Last auflud, missbilligte Livingstone das entschieden und sah schwere Konflikte voraus, zumal ihm auch sonst die Unerfahrenheit der Missionare und ihr immer mehr zu Tage tretender Mangel an Geschick im Verkehr mit den Eingeborenen ernste Besorgnis einflösste.

Diese erwies sich in der Folgezeit nur allzu begründet. Denn während Livingstone mit seinem Bruder eine Bootsfahrt zur genaueren Erforschung des Njassa machte und dann zur Sambesimündung hinabging, um allerlei Vorräte und das von ihm für den oberen Schire und den See auf eigene Kosten angeschaffte Schiff, die Lady Njassa, sowie neu angekommene Mitglieder der Missionsgesellschaft heraufzuholen, empfing das Werk auf dem Schirehochlande den Todesstoss, teils infolge jener von Livingstone beklagten Unerfahrenheit der Missionare und falschen Politik des Bischofs, teils durch widrige Zufälle, die den Tod Mackenzies und mehrere seiner Gefährten am Fieber gerade da zur Folge hatten, als Verstärkung für sie herannahte.

Ein schwerer Schlag für Livingstone und die ganze Expedition, der er vorstand. Zum ersten Mal schienen seine Missionspläne, von denen er sich soviel für Afrika versprach, Wirklichkeit werden zu sollen, da scheiterte alles in kaum Jahresfrist. Und zum Überflus wurde von solchen, die ihm Dank schuldig waren, versucht, ihm die Schuld an dem Unglück aufzubürden, als hätte er angeraten, wovon er doch vielmehr abgeraten hatte. Aber entmutigt wurde er dadurch nicht,

sondern: „Ich werde von meiner Arbeit kein Haar breit ablassen, so lange ich am Leben bleibe,“ schreibt er an den Bischof der Kapstadt, als er Makenzies Tod ihm berichtet. Und dass es dessen Nachfolger Tozer an Mut fehlte, das Werk im Innern fortzusetzen, reisst ihn, den in seinem Urtheile über andere sonst so milden Mann, zu dem bitteren Spott fort:

„Was für eine Mission das sein würde, wenn es keine Schwierigkeiten gäbe! Nichts als in Pantoffeln herumzuspazieren, die von bewundernden jungen Damen gemacht wurden. Ha! das passte mir nicht. Es würde mich gewiss grämlich machen; allein es giebt vielerlei Geschmack in der Welt.“

Zu dieser herben Enttäuschung kam in derselben Zeit das Schwerste hinzu, was ihn in seinem persönlichen Leben treffen konnte. Mit demselben Schiff, das die „Lady Njassa“ brachte, war auch seine Frau angekommen, um ihm wie früher in Kolobeng und am Njami-see bei seinem Werke eine Gehilfin zu sein. Und sie starb zu Schupanga am Fieber, nachdem die Gatten nach so langer Trennung kaum 3 Monate wieder vereinigt waren am 27. April 1862. Wie tief sein Schmerz ging, zeigt am besten das Wort in seinem Tagebuche: „Meine teure, teure Maria ist heute schon 14 Tage im Himmel — ausser dem Leibe wallend, daheim bei dem Herrn. Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich bereit zu sterben.“ Aber mit bewundernswerter Spannkraft richtete er auch aus dieser Tiefe der Trübsal sich auf, seine Pflicht zu thun und sein Werk fortzusetzen.

Nachdem er die „Lady Njassa“ vom Stapel gelassen, machte er sich im Herbst desselben Jahres zu einer nochmaligen Untersuchung des Nowuma auf. Sie verlief wiederum erfolglos. So brachte er sein Schiff nach den Murchisonfällen, um es in Stücken an diesen vorbei zum oberen Schire hinauftragen zu lassen. Da erreichte ihn der Befehl seiner Regierung, der die Expedition zurückrief, weil sie die Zwecke für die sie ausgerüstet worden, nicht erreicht und sich viel kostspieliger erwiesen habe, als man ursprünglich erwartet. So enttäuscht Livingstone war, musste er diese Gründe doch anerkennen. Der offene und geheime Widerstand der Portugiesen hatte in der That das klug geplante und mit zäher Ausdauer ins Werk gesetzte Unternehmen um fast alle Frucht gebracht. Noch nutzte er die Zeit bis zum Eintritt des Hochwassers, das für die Chalfahrt des Expeditionsschiffes notwendig war, zu einer genaueren Untersuchung des westlichen Seeufers bis zum Loangwa hin, dann führte er seine beiden Schiffe

an die Sambesimündung hinab. Unterwegs nahm er noch einige Glieder der verunglückten Mission und eine Anzahl durch diese befreiter Sklaven mit, um sie nicht von neuem in der Sklavenjäger Hände fallen zu lassen. Es dünkte ihn für den englischen Namen und das Andenken des Bischof Mackenzie entehrend, wenn das hätte das Ende ihrer Befreiung sein sollen.

Nachdem er mit den zur Zurückführung der Expedition nach den Kongone geschickten englischen Kriegsschiffen alles geordnet hatte, segelte er in der „Lady Njassa“ nach Sansibar und von da in einer abenteuerlichen Fahrt nach Bombay, wo er aus dem Verkauf seines Schiffes mehr zu lösen hoffte, als ihm in Sansibar geboten war. Am 23. Juli 1864 erreichte er von Indien her die Heimat.

## 6, Die letzten Gänge für Afrika.

Livingstones Empfang in England war diesmal viel weniger enthusiastisch, als da er von seiner Durchquerung Afrikas heimkehrte. Das Scheitern der Missionsunternehmung und die ungerechten Angriffe, die er darob erfahren, warfen einen Schatten auf alles, was er und seine Gefährten an geographischen Entdeckungen und wissenschaftlichen Forschungen geleistet hatten. Der Hauptzweck der Expedition war jedenfalls nicht erreicht. Auch Livingstone selbst trug daran wie an einer schweren Last, und sein Bericht über die Expedition, der im Herbst 1865 unter dem Titel „Neue Missionsreisen in Südafrika“ erschien, wurde zu einer scharfen Anklageschrift wider die eigentlichen Schuldigen, die Portugiesen, die mit ihrer schamlosen Begünstigung des Sklavenhandels sich an Afrika versündigten und das Land, das die Expedition ehrlichem Handel zu erschliessen versucht hatte, vielmehr zu verschliessen trachteten, um ungestört ihrem schändlichen Gewerbe nachzugehen und ihr faules, sittenloses Leben weiterführen zu können. Und mit einer Art edlen Trotzes beschloss er bei sich, trotz ihrer den dunklen Erdteil doch der Mission und Civilisation zu öffnen und an seinem Teile die Pestbeule Afrikas, die Sklaverei, aufdecken und ausschneiden zu helfen.

In dieser Stimmung trifft ihn das durch seinen Freund Murchison, ihren Präsidenten, vermittelte Anerbieten der geographischen Gesellschaft, in ihrem Auftrag das grosse Problem Innerafrikas zu lösen, die Wasserscheide zwischen Nil, Kongo und Sambesi zu erforschen. Sofort erwägt er, wie sich diese ihm gestellte Aufgabe mit seinen eigenen

Plänen vereinigen lasse, und nimmt das Anerbieten nur unter der Bedingung an, dass er nicht in erster Linie als Geograph hinausgehe, sondern als Missionar, der Geographie nebenhertreibe. Nur dann könne er das Gefühl haben, auf dem Wege zu sein, der für ihn Pflicht sei. „Meine Neigung geht vor allem dahin,“ sagt er, „mit den Leuten zu verkehren und soviel als durch Gespräche geschehen kann, sie über den Sklavenhandel aufzuklären und ihnen einige Begriffe von unserer Religion beizubringen.“

Also auch auf seiner letzten Reise ist der Missionar in ihm nicht in dem Entdeckungsreisenden untergegangen. Das hat er auch dadurch bethätigt, dass er wie auf allen frühern Reisen, so auch auf dieser seinen eingebornen Begleitern sonntäglich Gottesdienst hielt und jede Gelegenheit benutzte, mit ihnen und den Einwohnern der Länder, durch die ihn sein Weg führte, über religiöse Dinge zu sprechen.

Im August 1865 brach er auf und begab sich über Bombay und Sansibar an den Rowuma, um ausserhalb des portugiesischen Gebietes ins Innere einzudringen mit dem Gebet im Herzen, „dass er Einfluss auf die Heiden erlange und dass sein Verkehr mit ihnen gesegnet sei.“

Nun beginnen für ihn Jahre unsäglicher Mühsale und Entbehnungen, herzerschütternder Einblicke in das Elend Afrikas, immer neuer Hoffnungen auf endliche Erreichung seiner Ziele und ebensovieler Enttäuschungen. Schon auf dem Wege zum Njassa zeigen sich die Sepoys, die er von Indien mitgebracht, völlig unbrauchbar; er schickt sie zurück. Auch seine übrigen Begleiter, zumal die von der Insel Johanna stammenden Träger machen ihm viel Not. Um das Südende des Njassa herum wandert er durch ein Feld voll Tötengebeine, das ihn den Schmerz um die gescheiterten Hoffnungen auf dem Schirehochlande erneut. Und auch jetzt wieder ist seine Reise zum See für seine Missionspläne erfolglos verlaufen, einen passenden, leicht zugänglichen Ort für eine Missions- und Handelsstation hat er zwischen der Küste und ihm nicht gefunden. So gilt's nun die geographische Frage nach der Wasserscheide zu lösen.

Wir fragen wohl: war das all der Mühe wert, war das es wert, sein Leben in die Schanze zu schlagen? Er fragt nicht so. Er hats versprochen zu gehen, bis er das Rätsel der Quellen gelöst hat, so thut er es auch. Dazu sah er ja überall Gelegenheiten vor sich, solchen, die noch nie etwas davon gehört, die Liebe Gottes in Christo zu verkündigen und Kenntnisse über Land und Leute zu sammeln, welche



späteren Missionsunternehmungen von Nutzen sein konnten. Und er hofft, indem er eine immer genauere Einsicht in den verruchten Sklavenhandel gewinnt, um so besser nachher die Wege zu seiner Bekämpfung zeigen zu können. Aber auch das geographische Problem selbst interessiert ihn. Und wenn er es löste, welches Gewicht würde dann in der ganzen Welt sein Wort gewinnen, seine Bitte: Vergesst Afrika nicht!

So zieht er weiter. Die feigen Johannaleute entlaufen ihm im Westen des Njassa aus Furcht vor den räuberischen Mazitu und verbreiten die Nachricht, er sei von diesen ermordet. Und nun verschwindet er für fast fünf Jahre im dunklen Innern des Erdteils, bis ihn Stanley im Herbst 1871 zu Udschidschi findet von allem entblösst, halb verhungert, zum Tode erschöpft durch Fieber und andere Leiden. Inzwischen hat er, von seinem Pflichtgefühl weiter und weiter getrieben, den Moerosee, den Bangweolosee, den Lualaba entdeckt, ist durch Manyuema bis nach Nyangwe vorgedrungen, hat die wertvollsten Beobachtungen gemacht und peinlich genau seinen Tagebüchern einverleibt. Aber was für Leiden an Leib und Seele hat er in dieser Zeit auch erduldet, wie oft ist er am Rande des Grabes gewesen, was für furchtbare Szenen hat er erlebt, als er zu Nyangwe, ohne es zu wissen, in das Jagdgebiet der arabischen Sklavenjäger verschlagen war.

Aber aufrecht erhalten hat ihm in alledem sein unerschütterliches Gottvertrauen, das in der schwersten Bedrängnis ihn immer wieder gestützt machte: „Es muss noch alles gut werden. Er wird sein Wort halten — der Gnädige, der voll ist von Erbarmen und Wahrheit; kein Zweifel daran.“ Ja selbst einen gewissen Humor hat er sich in diesem steten Aufblick zu Gott bewahrt; besonders in den Briefen an seine Tochter Agnes bricht er immer wieder hervor. In seinem Verkehr aber mit den Menschen, mit denen ihn sein Weg zusammen führt, und obs Sklavenhändler waren oder nichtsnutzige Träger, die ihm seine wertvollsten Vorräte verschleuderten und heimtückische Pläne gegen ihn schmiedeten, hat er stets nach der Regel gehandelt, die er schon an den Makololo erprobt und immer befolgt hat: „Es sollte nie vergessen werden, dass der Einfluss auf die Heiden nur durch geduldiges Ausbarren im Gutes thun gewonnen werden kann, und dass feines Betragen unter Barbaren so notwendig ist wie unter Civilisierten.“

Dass dieser Christ und Gentleman auf Stanley sofort den tiefsten Eindruck machte, ist sehr erklärlich. Gern hätte er ihn mit nach

Hause genommen. Aber Livingstone hielt seine Aufgabe für noch nicht ganz gelöst. Um die Wasserscheide völlig klar zu legen, wollte er noch südlich um alle Quellen herumgehen und dann erforschen, ob die Wasser des Lualaba zum Nile flössen. Indessen seine Kraft war zu Ende.

Von Stanley neu ausgerüstet, kam er von Tage zu Tage mehr verfallend noch bis zum Südufer des Bangweolo-Sees. Da hauchte er in einsamer Hütte in der Nacht zum 4. Mai 1873 seine Seele aus im Gebet von Gott Segen herabflehend auf Afrika und auf jeden, — Amerikaner, Engländer, Türken, — der die offene Wunde der Welt heilen hilft.

Dass er nicht umsonst gelebt und nicht vergebens für Afrika gestorben ist, ist seitdem herrlich offenbar geworden. Wie eine Verheissung des Segens, der durch ihn nach seinem Code auf die Völker Afrikas kommen sollte, war schon die That der Treue, die seine schwarzen Diener an seinem Leichnam thaten, indem sie ihn unter den schwersten Gefahren nach der Küste trugen. Sie zeugte davon, dass es christlichem Glauben und christlicher Liebe gelingen werde, nicht nur zu dem Herzen Afrikas Bahn zu brechen, sondern auch zu den Herzen der Afrikaner. Seine Schilderungen der Greuelthaten der Sklavenhändler, die er so oft mit wehem Herzen hatte sehen müssen, weckten das Gewissen der ganzen evangelischen Christenheit, sodass die Staatsgewalten in Europa sich aufmachten, diesem Fluche Afrikas ein Ende zu bereiten. Die Sklavenjagden wenigstens haben fast ganz aufgehört. Und auf den Pfaden, die er gefunden, sind von allen Seiten die Boten des Friedens ins Innere Afrikas vorgedrungen: zum Schirehochland und an den Njassa seine Landsleute gefolgt von den Arbeitern der Brüdergemeine und der Berliner M. G. Die Universitäten-Mission hat sich aus der Lethargie aufgerafft, in die er sie versinken sah, und hat ihre Arbeit an dem Rowuma hinauf, der ihm so viele Enttäuschungen bereitet, bis zur Südspitze und Mitte des Njassa vorgetrieben. Am Südende des Tanganyika steht die Condoner M. G. in Arbeit, die ihn zuerst nach Afrika gesandt. Zum Sambesi, wo seine treuen Makololo gewohnt, ist der tapfere Coillard vorgedrungen. Auch die Gründung der Sklavenfreistätte Freretown und die so überraschend erfolgreiche Ugandamission ist wenigstens indirekt auf Livingstones Einfluss zurückzuführen. Und überall ruht der Segen, den er sterbend herabgefleht, auf der Arbeit seiner Nachfolger und führt die von ihm so geliebten Afrikaner ins Himmelreich ein.









Allgemeine Missions Zeitschrift  
1902  
v.29

GTU Library



3 2400 00251 3632

CBPaG



